

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band

auf das Jahr 1823.



Göttingen,
gedruckt bey J. C. Dieterich.

KÖNIGL.
ALLG.
MINIST.
BIBLIOTHEK



Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1823

by unknown author

Göttingen; 1823

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. Stück.

Den 2. Januar 1823.

K o p e n h a g e n.

Gedruckt bey Andreas Seidelin: Bjowulfs
Drape. Et Gothisk Heltedigt fra forrige Aar-
Lufinde af Angel Carist paa danste Riim ved Mik.
Fred. Sev. Grundtvig, Præst. LXXIV und 325
Seiten Octav.

Ueber die erste Ausgabe des Originaltextes ist Jahr-
gang 1818. Stück 5. von einem andern Rec. berich-
tet worden. Thorkelin, durch seinen Eifer, das in
England ungedruckt und unbenutzt liegende, wahrhaft
kostbare Denkmal der angelsächsischen Vorzeit endlich
herauszugeben, hat sich ein bleibendes Verdienst er-
worben. Den Text lieferte er im Ganzen genau oder
wenig entstellt; die Kühnheit seiner beygefügtten la-
teinischen Uebersetzung (es ist strenge genommen kaum
eine Zeile getroffen und der Sinn wird gewaltsam
gerathen) muß man verzeihen, eine unter dänischen
Schriftstellern nicht seltene Ueberschätzung ihrer Na-
tionalität zum besten auslegen. Offenbar war der
Titel de Danorum rebus gestis übel angebracht,
das Gedicht verherrlicht einen gotischen (gothischen
schreibt Rec. absichtlich nicht), Helden, die Dänen

treten nur in einem Theile des Liedes auf, zwar als ein berühmter, edler Stamm, der aber hier doch die zweite Rolle spielt, da gerade Beowulf (d. h. Bienenwolf) aus der Fremde landet, um an dem dänischen Hofe Ungeheuer zu erlegen, gegen welche die Stärke inländischer Helden nichts vermochte. Ferner ist die Behauptung (Thorkekins Vorrede S. X) 'epos hoc evidentior docet, idioma anglosaxonicum esse revera danicum' gerade zu falsch, wenn sie nicht ganz vag genommen werden soll in dem Sinne, wonach ungefähr einem Franzosen die deutsche und dänische Mundart eine und dieselbe Sprache zu seyn scheinen, weil sie eine in seinen Augen allerdings auffallende Menge von Wörtern mit einander gemein haben. Dem gründlichen Sprachforscher wird dieses in reinstem Angelsächsisch verfaßte Werk beweisen, wie wenig es mit dem von Hices so benannten dänisch-sächsischen Dialect auf sich habe; zu Erläuterung Beowulfs aber das Studium der althochdeutschen, altsächsischen und altnordischen Mundarten, welche freylich alle verwandt sind, mehr beitragen, als irgend eine Rücksicht auf die heutige dänische oder deutsche und selbst die englische Sprache. Dieser Beowulf ist unwidersprechlich das wichtigste Denkmal angelsächsischer Poesie, dem sich das dem Caedmon zugeschriebene Werk, noch weniger der übersezte Boethius oder das Bruchstück von Judith gar nicht vergleichen lassen. In den drey letztgenannten Gedichten wird der Poet von dem fremden, zugebrachten Stoff beherrscht, er lebt nicht in den Sitten und Thaten seines Volks. Hätte der Verfasser der altsächsischen Evangelienharmonie, hätte unser Otfried sich auf eine deutsche Heldensage gewandt, er würde der Nachwelt einen weit größeren Dienst erwiesen haben; wer daran zweifelt, vergleiche Rudolfs Wilhelm von Orlenz mit seiner Bearbeitung der biblischen Geschichte. Sprachgewandtheit, Zierlichkeit, und, das muß ausdrücklich dabey gesagt werden, Gedankenfülle des trefflichen an-

g höchst D e s h n M n w o s n
mal wolle, wird jeder bewundert, der sich seiner
Sprache mächtig gemacht hat. Er ist ein Schrift, al-
lein sein Werk ist freilich in der belandigen Zeit, die
Abfassung muß wenigstens in das achte Jahrhundert
gesetzt, noch in das siebente gerückt werden. Die
geschicktesten Wegbereiter zeigen heutige Ansicht
nach, manches barbarische an sich; es wird geklärt,
gesehen, der erschlossenen Grundes Haupt als Wegzei-
gen herangezogen, die Sprache den Stämmen überge-
ben: aber alle Verhältnisse und Bestimmungen ehen
Anstand, Ehemuth, Verechtigkeith, Milder; ist rich-
ter sich der Blick nach dem Hören, nach Geschick
und Zukunft. Wer den Germanen zum besten Bild
den Stempel schlägt, lese dieses Werk, und möge an
dere Schicksale. Und welche heutige Wörter haben Ur-
kunden ihrer Quelle aufzuweisen, die tausend Jahre
alt geworden sind?

Die Gleichgültigkeit womit es den Bremer
hat, gerecht England zur Ueberset; in Dänemark
und auf Kosten eines dänischen Staatsmannes (des
ehemaligen Johann von Salow, der die theofelin-
sche und gewaltthätige Arbeit ermuntert und drucken
lassen hat) muß der erste und gewissemassen zweite
Ausgabe erschienen. Hätte man durch dieses doch wenig-
stens aufmerksamer werden können. Aber ganz un-
geheuer, weder die noch Manning nehmen von eu-
rer so bedauernden Lurde Kunstschaff; in ihrem We-
terlich ist Lähmen stetig einsetzungen, die weit rei-
chere Ausgabe, welche Bremer durchsetzt, verschmähete,
eine Menge der ältesten, wichtigsten und schönsten
Wörter und Wendungen damit entgangen. Lurde, der
angesehene Geschichtschreiber, thut zwar, als wete
stehe er den Bremer und theilt im Capitel von der
angesehene Dichtkunst Bescheid mit. Seine
Uebersetzung ist jedoch fehlerhaft gleich der theofeli-
nischen. Ueberhaupt, welche Vertrauen hätte es zu
einem Worte ein, der die Geschichte seiner Vorfahren
2 (1)

beschreibt, und die reichhaltige Quelle ihrer Sprache nur oberflächlich berührt, nicht gründlich erforscht hat?

Wir wissen nicht, ob gegenwärtig das Studium der angelsächsischen Sprache und Poesie einige junge Freunde und Zöglinge in England gewonnen hat, wohl aber, daß Engländer, wenn sie sich ihm hingeben wollen, die von dem Dänen Nafk gefertigte Grammatik und den in Dänemack gedruckten Beowulf als das vorzüglichste Hülfsmittel anzusehen haben. Mit dem torkelinischen Druck ist es ferner unerläßlich die vorliegende Arbeit Grundtvigs zu verbinden, indem sie theils im Anhang S. 267-312 eine bedeutende Zahl von wichtigen Lesarten aus den Abschriften sowohl als der Conjectur auf das erwünschteste herstellt, theils in der zwar freien, doch dem Sinn nach meisterhaft richtigen Uebersetzung den nicht leichten Zusammenhang des Ganzen klar überschauen läßt. Hr. G. wäre der Mann dazu gewesen, eine zweite critische Ausgabe des Textes beizufügen, er hat es vermuthlich aus Bescheidenheit unterlassen oder vorerst verschoben.

Wer die angelsächsische Sprache studirt, dem ist diese dänische Uebersetzung des Beowulf jetzt unentbehrlich. Von ihrem Werthe an sich wäre Rec. versucht ein Urtheil zu fällen, das mit dem Gesagten in Widerspruch zu stehen schiene, und noch mehr scheinen wird, nachdem er hinzugefügt hat, daß sie sehr lesbar, gedrungen und kräftig gerathen ist. Hr. Grundtvig, des Reichthums der dänischen Sprache in hohem Grade mächtig (mehr als Dehlenschläger), und von dem an sich richtigen Grundsatz, daß Uebersetzung eines Gedichts freie, poetische Wiedererzeugung seyn müsse, ausgehend, hat hier gleichwohl ein Gedicht geliefert, das den Forderungen der Gegenwart weder entspricht noch ein treues Bild des alten Liedes aufstellt. Jenes verschuldet der alte, einfache Stoff, welcher bey aller Gedrängtheit und Flüssigkeit der Worte in der Uebersetzung zu weitläufig ausge-

spinnen wird. Das alliterierende Metrum des Originals, zu dem jede Wendung und Redensart genau paßt, belebt den Gegenstand bis ins Einzelne, die neuen wechselnden und balladenmäßigen Reime und Strophen machen das Ganze — ermüdend. Prosa hätte weit besser gethan, und sie steht Hrn. G. wohl zu Gebot. Zu verhehlen ist bey diesem Anlasse nicht, daß seine patriotische Uebersetzung des *Saxo Grammaticus* (Kopenh. 1818 in 4. auch den *Snorro* lieferte er in demselben Jahre auf ähnliche Weise bearbeitet) kürzlich in einer unserer Litteraturzeitungen ganz unverdiente Behandlung erfahren hat. Allein auch in diesen Uebersetzungen sind die Lieder das minder gelungene. Das Volkslied ist voll rascher Lebendigkeit und kühner Verknüpfung; aus weit strengeren, festeren Fäden wurden jene alten Gedichte gewirkt. Ihr gedehnter, durch den einer neuen Sprache unerreichbaren Bilderaufwand der alten geschmückter Inhalt contrastirt mit den Reimweisen des Uebersetzers, welche an die Fülle der Begebenheiten eines Volksliedes erinnern. Ganz moderne, an sich gute und kräftige Wendungen machen beynahе comischen Eindruck, z. B. Seite 147: *ned da styrted Vand og Blod som med Kar man öste* (da stürzte Wasser und Blut nieder, als gösse man mit Mulden) viel edler im Original p. 123: *lagu drusade, väter under volcnum väl-dreore fäh* (*fluctus striduit, aqua sub nubibus sanguine caesorum tincta.*) S. 42: *thi uden Sorg begraver mig flux den Fylde-Vom, i Bugen han mig jorder, see det er kort Proces, ei under mig den Morder en Gravhöi med Cypres.* Die drey letzten Zeilen passen etwa in eine Uebersetzung des Calderon, das voranstehende 'flugs begräbt mich der Bollwanst in seinem Bauch' gibt der pathetischen Rede des Helden gemeinen Anstrich, wovon der Text keine Spur hat, es heißt p. 35. *byrgean* (besser wohl: *birgean, gustare, verschieden von byrgean, sepe-*

lire) thencedh, etedh ângenga, unmurnlice, mearcadh mor hopu; Rec. übersetzt (es ist die Rede von einem menschenfressenden Ungeheuer) vesci cogitat, comedit solivagus, illugubriter (ἀπειδικῶς), notat paludem ligustrum, wiewohl die letzten Worte bedenklich bleiben, und vielleicht mor-hopu, ligustrum palustre zu verbinden ist? Seite 80: og kom der saa et Stykke, hvor Veien var galant (wo der Weg galant war, d. h. wo man anmuthig reiten konnte) im Original p. 67. thâr him sold-vegas fâgere thuhton (ubi viae terrae amoenae iis videbantur). Seite 211: Veî han viiste, nâdig nok, bange som en Hare, die letzte Zeile 'furchtsam wie ein Hase' hat im Text keinen Grund, welcher p. 180 liest; he ofer villan giong (is coactus ivit; giong oder geong, gêng statt des gewöhnlichen eode kommt im Beowulf verschiedentlich vor, z. B. noch p. 99. 100. 134. 151. 166). Auf der nemlichen Seite: sad Valkyrien og naer, som med Skielm bag Ôre, vilde in den Herre-Fârd Oldingen berøre. Einmahl hat das Original hier nicht vâl-cyrie, sondern vyrd und das personificierte fatum, welches dem Leib das Leben nimmt (sundurgedaelan lif vidh lice) ist ein höheres Wesen, als die halb-irdische vâl-cyrie, eher der altnordischen Norne vergleichbar; dann aber darf dieser Todessgöttin kein Schelm hinters Ohr geschrieben werden. In solchen und ähnlichen Stellen hat der Uebersetzer, wie es uns scheint, sein Gedicht durch Redensarten der heutigen Welt frey und ungezwungen machen wollen; unserm Gefühle nach hätte auch eine romanzartige Umdichtung Homers Ausdrücke, wie Fyle. Vom und Skielm bag Ôre, zu meiden, wenn μεγάλην ἐμπλήσατο νηδύν oder πολύμητις wieder gegeben werden sollten.

Wir kehren zu dem Original zurück, das nicht bloß einiger Lücken der Handschrift wegen, sondern auch darum bedeutende Schwierigkeiten darbietet, weil für

die Untersuchung der angelsächs. Dichtkunst bisher so wenig gethan worden ist. Von dem Reichthum der Sprache kann einigen Begriff geben, daß das Lied von Beowulf bey mäßigem Umfang (das Ganze beträgt etwas über 6500 Kurzzeilen oder gegen 3300 Langzeilen) ungefähr drittehalbtausend zusammengesetzte Nomina enthält, Substantiva und Adjectiva, worunter freylich manche mehrmahls wiederkehren. Rec. zählt z. B. 32 verschiedene Composita mit gudh- (pugna), 23 mit headho- (celsitudo), 22 mit hild- (bellum), 13 mit here- (exercitus) u. s. w. von ihnen und den vielen übrigen mag die Hälfte im Lyeschen Wörterbuch mangeln. Unter jenen 32 mit gudh- kommt z. B. gudh-gevaedu (vestitus bellicus) fünfmal (S. 19. 195. 203. 212. 213 des thorkel. Drucks) gudh-rinc (bellator viermal (S. 65. 114. 141. 197.) gudh-räs (belli impetus) viermal (S. 119. 176. 195. 222) vor, andere nur zwey- oder einmahl. Die Beobachtung dieser Wiederkehren, die Vergleichung des analogen Ganges in solchen Zusammensetzungen erleichtert das Studium der angelsächs. Poesie ungemein. Verba sind kaum auf diese Weise componirt, meistens mit Partikeln. Jene Compositionen gewähren dem Dichter außerordentliche Freyheit, er kann das Schiff bald sae-vudu bald sund-vudu, (beides bedeutet Meer-Holz) die Krieger bald lind-häbbend, bald rand-häbbend nennen. Gewiß ein Zeichen epischer Fülle und Beweglichkeit. Für jeden der gewöhnlichen Begriffe des Krieges und häuslichen Lebens stehen ihm viele gleichbedeutende und leichtverständliche Benennungen zu Gebot. In alle solche Eigenthümlichkeiten scheint aber Hr. G. vollkommen eingeweiht, er hat nicht wenige falsche Versabtheilungen der thorkel. Ausg. nunmehr geordnet, er hat sogar mehrere, zum Theil für die Geschichte der Poesie und Sage wichtige Eigennamen hergestellt, von welchen die thorkelinsche Version nichts ahnet. Nur

zuweilen möchten wir zweifeln. So an dem Eigennamen Fecfor S. 168. wo vielleicht zu lesen wäre: fäc fordh (eine Zeit darauf, wie á fordh immerfort heißt) a - cvädh (sang er). Wir wollen doch auch eine Probe geben, wie man, mit Benutzung der Grundtvigschen Arbeit, nunmehr übersehen kann. Es heißt (nach Beowulfs Tod) S. 232.

Him thâ gegeredon Geáta-leóde
 ád on eordhan unvácligne,
 helm-behongne, hilde-brondum,
 beorhtum byrnum, svâ he bêna vâs.
 Alegdon thâ tó-middes maerne theóden
 háledh hiófende hlâford leófne;
 ongunnon thâ on beorge bael-fyra maest
 vigend veccjan, vud-rêc astâh.
 sveart of svic-tholê, svôgende lét
 vópe bevunden, vind-blond geläg,
 odh thât he thâ bân-hûs gebrocen háfde.

Tunc ei paraverunt Gotorum viri
 rogum in terra infragibilem,
 galeis redimitum, martis ensibus,
 lucidis loriscis, sicut ipse rogaverat.
 imposuerunt in medio clarum principem
 milites plorantes dominum, carum.
 coeperunt tunc in monte pyrarum maximam
 bellatores incendere, ligni fumus ascendit
 niger e dolosa materie, strepens crevit (ignis)
 fletu circumcinctus, venti flamen quievit,
 donec ille (ignis) osseam domum (i. e. cadaver)
 confregisset.

hiermit vergleiche man Thorkelins abweichende Uebersetzung und Grundtvigs gewiß nicht mißlungene Strophe S. 263. 264. Bedenklich sind bloß die drei letzten Zeilen, svic-thol scheint ein poetisches Wort für den Feuerstoß, wörtlich: Trugsheit, der den Leichnam aufnehmende Eis, aus dem Flammen vorbrechen. svôgende setzen wir statt svongende, man dürfte auch svengende (vibrans) vorschlagen.

Vor oder nach lét mag etwas fehlen, das Wort Flamme ist nothwendig schon des folgenden he halben, vielleicht mangelt aber ein Infinitiv wie veaxan, da laetan (sinere) an und für sich schwerlich zum Sinne hinreicht. Vind-blond ist eigentlich venti mixtio, und ähnlich den Compositis sund-gebland (maris mixtio) ydh-geblond (undarum mixtio) welche S. 104. 110. 120 vorkommen. Die ausgehobene Stelle zeigt den ruhigen, gehaltenen Stil des Textes, wenn man auch die feinere metrische Wendung und Fügung der Worte aus der Version kaum abseht. Leider sind die S. 233-236 folgenden Zeilen durch Lücken beynahe bis zum Schluß des Ganzen entstellt. Sorgsame Einsicht der Handschrift liefern da und anderwärts halbverblichene Wörter herauslesen.

Noch bleibt etwas von dem Inhalte des Gedichts zu sagen. So wichtig es für die Kenntniss der Sprache und Dichtkunst ist, in gleicher Weise wichtig wird es für die Erläuterung der Sitten und Sage unseres Alterthums. Mehr als Ein Blick öfnet sich in das häusliche Leben der damaligen Menschen; die Gewohnheiten bey der Ankunft und Einführung fremder Gäste sind höchst anschaulich und ohne Zweifel mit großer Wahrheit geschildert. Beispiele verbietet uns der Raum; ohne Aushebung und wörtliche Uebersetzung der Stellen des Textes würden sie nicht klar werden. Für die Sage ist vieles zu lernen, im Einzelnen und im Ganzen. Die Bekämpfung eines Wassergeistes Namens Grendel, der nächtlich in die Königshalle wandert, schlafende Menschen überfällt und verschlingt, dann der gleichschwere Kampf mit seiner Mutter, welche des Sohnes Tod rächen wollte, füllen die erste Hälfte des Gedichts und vieles klingt an tiefgewurzelte deutsche Volksagen an. Die Idee einer mythischen Mutter oder Großmutter des Teufels (von seinem Vater oder Bruder ist nie Rede) hat das Christenthum bis auf den heutigen Tag nicht

vertilgt. Sehr merkwürdig wird die sonst unbegreifliche Ursache der Feindschaft des Wassergeistes mit dem Menschengeschlecht gleich S. 9. angegeben. Der König hat ein prächtiges neues Haus erbaut unfern Brendels Aufenthalt, der sich nun durch das Geräusch und laute Treiben der Menschen gestört fühlt (von den Worten thà se ellengaest bis zu svitol sang scôpes). Dieser Zug, daß das Zweigvolk den Ackerbau, das Hämmern und Pochen der Leute, den Glockenklang in neuerbauten Kirchen nicht leiden kann, auf alle Weise zu hindern sucht, und endlich lieber auswandert, kehrt in Sagen und Liedern wieder, vgl. Deutsche Sagen n. 34. 36. Danske Viser I. 176, 4. 178, 16. Danske Folkesage I. p. 42. 43. 122. 174. 175 (eine beyfallswerthe Sammlung, herausg. von J. N. Thiele, wovon bis jetzt drey Bändchen Kopenh. 1818-1820 heraus sind). Den andern Haupttheil des Gedichts bildet der furchtbare Kampf Beowulfs mit einem goldhütenden Drachen, welchen er zwar überwindet, aber sein Leben selbst dabey lassen muß. Das Benehmen des Helden, seine letzten Reden, der Muth seines treuen Gefährten Wiglafs, die Feigheit anderer Krieger, und Wiglafs zornige Straf- rede an sie (diese S. 213. 214; die ausgesprochene Wannformel bemerkenswerth, er erklärt sie und ihre Sippschaft des Landrechts verlustig: lond - rihtes môt thære maegburge äghvylc idel hveorfan) endlich des Königs Leichenfeier (woraus wir vorhin eine Stelle gehoben haben), alles wird mit einer Zartheit und Einfachheit der Farben beschrieben, welche die wenigsten unserer Leser jenen frühen Zeiten zutrauen werden. Die fortlebende Volksage von verwünschten Menschen, die als Thiere den unrecht erworbenen Hort hüten, erscheint hier in so hohem Alterthum, aber in weit gründlicherer Darstellung. Den Mythos, welcher den Eingang des ganzen Gedichts ausmacht, hat Hr. Grundtvig mit nicht gewöhnlichem Scharfsinn herausgefunden (Thorkelin rieth nichts

davon), wiewohl noch einige Dunkelheiten bleiben. Es wird erzählt: der alte König Scyld Scëfing sey nach seinem Ableben mit allen Waffen, Kleidern und Kostbarkeiten auf einem Schiffe (ohne Bemannung, Ruder und Segel) der Flut überlassen worden, gerade wie er vormals einsam und mit denselben Sachen zum Heil des Landes aus der Fremde angelandet war. Die Aussetzung der Leiche auf einem steuerlosen Schiff beruht auf uraltem Volksglauben, und zählt mehr als ein Beispiel in unserm Alterthum. Allein hier steht sie noch in eigenthümlichem Bezug oder Parallelismus mit des Königs räthselhafter Ankunft, gleichsam als ob, was eine höhere Macht verliehen, sie auch zuletzt wieder nehmen müsse. Hr. G. gewinnt S. XXXVII. XXXVIII. wichtige Zeugnisse aus längst gedruckten lateinischen Schriftstellern zur Bestätigung dieses angelsächsischen Mythus, aus Ethelwerd (rer. anglic. script. ed. Savilii Lond. 1596. p. 479.) Wilhelm von Malmesbury (das. p. 22) und Matthäus von Westmünster (flores historiar. p. 166) wo zugleich der bedeutende Zusatz steht: der Heldenjüngling sey schlafend auf einem Strohgebund ganz allein in dem Schiff liegend anzelandet; ein Strohgebund heißt angelsächs. sceáf (althochdeutsch scoup) davon leiten jene lateinischen spätern Quellen den Namen des Helden scëf, der doch gewiß das scëfing (d. h. von scëf abstammend) unseres Gedichts ist. Das Gedicht hat hier zugleich (Seite 6) den Ausdruck umbor vesende, welchen Hr. G. recens natus deutet. Die Richtigkeit der Lesart steht nicht zu bezweifeln, da S. 91. nochmals umborvesende vorkommt, und daselbst füglich bedeuten kann: juvenili aetate. Analog ist auch das Compositum cnith-vesende S. 30 und S. 42. Alle bisher bekannt gewordenen Quellen kennen aber dieses umbor nicht, das wie cumbor (tessera militaris) neben cumbol (altsächsisch kumbal) auf ein altnord. kumal führt, dem altnord. uml verglichen

werden dürfte. Bödn erklärt u'ml durch vox suppressa dormientis, umla scheint schlummern, und selbst Schlummer, engl. slumber, könnte buchstäblich verwandt liegen. Rec. stellt das als bloße Muthmaßung dahin, wofür freylich die ausdrückliche Beziehung jener Sagen spricht, daß der Fremdling schlafend im Schiff gelandet sey. Wichtiger ist aber, was er aus der weiteren Verbreitung der Tradition im Mittelalter hinzufügen kann, und was Hrn. G. entgangen ist. Nämlich der Schwanenritter (Deutsche Sagen no. 534: 539) langt einsam und schlafend (Conrads von Würzb. Bearbeitung Zeile 116: 122. Lohengrin S. 19.), das Haupt auf den Schild geneigt, in dem Lande an, erlöst es, herrscht in Glück und Ruhe, und fährt zuletzt (nicht als Leiche, die spätere Fabel hat das geändert, und verschieden motiviert) mit demselben Schiffe wieder in die unbekannt Weite fort. - Rec. braucht sich einer ausführlichen Anregung deutscher Sage auch an diesem Orte, der sonst von anderer Gelehrsamkeit widerhallt, nicht zu schämen; weil ihm das gegebene Beispiel sehr geeignet scheint, darzuthun, welches Interesse dem von vielen hochfahrend verachteten Gegenstand abzugewinnen ist. Hier haben wir eine von hochdeutschen Dichtern des dreyzehnten Jahrh. besungene Fabel in einem sächsischen Liede nachgewiesen, das sechshundert Jahre und drüber hinausreicht. Auf den übrigen Inhalt der lesenswerthen Grundtvig'schen Einleitung, die neben manchen geistreichen manche gewagte Behauptung aufstellt, können wir uns aber jetzt nicht einlassen. Sehulich wünschen wir, daß ihr Verf. seine gründliche Kenntniß des Angelsächsischen zu Bereicherung dieser Litteratur ferner verwende, daß er das S. LXVIII verheißene Glossar ausarbeite, und daß die verborgenen Handschriften englischer Büchersammlungen nach seinen Seite LXIX - LXXIII. gegebenen Fingerzeigen sorgfältiger, als bisher geschehen ist, untersucht werden.

L o n d o n.

Gedruckt für Longmann, Hurst, Rees, Orme und Brown: Malay Annals, translated from the Malay Language by the late D. John Leyden. With an Introduction by Sir Thomas Stamford Raffles F. R. S, 1821. XVI und 361 S. in 8.

Welchen Kenner der Asiatischen Geschichte sollten nicht Malay Annals anziehen? Annalen eines Volks, das sich über den großen Sund der Ostindischen Inseln von Madagascar und einigen Theilen der Ostküste von Africa bis zur Oster-Insel, über ein Gebiet von vollen 200 Graden, ausgebreitet hat, und in den frühern Zeiten zu den rühmlichsten Völkern der Erde gehörte, wie man aus den deutlichsten Spuren vermuthen muß; dessen frühere Geschichte aber noch eine wahre historische Nacht bedeckt. Valentyn, der sich in dem Lande selbst nach Malayischen Geschichtsbüchern umgesehen, hat nur drey solche Werke auffinden können, die aber nicht bis in die Zeit der Malayischen Thätigkeit, die schon vor der Ankunft der Portugiesen abgenommen hatte, sondern nur bis ins 12te Jahrhundert reichten, und arm an Thatfachen, desto reicher aber an fabelhaften Geschlechtsregistern waren. Und nun — Malay Annals — wer dünkte sich nicht unter Malayischen Annalen etwas Vollkommeneres? Aber diese, welche vor uns liegen, sind, wo nicht eines der von Valentyn gesehenen Malayischen Geschichtsbücher, doch um nichts besser als sie. Bis zu S. 53 schleppen sich auch diese Annalen mit Sagen, welche das Geschlecht der Malayischen Könige auf Alexander den Großen zurückführen, der einst, um den "Ursprung der Sonne" zu sehen, den äußersten Osten besuchte, und nachdem er den Raja dieser Gegend besiegt hatte, sein (nach den Asiaten) gewöhnliches Abenteuer mit der wunderschönen Tochter des Raja bestand, und sie bey seiner Rück-

kehr nach Macedonien schwanger zurückließ, von deren Sohn das königliche Geschlecht fast aller Malaya Länder abstammt. Ja diese Annalen scheinen so gar in einigem den Valentynischen Geschichtsbüchern nachzustehen. Er las doch in ihnen die Zeit, wann sich die Mohren aus dem westlichen und südwestlichen Asien unter den Malayen angesiedelt haben sollen, gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts, was zwar schwerlich richtig ist; aber sie hatten doch dieses chronologische Datum. Diese Annalen hingegen erwähnen zwar des Eindringens des Islam zu Pasuri, Pafei, Sumatra u. s. w. unter Fabeln, wie er auch nach den Mohammedanern in andern Gegenden Eingang gefunden hat; aber die Zeit seiner Ausbreitung unter den Malayen ist nirgends nach irgend-einer Zeitrechnung angegeben. Und bey so bewandter Beschaffenheit mochte doch der D. Leyden, den unsre Leser aus seinen Beyträgen zu den Asiatick researches (s. diese Blätter Jahrg. 1818 S. 942. 945) als einen Kenntnißreichen Forscher der Asiatischen Sprachen und Geschichte kennen, sich die Mühe geben diese Annalen aus dem Malayischen ins Englische zu übersetzen! Indessen sah er sie doch (nach Herrn Raffels Vorbericht) für das an, was sie wirklich sind, für unverbürgte Volksfagen; nur aber glaubte er hier und da einzelne historische Lichtfunken durchschimmern zu sehen, um decentwillen es der Mühe werth sey, sich mit diesen Sagen bekannt zu machen. Und allerdings konnte er, der sich so lange unter Malayischen Stämmen aufgehalten hatte, tiefer in das Innere dieser Volksfagen blicken, als wir von ihrem Archipel entfernten Europäer. Diese Stellen wollte er in Anmerkungen hervorheben, und aus ihnen die Malayischen Zeiten vor dem Islam aufhellen, und aus den Sagen gegenwärtige Sitten und Gebräuche unter dieser Volke erklären, und so die wildfremden Traditionen uns Europäern näher bringen: aber der frühe Tod des Uebersetzers hat uns um diesen Com:

mentar, und die Lösungen der Räthsel, die er vielleicht hätte lösen können, gebracht. Denn es kommen allerdings Stellen vor, die vielleicht aus andern Völkergeschichten, so bald sie dem Commentator bekannt sind, Licht erhalten können. So heißt es (um nur ein Beispiel anzuführen) S. 231. there was a raja of Moloco, who fled to Malaca, when Castela conquered his country. Wem sollte bey Castela nicht Castilien beyfallen? Aber solche aus der Geschichte sonst bekannte Namen kommen äußerst selten vor. Wie unbekannt sind z. B. alle die Namen, welche der Verfasser dieser Annalen da angibt, wo er die ihm gewordene Veranlassung zu seinem Buche meldet: "in einer Gesellschaft, in der er gegenwärtig gewesen, sey erzählt worden, vor kurzem habe ein vornehmer Mann aus Qua eine Malaysische Geschichte mitgebracht, von der sehr zu wünschen wäre, daß sie jemand zur Belehrung der Malaysischen Nachwelt verbessern möchte. So gleich habe er, der Verfasser, sich vorgenommen ein solches Buch zu verfassen". Die Namen der anwesenden Personen werden sammt ihrer Abstammung genannt; aber der Recensent wenigstens wußte keinen aus der ihm bekannten Geschichte nachzuweisen. "Zuletzt (fährt der Verfasser fort) habe ihn der Sultan Abdallah durch den Raja Dewasayit auffordern lassen, eine Geschichte von allen Malayschen Raja zu schreiben". Wer kennt diese Ehrenmänner? Das Wichtigste in der ganzen Nachricht ist noch, die Angabe des Tags, an welchem die Gesellschaft, die ihn zu dem Entschluß des Buchs veranlaßt haben soll, beyammen war, es war der 12te des Rabiul awal (des vierten Monats) des Jahrs 1021 Heg., Chr. 1611. Wer möchte in so jungen Malayschen Volksfagen wichtige Aufschlüsse über die frühe Periode der Malayschen Thätigkeit, nach der man hauptsächlich begierig seyn müßte, erwarten?

R o m.

Noch gedenken wir in dem ersten Blatt dieses Jahrgangs des herrlichen Geschenks, womit die Herzogin von Devonshire unsre Universitätsbibliothek geschmückt hat, um unsern Dank nicht länger aufzuschieben, als wir ihn bey der langsamen Reise, die das Werk gemacht hat, ohnehin schuldig geblieben sind. Es ist der zweyte Theil der Prachtausgabe der Uebersetzung der Aeneis von Annibale Caro: *L'Eneide di Virgilio recata in Versi Italiani da Annibal Caro. Tomo II. Roma nella Stamperia de Romanis MDCCCXIX. 371 S. Fol.* (die sechs letzten Gesänge). Alles was Grabstichel und Buchdruckerkunst bey dem trefflichsten Papier leisten können, findet sich hier vereiniget. Dieser Band ist mit 23 großen Kupferstichen, und drey Anfangs- und Schluß-Bignetten geziert, die sich alle auf den Inhalt der Stellen, wo sie angebracht sind, beziehen, zum Theil von Antiken genommen, zum Theil aber nach Zeichnungen wirklicher Gegenden in ihrem gegenwärtigen Zustand, wenn sie noch zu den Beschreibungen des Dichters paßten. Unter jeder Tafel stehen die Worte der Uebersetzung, deren Inhalt sie anschaulich machen. Gern würden wir die Blätter, welche von denselben trefflichen Zeichnern und Kupferstechern, wie im ersten Bande, herrühren, einzeln durchgehen mit Anzeige der Stellen, welche sie erläutern, wenn es möglich wäre, dadurch unsern Lesern deutliche Begriffe von der Trefflichkeit der Wahl, welche die Herzogin selbst getroffen hat, und der Ausführung der Künstler zu geben. Wir unterlassen es aber, da wir kaum glauben, diesen Zweck bey der Anzeige des ersten Bandes (Jahrg. 1820. S. 2003) durch dieses Mittel erreicht zu haben.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. Stück.

Den 4. Januar 1823.

P a r i s.

Ben Bobée: ΚΛΑΥΔΙΟΥ ΠΤΟΛΕΜΑΙΟΥ
ΘΕΩΝΟΣ Κ. Π. Α. ΚΑΝΩΝ ΒΑΣΙΛΕΙΩΝ,
ΚΑΙ ΦΑΣΕΙΣ ΑΠΛΑΝΩΝ, ΚΑΙ ΓΕΜΙΝΟΥ
ΕΙΣΑΓΩΓΗ ΕΙΣ ΤΑ ΦΑΙΝΟΜΕΝΑ. Table
chronologique des règnes, prolongée jusqu'à
la prise de Constantinople par les Turcs: ap-
paritions des fixes, de C. Ptolémée, Théon
etc., et introduction, de Geminus aux phé-
nomènes célestes, traduites pour la première
fois, du grec en français, sur les Manuscrits
de la bibliothèque du roi; suivies des recher-
ches historiques sur les observations astrono-
miques des anciens, traduites de l'allemand,
de M. Ideler, membre de l'Académie royale
de Prusse; et précédées d'un discours préli-
minaire et de deux dissertations sur la reduc-
tion des années et des mois des anciens à la
forme actuelle des nôtres, par M. l'Abbé
Halma, pour servir à l'intelligence de son édi-
tion grecque et française de l'almageste. 1819. 4.

Um Ptolemäus Untersuchungen vollständig in Eine
B (1)

Ausgabe zusammen zu fassen, fügt Hr. H. in gegenwärtigem Bande das hinzu, was, in der Chronologie, als Arbeit von Pt. angesehen werden kann, zugleich aber, als Einleitung, Geminus Elemente griechisch mit französischer Uebersetzung, und des Zusammenhangs wegen die Begriffe von der Sphäre nach Cleomedes und Aristoteles de caelo. In Ansehung dieses letzten Punctes ist Ref. nicht ganz mit Hrn. H. einverstanden. Der practische Astronom kann jetzt nur noch in wenigen Fällen Gebrauch von den Werken der Alten machen, am wenigsten von den Theorien derselben. Für die Geschichte aber behält Hrn. Halma's mühevollen Arbeit auch in der Folge einen bleibenden Werth. Sie liefert uns die Quellen zugänglich, durch die beygefügte Uebersetzung, selbst für die des Griechischen unkundigen Liebhaber der Wissenschaft, sie enthält die Acten, auf welche man sich in Zukunft, als auf die einzige Autorität wird berufen können, wenn Hypothesen vom Alterthume und Ansichten der Alten beurtheilt werden sollen. Es wäre also nach des Ref. Ueberzeugung zweckmäßiger gewesen, wenn die kleine Schrift des Cleomedes ganz mit abgedruckt worden wäre, weil Fragmente und Auszüge leicht Mißtrauen erregen. Auf Aristoteles konnte bloß verwiesen werden. Hrn. Halma's Arbeit fängt mit einem Discours préliminaire über die Chronologie, besonders die des Ptolemäus, an. Er bemerkt ganz richtig, daß der Mangel an genauer chronologischer Bestimmung in der Geschichte der Griechen Ptolemäus Veranlassung gegeben habe, seine Beobachtungen an die Nabonassar'sche Zeitrechnung und an das ägyptische Jahr zu knüpfen, dessen Form damals allgemein bekannt gewesen sey. Daher sein Regentencanon, den er selbst mit der Regierung Antonin's geschlossen habe. Hr. H. führt nun denselben bis in das 15te Jahrhundert fort nach zwey Handschriften der Pariser Bibliothek, deren verschiedene Angaben er durch Vergleichung be-

richtigt. Als Einleitung zu Ptolemäus betrachtet er nun, wie schon bemerkt worden ist, Geminus Elemente, und übersetzt dieselben auf Veranlassung von Herrn Ideler, aus einem Manuscripte der Pariser Bibliothek, in welchem aber, außer Autolycus, Cleomedes und Jo. Pedia-simus nur die ersten sechs Capitel von Geminus vorkommen. Im Uebrigen folgt er Petavius, dessen Abdruck er mit der Ausgabe von Hilderich (Altorf 1590) für einerley erklärt. In einem andern Manuscripte finden sich Ptolemaei *πάσεις ἀπλανῶν* oder das Hemerologium. Bey dieser Untersuchung mußte natürlich auch die Frage berührt werden, ob diese Schrift Ptolemäus wirklich angehöre, oder nicht? Petavius erhebt dagegen einige Zweifel, unter andern diesen, daß der im Hemerologio angenommene erste Thoth nicht zusammenstimme mit den Beobachtungen im Almagest, ob er gleich keine entscheidende Gründe dagegen aufzustellen weiß. Hr. Halma macht darauf die Bemerkung, daß im Almagest der älteren Beobachtungen wegen das bewegliche, im Hemerologio das feste ägyptische Jahr angenommen sey, und daß wenn die Schrift auch nicht von Ptolemäus selbst abstammen sollte, doch nicht geläugnet werden könne, daß sie nach der Schlacht bey Actium geschrieben worden sey, weil die drey ersten Tage des Thoth in derselben mit den drey ersten des Julianischen Augusts zusammenfallen. Im Manuscripte 2390 fehlt die Einleitung zu dem Hemerologio, wie sie in Fabricii bibliotheca graeca steht, sie ist aber von Halma beygefügt. Den andern Calendar, welchen man im Uranologio findet, und nur nach dem Lateinischen des Nic. Leonicerus kennt, hält H. für untergeschoben und für eine Compilation aus mehreren Stücken von Leonicerus selbst. In einem andern Manuscripte (2394) findet sich noch ein anderer Calendar, in welchem die römischen, griechischen und alexandrinischen Monate mit einander verglichen sind, wobey der erste Thoth auf den 4ten

Calend. Sept. oder den 29. August gesetzt wird. Derselbe schließt sich genau an das Hemerologium von Ptolemäus an, beruht wahrscheinlich auf denselben Principien, und gab Hrn. H. zu den zwey folgenden Abhandlungen über die Art, die chronologischen Bestimmungen der Alten an unsere Zeitrechnung zu knüpfen Veranlassung. Endlich benutzte Hr. H. noch ein drittes Manuscript (1630) dazu, in welchem Auszüge aus Plato, Philostrat, Herodot, Empedocles, Cato, Phocylides u. a., zugleich aber auch ein Calendar mit den hebräischen, griechischen und römischen Monatsnamen vorkömmt. Diese ganze Sammlung ist nach der Einnahme von Constantinopel gemacht, weil ein Catalog der Kaiser von Constantin dem Großen bis auf Constantin VIII dem Paläologen hinzugefügt ist, in welchem aber nur die Namen und die Reihe der Regenten, nicht, was für die Chronologie die Hauptsache bleibt, die Jahre der Regierungen angeführt werden. Der Titel der ersten Abhandlung *sur la réduction des dates égyptiennes des observations astronomiques rapportées par Ptolémée à leur dates correspondantes dans la forme des années du calendrier grégorien étendu aux tems qui ont précédé l'ère chrétienne* zeigt deutlich den Inhalt derselben, die Regel aber, welche Hr. H. dabey annimmt, läßt sich ohne Weitläufigkeit in einer Anzeige nicht wiedergeben. Sie besteht, der Hauptsache nach, darin, daß das bewegliche Jahr der Aegyptier auf das feste reducirt wird, wie es nach Ptolemäus in Verbindung mit dem Julianischen Calendar ohnehin geschah, wobey die Einschaltung auf die einzelnen Jahre vertheilt und durch die bekannte Verbesserung auf die Gregorianische Form gebracht worden ist. Hierauf gründet sich nun die mühsam berechnete chronologische Tabelle, auf welcher das Nabonassarsche Jahr in der doppelten Form (das feste vom 29sten Julianischen August an gerechnet), das Julianische, die Juliani-

sche Periode, ferner die Jahre der Metonischen, der Calippischen Perioden, die Macedonische, Dionysische Zeitrechnung, die Olympiaden, die Jahre Roms in einem kurzen deutlichen Ueberblicke zusammengestellt sind. Damit ist zugleich die Tafel der Könige, oder eigentlicher, der Regierungen verbunden und nach den Manuscripten bis auf die Eroberung von Constantinopel durch die Türken fortgeführt; zu noch größerer Deutlichkeit aber sind auch noch die merkwürdigsten politischen Begebenheiten beygefügt. Für den Astronomen sind besonders die hinzugefügten Beobachtungen interessant, und zwar nicht bloß die, welche von Ptolemäus angeführt werden, (wobey selbst die Seite des Almagast nach Halma's Ausgabe jedesmal bemerkt ist), sondern auch die übrigen, welche in diesem Zeitraume vorkommen. Interessant ist ferner für die Geschichte die Bemerkung, welche der Ueberblick dieser Columnne veranlaßt, daß sich außer den Beobachtungen, die wir im Almagest finden, wenig von Bedeutung auffinden läßt. Alles beschränkt sich bloß auf einige allgemeine ohne genaue Bestimmung angeführte Erscheinungen von Cometen bey Aristoteles, wo von H. nur die übergangen sind, welche nicht an ein bestimmtes Datum angeknüpft waren. Eben so zeigen die von Theo, Thius, Heliodor beobachteten Conjunctionen der Planeten, daß diese Art von Beobachtungen auch nach Ptolemäus noch als unvollkommene Versuche betrachtet werden müssen. In der zweyten Abhandlung sur les mois des anciens, comparés à nos mois actuels liegt bey dem Hemerologio das Manuscript 2394 der Pariser Bibliothek, nach H's. Urtheil, aus dem 15ten Jahrhundert, zum Grunde. Dasselbe wird hier mit dem Calendar von Geminus verglichen, um das Mittel zu finden, auf welches sich der Anfang der attischen Monate bringen lasse. Hr. H. untersucht die von Ptolemäus angeführten Beobachtungen, namentlich die vier von Timocharis in den Jahren 294-282 ante Chr. aufs

neue um den wandelbaren ersten Hecatombäon zu finden, und erhält mit Gibert dafür einerley Resultat, obgleich auf einem andern Wege, und durch eine andere Methode, deren Vorzüge er hier zu zeigen sucht. Der erste Hecatombäon müßte also auch nach diesen Untersuchungen im Mittel auf den 15ten Julius angenommen werden, wo derselbe wirklich im Jahr 338 vor Ehr. G., oder um die Zeit Alexanders und Aristoteles hinfiel. Bey entfernteren Zeitpuncten weichen Halma's Bestimmungen von Gibert's Angaben beträchtlich ab. So setzt der letztere z. B. die Zerstörung Troja's auf den 29ten May 1183, entfernt sich aber dadurch zu sehr von Dionysius von Halikarnas, Halma dagegen auf den 22ten Junius 1184, beide nemlich nach den Erzählungen späterer Schriftsteller, von deren Hypothesen hier bloß die Rede seyn kann, da bey Sagen aus der Mythenzeit keine chronologische Genauigkeit erwartet werden darf. Bey der Ordnung der Monate folgt H. Hr. Ideler und stellt den Maimakterion vor den Pyanepsion, den Anthesterion aber nach dem Gamelion. Er schreibt alle Verschiedenheit in der Stellung der Monate dem Mangel an Uebereinstimmung unter den verschiedenen griechischen Stämmen und der unregelmäßigen Einschaltung zu, beurtheilt darnach auch den Widerspruch der zwey bekannten Handschriften bey Epon und Corsini mit Ptolemäus, indem er der Meinung beypflichtet, daß die Ordnung der Monate unter Adrian verändert worden wäre. Nach diesen Untersuchungen folgt nun 1) der Regentencanon, oder eigentlicher der Regierungen, bis auf die Einnahme Constantinopels durch die Türken d. i. bis auf Constantinus Paläologus, und zwar im griechischen Texte mit französischer Uebersetzung; 2) Auszüge aus den Manuscripten 2394 und 2390, wovon das erste bloß die Vorschriften, wie ein gegebenes Jahr des Regentencanons in die ägyptische Zeitrechnung und in Jahre der Welt verwandelt werden müßte, das zwey

ähnliche Regeln und noch die vorhin angeführten Beobachtungen von Heliodor und Thius enthält, welche bisher durch Bouillaud, aber nur unvollständig bekannt waren. 3) Die Auszüge aus Cleomedes und Aristoteles als Prolegomena; 4) Geminus selbst mit Vergleichung des oben erwähnten Manuscripts. 5) Ptolemaei *φάσεις ἀπλανῶν ἀστέρων καὶ ἐπισημασίαι* mit der Vorlesung von Hrn. Ideler über den Calendar von Ptolemäus in französischer Uebersetzung, als Einleitung und Commentar. 6) Die vollständigen Uebersetzungen von Hrn. Ideler's drey Abhandlungen, nemlich dessen historische Untersuchungen über die astronomischen Beobachtungen der Alten, über die Here der Araber, und über die Form des Julianischen Jahrs bey den Orientalen, welche keiner umständlichen Anzeige bedürfen, da sie dem deutschen Publicum schon bekannt sind. Hr. H. entschuldigt sich noch in der Vorrede, daß in den neu abgedruckten Fragmenten nicht immer die gehörige Genauigkeit bey den Accenten beobachtet worden sey, was ihm gewiß kein billig denkender zum Vorwurf machen wird, dem die mühevollen Untersuchungen bey Vergleichen von Handschriften bekannt sind.

G ö t t i n g e n .

Bey Carl Eduard Rosenbusch: Uebersicht einer Geschichte des Königreichs Hannover und des Herzogthums Braunschweig von Dr. Peter von Kobbe. 1822. 116 S. 8. mit einer Tabelle.

Der Verf. liefert theils einen Leitfaden zum Behuf seiner Vorlesungen, theils legt er den Plan vor, nach welchem er eine Geschichte des Landes, allenfalls in 2 Bänden, auszuarbeiten gedenkt. Der Entwurf enthält 10 Bücher, diese wieder 187 Abschnitte. Die 5 ersten Bücher beschäftigen sich mit der Geschichte und Verfassung der Königlichen und Herzoglichen Stammlande, das 6te mit Hildesheim, das

7te mit Lauenburg, das 8te mit Bremen und Verden, das 9te mit Ostfriesland, das 10te mit Osnabrück. Die Geschichte der frühern oder kleinern Erweiterungen (so: Hoya, Diepholz, Hohenstein, Eichsfeld) ist bey dem Zeitpuncte des Anfalls eingeschaltet. Um den Abriß möglichst abzukürzen, sind geographische und statistische Nachrichten ausgelassen, oder doch nur kurz angedeutet, letzteres vorzugsweise bey der etwas ausführlicher gegebenen Bremischen Geschichte, wo allenfalls noch folgende Citate einzuschalten wären: S. 22. über Lehe s. Annales der Churlande 6, 538, über die Veranlassung des Oldenburgischen Zehnten daselbst 8, 655, über Nordholz 4, 909, über Osterholz 2, 2, 44, Blumenthal 8, 211, Horneburg 9, 212; S. 125. über das alte Land 4, 667 und 781, über Buxtehude 4, 100; S. 141. über die Geschichte von Verden Hannov. Magazin 1815, 34, 35, 1819 1. Von Druckfehlern ist besonders (S. 8.) bey Angabe des Todesjahrs Heinrich des Dicken statt 1006: 1106 zu lesen, weil das dabey stehende Fragezeichen Mißverständnisse veranlassen könnte. Selbiges soll sich darauf beziehen, daß die gewöhnliche Angabe das Jahr 1102 nennt. "Berühmter Feldherr" S. 59 geht auf August Wilhelm, in der Tabelle S. 105 muß es statt Albert † 1285 heißen: Johann † 1285, ferner S. 2. Heilanga statt Weilanga, eben daselbst ist vor Sturmi: Wigmodi ausgelassen. Ein Fehler anderer Art, dessen Schuld Sonne trägt, ist es, wenn S. 67. der Herzog von Cery statt des Herzogs von Loos und Corswaaren genannt wird. Sonst muß S. 66 Rüdigershausen, S. 157 Giebasten, S. 173 Carl Edzard gelesen werden. Die Execution gegen Mecklenburg S. 53 geschah 1719. Johann Schadeland (S. 96) war nach Büschings Magazin VII. 523. eigentlich aus Hameln. — Von Litteratur ist nur das Wichtigste angeführt.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

3. Stück.

Den 4. Januar 1823.

B e r l i n.

Bei Reimer: Ulrichi de Hutten, equitis Germani, Opera, quae extant, omnia. Collegit, edidit, variisque adnotationibus illustravit Ern. Jos. Herm. Münch, in schola Argoviensi publica professor. Tom. I. 1821. CXXIII und 347 Seiten. Octav.

Auch unter dem deutschen Titel: Des teutschen Ritters Ulrich von Hutten sämtliche Werke, gesammelt, und mit den erforderlichen Einleitungen, Erläuterungen und Zusätzen herausgegeben von Ernst Jos. Herm. Münch, Professor u. s. w.

Der seit langer Zeit so oft und enthusiastisch ausgesprochene Wunsch, die Schriften Ulrichs von Hutten, so viel ihrer noch aufzufinden sind, in einer wohlgeordneten Sammlung beisammen zu sehen, geht also endlich in Erfüllung. Der Hr. Herausgeber hat alle Hindernisse überwunden, an denen dieses Unternehmen scheitern zu müssen schien, seitdem zuletzt noch unser sel. Meiners, der auch an die Erzählung von Hutten's Leben vielen Fleiß gewandt hat (in seinen Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus der Zeit der

C (1)

Wiederherstellung der Wissenschaften), und andere vaterländisch gesinnten Gelehrte dasselbe Vorhaben aufgeben mußten. Und auch jetzt, da man glauben sollte, unter den Vielen, die sich deutschgesinnt nennen, müßte ein neuer Enthusiasmus für den laut gepriesenen, "Aufwecker der deutschen Nation" rege geworden seyn, auch jetzt ist die Ausgabe so eben mit genauer Noth zu Stande gekommen. Die Zahl der Subscribenten ist sehr klein; sieben fürstliche Personen; einige öffentliche Bibliotheken; einige Buchhandlungen; und außerdem aus ganz Deutschland nur 7 hundert und ein Paar Individuen, unter denen ein verehrter Staatsmann durch Unterzeichnung auf fünfzig Exemplare das ganze Unternehmen gewissermaßen hat decken müssen. Wir erwähnen dieser Umstände, die unter andern Verhältnissen nicht in unsre gelehrten Anzeigen gehörten, mit Fleiße. Denn man hat Hutten's Werke als ein Nationaldenkmal zur Ehre des deutschen Namens gefordert; und in diesem Sinne glauben wir die Ausgabe anzeigen zu müssen. Sollen wir nun ein bitteres Verdammungsurtheil über das deutsche Publicum aussprechen, das selbst nicht zu wissen scheint, was es will, wenn es Ulrich von Hutten's Namen mit Bewunderung im Munde führt, und nach den Schriften, auf die sich der Ruf des bewunderten Mannes gründet, so wenig Verlangen trägt? Bedauern muß man allerdings, daß der Hr. Herausgeber für den mühsamen Fleiß und die Aufopferungen, die ihn die standhafte Ausführung seines vaterländischen Entschlusses gekostet hat, so wenig belohnt worden ist. Aber ein Paar Worte zur Entschuldigung des Publicums scheinen uns hier nicht überflüssig. Hutten war ein Mann seiner Zeit im ganzen Sinne des Worts: einer der kräftigsten Repräsentanten jenes Zeitgeistes, der in Deutschland die große Kirchenrevolution bewirkte. Mit Recht wird er einer der ausgezeichnetsten Vorarbeiter und nachher Mitstreiter Luther's genannt. Begeistert für die liberale Bildung, die aus

dem Studium der alten Classiker quillt, schwang er sich über die Vorurtheile seines Standes hinaus, und duldete Verachtung und Armuth, um ungehindert im Dienste der Musen zu leben. Dann steckte er sich ein höheres Ziel. Für Wahrheit und Recht entflammt, focht er, wenn gleich gewöhnlich nur mit der Feder, wie ein echter Rittersmann ohne Ansehen der Person und ohne sein eignes Glück in Betracht zu ziehen, gegen die römische Hierarchie und gegen einen deutschen Fürsten, der sich eines Meuchelmordes schuldig gemacht hatte. Aber als Held des Protestantismus gehört Hutten doch nur dem protestantischen Theile von Deutschland an. Dadurch wird schon das Interesse beschränkt, das sonst sein Eifer für die Ehre des deutschen Namens in einem weit größern Umfang erregt haben und noch erregen würde. Blicken wir nun auf seine Schriften, so spricht uns aus ihnen nicht nur sein persönlicher Character mit allen seinen schönen und kräftigen Zügen an; auch der Wiß, die Phantasie und die unerschöpfliche Beredsamkeit des Mannes reißen uns zur Theilnahme und Bewunderung hin. Aber die leidenschaftliche Hestigkeit des edeln Eiferers wird doch auf die Länge ermüdend, und das Meiste in Hutten's Schriften erhält seine vorzüglichste Bedeutung durch die Zeitumstände, auf die es sich bezieht, und in die es so verflochten ist, daß man Geschichtsforscher und Litterator seyn muß, um lange dabey zu verweilen. Ein Schriftsteller, der auf die Nachwelt eben so kräftig wirken will, als auf seine Zeitgenossen, muß seinen Stoff auf eine andere Art verarbeiten, als Hutten es konnte und wollte. Dieß zeigt sich schon deutlich in dem Inhalte des vor uns liegenden ersten Bandes. Sehr schätzbar für den Litterator ist die Einleitung, die den Herausgeber zum Verfasser hat. Sie enthält erstens ein so genaues und vollständiges Verzeichniß der Schriften Hutten's, wie wir noch keines hatten, der lateinischen sowohl als der deutschen. Mit Recht sind die Lateinischen

vorangestellt; nicht nur, weil die chronologische Anordnung es so mit sich brachte; auch weil man die Stufe der Geistesbildung, auf welcher Hutten unter seinen Zeitgenossen stand, nur in seinen lateinischen Schriften erkennt; denn als er, durch Luther's Beispiel ermuntert, auch seine Muttersprache zum Organ seines Eifers für Wahrheit und Recht machte, konnte er mit Luther nicht Schritt halten, aus seinem fränkischen Provinzialismus sich nicht hinausarbeiten, und die Formen, in denen der deutsche Ausdruck Würde mit Leichtigkeit verbindet, nicht finden. Besonders geordnet sind die Werke, welche Hutten mit geringer, oder gar keiner Wahrscheinlichkeit beigelegt werden, und diejenigen, an deren Herausgabe, oder Verbesserung er Antheil hatte. Ferner enthält die Einleitung ein Verzeichniß der verschiedenen Bildnisse Hutten's; sein Dichterdiplom, Urtheile von Zeitgenossen und spätern Schriftstellern über Hutten; Anzeige der Ausgaben, Uebersetzungen und Recensionen von Hutten's Schriften, nebst andern litterarischen Notizen; zuletzt noch Gedächtnißschriften und Erinnerungsverse. Mit diesem litterarischen Apparate ist für's Erste alles geleistet, was den Wißbegierigen, den diese Notizen interessiren, befriedigen kann. Mit besondern litterarischen Einleitungen, ebenfalls in deutscher Sprache, sind die nun folgenden, chronologisch geordneten lateinischen Schriften Hutten's ausgestattet. Zuerst ein Paar Juvenilia als die ältesten noch vorhandenen Denkmäler des Geistes und Sprachtalents des merkwürdigen Mannes; dann die, erst seit den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts wieder bekannt gewordenen *Libri querelarum*, zwanzig Elegien in zwey Büchern. In diesen Elegien erscheint nun Hutten schon ganz in seiner Eigenthümlichkeit; dem Titel nach als Dichter; in der That aber als ein feuriger Redner, der auch durch alles, was er in Versen sagt, nicht bloß sein Gefühl aussprechen, sondern einen Zweck erreichen will, der über das Interesse der lebendigen Darstellung hinausgeht. Wäre Hutten ein Dichter im rechten Sinne

des Worts gewesen, so würde er nicht das schmäbliche Unrecht, das ihm von dem Bürgermeister Loh und dessen Sohne zu Greifswalde widerfahren war, für wichtig genug gehalten haben, in zwanzig poetisch geformten Klageden seine Vöner und Freunde herauszufordern, ihm zu helfen, um diese Schmach zu rächen. Aber Unrecht wollte er nun einmal schlechterdings nicht dulden, es mochte ihn selbst, oder einen andern, betreffen. Daher die mahlerische und unerschöpfliche Rebefülle in diesen Elegien, deren Latinität zwar nicht ohne Flecken, aber im Ganzen doch so kräftig und elegant ist, wie bey den vorzüglicheren lateinischen Dichtern des sechszehnten Jahrhunderts. Hierauf folgt Carmen heroicum (soll heißen ein Lehrgedicht in Hexametern) de arte versificatoria, nützlich für jene Zeit, und ein Beweis des Fleißes, den Hutten auf das Studium der lateinischen Metrik gewandt hatte; aber auch weiter nicht von Bedeutung. Zwischen diese und die folgenden Gedichte hat der Hr. Herausgeber einen in ciceronianischem Latein geschriebenen, den Zwist zwischen Hutten und seinem Vater betreffenden Brief des gelehrten Crotus Rubicanus (Johann Jäger) als biographisch wichtigen Uebergang zu dem Folgenden, einschalten zu müssen geglaubt. Denn nun fängt in dieser Sammlung die Reihe der politischen Schriften an, in denen Hutten wieder als Redner, in einen Dichter verkleidet, auftritt. Ein Dichter, der im Gefühle seiner Kunst lebt, wird in elegischer Versart kein solches langes Exhortatorium schreiben, wie das von Hutten an den Kaiser Maximilian I. gerichtete, *vt bellum in Venetos coeptum prosequatur*. Aber Hutten, der schon damals die Italiäner kräftig gehaßt zu haben scheint, weil sie die deutsche Nation verachteten, nahm sogleich östreichische Parthey gegen die Venetianer, denen er nun nicht genug Uebles nachsagen zu können glaubte. Ein poetischer Gruß an Wien, bey Huttens Eintritt in diese Kaiserstadt, ist angehängt.

Wald darauf zog er selbst nach Italien. Wie übel es ihm in Pavia erging, sagt die in Prosa geschriebene Epistola ad Phachum (Balthasar zum Fach). Dann einige scherzhafte Gedichte; der Nemo nach der ersten Ausgabe von 1512 oder 1513, und der Vir bonus. Hierauf Epigrammatum liber ad Caesarem Maximilianum, wieder voll patriotischem und politischem Enthusiasmus, mit besonderer Beziehung auf die öffentlichen Begebenheiten jener Zeit, ohne besondern poetischen Werth, aber in einer schönen Sprache. Weiter, zwey Spottgedichte von ganz politischer Tendenz, in fortlaufenden Hexametern, also nach damaliger Art carmen heroicum genannt, gegen die Venetianer. Als Gegenstück dazu die Verherrlichung der Deutschen: Quod ab illa antiquitas Germanorum claritudine nondum degenerarint nostrates. Hierauf (ein Paar elegante Kleinigkeiten, Epigrammata pro ara Coritiana, d. i. epigrammatische Beyträge zu ähnlichen Geistesübungen anderer Dichter, die sich damals um Johannes Coritius, einen im Rom lebenden, reichen und angesehenen Deutschen, der die liberalen Studien liebte, zu versammeln pflegten. Unter der vierzehnten Nummer fangen die gegen Rom, den Pabst und den päpstlichen Hof gerichteten Satyren an, zuerst in der Form von Epigrammen de statu Romano, ex vrbe missa, an Crotus Rubianus; darauf noch eine andere bittere Satyre in tempora Julii (des unruhigen kriegerischen und nicht sehr christlichen Pabstes Julius II). Den Beschluß der Gedichte Hutten's in diesem Bande macht eines seiner beredtesten und gefeiltesten Werke, der Panegyricus in laudem Alberti (des trefflichen Erzbischofs und Churfürsten von Mainz, dem Hutten so vielen Dank schuldig geworden war); eine der schönsten metrischen Lobreden aus jener Zeit, aber auch kein eigentlich poetisches Werk, weil ihm der poetische Geist fehlt, der die Gedanken anders, als in einer solchen oratorischen Verknüpfung bildet und ordnet. Angehängt sind noch biographische und lit-

terarische Erläuterungen über die Personen und Schriften, auf die sich die in diesem Bande enthaltenen Schriften Hutten's beziehen. Auch dafür sind wir dem Herausgeber Dank schuldig. Blicken wir aber noch ein Mal auf alles zurück, was von Hutten's eigenen Schriften in diesem Bande gesammelt und wohl geordnet vor uns liegt, so spricht es, wie uns dünkt, durch sich selbst aus, warum es in unsern Tagen nur noch ein sehr kleines Publicum finden kann; und warum Hutten als Schriftsteller für die Nachwelt nicht der Mann ist, der er als Märtyrer seiner edeln Bestrebungen bleiben wird. Darum freuet uns indessen nicht weniger, seine Schriften als ein Denkmal, das die Nachwelt ihm schuldig war, beisammen zu sehen. Druckfehler, die man aber leicht dafür erkennt, sind mehrere stehen geblieben, z. B. in der Elegie S. 25, 3. 22, *nostros* für *nostro*; S. 139, S. 13, *Lacheris* für *Lachesis*.

Paris.

Chez G. Dufour: Manuel d'Ornithologie, ou tableau systématique des oiseaux qui se trouvent en Europe; précède d'une analyse du système général d'Ornithologie, et suivi d'une table alphabétique des espèces; par C. J. Temminck, seconde édition considérablement augmentée et mise au niveau des découvertes nouvelles. Tom. I et II. CXV Introduction. Beide Bände zusammen 950 S. 8. 1820. Die erste Ausgabe erschien bekanntlich 1815 u. hat bereits die verdiente Anerkennung gefunden. Der zweyten wird und kann sie um so weniger fehlen, indem sie mit zahlreichen, auf drey neuen Reisen durch Europa von dem Verf. gesammelten Beobachtungen ausgestattet, in jeder Beziehung vermehrt und verbessert erscheint. In der Vorrede zur zweyten Ausgabe kündigt der Verf., nach einer bittern, aber wie es scheint, verdienten Abfertigung einiger Ausfälle und Anschuldigungen Biillot's gegen ihn, noch einen Index général d'Ornithologie an, den er in Verbindung mit dem

Baron Laugier zu Paris demnächst herausgeben, und der somit eine vollständige Uebersicht des gegenwärtigen Standes der gesammten Vögelkunde geben wird. Alle hier zu gebenden Definitionen und Abbildungen sollen nie Copien seyn, so wie sich denn auch alles in diesem Manuel dargelegte auf eigne Ansicht und vielfache Untersuchung u. Prüfung gründet. Die Grundlage des eigenen Systems des Verf. bildet Illigers Prodrömus, ohne jedoch ihm ängstlich zu folgen. So viel als möglich hat der Verf. die bekannten Namen beybehalten u. nur hier u. da aus Gründen den von Cuvier in seinem — *règne animal* — den Vorzug gegeben. In der dem Werke selbst vorausgeschickten Analyse du système général d'Ornithologie theilt er die sämmtlichen Vögel in 15 Ordnungen: rapaces, omnivores, insectivores, granivores, zygodactyles, anisodactyles, alcyons, chelidons, pigeons, gallinacés, alectorides, coureurs, gralles, pinnaipedes und palmipedes. Die Zahl der hier aufgeführten europäischen oder doch in Europa vorkommenden Arten beträgt 410. Den Ibis der Alten, über welchen Cuvier in dem ersten Band seiner *Recherches sur les ossemens fossiles* eben so erwünschte als gründliche Aufklärungen gegeben hat, erhebt der Verf. zu einer eigenen Gattung — *Ibis falcinellus* — worunter jedoch nur der schwarze zu verstehen ist, den Cuvier *Scolopax falcinellus* nennt. Den weissen — *Numenius Ibis Cuv.* stellt der Verf. in die Gattung *Tantalus*, wohin er nach Cuvier nicht gehören kann, und hält ihn für denselben Vogel den Latham unter dem Namen *Tant. aethiopicus* und Bruce unter dem Namen *Abouhannes* anführt. — Die mannigfaltigen Berichtigungen einzeln aufzuführen, liegt außer den Gränzen dieser Anzeigen. Der Hauptvorzug dieses Werks, vielleicht vor allen ähnlichen andern, besteht auf jeden Fall darin, daß sich alle gelieferten Charakteristiken durchaus auf Autopsie gründen, und nichts andern nachgeschrieben ist.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

Den 6. Januar 1822.

L o n d o n.

Bey John Murray 1822: Memoirs of the last ten years of the reign of George the second. By Horace Walpole, Earl of Oxford. From the original Mss., in two Volumes, 1. Band. 536 und 2ter 696 Seiten in gr. 4.

Wenn Bayle's Behauptung, daß ein Geschichtschreiber sich nur an die Gegenstände halten soll, die sich während seiner Lebenszeit, und gleichsam vor seinen Augen zutrug, richtig ist, so verdient dies angezeigte Werk schon aus dieser Rücksicht eine günstige Aufnahme, indem der Verf. seine Geschichte ausschließlich nur auf die Periode, in welcher er selbst thätigen Antheil an der öffentlichen Angelegenheit nahm, und im Allgemeinen auf seine eigene Erfahrungen beschränkt. Ueber den Zweck den Horace Walpole, — wir werden fortdauernd diesen Namen beyhalten, als den unter welchem er der gelehrten Welt am mehrsten bekannt ist, obwohl er im Jahre 1792 den Titel: Earl of Oxford erhielt —, sich bey Abfassung seiner Denkwürdigkeiten vorgesetzt hatte, wollen wir ihn selbst hören: "Diese Blätter" sagt er,

D (1)

sind weniger eine Kriegsgeschichte, als Jahrbücher unserer inneren Angelegenheiten. Alles, was auf die Kenntniß des Characters der merkwürdigsten Personen, politischer Intriguen, und die Sitten der Zeit Bezug hat, gehört in die Gränzen meines Plans. Ich will lieber auf den Dank der Nachwelt, als auf ihre Bewunderung Anspruch machen. Ich bin kein Geschichtschreiber; ich schreibe nur gelegentliche Denkwürdigkeiten; ich zeichne Charactere; ich suche Anekdoten aufzubewahren, welche meine Obern, die eigentlichen englischen Geschichtschreiber, nach Gefallen benutzen können, oder nicht. Es ist schon eine große Belohnung, für einen solchen Schriftsteller, als ich bin, wenn meine Werke einige Jahre Leser finden".

— Horace Walpole starb im Jahre 1797, im achtzigsten Jahre seines Alters. In seinem Testamente hatte er bestimmt, daß das versiegelte Kästchen, worinn das Mspt. seiner Memoirs aufbewahrt war, seiner Schwester Lady Waldegrave übergeben, und nicht eher geöffnet werden sollte, bis ihr ältester Sohn, oder derjenige von ihren Söhnen, der den Titel: Earl of Waldegrave führen würde, das 25te Jahr erreicht habe. Es sind nunmehr sechzig Jahre seit dem letzten geschichtlichen Ereigniß verfloßen, dessen Horace Walpole in seinen Memoirs erwähnt. Alle Personen, die in selbigen Rollen gespielt haben, sind längst nicht mehr, und der jetzige Earl of Waldegrave hat daher geglaubt, diese Memoirs, ohne Nachtheil für noch lebende Personen, der Welt mittheilen zu können. Daß dies Werk vielen Beyfall in England finden würde, ließ sich, als von Horace Walpole herkommend, erwarten, dessen Klugheit und großen Talenten nicht nur England, sondern auch das Ausland den gerechten Tribut der Huldigung, schon während seiner Lebenszeit, gezollt hat. Das vorzüglichste Verdienst dieser Memoirs, scheint uns darinn zu liegen, daß sie für die Periode der zehn letzten Regierungsjahre Georgs II, eine genauere Geschichte der Ver-

handlungen im Parliamente enthalten, als solche bisher vorhanden war. Indessen möchte dieser Gesichtspunct wohl nicht gerade derjenige seyn, der die Leser vorzüglich anziehet. Horace Walpole war wegen seines Wises berühmt; nicht umsonst hatte er lange Zeit in Paris gelebt, und mehr, als einer seiner gelehrten Landsleute, in sehr enger Verbindung mit den unter Ludwig XV blühenden Gelehrten, und gelehrten Frauen gestanden. Seine Correspondenz ist mit großem Beyfall in Europa aufgenommen worden. Seine Darstellungsart ist viel gewürzter, als der gewöhnliche Styl der Engländer. Allein indem man allgemein dem Horace Walpole die Eigenschaft, ein großer Witzling zu seyn, beymaß; führte er noch einen andern Beynahmen, der weniger ruhmvoll ist, aber gern sich mit dem Wize paart: man nannte ihn den boshaften Walpole. Sein Witz verwundete oft sehr, und war nicht immer von delicateser Art. Dieß jüngst erschienene Kind, verläugnet seinen Vater und seine ältern Geschwister nicht.

Horace Walpole ist kein ganz unparteyischer Geschichtschreiber. Er trat zuerst im Parliamente als Redner auf, als sein Vater gezwungen worden war, das lange Zeit geführte Staats-Ruder nieder zu legen. Ein tiefes Gefühl von Bitterkeit lag in der Seele des jungen Walpole, gegen diejenigen, die die Opposition gegen seinen Vater gebildet hatten, insbesondere aber gegen die falschen Freunde desselben; die ihn im Augenblicke der Noth verließen. Gegen Georg II, vorzüglich aber gegen den Prinzen von Wales und dessen Gemalin, so wie gegen Georg III ist er sehr parteyisch. Der Herzog von Newcastle, Lord Hardwicke und W. Pelham, finden in allem was sie thun, einen strengen Richter. Der Herzog von Cumberland, — der damals eine wichtige Rolle spielte —, wird mit großer Schonung behandelt, weil Fox —, mit dem Walpole lange Zeit in freundschaftlicher Verbindung stand, zu der Partey dieses Prinzen ge-

hörte. Er liebte Mr. Pitt — nachmals Lord Chatham —, nicht, und nur die ausgezeichneten Eigenschaften dieses Staatsmanns zwingen ihm —, gleichsam gegen seinen Willen, — ihn im Verfolge seiner Administration, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Alle seine Charactere sind im Allgemeinen mit schwarzen Farben aufgetragen. Dieß ist um so auffallender, wenn man die Walpole'schen Memoiren, mit denen des Lord Waldegrave vergleicht, der viele von den Personen geschildert hat, mit welchen sich Walpole beschäftigt. Es lag in der Stimmung des letztern die Handlungen des Menschen aus selbstsüchtigen Bewegungsgründen abzuleiten. Nur wenige finden vor seinem Richterstuhl Gnade, als z. B. der General Conway, den wir jedoch für keinen ausgezeichneten Mann halten können; — und vielleicht wird er aus dieser Ursache mit so vieler Nachsicht behandelt. Horace Walpole sucht sich in seinem Proscript gegen den Vorwurf, als habe er alles zu schwarz gezeichnet, zu rechtfertigen. "Was ich von Personen Nachtheiliges angeführt habe", sagt er, habe ich durch Thatsachen zu beweisen gesucht. If, after all, many of the characters are bad, let it be remembered, that the scenes I describe, passed in the highest life, the soil the vices like".

Von einem Engländer, der selbst eine politische Rolle gespielt hat, möchte die Forderung einer gänzlichen Unparteylichkeit vielleicht zu gewagt seyn. Wenn wir in diesem Puncte den Verfasser der Nachsicht der Leser empfehlen: so möchten wir dieses uns nicht bey den vielen scandälösen Anekdoten erlauben, womit seine Denkwürdigkeiten angefüllt sind. Fürchteten wir nicht den Vorwurf auf uns zu laden, von der Bosheit des Horace Walpole einen kleinen Theil geerbt zu haben, so können wir kaum die Vermuthung unterdrücken, daß gerade; diese scandälösen Anekdoten, seinen Memoirs einen so großen Beyfall verschafft haben. Walpole hat in seinem Proscript gleichfalls ge-

sucht, künftigen Vorwürfen in Bezug auf diese Anekdoten zu begegnen. "Ich zweifle nicht, äußert sich der Verf. manche Anekdoten werden geringfügig scheinen; ich sah sie selbst so an, und schaltete sie daher größtentheils nicht in dem Text, sondern in den Noten ein. Ich habe nichts für sie zu sagen, als daß sie auf Personen von Bedeutung Bezug haben, und man hat immer solche Anekdoten mit Vergnügen gelesen. Sollte mein Werk ein Alter von 150 Jahren erleben, so werden sie Werth haben. Könnte ich mich mit Voltaire vergleichen, der, während er in seinem Siècle de Louis XIV angeblich die Geschichte nur in allgemeinen Abrissen bearbeiten will, — sich doch gern und lange bey einzelnen Zügen verweilt, von denen er eine genaue Kenntniß erlangt hatte: so hätte ich eine bedeutende Autorität für mich". —

Der Herausgeber der Memoirs hat indessen die Nothwendigkeit gefühlt, mehrere Stellen, die zu harte Beschuldigungen gegen Personen, denen Walpole nicht wohl wollte, enthielten, und die historisch genommen, keinen Werth hatten, wegzulassen. Ein gleiches Schicksal haben Wizeleyen über körperliche Fehler und Schwachheiten, woran Walpole so gern seinen Witz übte, erlitten. In Betreff der scandalösen Anekdoten, hat der Herausgeber in den mehrsten Fällen, die Namen der Frauen, nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet, und bemerkt bey dieser Gelegenheit, daß wenn der Rest der historischen Wipste des Walpole noch das Tageslicht erblicken sollten, größere Freyheiten mit dem Text nothwendig seyn würden. — Es scheint uns unter der Würde eines Mannes von Walpoles Talenten zu seyn, seine Feder mit Scandal zu besudeln. Was kümmert es die Nachwelt, ob eine solche, oder solche Lady, Liebes-Intriguen hatte? Die Person selbst, die auf diese Art der Vergessenheit entzogen wird, ist zwar nicht mehr; aber ihre Kinder oder Enkel leben noch. Und verdienen diese nicht Schonung? — Ein Vorwurf endlich, der Horace

Walpole, mit Recht gemacht werden kann, ist, daß er, zu sehr sich den Eindrücken seiner individuellen Gefühle hingebend, die oft durch Zufälligkeiten und Kleinigkeiten gereizt wurden, sein Urtheil über die Menschen und ihre Handlungen, nach seinen Privat-Ansichten modelte, das dann nicht selten ungerecht und veränderlich ausfällt. Daher können wir uns die vielen sich widersprechenden Urtheile erklären. So lange Fox sich z. B. nicht mit Pitt vereinigt hatte, ist er der Günstling; von jenem Zeitpuncte aber an, trifft ihn nicht selten Walpoles Geißel. Das Urtheil über Pitt lautet ganz anders im zweyten als im ersten Theile. Der Verf. entschuldigt diese Widersprüche damit, daß die Menschen selbst in ihren Ansichten und Handlungsweisen sich nicht immer gleich bleiben. I chuse to leave the portraits with their variations; I think they were just at each period in which they were drawn, — the reader must judge from the conduct of the person; for he will observe, that, if I vary my accounts, I produce the instances in which the actors appeared different from themselves. —

Der Zeitraum, den Horace Walpoles Denkwürdigkeiten umfassen, zeichnet sich weder durch glänzende Tugenden, oder große Laster, noch durch große Staatsumwälzungen, oder durch wichtige Ereignisse aus. Der siebenjährige Krieg, der eine wichtige Epoche in der deutschen Geschichte bildet, gehörte für England in die Classe der gewöhnlichen Kriege. Daher ist dieser Zeitraum von den englischen Geschichtschreibern nicht mit der Sorgfalt bearbeitet worden, als andere, die für uns weniger Interesse haben. Die Walpole'schen Memoirs sind in der Form eines Tagebuchs abgefaßt, in welchem der Verf. die Characterstücke der vorzüglichsten Personen, so wie solche gelegentlich vorkommen, entwirft. — Sehr ungerecht ist seine Schilderung von Georg II. Seine Hauptleidenschaften,

sagt Walpole, waren: Hannover, die Armee, und die Weiber, der erste Punct war für Walpole der geschäftigste, und wir werden in der Folge Gelegenheit haben, zu zeigen, zu welchen falschen Behauptungen ihn dieser sein Haß verleitete. Auf einen noch nicht vefestigten Thron gesetzt, dürfen wir es dem Könige verargen, daß er auf den Besiß seiner Erbstaaten einen vorzüglichen Werth legte? Georg II suchte aus den Engländern Soldaten zu bilden, was ihr Militair seit Marlboroughs Zeiten aufgehört hatte, zu seyn; und dies war freylich kein geringes Verbrechen, denn der freygesinnte Engländer, war dem stehenden Heere abhold. — Einiges Gutes will Horace Walpole jedoch dem Könige zugestehen, aber nicht ohne bittere Bemerkungen hinzuzufügen. Der König hatte sagte er, bekanntlich mehrere Maitressen; aber er bezeugete seiner Gemalin, mit der größten Achtung, und liebte sie fortdauernd. Georg II überließ sich nie den Gefühlen der Rache; eher opferte er seinen Character auf. Er war ehrlich — honest —; aber sehr geizig. Wir bemerken beyläufig, daß ein König von England sehr haushälterisch seyn muß, wenn er mit seiner Einnahme ausreichen will. — “Georg II ward, ohne es zu wollen, theils von der Königin, theils von seinen Ministern regiert, aber auf verschiedenem Wege; nur seine Kinder und seine Maitressen beherrschten ihn nicht, mit diesen blieb er immer als König —”. Mit Verwunderung sehen wir, daß Horace Walpole den persönlichen Muth des Königs in Zweifel ziehen will, von welchem er bey Oudenarde und Dettingen glänzende Beyspiele gegeben hatte. Mit größerem Rechte möchte er ihm das Feldherrntalent abgesprochen haben. Schwerlich rechtfertigt die Geschichte von Georgs II Regierung, den harten Schluß von Walpoles Characteristik. “George II had the haughtiness of Henry VIII, without his spirit; the avarice of Henry VII, without his exactions; the indignities of Charles I, with-

out his bigotry for his prerogative; the vexations of King William, with as little skill in the management of parties; and the gross gallantry of his father, without his goodnature or his honesty — Früher legt Walpole dem Könige die Eigenschaft der "honesty" bey. Hier sagt er: Georg II wäre vielleicht honest gewesen, hätte er niemals seinen Vater gehaßt, oder jemals seinen Sohn, (den Prinzen von Wales) geliebt. — Diese Charakteristik Georgs II gehört noch nicht zu den schwärzesten, die Walpole in seiner Gallerie aufgenommen hat. Wir erlauben uns als Gegenstück die Zeichnung aufzustellen, die Guibert in seiner Eloge du Roi de Prusse, von diesem nemlichen König entwirft, indem sie uns zugleich den Schlüssel zu Walpole's Bitterkeit gegen ihn gibt. "Georg II, sagte Guibert, hatte nicht wie der berühmte Prinz von Oranien, das Talent und den Ehrgeiz, die Angelegenheiten Europas zu leiten, indem Jenes England in alles, was auf dem festen Lande vorfiel, verwickelte. Er suchte dagegen mit Klugheit, den Frieden zu erhalten. Seine Politik ward durch die Furcht vor dem Hause der Stuarts, das damals noch sehr viele Anhänger hatte, und durch den Wunsch, seine Macht im Geheimen zu verstärken, geleitet. Das englische Volk dagegen war eifersüchtig auf das Haus Hannover, das es auf seinen Thron gesetzt hatte; und wenn Georg II seinen Einfluß in Deutschland vergrößern wollte, oder es nur einen Verdacht der Art hatte, so erfuhr er immer den größten Widerstand."

Sehen wir nun eine Charakteristik von einem von Walpoles Günstlingen: Der Herzog von Cumberland lebte nur für die Armee. Unbedingten Gehorsam verlangte er, und nie vergab er den geringsten Widerstand. Er liebte den Krieg, gleichsam um des Kriegeswillen. Er besaß eine heroische Tapferkeit, hatte aber kein Gefühl für kriegerischen Ruhm.

Der Beschluß im nächsten Stück.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. 6. S t ü c k .

Den 9. Januar 1823.

L o n d o n .

Beschluß der Anzeige von Horace Walpole's Memoirs of the last ten years of the reign of George the second. Mit großer Strenge hielt der Herzog von Cumberland auf alle die kleinen militärischen Kleinigkeiten, auf die man damals in Deutschland einen großen Werth legte, und denen die Engländer sich nicht unterwerfen wollten. Die geringste Abweichung im militärischen Anzuge, war in seinen Augen ein eben so großes Verbrechen, als wenn ein Officier seinen Posten im Felde verlassen hätte. Milde war seinem Herzen fremd; mit zu großer Härte gegen die Rebellen verfuhr er nach der Schlacht bey Culloden. Die Armee und die Nation fürchtete und haßte ihn. Hoch hielt er auf Könialiche und Prinzliche Vorrechte. Er nahm keinen Theil an den Berathschlagungen im Cabinet, weil er dieses unter seiner Würde hielt. Sein Grundsatz war; ein Prinz von Hause müsse keine andere Politik haben, als dem König zur Stütze zu dienen. So sehr er mit dem Prinzen v. Wallis in Feindschaft lebte, so unterwürfig würde er ihm geworden seyn, hätte er wirklich den

E (1)

Thron bestiegen. Als General im Felde war es für ihn ein Unglück, daß er gleich, ohne vorher Erfahrungen gemacht zu haben, an die Spitze gestellt ward. Er verachtete Geld, Nachruhm und Politik; er liebte das Spiel, die Weiber und einige Günstlinge. Gesellschaftliche Tugenden besaß er nicht. Man sieht, daß Walpole auch seine Günstlinge nicht ganz verschonet. Selbst sein Vater erhält nicht selten Seiten-Hiebe. Am anziehendsten sind Walpoles Zeichnungen wenn von Staatsmännern die Rede ist, die im Parlamente ausgezeichnete Rollen spielten; hier war er mehr zu Hause, als in der auswärtigen Politik. Wir heben einige Züge von seiner Charakteristik von Pitt und Fox, aus. Pitt war ohne Zweifel einer der größten Redner; seine Sprache war fließend und zierlich; seine Gesticulation voll Ausdruck, seine Figur graciös und befehlend. Satyre war seine Stärke, schnell faßte er die lächerlichen Seiten auf, aber mit minderem Glücke entwickelte er seine Bewegungsgründe. Vorzüglich glänzte er, wenn es seine eigene Vertheidigung galt. Im Privat-Leben verrieth er nichts Ausgezeichnetes. — Fox hatte nur mit großen Schwierigkeiten sich die Redner Talente zu eigen gemacht, die die Natur ihm versagt hatte. Fox suchte die Natur der Frage zu ergründen, Pitt die Leidenschaften zu seinem Vortheile ins Spiel zu ziehen; Fox hatte den Gegenstand der Debatte zum Ziele, Pitt nur sein eigenes Selbst; Fox erklärte, Pitt griff die Irrthümer seiner Opponenten an: Pitts Talente mußten ihn schnell ins Ministerium bringen, aber die von Fox waren mehr dazu geeignet ihn, wenn er einmal Minister war, länger auf diesem Posten zu erhalten.“ Von hohem Interesse ist die Darstellung, die Walpole im 1. Theil S. 486. u. f. f. von der Beschaffenheit der Beredsamkeit im englischen Parlamente in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entwirft. Walpole führt dreißig Parlaments-Mitglieder auf, die in jenen Zeitraume zu gleicher Zeit

als große Redner im Unterhause blüheten, und bemerkt von einem jedem derselben, diejenigen Eigenschaften, wodurch sich derselbe auszeichnete. Nur ein eigentlicher Redner war unter dieser Zahl, dieser war Pitt; er allein hatte sich die Beredsamkeit völlig, nach allen Regeln der Kunst, zu eigen gemacht. Außer ihm war es nicht mehr der Gebrauch, lange Reden im Voraus auszuarbeiten, welches für Pitt, der allein sich vorbereitete, die nachtheiligen Folgen hatte, daß er gegen die Klugheit gemeinlich die Debatten zuerst eröffnete, dann zu lange, und weil er sich vertheidigen mußte, zu oft sprach. Similes, quotations and metaphores were fallen into disrepute, even the parallels from old story. It was not the same case with invectives; in that respect, eloquence was little more chastened. Debates, where no personalities broke out, engaged too little attention. Yet, upon the whole, the style that prevailed was plain, manly, argumentative; and the liberty of discussing all topics in a government so free and the very news papers and pamphlets that skimmed or expatiated on all these subjects; and which the most idle and most illiterate could not avoid perusing, gave an air of knowledge and information to the most trifling speakers". Walpole ist der Meinung, daß niemals mehrere Fähigkeiten mehr Wiß, Gelehrsamkeit und gesunder Verstand entwickelt wurde, als von den Rednern seiner Zeit, die aus dem Stegreif vortrefflich redeten, ohne die Beredsamkeit studirt zu haben. Es würde sehr belehrend seyn, eine Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes der Beredsamkeit in England, mit dem, den Walpole schildert, anzustellen. Insbesondere möchten wir aber Walpoles Memoirs als einen Cours der Beredsamkeit aus der Praxis entlehnt, den angehenden Rednern in den repräsentativen Staaten in Deutschland zum Studiren empfehlen; so wie dieses

Studium auch für die französischen Redner unserer Zeit Nutzen gewähren könnte. Diese würden wenigstens so viel daraus abnehmen können, daß eine von der Tribune abgelesene Rede, ihre Wirkung verfehlt.

Es bleibt uns nun noch übrig, unsern Lesern einige Beispiele aufzustellen, wie Horace Walpole historische Ereignisse darstellt. Man kann im Allgemeinen annehmen, daß, wenn von rein englischen Anlässen die Rede ist, er solche der wahren Beschaffenheit gemäß behandelt; nicht so aber so bald diese mit der auswärtigen Politik vereinigt sind, und insbesondere wenn sie Bezug auf hannoversche Angelegenheiten haben. Die Ueberzeugung daß Georg II. Englands Interesse dem seines Churfürstenthums aufopferte, daß er vermittelst seiner ihm als deutschem Fürsten zu Gebote stehende Macht, seinen Einfluß als König von England erweitern wollte, um dort eben so unumschränkt zu regieren, als in Hannover, verfinstert seinen Blick, und verleitet ihn zu unrichtigen Ansichten, die sich kaum mit seiner Klugheit vereinbaren lassen.

Ueber die Angelegenheit des Admirals Byng, die zu den rein englischen gehört, äußert sich Horace Walpole mit einer Billigkeit und Gründlichkeit, die ihm Ehre macht. Byng fiel bekanntlich als ein Opfer des Ministeriums, an dessen Spitze der Herzog von Newcastle stand, das das Gehässige von seinen schlechten Einrichtungen auf den Admiral wälzte, den das Kriegs-Recht von allen Anklage-Puncten freigesprochen hatte, demjenigen ausgenommen, daß er aus einer unrichtigen Ansicht (*error of judgement*) gefehlt habe. Zwar belegen die englischen Kriegs-Artikel, — sehr irrigerweise —, den Mangel an Einsicht mit Todesstrafe; allein die Richter empfahlen Byng aus vielen Gründen der Gnade des Königs. Die Minister aber widersetzten sich diesem, und Byng erlitt die Todesstrafe. Horace Walpole sagt hier sehr richtig: wenn jemand gestraft werden soll, weil

er aus Mangel an richtiger Einsicht fehlte, so verdienen diejenigen, die ihm ein so wichtiges Commando anvertraueten, nicht weniger Strafe; die Eigenliebe verhindert oft, daß Jemand sich selbst genau kenne; es ist verzeihlich, eine zu vortheilhafte Meinung von seinen Talenten zu haben: allein die Minister müssen vorher wohl überlegen, wer der General, oder Admiral ist, dem sie den Oberbefehl anvertrauen. Der englischen Verfassung nach ist es nur zu gewöhnlich, daß die englischen Minister die von ihnen angestellten Generäle, oder Diplomaten aufopfern, wenn sie außerdem ihre Vertheidigung im Parliamente nicht führen können. Auch der letzte Pitt, war bey dem bekannten Friedensbruche mit Spanien von diesem Vorwurfe nicht frey zu sprechen. Dieß ist eine Folge der Verantwortlichkeit der Minister in England, und muß jeden, der von selbigen in wichtigen Aufträgen gebraucht wird, höchst furchtsam und vorsichtig machen, — Mit gleicher Freymüthigkeit und Gründlichkeit zeigt Walpole die Thorheit und Gefährlichkeit der sogenannten Expeditions-Kriege der Engländer, so beliebt diese zu allen Zeiten bey ihren Gewalt-Inhabern waren. Die Idee, ein Corps von 10,000 Mann einzuschiffen, und nun bald diesen, bald jenen Punct der feindlichen Küste zu bedrohen, und nach Beschaffenheit der Umstände wirklich anzugreifen; dann aber, wenn der Feind mit überlegener Macht heranrückt, sich schleunigst wieder einzuschiffen, hat ungemein viel Verführerisches. Allein anders ist es in der Ausführung. Welchen Eindruck kann eine so schwache Macht, auf einen großen militärischen Staat, als etwa Frankreich ist, machen? Vielleicht eine offene Stadt abbrennen? Aber ist dieser dem Feinde zugefügte Schade, ein Ersatz für die großen Kosten einer solchen Expedition? Und wie mißlich sieht es mit der Wiedereinschiffung aus? Horace Walpole citirt die mißlungenen Expeditionen auf St. Malo, Rochefort — u. a. m. Wie lang könnte dieser Catalog ausgedehnt wer-

den, wenn wir die mißlungenen Expeditionen aus dem gegen die französische Revolution geführten Kriege hinzufügen wollten? — Horace Walpole will nur den See- und Colonial-Krieg führen. Aber bey diesem Systeme zitterte England in unsern Tagen für seine eigene Sicherheit und verlor allen Einfluß auf dem festen Lande. Erst als England, so wohl im siebenjährigen Kriege, als in unserer Zeit, einen thätigen Antheil an dem Landkriege in Europa nahm, konnte es einen ehrenvollen Frieden schließen. Je mehr sich England isolirt, und sich alles Antheils an den Continental-Angelegenheiten begibt, um so weniger können die Engländer das erreichen, was ihr Hauptziel ist, einen ausgebreiteten Handel.

Im Gefolge der von uns entwickelten Ansichten Walpoles wird man es sehr begreiflich finden, daß er die Unterstützung, welche England zur Vertheidigung Hannovers im siebenjährigen Kriege leistete, aufs höchste tadelte. Er gesteht, daß das englische Ministerium, ohne zum Kriege vorbereitet gewesen zu seyn, ihn gleichsam provocirte, daß England und nicht Hannover die Veranlassung zu der französischen Invasion der hannoverschen Lande gab. — „Hannover sagt er, which so long had tasted the felicity of being conjoined to England, was now ravaged in an english quarrel“. Doch tadelte er es bitter, daß Georg II die geringe Summe von 200,000 £. St. zu der Anlegung von Magazinen für die Armee, die Hannover vertheidigen sollte, bewilligt ward. Sehr groß waren Georgs II Besorgnisse für seine Erbstaaten. Als er die Nachricht von dem Anmarsche eines sehr starken französischen Heers gegen dieß Land erhielt, glaubte er in seinem Sohn, dem Herzog v. Cumberland, dem er durch den Sieg bey Culloden die Erhaltung seines Throns verdankte, einen Retter seiner geliebten Erblande zu finden. Der König, sagt Walpole (2. Th. S. 195) hatte in Hannover weder geschickte Generäle, noch Minister.

Die letztern waren im Herzen alle österreichisch gesinnt, wozu noch kam, das ihre Güter in den österreichischen Staaten lagen. "Der König, heißt es S. 246 ferner, hatte aus Sparsamkeit vernachlässigt, die Miliz in Hannover zusammenzuziehen". — Was den Vorwurf anbetrifft, daß in dem hannöverschen Cabinet bis dahin eine Vorliebe für Oesterreich geherrscht habe, so wird sich dieser aus dem Verhältnisse des Churfürstenthums gegen einen sehr wichtigen Nachbarn erklären lassen; es ist aber nicht erwiesen, daß es darüber seine Vertheidigungs-Anstalten vernachlässigte. Daß das Grundvermögen der hannöverschen Minister in den österreichischen Staaten läge, ist ein Irrthum. Wir haben in ältern und neueren Zeiten gefunden, daß, wenn die Rede war, für die Vertheidigung von Hannover Aufopferungen zu machen, die englischen Redner im Parliamente, und ihr Echo, die englischen Pamphlets und Journale, dieß Land so ärmlich und unbedeutend darstellen, als sey es nicht Werth beyzubehalten zu werden. Wenn zur andern Zeit, als z. B. in den Jahren 1757 und 1803, Hannover von den Feinden eingenommen ward, so erwarteten die Engländer einen Widerstand, der mit der angegebenen Geringfügigkeit der Mittel dieses Landes in keinem Verhältnisse stand, und äußerten sich über die Hannoveraner mit großer Bitterkeit. Hannover stellte zu der Armee des Herzogs von Cumberland 27,000 Mann reguläre Truppen, worunter 5000 Mann Cavallerie. Wahrlich eine große Anstrengung für ein Land, das damals ohngefähr 800,000 Einwohner zählte. Um die Infanterie zu completieren, hatte man eine bedeutende Zahl der Mannschaft der Miliz —, die damals Land-Compagnieen genannt wurden und zusammen etwa 5000 Mann bildeten, — selbiger einverleibt, und da der größte Theil des Landes gleich bey der Eröffnung des Feldzugs von den Franzosen eingenommen worden war, so war es nicht möglich, die Miliz zu ergän-

zen. — Der Herzog von Cumberland nahm mit dem höchsten Widerwillen den Befehl über die hannoverischen Truppen an. Er sagte dem Könige voraus, daß bey der großen Ueberlegenheit der Franzosen kein glücklicher Ausgang erwartet werden könnte. Vorzüglich drang er auf die Entfernung von Pitt aus dem Ministerio, den er als seinen Feind betrachtete; — Der König versprach ihm diese, konnte aber sein Wort nicht erfüllen. — “Der Herzog von Cumberland, fährt Walpole fort, “zeigte sich niemals mehr als ein großer Feldherr, wie in der Schlacht bey Hastenbeck. Obgleich sehr viel schwächer, als die Franzosen, machte er ihnen das Schlachtfeld so lange streitig, daß sie schon an dem Siege verzweifelten, und nur die Furcht eingeschlossen zu werden, bewog den Herzog zum Rückzuge. — Und doch klagten die hannoverischen Staatsmänner, im Gefühle der Verzweiflung, diesen Prinzen, den England der Tollkühnheit und eines deutschen Appetits für Schlachten immer beschuldigt hatte, der Furchtsamkeit an.” Wir wissen nun freylich, daß der unglückliche Irrthum des Herzogs von Cumberland, die drey hannoverischen Regimenter, welche unter dem Oberst von Breitenbach, die Franzosen zurücktrieben und Meister vom Schlachtfelde blieben, wegen ihrer rothen Uniformen für Schweizer im französischen Solde zu halten, den Befehl zum Rückzuge nach Stade veranlaßte, woselbst die bekannte Convention von Zeven geschlossen ward. Walpole behauptet, diese Convention sey mit Vorwissen und Genehmigung Georgs II geschlossen worden, und tadelt diesen König bitter, es nachher geleugnet zu haben. Daß Georg II. keine specielle Vollmacht an den Herzog zur Abschließung dieser Convention gegeben hatte, scheint erwiesen zu seyn, aber er hatte ihm, wie Pitt, der gegen alle Erwartung aus politischen Gründen die Partey des Herzogs nahm, in einer Unterredung mit dem Könige bemerkte, volle Gewalt — full powers —, gegeben. Das Hannoverische Ministerium war

über diese Convention sehr entrüstet. Schon früher hatte es sich über die geringe Unterstützung, die es von England erhielt, sehr beschwert. Und selbst Walpole räumt ein, Lady Warrmouth, — Maitresse des Königs, eine Deutsche von Geburt —, hätte nicht Unrecht gehabt, zu sagen: “Que peut on faire? Le ministre anglois ne nous a voulu donner que quelques tonneaux de farine”. Allein der Hannoversche Minister von Münchhausen beschränkte sich jetzt nicht auf bloße Klagen; er verlangte: ein Kriegerrecht sollte das Betragen des Herzogs von Cumberland untersuchen. Der König empfing den Herzog bey seiner Zurückkunft in England mit großer Kälte, und sagte laut: Here is my son, who has ruined me, and disgraced himself”. Der Herzog legte alle von ihm bekleidete Militair-Stellen sofort freiwillig nieder. Dieser Schritt erschreckte den König; er bot alles auf den Herzog zu bewegen, wenigstens sein Regiment zu behalten, und als der Herzog auch dieses verweigerte, verlangte Georg II., daß er vor wie nach an seinem Hofe erscheinen sollte. Der Herzog erwiederte: er würde ihm immer allen möglichen Respect als seinem Vater beweisen, aber niemals wieder dienen. Der Herzog ließ darauf Münchhausen zu sich kommen, und sagte ihm: ich höre der König hat Gutachten von Hannoverschen Generälen verlangt; hier sind einige der Art, die ich von Hessischen und Braunschweigischen Generälen erhalten habe; ich hoffe der König wird sie auch mit in das Hannoversche Archiv aufnehmen”. Münchhausen brachte diese Papiere den folgenden Tag zurück, und indem er sie dem Herzoge knieend überreichte, sagte er: daß der König jetzt besser unterrichtet sey, und vortheilhafter von Sr. K. H. denke. Der Herzog erwiederte mit Würde und Aerger: Mr. Privy - counsellor, Confine yourself to that office, and take care what you say, even though the words you repeat should be my fathers; I have all

possible deference for him, but I know how to punish any body else, that presumes to speak improperly of me". Und nun fügt Walpole hinzu: "A young prince, warm, greedy of military glory; yet resigning all his passions to the interested dictates of a father's pleasure, and then loaded with the imputation of having acted basely without authority; hurt with unmerited disgrace, yet never breaking out into the least unguarded expression; preserving dignity under oppression, and the utmost tenderness of duty, under the utmost delicacy of honour, — this is an uncommon picture,

Gegen andere Mitglieder der königlichen Familie, verfährt Walpole nicht mit gleicher Schonung. "Der Haß der verwittweten Prinzessin von Wallis, sagt er, überließ sich bey so vielen Unglücksfällen, eigenen Beschäftigungen. Hannover war verloren; in Amerika standen unsere Angelegenheiten schlecht, und zu Hause fürchteten wir eine Landung, wie beschäftigte die Prinzessin den Thron-Erben? Sie war nicht Spartanerin genug, dem Prinzen selbst den Harnisch anzulegen, und ihn zur Wiedereroberung der Länder auszusenden, die er einst regieren sollte. Die heilige Schrift hat die Mütter von solchen hohen Anstrengungen, befreiet. Der Prinz ward angewiesen, weltliche Sorgen der Vorsehung zu überlassen, und anstatt Soldaten, Waffen und Munition nach unsern Colonien zu schicken, spendete er ihnen ein hundert Pfund Sterling, als den Werth von Leland's polemic writings against the Deists. Die Prinzessin selbst gab eine Pension von 100 Pf. St. an einen Douglas, weil er ihrem Günstling, Lord Bute ein Trauerspiel dedicirt hatte. Wir möchten aber hier fragen: welche Mittel hatte Prinz Georg nach den Colonien Soldaten, Waffen und Munition zu schicken? Würde Georg II. ihm verstattet haben, persönlichen Antheil an dem Krieg in

den Colonien zu nehmen, wenn er es gewünscht hätte? und ist dies überhaupt mit den Verhältnissen eines Thronerben in England vereinbar? Eine Achtung für Religion und Litteratur darf doch einem Prinzen nicht zum Verbrechen ausgelegt werden!

Wir erlauben uns noch, das Urtheil von Walpole über zwey Männer, die die letzten Regierungs-Jahre Georgs II. mit ihrem Ruhme erfüllten, kürzlich anzuführen: Pitt, als erster Minister, und Herzog Ferdinand von Braunschweig; Pitt fand, als er das Staats-Ruder ergriff, die englische Nation sowol an Macht als Ansehen tief gesunken. Er weckte England aus seiner Lethargie, er fand Hülfsmittel in den Finanzen, und eben so sehr in dem Muth der Soldaten und Seeleute; er gieng aber weiter, als er sollte. Er war mit dem Leben der Unterthanen eben so verschwenderisch als mit ihrem Vermögen, gleichsam als wenn England außer diesem, nie einen andern Krieg führen werde. Selbst kein Finanzier, warf er das ganze Detail des Finanzwesens aus der Schatzkammer, und überließ dieser die Mittel ausfindig zu machen, um seine Befehle in Ausführung zu bringen. Er wälzte alle Verantwortlichkeit für die Finanzen von sich ab, auf die Schatzkammer. Die deutschen Prinzen merkten bald, wie leicht Pitt mit Geld-Bewilligungen war, und benutzten diese Stimmung; Niemand aber mehr, als der Herzog Ferdinand. Die Bewunderer Pitts rühmen die Weisheit seiner Rathschläge, die Eroberungen, die unter seiner Verwaltung gemacht wurden, die Sicherheit und Ausbreitung des englischen Handels. Alles dieses räumt Walpole ein; noch mehr, daß, wenn die Rede davon sey, sich der Oberherrschaft Frankreichs zu entziehen, kein Opfer als zu theuer erkauft angesehen werden könne; aber er behauptet; alles dieses, konnte Pitt bewerkstelligen, und der Nation doch viele Millionen ersparen. — Den Beweis von dieser Behauptung bleibt Horace Walpole schuldig. Seinem Günstling Fox macht er bey dieser Ver-

legenheit den harten Vorwurf, als Schatzmeister sich gleichfalls auf Unkosten des Landes bereichert zu haben. — Walpole verweigert dem Herzog Ferdinand das Zeugniß, ein vortrefflicher Heerführer gewesen zu seyn, nicht, obwohl er zu verstehen giebt, daß die schlechte Beschaffenheit der französischen Generale und ihrer Armeen, viel zu seinem erlangten Kriegsruhmé beigetragen haben. Er beschuldigt den Herzog, zu sehr dem Interesse des Königs von Preußen zugethan gewesen zu seyn. Er tadelt sehr, daß das englische Gouvernement dem Herzoge jede Summe die er verlangte, bewilligte, ohne ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Und indem er geradezu behauptet, der Herzog Ferdinand habe zugegeben, daß alles was zum Commissariate gehörte, den schändlichsten Unterschleif und Betrug treiben durfte, giebt er nicht undeutlich zu verstehen, daß er für sich selbst bedeutende, ihm nicht zukommende Geld-Vorthéile gezogen habe. Wie wenig dieser letzte Vorwurf gegründet sey, wissen alle die den Herzog gekannt haben. Allein nach Walpole war der Umstand, daß Lord George Sackville sich diesen schädlichen Mißbräuchen mit zu vieler Lebhaftigkeit widersezt hatte, die Veranlassung, daß der Herzog einen Haß auf ihn warf, den er ihn nach der Schlacht von Minden fühlen ließ. Indessen nimmt Walpole, den Lord Sackville wegen seines Betragens in jener Schlacht doch nicht unbedingt in Schutz. Er sagt von ihm: "he had a high and bold spirit, till danger came extraordinarily near. Then his judgment was fascinated". — Ueber den Character und das militairische und politische Betragen des Lords Sackville, so wie über das gegen ihn gehaltene Kriegs-Recht, finden sich in diesen Memoirs merkwürdige Aufschlüsse. — Nach Walpoles Behauptung, verdankte der Herzog Ferdinand den Sieg bey Minden allein dem General Waldegrave und den unter ihm stehenden sechs englischen Infanterie-Regimentern. Das heißt die Geschichte als Engländer schreiben!

Horace Walpole hat sich am Schlusse seines Werks etwas mit Georg II. ausgesöhnt. Die Characteristik die er nach dem Tode von diesen Monarchen entwirft, ist etwas milder, als die er gleich anfangs aufgestellt hat. Die ersten 13 Jahre seiner Regierung waren friedlich. Dann trat eine Rebellion ein, woraus zwey blutige Kriege folgten, die Widerwärtigkeiten, die das erste Ministerium — das des Herzogs von New-Castle, — auf England brachten, wurden durch den Ruhm, den es durch das Nachfolgende — das Pittsche — erwarb, wieder gut gemacht; Georg II. hatte weder an jenen Schuld, noch an diesem Antheil. Sein Verdienst bestand darin: Gutes und Liebles mit Gleichgültigkeit zu ertragen. — Mit Ruhm und Jahren überhäuft, starb er ohne Gewissensbisse, indem er seinen Nachkommen den ruhigen Besiz des so lange Zeit besrrittenen Throns hinterließ". — Walpole ist sehr in Verlegenheit die Ursachen aufzufinden, warum der König, — den er als so sehr geizig geschildert hatte, kein größeres Privat-Vermögen — es betrug ungefähr 350,000 Pf. St. — hinterließ. Im Jahre 1758 übergab der Hannöversche Minister von Münchenhausen an den Sprecher vom Unterhause ein Memoir, in welchem der König erklärte, daß derselbe für die Vertheidigung von Hannover schon damals 2,500,000 Pf. St. von seinem Privat-Vermögen aufgewandt, und außerdem in England 200,000 Pf. St. und eine noch größere Summe in Deutschland aufzueliehen habe. Walpole behauptet, der König habe nur zwey Millio:nen zu den Kriegskosten hergegeben. Georg II. hatte während der dreyzig Jahre seiner Regierung zu seinem Privat-Gebrauch eine unbestimmte Summe, die jährlich nicht unter 50,000, und niemals über 100,000 Pf. St. betrug, aus der Civil-Liste erhalten. Den Rest derselben überließ er den Ministern zur Verwendung. Die jährlichen Revenüen von Hannover nimmt Walpole zu 500,000 Pf. St. an, ver-

gibt aber dabey zu berechnen, daß, da Georg II. während seiner Regierung in diesem Lande immer ein stehendes Heer von 25,000 Mann unterhielt, zu dessen Unterhaltung die Landstände etwa jährlich eine Million Thaler zahlten, — und überdieß die Kosten der Civil-Administration aus den Domainen des Landesherren gestanden werden müssen, von dieser Einnahme kein Ueberschuß bleiben konnte. Georg II. mußte folglich daher ein guter Haushälter gewesen seyn, um von dem Ueberschusse seiner Privat-Einnahme 2½ Million Pf. St. zu den Kriegskosten hergeben zu können. Er erbtte von Georg I. beim Antritte seiner Regierung 300,000 Pf. St. und hatte daher während seiner langen Regierung sein Privat-Vermögen nur um 50,000 Pf. St. vermehrt. Etwas Aehnliches ist in unsern Tagen Georg III. wiederfahren. Man weiß wie sehr dieser König und seine Gemahlin, während ihres Lebens des Geizes beschuldigt wurden; nach ihrem erfolgten Ableben fanden sich keine Schätze. Beide hatten gespart um im Geheimen wohl zu thun; Sollten so auffallende Beispiele die Menschen nicht vorsichtiger in ihren Urtheilen machen?

Während Horace Walpole die Schwachheiten seiner Zeitgenossen ohne Schonung der Welt darstellt, hat er seinen eigenen Character mit gleicher Freymüthigkeit gezeichnet. "Horace Walpole schrieb er von sich selbst. — Th. II. S. 336 —, hatte eine lebhaftere Einbildungskraft, eine eben so warme Zuneigung als heftigen Widerwillen, für und gegen Personen und Sachen; mit einem anscheinenden Widerspruche in seinem Character; — unzählig waren seine Launen, unüberwindlich seine Halsstarrigkeit; seinen Grundsätzen nach, war er ein Republicaner, vermied aber die mit diesem verbundene Härte; sein Hang zu Factionen hatte für ihn selbst keinen Zweck. Sein Gefühl für Ehre war groß, aber nicht in hinreichendem Maaße; er war zu schwach, sich dem Uebel zu widersehen, das Unrecht, das andere erfuhren, machte aber einen tiefen Eindruck

auf ihn. Sein Stolz verstattete nicht, sich vernachlässigt zu sehen, und noch weniger sich zum Kriechen und Schmeicheln zu erniedrigen. Seine Freundschaft kannte keine Gränzen, aber er war auch ein bitterer, jedoch kein unversöhnlicher Feind. Seine Laune war satyrisch, aber sein Herz war gut. Eine Tugend besaß er in einem hohem Grade: er war uninteressirt und liebte das Geld nicht. Had either extreme of fortune been his lot, he should have made a good prince, but not a very honest slave".—

Horace Walpole schrieb 1752 an Mr. Montagu im Scherz: er habe bey der Ankunft eines königlichen Boten, aus Besorgniß, daß dieser den Auftrag habe, sich seiner Papiere zu bemächtigen, seine Memoirs unter der großen Eiche in seinem Garten begraben, "where they are to be found a thousand years hence, and taken perhaps for a Runic history in rhyme". — Jene Eiche steht noch; allein ohngeachtet des Nachtheiligen, das wir über Walpole und sein Werk gesagt haben, glauben wir doch, daß es besser sey, diese Memoirs in den Händen der gegenwärtigen Generation zu sehen, als sie für die späte Nachkommenschaft im Schooße der Erde aufzubewahren. Wir können noch Irrthümer berichtigen und der Wahrheit die Ehre geben; können von den vielen vortrefflichen Lehren, die sie vorzüglich für die höhern Classen und die am Ruder stehenden Personen enthalten, Nutzen ziehen, indem unser Zeitalter so nahe an das des Walpole gränzt. Anders ist es nach Verlauf von mehreren Jahrhunderten.

L o n d o n .

Frederick pr. for Samuel Barnes: A Treatise on the Use of Prussiate of Iron (or Prussian Blue) in intermitting and remitting fe-

vers. By William Zollickoffer M. D. 1822.
8. 32 S.

Da vorliegendes kleine Schriftchen nicht ohne Interesse ist, so glaubt Ref. nicht, es entschuldigen zu müssen, wenn er ihm hier einige wenige Zeilen widmet, um die Aufmerksamkeit des ärztlichen Publicums auf den Gegenstand desselben zu leiten.

Der Verf. fand, wie es nur zu häufig wohl jedem Arzte begegnet, manchmal Schwierigkeit bey der Anwendung der Chinarinde, und suchte deshalb nach einem Subvocate für dieselbe. Er glaubt dasselbe in dem blausauren Eisen gefunden zu haben, und wenn sich seine Erfahrungen bestätigen sollten, so leidet es wohl keinen Zweifel, daß es eine wichtige Bereicherung der Materia Medica ist. Er gibt ihm den Vorzug von der Chinarinde, 1) weil es geschmacklos ist, und deshalb leichter als die China, besonders von Kindern genommen wird, 2) weil man es in jedem Stadium, sowohl während der Pyrexia, als auch während der Apyrexie geben kann, 3) weil es nur geringe Dosen von vier bis sechs Gran zwey bis drey mal täglich erfordere, 4) weil der Magen es immer gut verträgt, es nie Uebelkeit macht, 5) weil es die Rückkehr der Paroxysmen weit sicherer verhindert, 6) weil es sie im Allgemeinen weit schneller vertreibt. Als Beweis für die Richtigkeit seiner Behauptungen läßt der Verf. sieben und dreyßig kurze Krankengeschichten folgen. Die Kranken litten entweder an einem intermittirenden Fieber jeglicher Form, das schon lange oder erst kurze Zeit gedauert hatte, oder an remittirenden Fiebern, und waren zum Theil Erwachsene zum Theil Kinder. In fast allen Fällen schickte er ein Abführungsmittel aus Calomel und Jalappa, oder doch ein Brechmittel voran, und gab dann das blausaure Eisen auf die erwähnte Art in Pulverform. In keinem schlug es je fehl das Uebel zu heben, und nur in wenigen waren zehn Dosen erforderlich.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

7. Stück.

Den 11. Januar 1822.

Straßburg.

Bey F. G. Levrault: *Traité de Géognosie, ou Exposé des Connaissances actuelles sur la Constitution physique et minérale du Globe terrestre.* Par I. F. D'Aubuisson de Voisins, Ingénieur en chef au Corps royal des Mines etc. Tome premier. LXI. und 496 Seiten. Tome second. 665 Seiten in Octav. Nebst zwey Kupfertafeln. 1819.

Je rascher die Fortschritte sind, welche gegenwärtig die Geognosie durch die Beobachtungen zahlreicher und in den verschiedensten Gegenden thätiger Forscher macht, um so fühlbarer ist das Bedürfnis, daß von Zeit zu Zeit Männer von umfassenden Kenntnissen, die vielen einzelnen Beyträge sorgfältig sammeln, kritisch sichten, scharfsinnig combiniren und daraus treue Darstellungen von den allgemeinen Beschaffenheiten und Verhältnissen der Zusammensetzung der rigiden Erdenrinde bilden; die, wenn sie gleich für jetzt noch sehr fern von einiger Vollständigkeit sind, doch richtige Begriffe von demjenigen geben, was als sicheres Resultat aus den bisherigen Forschungen hervorgehet.

Deutschland, welches mit vollem Rechte die Wiege der Geognosie genannt werden kann, blieb lange im alleinigen Besitze, brauchbarer systematischer Werke über diese Lehre; die noch dazu mit wenigen Ausnahmen, aus derselben Schule hervorgegangen waren, der die Geognosie ihre erste wissenschaftliche Begründung verdankt. Großbritannien ist in dieser Hinsicht zuerst nachgefolgt, indem Jameson, ein ausgezeichnete Schüler Werner's, im dritten Theile der ersten Ausgabe seiner Mineralogie, einen systematischen Abriss der Geognosie, ganz nach den Grundsätzen der Freiburger Schule, geliefert hat. Mit Verlangen sieht man noch immer einer neuen Auflage dieses Theils jenes Lehrbuches entgegen, dem durch viele, eigene, Beobachtungen des Verfassers, gewiß bedeutende Erweiterungen und wahrscheinlich auch manche Modificationen, in Hinsicht einiger allgemeiner Ansichten, zu Theil werden würden. Seitdem jene Schrift von Jameson die Bahn gebrochen, sind in Großbritannien, wo die Geognosie gegenwärtig fast mit noch größerem Eifer als in Deutschland ausgebildet wird, mehrere schätzbare, systematische Werke darüber erschienen. Frankreich besaß bisher noch kein Buch, welches auf den Namen einer Geognosie in dem Sinne, den diese Lehre bey ihrer Begründung in Deutschland erhalten, Anspruch machen konnte. Das vorliegende ist das erste französische Werk dieser Art; ebenfalls von einem Schüler Werner's und auch größten Theils im Geiste seiner Schule verfaßt; aber so reich ausgestattet mit eigenen Erfahrungen des talentvollen Verfassers und so vorzüglich in Hinsicht der Benutzung anderer neuerer Beobachtungen, daß es die früher erschienenen Geognosieen an Vollständigkeit weit übertrifft. Mit diesem Vorzuge verbindet es besonders den der klarsten, anziehendsten Darstellung und der vollkommensten Unbefangenheit, in Hinsicht allgemeiner Ansichten, in welchen der Verfasser zuweilen von denen seines Lehrers bedeutend abweicht. Au-

ferdem enthält das Werk mehrere sehr schätzbare, dem Hauptgegenstande einer Geognosie zwar fremde, aber damit doch in naher Verwandtschaft stehende Zugaben. Recensent spricht dieses Urtheil mit um so größerer Unparteylichkeit aus, da seine eigene, nicht aus der Freiburger Schule geschöpfte Methode, von der Wernerischen und mithin von der des Verfassers, bedeutend abweicht; und da er durch eigene Beobachtungen zu manchen Resultaten gelangt ist, die mit den bisher beynahe allgemein angenommenen und auch von dem Verf. beygehaltenen Lehrsätzen, im Widerspruche stehen. Diese Resultate, von denen manche durch die Vorlesungen und Schriften des Recensenten bekannt geworden sind, hier gegen die Ansichten d'Aubuisson's geltend zu machen, kann wohl nicht die Absicht dieser Anzeige seyn. Recensent begnügt sich billig damit, durch die nachfolgende kurze Angabe des Inhaltes der vorliegenden Geognosie, das obige allgemeine Urtheil über den hohen Werth derselben, zu belegen.

Das d'Aubuisson'sche Werk bestehet aus zwey Theilen, deren erster, den allgemeinen, und deren zweyter, den-besonderen geognostischen Lehren gewidmet ist. Tome I. Discours préliminaire. Der Verfasser wirft darinn einen Blick auf die Geschichte der Lehre von unserem Erdkörper und beurkundet dadurch nicht allein umfassende Gelehrsamkeit, sondern auch durchgehends ein sehr treffendes Urtheil, welches er bündig und mit französischer Eleganz ausspricht. Um hiervon, so wie überhaupt von dem Style des Verfassers eine Probe zu geben, theilen wir seine Aeußerungen über den unsterblichen Causeure mit, dessen Andenken in der Geognosie nicht genug gefeyert werden kann. "De tous les écrits qui parurent à cette époque (1779), aucun n'est plus important, aucun n'a plus contribué à l'avancement de la géologie que les premiers Voyages de Saussure dans les

Alpes. L'auteur, esprit éclairé et judicieux, observateur exact et sans prévention, d'une imagination sage et réservée, ayant beaucoup d'ordre dans les idées et de clarté dans leur exposition, physicien du premier ordre, philosophe mu entièrement par l'amour de la vérité et le désir de contribuer à l'avancement d'une science, pour laquelle il était passionné: l'auteur, dis-je, est un de ces hommes précieux pour les sciences, et qui assurent infailliblement les progrès de celles dont ils s'occupent" — Es folgt darauf: Table alphabétique des matières et des Auteurs cités. Sodann die Einleitung, in welcher von dem Gegenstande der Geognosie die Rede ist und der Plan des Werkes entwickelt wird. Der Verfasser stellt den Begriff von der Geognosie im Wesentlichen so auf, wie der sel. Werner ihn zu fassen pflegte "La géognosie a pour objet principal la connaissance des masses minérales, ou plutôt des divers groupes, ou systèmes de masses minérales, dont l'ensemble compose la partie solide du globe terrestre. Elle considère la composition minéralogique, la structure, la forme et l'étendue de chacun de ces systèmes; elle traite de leur disposition les uns aux autres, et de leurs différents rapports entre eux: tout ce qui est relatif au mode de leur formation, aux changemens qu'ils ont éprouvés, en un mot, tout ce qui tient à leur histoire naturelle est de son ressort: et puisque notre globe n'est formé que par leur assemblage, la connaissance de sa constitution sera le résultat final de la science que nous allons traiter." Nach dieser Erklärung wird gar Manches in die Geognosie gezogen, was nach des Rec. Dafürhalten, zweckmäßiger der allgemeinen Geologie und der Geogenie überlassen bleibt.

Denn wenn Werner mit Recht zuerst darauf drang, und d'Aubuisson seinem Lehrer darinn ganz beypflichtet, daß die Geognosie durch reine Beobachtungen erst den Weg zur Geogenie, zur eigentlichen Naturgeschichte des Erdkörpers, im Gegensatz von seiner Naturbeschreibung bahnen solle, so ist es nicht ganz consequent, wenn nun doch auch in die Geognosie Untersuchungen über die Bildungsweise und über die Veränderungen der rigiden Erdenrinde aufgenommen werden; so wie es auf die Fortschritte dieser Wissenschaft offenbar nicht vortheilhaft eingewirkt hat, daß von Werner und von den Mehrsten seiner Schüler, die einzelnen geognostischen Begriffsbestimmungen mit genetischen Erklärungen vermengt worden; welcher Fehler auch bey dem d'Aubuisson'schen Werke hin und wieder zu rügen ist.

Première partie. Considérations générales sur le globe terrestre et sur les masses minérales qui le composent. Chapitre I. De la figure et de la masse du Globe terrestre. Fasliche Zusammenstellung des Bekannten, wobey jedoch die Erwähnung der von dem Herrn von Zach angestellten Untersuchungen, zur Bestimmung der mittleren Dichtigkeit der Erde, vermischt wird. Chap. II. Des fluides qui entourent la masse solide du Globe. Von diesen, nicht eigentlich zur Geognosie gehörenden Gegenständen, handelt der Verfasser mit zweckmäßiger Kürze. Chap. III. Des inégalités de la surface du Globe. Die in diesem Capitel enthaltene, ausführliche Schilderung von den allgemeinen Eigenschaften der Unebenheiten der Erdoberfläche, gehört unstreitig zu den vorzüglichsten Theilen des Werkes. Rec. kennt kein Buch, in welchem diese, nicht bloß für Geognosie, sondern auch für die eigentliche Geographie, und Militairische Terrain-Kunde sehr wichtige Lehre, so vollständig, klar und anschaulich dargestellt ist. Der Verf. würde unmöglich die Natur mit solcher Treue haben schildern

können, hätte er sie nicht durch viele eigene Anschauungen auf Reisen, unmittelbar und lebendig aufgefaßt. Daher enthält denn auch dieses Capitel neben dem Bekannten, viele eigene, neue Bemerkungen des Verfassers. Chap. IV. Des Agents qui exercent une action sur la surface du Globe; et des Dégérations ou changemens, produits par cette action. Auch dieses Capitel ist reich an interessanten Erfahrungen und Betrachtungen, wenn gleich sein Inhalt nach des Rec. Ansicht, nicht eigentlich zum Gebiete der Geognosie gehört. Eine passendere Stelle würde das darinn Abgehandelte am Ende des Werkes gefunden haben; denn erst dann sind die Veränderungen, welche die Erdoberfläche durch Einwirkungen der Atmosphäre, der Gewässer und des Vulkanischen Feuers erleidet, vollständig zu begreifen, wenn man zuvor eine gründliche Kenntniß von den Beschaffenheiten der Erdenrindemassen sich erworben hat. Der Verfasser beleuchtet zuerst die Natur der eben erwähnten drey Agentien und gehet darauf zur Betrachtung ihrer Wirkungen über, die in den Umänderungen der Erdoberfläche sich darstellen. Chap. V. De la structure et de la superposition des masses minérales. Hier ist die Lehre von dem Gefüße der Gebirgsgesteine oder sogenannten Felsarten und die von der Structur der Gebirgsmassen zusammengefaßt, und dabey die Wernerische Methode treu befolgt. Rec. ist der Meinung: daß eine Trennung der Petrographie und der Oreographie für das Studium der Geognosie sehr vortheilhaft sey; wenn er gleich darum nicht der Ansicht von Brongnart und von einigen anderen französischen Naturforschern beypflichtet, welche die Petrographie als eine von den übrigen Theilen der Geognosie unabhängige Doctrin betrachten, und sie behandeln, ohne dabey die Oreographie zu berücksichtigen. Kein Theil der Wernerischen Geognosie dürfte größerer Erweiterungen und mehrerer Verbesserungen fähig seyn,

als gerade die Lehre von den Gebirgsgesteinen und von der Structur der Gebirgsmassen. Chap. VI. Des changemens survenus progressivement dans la formation des masses minérales. Eine kurze Darstellung der bekannten Wernerischen Ansichten über die Bildung der verschiedenen Hauptlagen der rigiden Erdrinde; eine Betrachtung der Folge in dem Erscheinen der organisirten Wesen und zulezt eine Uebersicht des geognostischen Systems. Die Hauptabtheilungen des Verfassers sind folgende: 1) Primitives Gebirge. 2) Uebergangsgebirge. 3) Secundäres Gebirge. 4) Tertiäres Gebirge. 5) Aufgeschwemmtes Gebirge. 6) Vulcanisches Gebirge. Die Classification des Verf. weicht also in mehreren Stücken von der Wernerischen ab. — Angehängt ist diesem ersten Theile eine Reihe von Anmerkungen, die theils weitere Ausführungen einiger im Texte nur kurz berührter Gegenstände, theils mehrere willkommene Zugaben enthalten, von denen eine Untersuchung über die Temperatur der Erde und eine Abhandlung über das Höhenmessen mit dem Barometer, besonders schätzbar sind.

Seconde partie. Considérations particulières sur les diverses masses minérales qui constituent le globe terrestre. Première section. Des Terrains. Die französischen Geognosten verstehen hierunter dasselbe, was Werner unter dem Namen der allgemeinen Lagerstätten, im Gegensatz der besonderen, begriff, und was in der deutschen Kunstsprache, wenn verschiedene Klassen solcher allgemeiner Lagerstätten bezeichnet werden sollen, auch mit dem Namen Gebirge (Urgebirge, Uebergangsgebirge, Flözgebirge) belegt zu werden pflegt. Chap. I. Des terrains primitifs. “Les terrains primitifs sont ceux dont l’existence est antérieure à celle des êtres organisés”. Diese Definition hat den Vorzug der Kürze. Aber so wie sie gefaßt ist, gründet sie sich auf eine Hypothese. Die

Abwesenheit von Spuren organisirter Wesen in den primären Gebirgsmassen, kann keinen entscheidenden Beweis darbieten, daß zur Zeit ihrer Bildung Thiere und Pflanzen überall noch nicht vorhanden waren. Vermeidet man das Hypothetische dadurch, daß man primäre Gebirgsformationen diejenigen nennt, in denen keine Spuren organisirter Wesen angetroffen werden, so verliert die Definition freylich ihre Richtigkeit, weil auch unter den späteren Gebilden, Manche vorkommen, in denen nicht die geringste Spur von Thieren oder Pflanzen sich findet. Da aber nach Werner die ganze geognostische Classification auf die Lagerungsverhältnisse sich gründet, so dürfte es am Angemessensten seyn, diese auch bey der Definirung der Classen besonders zu berücksichtigen, wodurch alles Hypothetische vermieden und zugleich völlige Bestimmtheit für die Unterscheidung gewonnen wird. Als primäre Gebirgsarten führt der Verf. auf: 1. le granite 2. le gneis, wohin er auch manchen Weißstein zählt; 3. le schiste micacé avec les divers schistes-talqueux; 4. le phyllade, worunter er den Thonschiefer versteht, avec quelques schistes siliceux; 5. les porphyres; 6. la diabase et les amphibolites, Grünstein und Hornblendegestein; 7. la serpentine avec l'euphotide, dem Gabbro des Herrn von Buch; 8. le Quartz; 9. le calcaire grenu. Vorzüglich schätzbar ist das, von dem Verf. über den Porphyr Mitgetheilte. Die Verwirrung welche in Hinsicht desselben in den Geognosien bisher herrschte, ist von ihm zum Theil wenigstens aufgehoben. Ueber die Natur der primären Prophyre gibt er folgende Erklärung: "Ainsi les porphyres, ou plutôt les bases des porphyres ne sont que des roches granitiques compactes: elles sont à ces roches, ce qui le calcaire est au calcaire grenu. Les cristaux qu'elles renferment, nous présenteront les principales parties intégrantes de la pâte dans toute leur pureté. D' A u b u i s s o n

unterscheidet folgende Grundgebirgs: Porphyre: 1. porphyre euritique, der dem eigentlichen Granit angehört, indem seine Basis ein innig gemengter Granit mit vorherrschender Feldspathsubstanz ist; 2. le porphyre à base d'hornstein; 3. le porphyre syénitique; 4. le porphyre terreux, Werner's Thonporphyr, dessen nahe Verwandtschaft mit dem Eurit- oder Feldsteinporphyr von dem Verf. sehr richtig aufgefaßt ist. In der Ansicht von den sog. Trappgebirgsarten weicht d'Aubousson von der seines Lehrers gänzlich ab, indem er die Gebirgsarten, welche dieser zum Urtrappgebirge zählte, mit Recht für gleichförmig mit den übrigen Grundgebirgsarten gelagert hält und sie daher auch nicht als eine abgesonderte Gruppe von Gebirgsformationen betrachtet. Cap. II. Des terrains intermédiaires. Der Verfasser bekennt sich in Hinsicht dieser im Allgemeinen zum Wernerischen System. Die etwas schwankenden Gränzen derselben sucht er möglichst genau zu bestimmen. Als Hauptglieder des sog. Uebergangsgebirges werden von ihm aufgeführt: Traumate, worunter er die Grauwacke versteht; Calcaire intermédiaire; Granite et Porphyre; Gneis; Schistes micacés et Serpentes; Quartz; Amphibolites, Werner's Uebergangs: Trappgebirgsarten; Gypse. Chap. III. Des terrains secondaires. Die eigentlich sogenannten Flözgebirgsarten. Es sind von dem Verf. bey ihrer Darstellung zwar auch die neueren in Deutschland, England und Frankreich angestellten Beobachtungen benützt; dennoch möchte aber diese Abtheilung seines Werkes der mehrsten vervollständigungen und Berichtigungen fähig seyn. Die verschiedenen Formationen sind darin nicht nach ihrer durchgreifenden Altersfolge aufgeführt, sondern nach den darin auftretenden drey Hauptgebirgsarten, dem Sandstein, Kalkstein und Gyps. Hierdurch gehet offenbar die klare Uebersicht der Ordnung und des Zusammenhanges verloren, die in der Folge der

Flößgebirgsarten, auf eine so merkwürdige Weise erscheinen. Bey dem Flöß-Sandstein unterscheidet d'Aubousson: 1. den Kohlensandstein, wozu er sowohl das eigentliche Steinkohlensgebirge, als auch das Todliegende (Grès ancien) mit dem ihm untergeordneten Porphyre zählt; 2. den bunten Sandstein (seconde formation de Grès), wohin er irrig auch die Schweizer Nagelfluhe rechnet, die offenbar zu den tertiären Gebirgsarten gehört; 3. den Quadersandstein (Troisième formation de grès). Auch bey dem Flößkalkstein unterscheidet d'Aubousson drey Formationen: 1. die erste Formation, wohin er das soa. Kupferschiefergebirge (Formation de la Thuringe), den eigentlich sogenannten Alpenkalkstein, worüber die Meinungen noch so sehr getheilt sind und den Jurakalk zählt, welcher letztere zuverlässig der Kreide geognostisch zunächst verwandt ist und daher auf keinen Fall zur ältesten Flößkalkformation gerechnet werden darf. 2. Den Muschelkalk (seconde form. calcaire). 3. Die Kreide (Form. crayeuse). Bei dem Flößgyps führt d'Aubousson nur zwey Hauptgebilde auf: 1. Gypse du calcaire alpin, den sog. älteren Flößgyps; 2. Gypse du grès avec argile, wohin er Werner's Steinsalzformation zählt. Chap. IV. Des terrains tertiaires. Der Verf. versteht darunter die Merael- Thon- und Sandlagen, welche hin und wieder mit Kalkstein und Sandstein abwechseln, und die jünger sind, als die Kreideformation. Er rechnet mithin dazu ü. A. die Pariser und Londoner Formationen, den Deninaer Stinnschiefer, die Braunkohlenlaager. Chap. V. Des terrains de transport. Der Verf. erklärt sich über diese Abtheilung folgender Maßen: "Nous désignons sous le nom de terrains de transport, les terrains qui sont composés de parties incohérentes, qui ne sont recouverts par aucune couche pierreuse, qui ne l'ont jamais été, et qui n'ont même pu

l'être, d'après les circonstances et l'époque de leur formation". Doch zählt er auch den Kalktuff dahin, der oft in sehr bedeutenden, festen Lagermassen erscheint. Unterschieden werden: Terrains de transport dans les montagnes und terrains de transp. des plaines. Acc. kann nicht damit einverstanden seyn, die tertiären und aufgeschwemmten Formationen auf diese Weise zu trennen, sondern es scheint ihm der Natur mehr zu entsprechen, wenn sie in einer Hauptabtheilung zusammengefasst werden, in welcher sie dann freilich nach dem verschiedenen relativen Alter, in mehrere Abtheilungen zerfallen, bey denen die allgemeineren von den mehr localen Formationen, wohl zu unterscheiden sind. Chap. VI. Des terrains volcaniques (plus généralement, des terrains ignés). Ein Abschnitt vom höchsten Interesse, der unstreitig zu den gelungensten Theilen des Werkes gehört; reich an neuen Bemerkungen und besonders schätzbar durch die Benutzung der Beobachtungen Beudant's und einiger anderer französischer Naturforscher. Der Verf. entfernt sich hier ganz von den Ansichten seines Lehrers; aber er verlegt dabey nie die Achtung für die Meinungen desselben. Er erscheint als vorurtheilsfreyer und besonnener Forscher, der sich von den Fesseln des Neptunismus los machte, ohne in die Extreme der neueren Ultra-Vulkanisten zu gerathen. Zuerst allgemeine Betrachtungen über die Vulkanischen Gebirgsarten. Nach d'Aubuisson gehen besonders folgende Mineralien in die Zusammensetzung derselben ein: Feldspath, Augit, basaltische Hornblende, Eisenoxydul, Olivin, Glimmer, Leucit. In Hinsicht der Verschiedenheit des äußeren Ansehens lassen sich nach ihm steinartige, glasartige, emailartige, bimstein- oder schlackenartige Massen unterscheiden. Sämmtliche vulkanische Gebirgsarten zerfallen in zwey Hauptabtheilungen: 1. Terrains trachytiques, wohin er rechnet a) den eigentlichen Trachyt oder die soge-

nannten Trapporphyre, mit dem Perlstein (Tr. émaillé) Obsidian (Tr. vitreux) und Bimsstein (Tr. ponceux) b) den Klingstein (phonolite) c) Trachytbreccie und Trachyttuff, nebst dem Mo unstein. 2. Terrains basaltiques (terrains volcaniques proprement dits) Hierher zählt der Verf. a) den eigentlichen Basalt und die basaltischen Laven, zu denen nach ihm auch die Leucitlaven gehören; b) vulkanische Breccien und vulkan. Tuff.

Seconde section. Des gites particuliers de minéraux, et principalement des gites de minerais. Werners besondere Lagerstätten, zumal der Erze. Dieser Abschnitt ist ganz nach Wernerischer Methode abgefaßt. Chap. I. Des gites de formation contemporaine. Von den eigentlichen Lagern den sog. liegenden Stöcken und Stockwerken. Chap. II. Des filons ou gites de formation postérieure. Was die Entstehungsweise der Gänge betrifft, so ist der Verf. der Meinung: daß man sich dieselben als ausgefüllte Spalten denken müsse; daß aber in Hinsicht der Art, wie diese Ausfüllung erfolgte, die bekannte Wernerische Hypothese, bei gewissen Gängen und namentlich bei den Erzgängen, keine ganz genügende Erklärung darbiete.

J e n a.

Darstellung des dogmatischen Systems der evangelisch-protestantischen Kirche nebst historischen und kritischen Bemerkungen. Ein Hülfsbuch zu Beförderung eines gründlichen Studiums der Dogmatik. Von D. Friedr. August Klein, Diak. und Garnisonprediger zu Jena, Privatdocenten der Theologie und Philosophie auf der dortigen Universität. 1822. S. 380. in 8.

Dies Hülfsbuch entstand aus Heften, welche der Vf. schon seit mehreren Jahren zum Behuf eines dogmatischen Examinatorii für Studirende, die der Beendi-

gung ihres theologischen Cursus nahe waren, zusammengetragen, und von Jahr zu Jahr nach dem Bedürfnis der Zeit und der Wissenschaft — und auch wohl seiner Zuhörer vermehrt hatte. Ohne Zweifel ist es auch fort-dauernd zu diesem Zwecke bestimmt, und wenn man nur, was die höchste Billigkeit erfordert, bey einer prüfenden Durchsicht des Werks diese Bestimmung beständig im Auge behält, so wird man sich gewiß zu einem sehr günstigen Urtheil darüber gestimmt fühlen. Rec. möchte es wenigstens keinem der übrigen ihm bekanntgewordenen Hülfsbücher nachsetzen, die man neuerlich für unsere angehende Theologen in einer gleichen Absicht verfaßt hat, zu dem besondern Gebrauch aber, der in einem dogmatischen Examinatorio davon gemacht werden könnte, würde er es mehreren andern vorziehen, da es zugleich durch den Vorzug der gedrängtesten Kürze sich auszeichnet. Es ist nehmlich nicht nur das dogmatische System unserer evangelisch-protestantischen Kirche, welches man darin aufgestellt findet, sondern es ist zugleich darin mit den Ansichten einer neueren Theologie in den Gegensatz gestellt, den man jetzt auch den Anfängern in dem theologischen Studio nicht mehr verbergen darf, und nicht mehr zu verbergen suchen sollte, weil man ihn nicht mehr verbergen kann: man kann sich also vorstellen wie viel zusammengedrängt werden mußte, und wie schwierig das Geschäft bey dieser Menge war. Bey dem ersten hat er sich jedoch nicht bloß begnügt, die Grundideen der kirchlichen Dogmatik in jeder Lehre in den Formeln unserer symbolischen Bücher darzulegen, sondern er hat auch dabey keine der genaueren Bestimmungen unbeachtet gelassen, welche unsere ältern Haupt-Dogmatiker, die man am allgemeinsten als die Bewahrer der reinen lutherischen Orthodoxy anerkannte, welche die Chemnitz und Hutter, die Calove, Quenstedt und Bajer, dabey anzubringen für nöthig hielten: das zweyte hat er in den jeder Lehre beigefügten historisch-kritischen Anmerkungen gethan, und nicht nur meistens mit einer Treue und Vollständigkeit, sondern auch mit einer Klugheit und Bescheidenheit ge-

than, die ein eigenes Lob verdient. Auch die Ansicht unserer verschiedenen neuern theologischen Schulen, über jedes Dogma und ihre Einwürfe gegen die ältere kirchliche Vorstellung hat er fast immer nur historisch, und immer mit namentlicher wenn auch kurzen Hinweisung auf die besondern Wortführer dieser Schulen, und meistens auch ungeschwächt gegeben; bey dem kritischen hingegen, das er sich anzubringen erlaubte, schien er sich fast-bloß darauf zu beschränken, daß er hin und wieder die strengerea Einwürfe gegen die kirchliche Vorstellung durch hindeutende Winke auszeichnete, noch öfter aber auf dasjenige aufmerksam machte, was wieder dagegen urgirt werden kann. Bey einer strengeren Sichtung des einzelnen wird freylich der gelehrte Dogmatiker in der allzuenge zusammengedrängten Darstellung auch manches vermissen, und manches präciser bestimmt, genauer entwickelt und vollständiger geordnet wünschen, aber er wird sich immer noch wundern, daß er in einer Schrift nicht mehr vermisst, in welcher eine solche Masse von Materie in 24 Bogen gepreßt werden mußte. Die nächste Bestimmung der Schrift, nach welcher sie als Leitfaden zu dogmatischen Examinatorien dienen soll, macht auch das darin Vermisste weniger schädlich, denn es kann leicht in dem mündlichen Vortrage nachgetragen und supplirt, oder berichtigt und erläutert werden; für den gelehrteren Theologen aber, der die Schrift bloß zu einer kurzen Uebersicht von der Strom-Richtung der alten und der neuen Dogmatik benutzen will, kann es gar nicht nachtheilig werden; denn sie kann ihm doch mit diesen Mängeln trefflich dazu dienen.

K o p e n h a g e n.

De l'imprimerie de Mr. le directeur Schultz.
 Essai d'un nouveau système des habitations
 des vers testacés; avec XXII planches par
 Chrétien Frédéric Schumacher Doct. en

Medic. honor. de l'Université de Copenhague etc. 1817. 20 Seit. Vorrede 287 S. Text 4.

Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß das Studium der Natur überhaupt und einzelner Zweige insbesondere durch künstliche Systematisirung der Gegenstände nach gewissen Verhältnissen wenig gewinnt, wenn man nicht zugleich dieselben in ihren natürlichen Verhältnissen und ihrem Leben berücksichtigt; und somit gesteht Ref., daß ihn die systematische Anordnung der Schalen der Wasserthiere nie sehr angezogen hat. Indessen hat ihre reizende Mannigfaltigkeit und Schönheit nicht nur die Liebhaberey auf die Sammlung derselben mehr als die irgend einer andern Art von Naturalien hingeleitet, sondern die Schwierigkeit, die Bewohner dieser Schalen in der Natur zu beobachten und zu untersuchen, macht es sogar für die größere Zahl der Liebhaber und Kenner unmöglich dieselben nach andern als äußeren Merkmalen zu ordnen. Es ist daher, selbst nach den gelehrten und geistreichen Arbeiten in diesem Fache von Cuvier und Lamarck, noch immer für so viele Sammler von Conchlien ein recht verdienstlicher und dankenswerther Versuch, den Herr Professor Dr. Schumacher in dem vorliegenden Werke dargelegt hat, um die schwankenden Bestimmungen von Omelin, Schröter, Martini, Chemnitz und andern auf festere Grundsätze zurückzuführen. Er stellt diese Grundsätze S. 13. der Vorrede einfach und streng auf, und es ist nicht zu verkennen, daß er denselben in seinem ganzen Werke treu gewesen ist. Zu bedauern ist nur, daß ihm nicht noch größere Sammlungen als seine eigene, etwa aus zweytausend Stücken bestehende zur Untersuchung, Vergleichung und Anordnung zu Gebote standen. Möge ein Anderer unter günstigeren Verhältnissen auf seiner Grundlage fortbauen. Er theilt sämtliche Schaalthiere ein in Monothalami und Polythalami, unter welchen letztern er die Ko-

rallenwürmer begreift; auf die er sich jedoch in diesem Werke nicht weiter einläßt. Die erste Unterabtheilung begreift die Seeigel, die zweyte die Vielschaaligen, die dritte die Zwenschaligen, die vierte die Einschaaligen. Der Eintheilungsgrund, der bey den ersten beiden Ordnungen von der äußern Gestalt, bey den Muscheln von der Beschaffenheit des Schlosses, bey der Einschaaligen von der Gestalt und Beschaffenheit der Schaaie hergenommen ist, ist überall festgehalten und streng durchgeführt. Die Summe der aufgestellten Gattungen beträgt 131. Die Kupfer stellen hauptsächlich die der Eintheilung zum Grunde gelegten Schlöffer der Muscheln dar; nur auf den letzten beiden Tafeln gibt der Verfasser noch einige Einschälige, und unter diesen eine von ihm neu aufgestellte Gattung: *Imbricaria conica*.

G e l l e.

Bey Schulze: Verbesserungen und Zusätze zum Hagemannschen Commentar über das Gellesehe Stadtrecht. (Vom Hrn. Canzleydirector Ritter Dr. Hagemann.) 1822. 47 S. in gr. Octav.

Der Hr. Verf. hatte im Jahre 1800, das Zellesehe Stadtrecht, mit einem fortlaufenden practischen Commentar, zu Hannover herausgegeben, und beschenkt uns nun, mit einigen Verbesserungen, Zusätzen und Ergänzungen zu demselben. Wer den hohen practischen Werth jenes Commentars erkannt hat, wird auch diese Bogen um so dankbarer annehmen, als durch sie jener Werth erhöht worden ist. Eine willkommene Zugabe ist das von dem Hrn. Verf. entworfene, noch jetzt gültige Kraft habende Einquartirungsreglement für die Stadt und deren Vorstädte, denn, wegen der Gerechtigkeit und Billigkeit des Vertheilungsmaassstabes verdient es auch von andern Städten nachgeahmt zu werden.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 13. Januar 1823.

L o n d o n.

Bey John Warren 1821: Parga and the Ionian islands; containing a refutation of the mis-statements of the quarterly review and of Lieut. Gen. Sir Thomas Maitland on the subject etc. by Lieut. Col. I. P. de Bosset. 530 Seiten in 8.

M. de Bosset, von Geburt ein Schweizer, stand als Oberstlieutenant in dem in englischen Diensten stehenden Schweizer-Regiment de Koll, und war eine Zeitlang als Gouverneur in der Insel Cephalonia, und zuletzt als Commandant in der durch ihr Unglück so berühmt gewordenen Stadt Parga, angestellt. Eine Mißhelligkeit, in welche er mit dem englischen Gouverneur der Ionischen Inseln, Sir Thomas Maitland, in Befolge seiner Anstellung in Parga gerieth, war Veranlassung, daß er nicht nur seine Stelle als Inspector der Miliz auf den gedachten Inseln verlor, sondern auch mit Belegung der halben Gage, nachdem das Koll'sche Regiment reducirt worden war, den englischen Dienst verließ. Bereits im May 1819 ließ M. de Bosset, ein Pamphlet un-

ter dem Titel: *Proceedings in Parga and the Jonias Islands* im Druck erscheinen, in welchem er das Verfahren des englischen Gouvernements in Bezug auf Parga tadelte, das des Sir Thomas Maitland aber in dem schwärzesten Lichte darstellte. Dies Pamphlet veranlaßte eine sehr umständliche Widerlegung in dem beliebten Journal: *the Quarterly Review*. M. de Boffet glaubte daher seiner Ehre schuldig zu seyn, indem er sein Pamphlet nochmals umarbeitete, dem Publico zugleich mehrere Actenstücke in Betreff des über ihn abgehaltenen Kriegsrechts vorzulegen, aus welchen allerdings hervorgeht, daß ihm Unrecht geschehen sey. Sir Thomas Maitland war, abgesehen von den Veranlassungen zu seiner Unzufriedenheit mit M. de Boffet, auf keinen Fall berechtigt, ihm seinen Gehalt vorzuenthalten, welches, wie wir aus seinem Werke ersehen, noch gegenwärtig der Fall ist. Die Verhandlungen welche M. de Boffet, in Bezug seiner eigenen Angelegenheiten der Welt mittheilt, können nur in so fern ein Interesse für das große Publicum haben, als sie ein Licht auf die Grundsätze der Verwaltung in England überhaupt werfen. M. de Boffet theilt diejenigen Personen, die von der englischen Regierung in ihren auswärtigen Besizungen, oder in diplomatischen Geschäften angestellt werden, in Bezug auf die Art ihrer Behandlung in zwey Classen: 1) diejenigen, welche in Gefolge ihrer Reichthümer, hoher Geburt und insbesondere wegen Verbindungen im Parliamente, von der Regierung entweder unterstützt, oder gefürchtet werden; diese können thun was sie wollen, ohne sich einer Verantwortlichkeit auszusetzen. 2) Diejenigen, welche sich keiner der bemerkten Vorzüge erfreuen. Für diese ist ein blinder Gehorsam, eine tiefe Unterwürfigkeit gegen ihre Obern, der einzige Weg, sich auf untergeordneten Posten, wenigstens eine Zeitlang, zu erhalten. Daß ein Ausländer, der ohne mächtige Connexionen, vermöge seiner Kenntnisse und Ver-

dienste, zu irgend einem Posten gelangt, zu der Classe der letztern gehöre, bedarf wohl nicht erwähnt zu werden, wenn man bedenkt, wie groß die Abneigung der Engländer gegen Ausländer, schon als solche ist. Wirklich finden wir, daß seit Marschal Schomburgs Zeiten, kein Ausländer in englischen Land-See- oder Civil-Diensten eine bedeutende Stelle bekleidet habe, wenn man sich gleich der Talente derselben, in untern Stellen gern, und mit Vortheile bediente.

M. de Boffet verkannte offenbar seine Lage. Er glaubte, die unglücklichen Bewohner von Parga würden unrechtmäßigerweise von England verlassen, und da er ihnen keinen Schutz gewähren konnte, wollte er, was seinem Herzen zur Ehre gereicht, seiner Seite ihr Mißgeschick möglichst mildern. Hierin handelte er aber gar nicht in dem Sinne des Sir Thomas Maitland, den ihre Zögerung, sich dem Pascha von Joannina zu unterwerfen, oder das Land ihrer Väter zu verlassen, höchlichst erbitterte.

Parga, eine kleine Stadt mit einer Citadelle und einem Gebiete von etwa zwey bis drey englischen Meilen um der Stadt, liegt auf der Küste von Epirus, und ist seit langen Zeiten, als von den Jonischen Inseln abhängig, betrachtet worden. Die Venetianer haben immer Parga als einen wichtigen militärischen Punct, insbesondere in Bezug auf die Vertheidigung von Corfu angesehen. Die Einwohner dieses kleinen Staats zeichneten sich vor den übrigen Griechen sehr vortheilhaft aus; sie waren industriös, mäßig und tapfer. Mit bewunderungswürdiger Tapferkeit haben sie mehrmals ihre Stadt, und sogar gegen den berücktigten Pascha von Joannina vertheidigt. Nach dem Frieden von Tilsit 1807, bis 1814, war eine französische Besatzung in Parga. Als in dem letztgedachten Jahre die Engländer Corfu blokirten und die übrigen Jonischen Inseln in Besiß nahmen, sandten die Einwohner von Parga eine Deputation zu dem Gen. Lt. Campbell in Zante, der die englischen

Truppen auf den gedachten Inseln befehligte, mit der Bitte, ihre Stadt zu besetzen und in Schuß zu nehmen, sie erklärten: "that it was the determination of their country to follow the fate of the Ionian Islands. Der englische General sandte auf diese Erklärung zwey Fregatten nach Parga ab, bey deren Ankunft die Einwohner sich der französischen Garnison bemächtigten, und die englische Flagge bereits in der Citadelle aufgesteckt hatten. Parga ward mit einer englischen Garnison versehen. Die Einwohner von Parga sandten nun eine Deputation an den Gen. Lt. Campbell, mit der Bitte: er wolle sich bey dem englischen Gouvernement dahin verwenden, daß solches die immer bestandene Vereinigung ihrer Stadt mit den Ionischen Inseln förmlich ratificieren möge. Der General gab hierauf eine Antwort "of the most satisfactory nature". Von dem englischen Gouvernement selbst, erfolgte aber keine Erklärung, Sir Thomas Waitland erwiderte vielmehr auf mehrere Aufforderungen der Einwohner von Parga, daß er ihnen keine geben könne.

Wir haben aus M. de Bossets Werke beynahewörtlich ausgezogen, was er über den Ursprung des Verhältnisses zwischen England und Parga sagt. Man sieht hieraus, daß die Besetzung von Parga auf Verlangen der Einwohner als eine militärische Maßregel von Seiten des in jenen Gegenden commandirenden englischen Generals geschah, und dem englischen Gouvernement kann daher kein Vorwurf gemacht werden, daß es in dem Frieden von Paris Parga den Türken überließ, als die Bedingung, unter welcher diese sich selbigem anschlossen. Alles was von Seiten Englands zum Besten der unglücklichen Einwohner geschah, war: die Bestimmung, daß diejenigen, welche vorzögen, statt in Parga zu bleiben, sich auf den Ionischen Inseln nieder zu lassen, mit ihrem Vermögen freyen Abzug haben sollten. Sämmtliche Einwohner mit Inbegriff der Weiber und Kin-

der, etwa 4000 an der Zahl beschlossen, dieß Anerbieten anzunehmen. Türkische und englische Commissaire wurden nach Parga geschickt, um das Eigenthum der Einwohner, das zurückgelassen werden mußte, zu taxiren. Die Taxation war weit unter dem wahren Werth. Sir Thomas Maitland sorgte weder für die Ueberfahrt noch für das weitere Schicksal dieser unglücklichen Menschen, die nur zu sehr auf die Großmuth Englands gerechnet hatten; viele kamen in Corfu aus Mangel und Elend um.

Schwere Beschuldigungen wälzet de Bosset auf den Gouverneur der Ionischen Inseln; nicht nur in Bezug auf Parga, sondern auch in Betreff seiner ganzen Verwaltung der ersteren. Wir vermögen die Wahrheit dieser Anklagen nicht auszumitteln. Da diese öffentlich der Welt vorgelegt sind, so wird Sir Thomas Maitland Gelegenheit zu seiner Rechtfertigung haben. Sein Verfahren in den Ionischen Inseln und insbesondere in Betreff der Einwohner von Parga, ist mehrmals im Parliamente vorgebracht worden. M. de Bosset sagt: bey Sir Thomas Maitland tritt der seltene Fall ein, daß er selbst zu der Opposition gehört, wovon sein Bruder der Chef ist. Das Ministerium wird immer das Verfahren eines Bedienten, den es selbst angestellt hat, billigen, während die Opposition niemals die Maaßregeln eines ihrer Mitglieder ernstlich anzugreifen, beabsichtigt. "The administration is fully sensible of his advantageous position, can intrust him with transactions, which persons not thus supported by both sides of the legislature could never attempt: in a word, it is insinuated that ministers are much less necessary to him than he to them". — Wenn diese Behauptung des M. de Bosset gegründet ist, so redet sie den Vorzügen der englischen Verfassung nicht das Wort. — Wer wird es billigen, daß Parliaments-Verhältnisse eine in öffentlichem Dienste angestellte Person, über alle Ver-

antwortlichkeit erheben können? Die Billigkeit erfordert jedoch zu bemerken, daß M. de Vossset, sehr aufgebracht über die erfahrene Behandlung zu seyn scheint, und daß daher seine Beschuldigungen und Behauptungen mit Vorsicht aufgenommen werden müssen.

G e n f.

Bey J. J. Paschoud: *Études de l'Homme, ou Recherches sur les facultés de sentir et de penser.* Par Charles-Victor de Bonstetten, Membre de plusieurs Académies et Sociétés savantes. Tome I. G. XLI und 318. Tome II. G. 332 in 8.

Die in dieser Psychologie über die geistigen Fähigkeiten des Menschen angestellten Untersuchungen haben einen sehr wichtigen Zweck. Es soll nemlich das durch dargethan werden, daß das, was in uns erkennt, fühlt und begehrt zwar mit dem Leibe durch die Nerven in inniger Verbindung und Wechselwirkung stehe, von diesem Leibe aber seinem Wesen nach verschieden sey; daß ferner die genaue Betrachtung der wunderbaren und zweckmäßigen Beziehungen, worin die verschiedenen Fähigkeiten unsers Geistes zu einander stehen, auf die Idee von Gott, als einer obersten Intelligenz führe, und dieser Idee Wahrheit zusichere; daß endlich die Hoffnung der Unsterblichkeit des edlern Bestandtheils unserer Natur in der Einrichtung dieses Bestandtheils einen unumstößlichen Grund habe. Es sind also die Lehren der französischen Ideologie, wonach alles menschliche Bewußtseyn ein Empfinden ausmacht, von dessen Entstehen die Affection der Nerven in den Sinnorganen den zureichenden Grund enthält, welche der berühmte Verfasser zu widerlegen bemüht ist. Was nun die Art betrifft, wie er seinen Zweck ausgeführt hat, so darf dabey nicht übersehen werden, daß das Werk zunächst wohl für das mit Philosophie sich beschäftigende Publicum in der französischen Schweiz und Frankreich bestimmt ist. Eine Aufklärung mancher Thatsachen im geistigen Leben des Menschen, wo-

durch in denselben, wenn sie auch etwas Bekanntes sind, noch interessante Beschaffenheiten nachgewiesen werden, ferner eine Darstellung der Wahrheiten, wovon der Verf. überzeugen will, die Deutlichkeit und Lebhaftigkeit des Vortrages vereinigt, sind die rühmlichen Seiten des Werkes. Aber die Aufklärung, welche der Verf. den Lehren der Psychologie und ihren Beziehungen auf die Lehre von Gott und Unsterblichkeit zu geben bemüht gewesen ist, lassen noch manches zu wünschen übrig. Die vielen Wiederholungen derselben Sache sind unangenehm. Der Verf. entschuldigt sie zwar damit, daß er an das bereits Vorgetragene besondere Folgerungen daraus und neue Ansichten angeknüpft habe. Allein eine gute Anordnung des Ganzen würde die Wiederholungen zu dem angegebenen Zwecke überflüssig gemacht haben. Ferner hat der Verf. von dem geistigen Leben bloß angeben wollen, was er davon in sich selbst antraf und beobachtete, nicht was auch Andere darüber als Erfahrung und Aufklärung mitgetheilt haben, und rechtfertigt dies Tome II. p. 340. mit der Anführung: die wahre Psychologie könne man nicht in Büchern, sondern nur in sich selbst finden. Nun ist allerdings für jeden Seelenforscher die Richtung der Aufmerksamkeit auf die Eigenthümlichkeiten und mannichfaltigen Bestimmungen seines Inneren eine unentbehrliche Bedingung der Erkenntniß des geistigen Lebens im Menschen. Allein die Nichtachtung dessen, was Andere in Ansehung dieses Lebens beobachtet und aufgeklärt haben, wäre doch eben so tadelnswerth, als wenn ein Physiker und Chemiker auf die Erforschung der Kräfte in der äußern Natur durch Andere keine Rücksicht nehmen wollte. Wenn daher der Vf. darüber klagt, daß die Aufsuchung der Gefühle des Schönen und Guten in der Tiefe der menschlichen Seele bisher zu sehr vernachlässigt worden sey, wenn er sogar das ganze Studium der Seele für etwas noch gänzlich Vernachlässigtes ausgibt, so rührt dies von seiner geringen Bekanntschaft mit dem, was Eng-

länder und Deutsche darin leisteten, und davon her, daß er dieses Studium nur nach dem gegenwärtigen Zustande desselben in Frankreich beurtheilt. Von den Deutschen sagt er mit vorzüglicher Beziehung auf Kant Tome II. p. 341. "Ces penseurs du nord ont tellement trouvé le secret de condenser en ténèbres les brouillards de leur pays, qu'on diroit qu'ils cherchent moins à trouver des lecteurs que des victimes." Die Lehre vom Ursprunge der menschlichen Erkenntniß, welche jener Philosoph seinem System des transcendentalen Idealismus zu Grunde legte, ist freylich dunkel, und enthält in der Darstellung viel Abschreckendes. Hätte aber der Verf. Kant's Anthropologie gelesen, die viele tiefe Blicke in das Seelenleben enthält, und was so viele andere Deutsche zur Aufklärung dieses Lebens und der Gesetze desselben beigetragen haben, gekannt, endlich von den Aufklärungen, die Jacobi den Ueberzeugungen des Menschen vom Ueberfinnlichen zu geben bemüht gewesen ist, etwas gewußt; viele Untersuchungen seines Werkes würden an Vollständigkeit und Genauigkeit gewonnen haben. Hiedurch haben wir aber nicht zu verstehen geben wollen, daß der Deutsche aus dem Werke des Vf. nichts lernen könne. Denn es ist zur Ausbildung der Kenntnisse vom Seelenleben nützlich, auch auf dasjenige Rücksicht zu nehmen, was davon ein denkender Kopf voll edler Wißbegierde durch Nachforschungen bloß bey sich selbst ausfindig gemacht hat. So sind z. B. um von Vielem, was zur Bestätigung dieses Urtheils dienen könnte, nur etwas anzuführen, des Verf. Bemerkungen über den Zusammenhang der Erkenntniß der Zeit mit dem Gedächtnisse und der Erinnerung (Tome II. p. 344), welchen Zusammenhang schon Locke kannte und beachtete, besonders dazu geeignet, d. Ueberzeugung hervorzubringen, daß Kant in seinem System des transcendentalen Idealismus die Vorstellung des Zeitlichen oder des Nacheinanderseyns mit Nichtachtung der deutlichsten Ausprüche des Bewußtseyns und bloß in der Absicht für eine lediglich subjective Form des so genannten innern Sinnes ausgegeben habe, um daraus beweisen zu können, daß wir Alles in der Natur nur erkennen, wie es uns erscheint.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

9. 10. S t ü c k .

Den 16. Januar 1823.

Frankfurt a. M.

Neueste Einrichtung des catholischen Kirchen = Wesens in den Königlich = Preussischen Staaten, oder päpstliche Bulle vom 16. Jul. 1821 und Königliche Sanction derselben mit einer Einleitung geschichtlichen und erläuternden Inhalts. 1822. S. 125 in 8.

In dieser Schrift werden dem Publico die zwei Haupt = Documente über die neue Organisation der catholischen Kirche im Preussischen, nemlich das Instrument ihrer neuen Verfassung selbst, oder die päpstliche Bulle, worinn sie nach einer vorher darüber mit der Regierung getroffenen Uebereinkunft regulirt und fixirt wurde, und das Königliche Decret mitgetheilt, durch welches die Bulle den 23. Aug. 1821. die Königliche Sanction und damit den Character eines bindenden Statuts für die catholische Kirche des Staates erhielt. Beide Documente sind hier in der authentischen Form, und die Bulle im lateinischen Original und in der deutschen Uebersetzung mitgetheilt worden, wie sie zuerst in der Gesetz = Sammlung für die Preussischen Staaten Nr. 12. 1821. erschienen; schon dadurch aber wird ihre diplomatische Echtheit

hinreichend verbürgt, wenn man auch sonst keine Gründe haben mag, ihrer für das größere nicht Preussische Publicum berechneten Bekanntmachung in dieser Schrift einen officiellen Character beizulegen. Daß indessen diese von einem Preussischen Staatsmanne, und zwar von einem sehr unterrichteten, herrühren muß, dieß wird durch die vorausgeschickte geschichtliche und erläuternde Einleitung, durch ihre unverkennbare Tendenz, und durch so manches einzelne, was darinn vorkommt, und nicht darinn vorkommt, außer Zweifel gesetzt: wie es jedoch damit seyn mag, so ist theils die neue Einrichtung des catholischen Kirchenwesens in Preußen selbst, theils die Art und Weise, wie sie zu Stande kam, eine zu wichtige historische und statistische Zeit-Erscheinung, als daß wir sie in unsern Blättern unbeachtet lassen dürften.

Da man auf dem Wiener Congresse, wahrscheinlich im Schrecken über die unnatürlichen und unerfüllbaren Forderungen, mit denen die berufenen und die ungerufenen Agenten der catholischen Kirche aufgetreten waren, so bedachtsam beschlossen hatte, über ihre Angelegenheiten gar nichts zu beschließen, so blieb es eben damit den Regierungen der weltlichen Staaten, in denen das catholische Kirchenwesen in eine neue Ordnung zu bringen war, selbst überlassen, das erforderliche deshalb einzuleiten. Die dringendste Nothwendigkeit einer neuen Schöpfung der catholischen Kirche in Hinsicht auf ihre äußere Verfassung trat fast in allen europäischen Staaten ein, denn sie war unter den Stürmen der letzten dreißig Jahre fast in allen auf das gewaltsamste zerrissen worden; sie trat vorzüglich in jenen catholischen Provinzen von Deutschland ein, die unter eine protestantische Herrschaft gekommen waren, denn hier hatte sie mit ihren Gütern zugleich alle Mittel zu ihrer ferneren Subsistenz verloren, und wenn dieß auch in mehreren, die unter einer catholischen Regierung geblieben waren, der Fall war, so wurde doch ihre Restaura-

tion in jenen ungleich zweifelhafter und ungewisser, weil hier erst eine Haupt-Schwierigkeit, die in diesen wegfiel, beseitigt werden mußte. Die nothwendig gewordene neue Organisation des catholischen Kirchenwesens konnte nemlich nirgends ohne die Concurrenz des Papstes und die Dazwischenkunft seiner Auctorität erfolgen; aber sie konnte noch weniger ohne die Concurrenz der Regierung erfolgen; und eine protestantische Regierung war bey weitem nicht so leicht in eine Verührung mit dem Papst zu bringen, wie eine catholische. Schon das erste Anknüpfen von Unterhandlungen wurde hier schwerer: bey ihrem Fortgange war man nie vor neuen Anstößen sicher; daher war es auch sehr in der Ordnung, daß die Negociationen, welche darüber zu Rom von catholischen Mächten zu gleicher Zeit eingeleitet wurden, daß die Concordate mit Neapel, mit Frankreich, mit Baiern viel früher zum Schlusse kamen als jene, über welche von der Königl. Niederländischen und von der Hannöverschen Regierung wie von den vereinigten Deutschen Bundes-Staaten mit der römischen Curie gehandelt wurde, und noch gehandelt wird. Nur der Königl. Preussischen Regierung gelang es bis jetzt, den Zustand und die Verhältnisse der catholischen Kirche in ihren Staaten durch ein neues päpstliches Regulativ schon ganz nach ihren Wünschen geordnet zu sehen — denn dieß geschah eben durch die Bulle vom 16. Jul. 1821. — aber dieß erklärt sich satzsam schon aus demjenigen, worauf die Preussische Regierung ihre Wünsche dabei beschränkte, ohne daß man den persönlichen Antheil, den der Fürst Staats-Canzler bey seiner Anwesenheit in Rom an den Unterhandlungen darüber genommen haben möchte, in das Spiel zu ziehen braucht.

Nur die allgemeinsten Bestimmungen über die geographisch-statistische Vertheilung, Regierung und Verwaltung der unter Preussischer Landeshoheit stehenden catholischen Kirchen sind in dieser Bulle fixirt und

regulirt; das besondere aber, das sie enthält, bezieht sich meistens, wie sich aus dem folgenden kurzen Auszuge ergeben wird, nur auf das Finanzielle. — Aus päpstlicher Machtvollkommenheit wird darin das ganze catholische Preußen in zwey Erzbistümer vertheilt, von denen das eine die östlichen und das andere die westlichen Provinzen in 9 Bischöflichen Diöcesen und 3200 Parochieen mit ihren Succursalen umfassen soll. Zur östlichen Metropole ist das bisherige Erzbisthum Gnesen ernannt, mit welchem aber jetzt das Bisthum Posen in der Waase unirt wird, daß das neue Erzbisthum den Titel: Gnesen und Posen führt, Posen aber auch seine Cathedrale und sein Dom = Capitel behält. Den Metropolitan = Sprengel bilden die drey Diöcesen von Gnesen, Posen und Culm, denn die zwey Bisthümer von Breslau und Ermeland, die sonst auch noch zu dem östlichen Preußen gehören, bleiben, wie bisher, dem römischen Stuhle unmittelbar unterworfen, und von jedem Metropolitan = Nexus exempt. Breslau muß jedoch an die Diöceß von Posen zwey Decanate abgeben, erhält aber dafür die catholischen Kirchen in der Ober- und Nieder = Lausiß, die zwey ober-schlesischen Kreise Beuthen und Pleß, und die bisher unter der Nordischen Mission gestandenen catholischen Pfarreyen zu Berlin, Potsdam, Frankfurt an der Oder, Stettin und Stralsund, die nun zu seinem 621 Parochien umfassenden Sprengel geschlagen werden. In den westlichen Provinzen ist Cöln zur Metropole ernannt. Der bischöfliche Sprengel von Cöln umfaßt nicht weniger als 680 Parochien in den drey Regierungs-Districten von Cöln, Aachen und Düsseldorf; als Suffragane sind aber dem Erzbischofe der Bischof von Trier mit 634 und der Bischof von Münster mit 287 inländischen Pfarreyen wie auch der Bischof von Paderborn untergeordnet. Die Haupt = Veränderung, die man dabey eintreten ließ, ist die Suppression des erst durch das Concordat mit Napoleon er-

richteten Bisthums von Achen, doch ist die dortige Cathedrale als eine Collegiat-Kirche und das Dom-Capitel als ein Collegiat-Stift erhalten, das neue Bisthum zu Corvey ist aber ebenfalls supprimirt, und zu der Paderbornischen Diöcese, jedoch nur mit der Clausel geschlagen worden, daß diese und andere für den bischöflichen Sprengel von Paderborn beschlossenen Veränderungen nicht eher als nach dem Tode des jetzigen Bischofs eintreten sollten, damit dem so ehrwürdigen Greise keine neue Last aufgebürdet würde. Nach dieser neuen Eintheilung des catholischen Preussens in erzbischöfliche und bischöfliche Diöcesen macht nun die neue Schöpfung der Dom-Capitel und Stifter, und die Bestimmungen über ihren Bestand und ihren Wirkungskreis, vorzüglich aber die Bestimmungen über ihre Besetzungs-Art und Dotation, so wie über die Besetzungs-Art und Dotation der Bisthümer selbst den zweyten Haupt-Gegenstand der Bulle aus. Bey den Capiteln waren natürlich mehrere Rücksichten auf ihren früheren Bestand zu nehmen, daher konnte er nicht bey allen gleichförmig fixirt werden. So sollten bloß ein Probst und sechs Domherren das Capitel der erzbischöflichen Kirche zu Gnesen bilden, während dem die damit unirte Cathedrale zu Posen einen Probst, einen Dechanten, acht wirkliche und vier Ehren-Domherren mit acht Vicarien oder Pfründeren behielt. Eben so viele, nur zwey Vicarien weniger, bekam das Capitel zu Culm. Das Personal des Domstifts zu Breslau wurde mit Einschluß der Ehren-Domherren und Vicarien auf nicht weniger als 26, des erzbischöflich Eölnischen auf 24, des Trierischen auf 22, des Münsterischen auf 22 und des Paderbornischen auf eben so viele Köpfe festgesetzt; das neue Collegiat-Stift zu Achen aber auf einen Probst und sechs Stifths herrn beschränkt. Die neuen Ehren-Domherren — *Canonici honorarii* — die man in die Stifter aufnahm, sollten wohl die Stelle der ehemaligen Domicellaren vertreten, aber es

ist festgesetzt, daß sie immer aus der Classe der Erzpriester und Decane der Diöcese genommen, und daher auch von der persönlichen Residenz und von dem Chordienste dispensirt, jedoch zu jeder Zeit auch zu der Theilnahme an diesem wie an allen kirchlichen Verrichtungen berechtigt bleiben sollen. Als Requisite eines Capitularen überhaupt werden aber gefordert, daß er schon die höheren Weihen empfangen und der Kirche bereits fünf Jahre lang, in dem Haupt- oder Hülfsgeseelsorger-Amt, oder in dem Lehramt der Theologie oder des Canonischen-Rechts, oder in der Diöcesan-Verwaltung eines preussischen Bischofs nützliche Dienste geleistet, oder die höchste academische Würde in der Gottes-Gelahrtheit oder in dem canonischen Recht gehörig erlangt haben muß. Das letzte soll jedoch aus erheblichen Ursachen erst nach zehn Jahren in Kraft, hingegen Stand und Geburt gar nicht mehr in Betracht kommen. Diese Erfordernisse zu der Aufnahme in ein Capitel scheinen auch eine neue Bestimmung voraus zu setzen, welche diese Collegien erhalten sollten, doch ist in der päpstlichen Bulle weiter nichts darüber festgesetzt, als daß besonders die Seelsorge über die Pfarr-Gemeinden der erzbischöflichen und bischöflichen Kirchen zu ihrer Competenz gehören, in der Wirklichkeit aber immer nur von einem besonders dazu ausgewählten und nach vorhergegangener canonischer Prüfung von dem Bischofe berufenen Mitgliede verwaltet werden solle. Auch möchten in jedem Capitel von dem Erzbischofe oder Bischofe zwey Chorherrn für immer designirt werden, von denen der eine das Beicht-Water-Amt, der andere aber das Amt eines Gottes-Gelehrten mit der Verpflichtung, dem Volke an bestimmten Tagen die Schrift zu erklären, zu versehen hätte; in den Domcapiteln zu Breslau und Münster aber müßte immer ein Canonicat oder eine Stelle für einen der öffentlichen Lehrer der dortigen hohen Schulen reservirt bleiben. Ueber die sonstige Stellung der Capitel zu den

Bischöfen, über ihren Antheil an der Diöcesan-Administration, über ihren Character als "permanente Senate der Bischöfe" ist in der Bulle gar nichts erwähnt, jedoch das Recht, auch Statute für sich zu machen, aber freylich nur *statuta honesta et licita* und mit Verwissen und Genehmigung der Bischöfe zu machen, ausdrücklich ihnen vorbehalten. Das wichtigste, was die Bulle enthält, ist aber ohne Zweifel dasjenige, was darinn über die Besetzungs-Art dieser Stellen, besonders über die Besetzungs-Art der Bisthümer regulirt ist; dieß beschränkt sich aber auf zwey Bestimmungen, die sehr kurz gefaßt werden konnten. In Ansehung der ehemals polnischen Bisthümer, Gnesen und Posen, Culm und Ermeland bleibt alles bey der bisherigen Observanz, und also auch bey der bisherigen entscheidenden Concurrenz der Regierung, in Beziehung auf die deutschen Kirchen zu Cöln, Trier, Münster, Paderborn und Breslau glaubt aber der Pabst "der deutschen Nation etwas angenehmes und dem Könige von Preußen etwas wohlgefälliges" zu erweisen, wenn er das alte Recht der Wahlen wiederherstellt, das in den Kirchen diesseits des Rheins nur erst im J. 1801 durch eine apostolische Verfügung abrogirt worden war. Er verfügt also, daß hier mit Aufhebung jeder andern bisher bestandenen Weise und Gewohnheit, auch jedes Unterschieds von Wahl und Postulation, zugleich aber auch des Erfordernisses der adelichen Geburt die Capitel sich solchen Rechts sollen zu erfreuen haben. So oft daher ein bischöflicher Stuhl, es sey durch Todesfall *extra Curiam* oder durch Abdankung und Entsagung in Zukunft erledigt wird, so sollen die *Canonici* innerhalb der gewöhnlichen Frist von drey Monaten sich capitularisch versammeln, und aus der gesammten Geistlichkeit des preußischen Reiches sich einen würdigen mit den gehörigen Erfordernissen begabten Vorgesetzten selbst zu erwählen ermächtigt seyn. Auch den

Canonicis honorariis ist ausdrücklich eine Stimme dabey vorbehalten, von Seiten des Papstes aber zugleich versprochen, daß er nach erhaltener Wahl-Urkunde die Einleitung des erforderlichen *Processus informativi* über die Regelmäßigkeit der Wahl und über die canonische Tüchtigkeit des Erwählten immer nur einem Preussischen Erzbischof oder Bischöfe übertragen, und nach Befinden von diesem jede solche Wahl durch apostolische Briefe bestätigen wird. Mit Verwunderung findet man über die Consecrationen der Bischöfe gar nichts bestimmt; noch mehr würde man sich aber darüber wundern, daß von einem der Regierung oder dem Landesherrn vorbehaltenen Einflusse bey den Wahlen gar nichts erwähnt ist, wenn man nicht aus der Einleitung S. 50. schon erfahren hätte, daß es durch ein zu gleicher Zeit mit der Bulle erlassenes, jedoch nicht öffentlich bekannt gemachtes päpstliches Breve den sämtlichen Dom-Capiteln zur Pflicht gemacht ist, nur solche Personen zu Erzbischofen und Bischöfen zu wählen, welche dem Könige angenehm sind, und sich davon jedesmal noch vor der feyerlichen Wahl-Handlung zu versichern. Eben so wenig darf man aus dem Stillschweigen der Bulle schließen, daß über den Punct der Annaten, der Pallien-Gelder, der Confirmations-Gebühren und anderer Taxen dieser Art gar nichts verhandelt worden wäre; viel mehr enthält noch der letzte wesentliche Artikel eine Bestimmung, die eine auch darüber getroffene Uebereinkunft sehr deutlich ankündigt. Es ist nemlich darinn festgesetzt, wie hoch jedes der Preussischen Bisthümer nach dem Verhältniß seines Einkommens in die Bücher der apostolischen Cammer eingetragen werden soll, und dies kann bloß auf jene Taxen, welche immer darnach berechnet werden, Bezug haben: die Mäßigkeit des Anschlags macht es aber sehr wahrscheinlich, daß wirklich auch darüber gehandelt worden seyn mag, denn die zwey Erzbisthümer Gnesen und Eöln sind bloß mit tausend, Breslau

mit tausend ein hundert sechs und sechszig und zwey drittel, die Kirchen von Trier, Münster, Paderborn, Culm und Ermeland aber nur zu sechs hundert sechs und sechszig und zwey drittel Goldgulden angesetzt. Dafür zeigte sich jedoch die Großmuth der Preussischen Regierung auf eine wahrhaftig edle Art in der Fixirung der Gehalte, die den Bischöfen und ihren Capiteln in der Bulle zugesichert sind, und natürlich nur mit der Bewilligung von jener zugesichert werden konnten. Für die Ausstattung des Erzbisthums Gnesen und Posen sind jährlich 28000 Rthl. und für Culm 18700 ausgesetzt, der Bischofs-Stuhl und das Capitel zu Ermeland, welche zu Frauenberg ihren Sitz haben, behalten ihre Güter und Einkünfte, welche sie jetzt besitzen ungeschmälert, bis zu seiner Zeit auch mit ihnen eine Gleichstellung getroffen wird. Die Ausstattungs-Summe für Breslau beträgt 28600 und für Eöln wieder 28000 für Trier 19400 — eben so viel für Paderborn, und für Münster 21600 Rthl. also sind es nicht weniger als 163700 Rthl. welche der Staat an die catholische Kirche bloß zu der Unterhaltung ihrer Bischöfe und Capitel, oder wenn man will, zu der Unterhaltung ihres Regierungs-Personals und ihrer Administrations-Beörden jährlich abgibt. Davon beziehen die Bischöfe voraus 68000 Rthl. denn die zwey Erzbischöfe und der Bischof zu Breslau bekommen jeder 12000, und die vier Bischöfe zu Culm, Trier, Paderborn und Münster jeder 8000 Rthl. der Ueberrest aber ist nach einem nicht unbilligen Vertheilungsfuße für die Capitel bestimmt, in deren jedem der Probst und Dechant 2000-1800 Rthl. die zwey ältesten Canonici 1200-1000 die folgenden 1000-800 die Ehren-Domherrn 100 und die Vicarien 200 Rthl. erhalten sollen. Noch überdieß übernimmt es der Staat, die Kosten der bischöflichen Canzleyen zu bestreiten, und auch in jeder Diöcese für ein Bischöfliches Seminar, wie für ein Versorgungs-Haus für ausgediente oder

ranke, und für ein Corrections-Haus für straffällige Geistliche Rath zu schaffen: das Ganze dieser Ausstattung wird für jede Diocess besonders, mittelst einer für sie auszufertigenden Urkunde in jährlichen Grund-Renten festgestellt, die als Real-Last auf Staats-Domanial-Waldungen radicirt, bis zum J. 1833 aber aus den Haupt-Cassen eines jeden Regierungs-Bezirktes bezahlt werden, weil jene Waldungen bis dahin noch an Staats-Glaubiger verpfändet bleiben. Sollte indessen im J. 1833 jene Hypothek noch nicht erloschen seyn, so werden vom Staat so viele Grundstücke gekauft, und jeder Kirche zum Eigenthum übergeben, daß der Ertrag davon dem Betrage jener Grund-Renten gleich kommt, wozu ein Fonds von mehr als 5 Millionen Rthl. erfordert werden dürfte. Zum Vortheil der römischen Curie, oder der römischen Cammer, oder wenigstens der römischen Datarie ist endlich dem Pabste auch noch das Nominations-Recht zu allen Probst-Stellen in den Domcapiteln und in dem Collegiat-Stift zu Achen ohne Einschränkung, zu den Dechaneyen und simplen Canonicaten aber in den sechs ungleichen päpstlichen Monaten vorbehalten, in den andern sechs Monaten des Jahres bleibt es hingegen — nicht den Capiteln selbst — sondern den Erzbischöfen und Bischöfen überlassen, welche auch alle Vicarien ohne Rücksicht auf die Monate, worinn sie vacant werden, verleihen mögen.

Schon aus der Natur und aus der Beschaffenheit desjenigen, was in der päpstlichen Bulle regulirt worden ist, ergibt sich nun sehr klar, daß hier von gar keinem Concordat zwischen der preussischen Regierung und dem römischen Stuhle die Rede seyn kann. Was darinn regulirt ist, konnte gar nicht Gegenstand eines Concordats oder eines Vertrages zwischen dieser Regierung und dem Pabst, als nur in einer sehr entfernten Beziehung werden, denn es konnte nach den Grundsätzen des catholischen Kirchen-Rechts oder wenigstens nach den Grundsätzen der römischen Curie

nur durch die Autorität des Papsts festgesetzt und verfügt werden. Die Errichtung neuer Bisthümer und Metropolen wie die Suppression von alten — die Eintheilung und Gränz-Bestimmung ihrer Diocesen — die Stellung ihrer gegenseitigen Verhältnisse — die Einsetzung der Bischöfe und Metropoliten selbst, wie die Einrichtung ihrer Capitel sind lauter solche Acte, welche nach den ersten Principien des canonischen Rechts nur dem Papste zustehen, oder doch seine Dazwischenkunft nothwendig erfordern. Eine weltliche Regierung mag dann wohl immer mit dem Papst über die convenienteste Ausübungs-Art dieser Acte unterhandeln. Sie kann ihn durch Vorstellungen bewegen, dabey auch auf ihre Wünsche, auf locale Verhältnisse, auf die politische Eintheilung ihrer Provinzen, und auf andere Umstände Rücksichten zu nehmen. Sie wird auch immer die römische Curie dazu geneigt finden, denn diese hat sich darinn zu jeder Zeit gegen die weltlichen Mächte gefällig genug gezeigt, und sicherlich hat auch der preussische Unterhändler in Rom keine Schwierigkeiten dabey gefunden, sich über den vorläufigen Entwurf einer Diocesan-Beschreibung mit ihr zu vergleichen, die der König schon in einem Cabinets-Schreiben vom 6. Sept. 1820 genehmigt hatte, so wie sich der Papst schon zu Anfang des J. 1819 bereitwillig finden ließ, auf den Wunsch des Königs den catholischen Theil der Stadt Erfurt und das Eichsfeld von dem Bisthum Regensburg zu trennen, und die Verwaltung von beiden dem Fürst-Bischof von Corvey zu übertragen. Noch weniger konnte es den preussischen Unterhändler kosten, dem Papste die Erbietungen des Königs wegen der Dotation der neu eingerichteten Kirchen und Stifter annehmlich zu machen, denn dieser fühlte sich ja selbst dadurch gedrungen, die Großmuth und die Güte des Königs gegen die seinem Scepter unterworfenen Catholiken in seiner Bulle zu rühmen; allein auch dabey konnte weiter nichts von

der Form eines Concordats oder eines Vertrages eintreten, als daß der Pabst die Erbietungen des Königs acceptirte, und sie als angemessen und hinlänglich anerkannte.

Doch daß man von Seiten der Königl. Preussischen Regierung und ihrer Unterhändler absichtlich diese Form eines Concordats vermied, und eine andere wählte, wer könnte daran zweifeln, wenn es auch der Verf. der Einleitung nicht selbst erklärt, und ihre Gründe dafür ausgeführt hätte. Es ist — heißt es hier S. 36. — "es ist eitle und in keinem Falle lohnende Mühe, auf ein förmliches Concordat mit der römischen Curie hin zu arbeiten. Ein solches, das man wünschen darf und zu fordern berechtigt ist, wird nicht gewährt, am allerwenigsten einem Souverain, den der heilige Vater nicht in der Gemeinschaft seiner Kirche sieht, und dem er seinen apostolischen Segen nicht geben kann. Auch gilt es als unbestreitbare Erfahrungs-Lehre, daß noch keinem Concordate die Ehre einer vollständigen Erfüllung zu Theil geworden ist — weil sich die römische Curie dabey immer eine Mental-Bedingung de animarum salute et catholicae religionis incremento vorbehält und vorbehalten muß, welche die gänzliche Erfüllung zu jeder Zeit von ihren Ansichten, die sich nach den Umständen ändern müssen, abhängig macht." Damit mag es auch seine völlige Richtigkeit haben; und auch mit der Folge, welche die preussische Regierung daraus gezogen hat, seine völlige Richtigkeit haben; allein nun wird man nur desto begieriger zu erfahren, wie sie ihren Zweck auf dem andern Wege, den sie einzuschlagen für gut fand, erreicht hat. Der Weisheit dieser Regierung entging es gewiß nicht, daß noch über weit mehreres mit der römischen Curie gehandelt werden mußte, wenn der Zustand der catholischen, ihrem Scepter unterworfenen Kirchen auf einen festen Fuß gestellt, und ihre Administration in einen regelmäßigen, mit den sonstigen Administrati-

ons: Prinzipien des Staats harmonischen und die Bewegungen von diesem nicht durch ewige Reibungen störenden und hemmenden Gang gebracht werden sollte. Dieß ist auch in der Einleitung S. 33. 34. sehr gut im allgemeinen ausgezeichnet, denn es bezieht sich vorzüglich auf die Stellung dieser Kirchen zu dem Staat, und auf ihre Stellung zu ihrem Oberhaupt, zu dem Pabst, in so fern durch die letzte auch der Staat gefährdet werden kann. Es wird auch darin anerkannt, "daß jede kräftige ihrer Rechte und ihrer Pflichten sich bewußte Staats-Regierung ihre Gerechtfame dabey zu wahren und geltend zu machen verbunden ist" aber es wird auch deutlich genug zu verstehen gegeben, daß man nie hoffen dürfe, die römische Curie zu der Anerkennung jener Gerechtfame zu bewegen. Von diesem letzten sind wir am festesten überzeugt, und zwar nicht nur, weil eine tausendjährige Erfahrung ihre Unabreißbarkeit von ihren damit streitenden Forderungen schon erprobt hat, sondern weil sie wirklich diese Forderungen nicht aufgeben kann, ohne sich selbst und ihre ganze Existenz aufzuopfern. Wenn aber auch wirklich daraus folgt, daß man, wie es die Preussische Regierung gethan hat, "lieber gar nichts über dasjenige mit ihr stipuliren, also es gar nicht zu einem Gegenstand der Unterhandlungen machen sollte, was in Hinsicht auf die Unterordnung der höheren oder niedrigeren Geistlichkeit unter die Staats-Gewalt, auf das Verhältniß der kirchlichen Oberen zu den Staats- Behörden, und auf die bürgerliche Stellung der Geistlichen sich theils von selbst versteht, theils schon in dem Herkommen gegründet und anerkannt ist" S. 40. — so läßt sich nur gar zu schwer absehen, wie man das Handeln darüber unbeschadet des abgezielten Zweckes von Seiten einer protestantischen Regierung umgehen kann.

Für sich selbst mag sie es freylich nicht nöthig haben. Für sich selbst hat sie nicht nöthig, sich darum

zu bekümmern, ob dasjenige, was für sie und nach ihren Grundsätzen sich von selbst versteht, und in ihrem Herkommen gegründet und anerkannt ist, sich auch nach den Principien des catholisch = kirchlichen Staats = Rechts von selbst versteht, und in dem Herkommen der Curie gegründet ist. Aber sie muß ja zugleich für das Gewissen ihrer catholischen Unterthanen sorgen. Sie darf die Stellung und die Verhältnisse von diesen nur nach solchen Principien ordnen, welche mit ihrer religiösen Ueberzeugung wenigstens in keinem Widerspruch stehen. Sie muß noch besondere Rücksichten auf ihre Bischöfe und sonstige kirchliche Behörden nehmen, um das Eingreifen in ihren Wirkungs = Kreis, das sie sich vorbehalten zu müssen glaubt, immer so abzumessen, daß die Berufs = Thätigkeit, zu welcher sich jene verpflichtet glauben, nicht dadurch gelähmt wird, denn hätten vielleicht diese — was doch meistens der Fall seyn wird — sich ihren Wirkungs = Kreis nach eben den Grundsätzen wie der Pabst und die Curie abgesteckt, und — was doch auch denkbar ist — mit redlicher Ueberzeugung abgesteckt, so sehen sie ja nur der peinlichsten Lage und dem gespanntesten Verhältniß entgegen, worinn sie alle Tage bey ihrer Amts = Führung mit ihrem Gewissen oder mit ihrer Regierung kommen müssen. Dies kann nur vermieden werden, wenn sich eine Regierung über dasjenige, wozu sie sich in Beziehung auf die Kirche berechtigt oder verpflichtet glaubt, nicht nur voraus gegen den Pabst oder gegen ihre Bischöfe erklärt, sondern voraus mit dem Pabst oder mit ihren Bischöfen verständigt. Wenigstens läßt sich kaum denken, wo sonst ein Bischof den Muth hernehmen könnte, sich in eine solche Lage hinein stellen zu lassen.

Doch auch dies ist der Weisheit der Preussischen Regierung gewiß nicht entgangen; daher darf man sicher annehmen, daß sie sich entweder mit der römischen Curie schon in der Stille weiter darüber verständigt, oder sich weitere Handlungen mit ihrem

Bischöfen vorbehalten haben wird. Das erste scheinen selbst einige Winke in der Einleitung anzudeuten, und mehrere Umstände konnten es auch für die Preussische Regierung leichter machen, als es einer anderen protestantischen geworden seyn würde. Die Stellung, in welcher sie sich schon so lange gegen die ihr unterworfenen catholischen Kirchen in Schlesien und Pohlen erhielt, und die Art, womit sie bisher ihre Gerechtsame gegen diese ausgeübt hat, die schon zu einer gewohnten, und wenn schon nicht ausdrücklich anerkannten, doch auch nicht immer widersprochenen Observanz geworden ist — diese konnten ohne zu große Schwierigkeiten auch auf die neuen Kirchen übertragen werden, die unter ihre Herrschaft gekommen sind, oder doch eine halb-stillschweigende Voraussetzung dieser Uebertragung so weit begünstigen, daß die Errichtung eines eigenen öffentlichen Instruments darüber weniger nöthig schien. Ob man nun aber auch damit ausreichen wird, um die catholischen Kirchen in den Preussischen Staaten nicht nur in Ordnung sondern auch in Ruhe zu erhalten, und dabey der Regierung die ungehemmte Ausübung ihrer Rechte zu sichern — dies wird und kann nur die Zeit lehren. Hoffen läßt es sich allerdings, weil man doch in den catholischen Kirchen von Schlesien schon so lange damit ausgereicht hat; doch mag bey dieser Hoffnung immer auch noch Raum genug für gute Wünsche übrig bleiben, wofür wir auch sehr gerne die unfeigen verwenden wollen.

T ü b i n g e n .

Bey Oslander: Ueber die Vereinigung beider evangelischer Kirchen, namentlich in Württemberg. Eine Stimme gegen sie zu ihrer Förderung von D. Joh. Christ. Fridr. Steudel, Diener des göttlichen Worts und öffentl. ord. Lehrer der Gottesgelahrtheit. 1822. 43 S. 8.

Zu einer wahren inneren und rechtmäßigen Vereinigung der evangelischen Kirchen gehört mehr, als bis jetzt vorhanden und gegeben ist, man muß daher nicht

die äußere Vereinigung fördern, damit nach und nach um desto sicherer und tiefer die innere unter Gottes Obhut herbeygeführt werde. Das ist es, was in dieser Schrift ausgeführt wird, die sehr gedrängt abgefaßt und nicht wohl eines Auszuges fähig ist. Sie verdient die reife Ueberlegung derjenigen, welche sich mit diesem wichtigen Gegenstande beschäftigen. Wir wünschten aber doch, daß sie auch die Fragen in Betracht gezogen hätte: Ob nicht durch gewisse Arten äußerer Vereinigung die innere allmählig herbeygeführt werden könne, ob, so wie die Menschen einmal sind, eine aus dem Gesamtwillen der Mitglieder beider getrennter Kirchen hervorgehende Vereinigung irgend möglich sey? Auch hätten wir gewünscht, daß sie die im Nassauischen und Badischen vorgegangene Vereinigung beachtet und einer Critik unterworfen hätte. Hinreichend aber hat sie dargethan, daß im Wirtembergischen, nach den besonderen dort obwaltenden Umständen eine Vereinigung nicht rathlich und thunlich sey.

E b e n d a s e l b s t.

In Commission bey Oslander: Ueber die Behandlung der Sprache der heiligen Schrift als einer Sprache des Geistes — von D. Joh. Christ. Fried. Steudel, Diener des göttlichen Worts und ord. öffentl. Lehrer der Gottesgelahrtheit 1822. 49 S. 8.

Einige Abschnitte aus den exegetischen Vorlesungen des Verf. Es wird darinn theils Ranne bestritten, welcher eine mystisch-allegorische Erklärungsart der Bibel und einen mehrfachen Sinn in derselben annimmt, theils aber der Glauben ausgesprochen und begründet, daß in der Bibel eine übernatürliche Offenbarung niedergelegt und ein herrlicher Plan Gottes zum Besten des Menschengeschlechts vor Augen gestellt sey, zugleich aber auch gezeigt, daß jene Erklärungsart nicht auf die Rechnung dieses Glaubens geschrieben werden könne. Alles dies wird durch ausgewählte Beyspiele erläutert. Es ist in unserm Zeitalter nöthig und nützlich, das, was schon so oft wieder jene Hermeneutik gesagt worden ist, zu wiederholen und auf neuere Versuche anzuwenden.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

11. Stück.

Den 18. Januar 1823.

Paris.

Chez Méquignon-Marvis: Examen des doctrines médicales et des systèmes de nosologie; ouvrage dans lequel se trouve fondu l'Examen de la doctrine médicale généralement adoptée etc.; précédé de propositions renfermant la substance de la médecine physiologique; par F. I. V. Broussais. II Tômes. in Octav.

Recensent will es nicht verhehlen, daß er mit einem eigens gemischten Gefühle von Unwillen und Hochachtung die Lectüre des vorliegenden Buches geschlossen habe, und legt um so offener sein Geständniß ab, je unumwundener er andern Orts schon den Antheil, welchen er an der neuen französischen Lehre nimmt, kund gegeben hat. Kann das lang gedehnte, oft unsichere Ausspinnen einer an sich einfachen Doctrin den geduldigsten Leser schon in eine Stimmung versetzen, die dem Schriftsteller wenigstens den freundlichen Dank desselben entzieht, so werden immer wiederkehrende, oft schwach begründete Invectiven bald den Unwillen erregen, der so leicht auch das wahrhaft Nützliche und Ersprießliche verkennt. Um sich

vor letzterem zu schützen, hat Rec. jede Stelle doppelt hoch erwogen, die ihn in dem Verfasser wieder an den strengen Forscher nach Wahrheit, an den geprüften Arzt und an den unermüdblichen Beobachter, mit einem Worte, an den Herausgeber der *Phlegmasies chroniques* erinnerte, und mit Freuden gesteht er, daß Hochachtung das überwiegende Gefühl geblieben ist. Könnte Hr. Broussais sich entschließen, die offensiven Waffen von sich zu werfen und sich auf das *Parta tueri* zu beschränken, so würde er sicher bey seinen Zeitgenossen und namentlich bey seinen Landesleuten eine dankbarere Anerkennung für das Geleistete finden; eine Anerkennung, die ihm am Ende doch mehr werth seyn muß, als das zweydeutige Bravo junger Enthusiasten. Zum Beweise, wie sehr die Offensive der Sache Broussais's schade, indem sie ihn von dem sichern Wege der Erfahrung, welchen vor allen der vielseitig angegriffene Verf. des Examen nie verlassen sollte, abzieht, mögen die folgenden Zeilen dienen; Rec. ist sich nicht bewußt, sich vom Verdachte der Parteylichkeit oder der persönlichen Abneigung reinigen zu müssen; vielmehr bekennt er offen, daß er, wenn auch keineswegs der neuen französischen Lehre unbeschränkt huldigend, ja sogar ihre ersten Vordersätze verwerfend, dennoch manchen erregenden Anstoß für seine wissenschaftliche Bildung in ihr gefunden habe, und daß er in dem Stifter selbst den unermüdblichen Arzt, wie den rastlosen Lehrer habe verehren lernen.

Der Hauptpuncte, auf welche es besonders ankam, nicht unkundig, war es dem Rec. daher höchst befremdend, in den *Propositions de médecine*, die an der Spitze des ganzen Werkes stehen, und die zum erstenmale eine zusammenhängende Darstellung der neuen Lehre vom Begründer selbst enthalten sollen, gleichsam den gewohnten Ton nicht finden zu können; auf dreßsig bis vierzig der ersten Sätze ließe sich vielleicht jede, noch so heterogene, Theorie bauen, und manche derselben möchte man kaum als Aus-

sprüche Br's., der so laut gegen jede metaphorische Rede in der Medicin eifert, gelten lassen. Als Beleg nur folgende: Proposition XXXVI. "Jedesmal, wenn das Ich eine Perception erfährt, empfindet es zu gleicher Zeit im Hirne, und außerhalb desselben. Die extra-cerebralen Punkte, an welchen das Ich empfinden kann, sind nicht allein die äußern und innern Sinne (die Organe der letztern sind aber die Schleimhäute!) sondern auch die zufälligen Entzündungsherde; denn die Entzündung versetzt die Nervenendigungen des animalischen Lebens in einen Zustand, welcher demjenigen der eigentlichen Sinnesnerven beynahe analog ist. Diese Entzündungsherde werden daher accidentelle Sinne". (!) (Unstatthaft ist es schon, die Perceptionen der Schleimhäute den Sinneswahrnehmungen gleich stellen; noch weit unstatthafter aber ist die letzte Vergleichung. Der Sinnesnerv empfindet nicht sich selbst, sondern das ihm entsprechende Object: — dieses ist das Kriterion aller Sinneserregung; daß dieses aber weder jenen innern, noch den sog. accidentellen Sinnen zukomme, erhellt von selbst.) Prop. XXXVII. "Es steht in der Gewalt des Ichs, auf gewisse Anforderungen der natürlichen und zufälligen Sinne zu reagiren, oder nicht; bey andern hingegen ist es genöthigt, schneller oder langsamer denselben durch vollzogene Acte zu entsprechen. Diese letztern Anforderungen geschehen durch Sensationen, die von den zum Leben nothwendigsten Organen ausgehen. Zu den erstern gehören theils die weniger dringenden Bedürfnisse der lebenserhaltenden Organe, die, wenn sie zu dringend auftreten, entweder vom Ich befriedigt werden, oder die Vernunft zerstören, oder den Tod herbeiführen; theils diejenigen, die sich auf Ausübung von Functionen beziehen, die nicht nothwendig zur Erhaltung des Lebens sind; doch kann die Weigerung des Ichs auch hier Wahnsinn zur Folge haben". Prop. XLI. "Wenn das Thier leidet und stirbt, weil es die Befriedigung der Bedürfnisse der

viscera verweigert hat, so ist dieses der Triumph der Intelligenz über den Instinct. Aber wenn die Vernunft durch den Widerstand, den das Ich gegen die Forderung der Eingeweide ausübt, d. h. durch die Ueberreizung, die sie im Hirn erregt haben, erkrankt, so ist dieses der Triumph des Instinctes über die Intelligenz." Prop. XLVII. "Die Leidenschaften sind, wie der Wahnsinn, der Triumph der Eingeweide und folglich des Instinctes, über die Intelligenz; — denn (Prop. XLII.) der Instinct besteht in Sensationen, die von den Eingeweiden ausgehen und das Hirn zur Vollziehung der zur Ausübung der Functionen notwendigen Acte auffordern — auch bringen sie häufig Wahnsinn hervor". — Nach mehreren solchen vagen, unter sich oft kaum zusammenhängenden, die Hauptsache manchmal gar nicht berührenden Propositionen, begegnen wir endlich einem der wichtigsten Sätze in der ein und sechzigsten, welche wir jedoch lieber sogleich nach der ersten gefunden hätten; diese erste nemlich, auch die erste, nur folgerichtiger gestellt, im Brownschen Systeme, heißt wörtlich so: "Das Leben des Thieres erhält sich nur durch die äußern Reize, und alles, was die Erscheinungen des Lebens vermehrt, ist reizend." — Und die ein und sechzigste: "Die Erregung ist niemals gleichmäßig in der thierischen Oeconomie; sie ist immer stärker in gewissen Theilen, und schwächer in andern, und zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten vorherrschend. Diese Ungleichheit wird häufig Ursache des gestörten Gleichgewichtes der Functionen." — Eine der folgenden Propositionen lautet: "Gewisse äußere Einflüsse vermindern die Phänomene des Lebens in dem Organe, mit welchem sie in Beziehung treten; aber der Schmerz, der sich in dem geschwächten Theile entwickelt, vertritt die Stelle eines Reizes, der die Lebensäußerungen bald auf eine günstige, bald auf eine der Erhaltung des Thieres verderbliche Weise, zurückruft." Sonstiger Broussais'scher Sätze eingedenk, müssen wir an die-

fem Ausspruch Anstoß nehmen, und nach der Entstehungsart des Schmerzes, der das Product einer schwächenden Einwirkung mit demjenigen einer reizenden Ursache gleich machen soll, fragen. Entstand er als unmittelbare Folge der vermeintlich schwächenden Einwirkung, so kann diese keineswegs als schwächend betrachtet werden; er wäre dann nichts anders, als eine besondere Form der Reaction, immer aber ein abnorm erhöhtes Lebensphänomen; oder ist er als ein secundäres, durch die organischen Veränderungen im geschwächten Theile hervorgerufenes Symptom anzusehen? Dagegen spricht des Verf. eigene Lehre von den Erscheinungen wahrer, örtlicher Schwäche: ein asthenischer Theil schwindet, wird schmerzlos, gefühllos, seine Gefäße obliteriren, seine Nerven verkleinern sich u. s. w. — Prop. CXXVII. "Jedes bedeutende Leiden, sey es durch Entzündung eines Theiles, oder durch Reizung eines Nervenweiges, oder durch eine moralische Ursache entstanden, bringt eine Ueberfüllung im Hirne hervor, und strebt die Entzündung in der Masse des Hirns, in der weichen Hirnhaut und in der Arachnoidea zu entwickeln. Da aber das Leiden des Magens das grausamste ist, und alle andere Affectionen es hervorrufen, so gibt es keine Gastroenteritis ohne einen gewissen Grad von Cerebralaffection." — Augenscheinlich nimmt Br. in neuerer Zeit, mehr Rücksicht auf primäre und consecutive Affection des Centraltheiles des Nervensystemes, als dieses in frühern Zeiten und Schriften geschah. Dürfen wir darin nicht eine Annäherung seiner, sonst so streng und fast exclusiv auf die Prärogative des Magens und Herzens dringenden Lehre zu den bestehenden — freylich nicht zu der Barthez = Dumas'schen von den sog. Krankheitselementen, und weniger auch zu der Pinelschen als zu einigen neuern deutschen — sehen? — Dem Systeme eigenthümlicher sind noch folgende Behauptungen: Prop. CXXI. "Frühere Schriftsteller, welche nicht wußten, daß die Schleimhaut der

dünnen Gedärme ohne örtlichen Schmerz sich entzünden kann, haben ihren Enteriten die Symptome der Peritonitis zugeschrieben". Prop. CLXXXVIII. "Die verborgenen Herde phlegmonoser Suppuration mit Eiterresorption unterhalten das hecticische Fieber theils durch die den wichtigsten Eingeweiden sympathisch mitgetheilte Irritation; theils durch die reizende Wirkung des resorbirten Eiters. Dieses Fieber ist also eben so wenig essentiell, als alle übrigen. Prop. CXCVIII. "Alle Hämorrhagieen, die nicht durch eine äußere Gewaltthätigkeit veranlaßt und spontan sind, müssen als activ betrachtet werden, wie groß auch die Schwäche des Individui sey". — Hier also scheidet sich Br., der sich so gern einen Schüler Bichat's nennt, von seinem Lehrer, welcher scharf die passiven Blutungen von den activen trennt, und so trefflich characterisirt. Orop. CCLXVII. "Die örtlichen Blutentleerungen sind bey veralteten Phlegmasieen der wichtigsten Eingeweide, wenn keine Vollblütigkeit vorhanden ist, häufig schädlich. Nicht selten vermehren sie dann die Congestion und man enthalte sich ihrer lieber gänzlich, oder verrichte sie in einiger Entfernung vom Haupt-Irritationspuncte". — Prop. CCLXXVI. "Anfangende Entzündungen des Colon durch Application von Blutigeln an die zweckmäßige Stelle heben, heißt Ruhrepidemieen tilgen." (!) Prop. CCCI. "Wenn der Magen durch Nahrungsmittel nicht hinlänglich erregt wird, so werden alle Functionen träge vollzogen, bald aber entwickelt der Hunger eine Irritation in diesem Eingeweide, welche mehrere derselben zum Verderben des Individui wieder belebt. So entsteht die Wuth und Geistesexaltation Verhungernder. Prop. CCCXVIII. "Wenn beym Typhus die Entzündung nicht vom Anfang an bekämpft ist, so sind Blutentleerungen häufig schädlich; denn das faule, gasförmige Gift schwächt die Lebenskraft und die lebendige Chemie in dem Maaße, daß der Verlust nicht ersetzt werden kann." — Hier ist also doch ein allge-

meiner, krankmachender Einfluß, der an sich, und nicht erst durch örtliche Destruction, scheint tödten zu können. — Prop. CCCXCVII. "Die an der Oberfläche des Körpers unter irgend einer Form zuerst erscheinenden Scropheln können durch dreist applicirte Blutigel entfernt werden; dann bildet sich die Diathese, die nichts weiter als die Wiederhohlung der Irritation in gleichen Geweben ist, nicht aus". (?)

Nach einer kurzen Einleitung geht nun der Verf. zu dem eigentlichen Gegenstande des Buches, wie ihn der Titel bezeichnet, zu einer Critik der medicinischen Doctrinen, über, indem er zugleich fortwährend Gelegenheit nimmt, die seinige in ihrer besondern Anwendung gegenüber zu stellen; dabey stoßen wir freylich auf Behauptungen, welche wir nicht unbedingt unterschreiben möchten; so z. B. im ersten Capitel: Lehre des Hippocrates, auf folgende: "Wahrer Arzt ist derjenige, welcher heilt; die Beobachtung, welche nicht zu heilen lehrt, ist nicht die eines Arztes, sondern eines Naturalisten, oder, wenn man lieber will, eines Physiologen, dessen Zweck ein anderer, als der des Arztes ist" — welche Behauptung eigentlich nichts anderes ist, als eine Umschreibung des tadelnswerthen, bekannten Paracelsischen Satzes: *si sano medicus sum, si non, non*. Mit flüchtigen, ungewissen Zügen werden im zweyten Capitel einige der nachfolgenden Lehrsätze von Hippocrates bis auf Sauvages bezeichnet, im dritten Capitel bekannte Einwürfe gegen letztgenannten und spätere Nosologen gerichtet, und im vierten mit größerer Ausführlichkeit die Fundamentalsätze Brown's beleuchtet. Hier lehrt uns die erste Behauptung schon, welche zur Einleitung des Capitels steht, in welchem Geiste die Critik geführt sey. Wir übersetzen sie wörtlich: "Will man Brown glauben, so ist er durch die Erfahrung dahin gebracht, bey der Mehrzahl von Krankheiten Reizmittel anzuwenden. Aber die Erfahrung konnte ihm nur in einer kleinen Anzahl von Fällen und in besondere Idi-

osynkrasieen erwünschte Resultate geben; hätte er eine hinlängliche Zahl von Vergleichen angestellt, so würden seine Folgerungen verschieden gewesen seyn." — Nicht zu gedenken, wie sehr gewagt es sey, die Erfahrungen eines Mannes zu defavouiren, dessen Aufrichtigkeit zu bezweifeln man keinen Grund hat, fragen wir, ob denn alle deutsche und italiänische Aerzte, die anfangs, nach des Verf. eigener Aussage, den glücklichen Erfolg ihrer Behandlung priesen, ebenfalls nur Idiosynkrasieen zu behandeln hatten? Es ist aber eine besondere Tendenz der neuen französischen Lehre, allen stationärepidemischen Einfluß mit einer gewissen Selbstgenügsamkeit zu leugnen, obgleich das Gestatten eines solchen Einflusses keineswegs der Consequenz ihrer Principien schaden, ja vielmehr sie vor manchem bedeutenden Einwurf schützen würde. S. 69: "Es ist ein Gesetz in der thierischen Oeconomie, Kraft welches die wichtigsten Eingeweide den Geweben von minderer Bedeutung die Lebenskraft und mit ihr die Säfte aller Art entziehen, sobald als die circulirenden Materialien die geringste Abnahme erleiden. Ohne dieses Gesetz, welches so lange herrscht, als das Leben dauert, bliebe es uns unerklärlich, wie das Hirn, das Rückenmark, die Lungen und die andern Eingeweide ihr ganzes Volumen inmitten eines erschöpften Körpers bewahren könnten. Hieraus folgt; daß wenn man eine kleine örtliche Blutentleerung bey einer heftigen Entzündung der Lungen oder der gastrischen Wege verrichtet, ein gewaltsames Zufließen nach diesen Eingeweiden Statt findet, welches, weit entfernt sie zu mindern, die Entzündung nur vermehrt." — Müßte diesem Gesetze zufolge eine stärkere, allgemeine Blutentleerung den Abfluß nach den Eingeweiden und die Entzündung in denselben nicht in einem noch höhern, oder wenigstens, wenn man sich auf die Quantität des entleerten Blutes und den hervorbrachten allgemeinen Blutmangel berufen wollte, in gleichem Grade vermehren? und wäre demnach, was

niemand behaupten wird, nicht jedes Blutlassen bey Entzündungen wichtiger Eingeweide contraindicirt? Auch bestätigt es keineswegs die Erfahrung, daß entzündete Eingeweide in einem an Säften und Kräften übrigens armen Organismus minder wichtigen Theilen die Säfte entziehen, und sich dadurch, gleichsam auf Kosten des übrigen Körpers ernähren. Bey mancher Hämoptosis, Lungenschwindsucht und Abdominalhektik ist das äußere Hautsystem z. B. in größter Thätigkeit, seine Secretionsfähigkeit ist intensiv und extensiv gesteigert, seine rothen Capillargefäße sind überfüllt u. s. w. Am allerwenigsten dürfen wir aber eine solche Attractionskraft eines irritirten Organes in Bezug auf die Lebenskräfte des Organismus gelten lassen; denn diese bestehen ja nicht etwa in einem gewissen Quantum, welches nothwendigerweise hier sich verringern müßte, wenn es dort reichlicher verbraucht würde. Den Beweis führt die tägliche Erfahrung; auch wäre das regsame, vielfältige Spiel der Sympathieen, welche nach Br. durch ein irritirtes Organ erregt werden, nicht denkbar, wenn eben dieselbe örtliche Affection die übrigen Apparate des Körpers depauperirte. Jedes irritirte Organ entwickelt zuerst und hauptsächlich aus sich selbst die Kräfte, welche ihm zu Gebote stehen; ja, es wäre einer besondern Untersuchung werth, in wiefern man auch den Ueberfluß von Säften um einen Irritationsherd als einen relativ von außen kommenden Aflflux, oder vielmehr als unmittelbares Product des örtlichen Krankheitsprocesses ansehen müsse. — S. 82: "Es ist augenscheinlich, daß Brown die Erregbarkeit der verschiedenen Organe realisirt und daß er sie in seiner Theorie statt der Organe selbst untergeschoben hat; er hat nicht überlegt, daß das Wort Incitabilität nur ein abstractes Hauptwort ist, welches nichts anders ausdrückt, als daß die Organe incitabel sind, (!) und daß es folglich nichts Physisches mehr darstellt, so bald es unabhängig von den Organen genommen wird. Nun ist es doch unmöglich, Reizmittel, wie Mohnsaft und Wein, welche materielle Dinge sind, auf die Incitabilität wirken zu lassen, welche ein intellectuelles Ding ist". (!) — Allerdings hat die Brownsche Schule es sich

nicht deutlich gemacht, daß die Lehre von der Incitabilität nichts als die Modalität angibt, unter welcher sich die Lebensproceſſe ereignen, keineswegs aber die Erklärung der Erscheinungen ſelbſt; demungeachtet darf ihr das Quid pro quo in dem Maße nicht aufgebürdet werden, wie der Vf. will; ſicher hat ſie in Theorie und Praxis den Organismus ſich immer als Subſtrat der Incitabilität gedacht, aber freylich nur monadiſch, und darin liegt der Fehler. Fünftes Capitel: "Vom Brownianismus in Italien". Die Fortſchritte des Brownianismus in Italien nehmen den Verf. beſonders Wunder, da die große Susceptibilität des gaſtriſchen Systemes in dieſem Lande die Anwendung deſſelben immer gefährlich machen muß. Nun ſehen wir jenes Syſtem aber fogar unter der Form der Lehre vom Contraſtimulus, welche ſich in offenbar entzündlichen Zuſtänden ſolcher Mittel bedient, die Brouſſais als die bedeutendſten Stimulantia für die Schleimhaut des Magens fürchtet; wie z. B. des Brechweinsteins, und in welcher Gabe! —" Wie dem aber auch ſey — beruhigt ſich der Vf. — nachdem der Brownianismus lange Zeit (?) unbedingt die Richtſchnur in der Praxis geweſen war, öffneden die Aerzte Italiens endlich (?) gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Augen über die beklagenswerthen Wirkungen der ſtimulirenden Methode und ſingen an, ihn einigermaßen zu modificiren". Mit den Hyperbeln: "lange Zeit" und "endlich" dürfen wir es wohl nicht ſo genau nehmen; Browns Elemente erſchienen zuerſt im Jahre 1780; da konnten ſie doch nicht lange Zeit den Italiänern beſchwerlich fallen, bis endlich gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts die Reformation geſchah. — Die erſte Modification des Systems wurde durch Johann Raſori eingeführt, der die Identität der Wirkungsweiſe aller auf die lebende Faſer poſitiv angebrachten Einflüſſe zu leugnen wagte, und eine beſondere Claſſe von Contraſtimulantien ſtatuirte, überhaupt (S. 170) "ſind die Bemühungen der Italiäner höchſt lobenswerth; ſie beeilen ſich aus ihren gegenseitigen Arbeiten Nutzen zu ziehen und haben ſelbſt denen der deutſchen und engliſchen Aerzte Gerechtigkeit wiederfahren laſſen; aber ich

kann mich nicht enthalten, ihnen die Art von Verachtung vorzuwerfen, mit welcher sie die französische Schule behandelt haben. Vielleicht rührt diese Verachtung daher, daß sie nicht hinlänglich in unsere medicinische Litteratur eingeweiht sind, daß sie und in Bezug auf die eigentliche Medicin nur nach der Nosographie philosophique beurtheilt haben. Jedoch war man im Jahre 1817, der Zeit, in welcher Commaßni sein Gemälde der neuen italiänischen Lehre zeichnete, schon weit über jenes Werk hinaus." — (!) Sechstes Capitel: Von der Lehre der Aerzte Deutschland's und des nördlichen Continents von Europa. Rec. müßte weniger von der Ueberzeugung des Werthes deutscher Medicin durchdrungen seyn, wenn er nicht besonders über dieses Capitel seinen Unwillen frey bekennen sollte. Der Verfasser scheint die deutsche Medicin fast nur aus dem Hufeland'schen Journale und der Salzburger Zeitung, und auch nur in so weit zu kennen, als die Bibliothéque médicale Auszüge aus jenen periodischen Schriften enthält. Daher mag es dann wohl kommen, daß dem deutschen Arzte selbst jene Schilderung als eine unbekante vorübergeht, oder er vielmehr bisweilen die Erinnerung an einen bekanten Windmühlkampf nicht zurückdrängen kann. Anfangs spricht der Verf. von dem Russischen Staatsarzte Menderer (Minderer?) welcher die Bemerkung gemacht hatte, daß stimülirende Mittel die Sterblichkeit in bössartigen Fiebern vergrößerten, während emollientia und gelinde evacuantia bis zur Reconvalescenz gegeben, dieselbe auffallend verringerten. Dann berührt er die Fieberlehre von Joseph Frank, nach deren Beurtheilung er am Ende gesteht, daß er sie niedergeschrieben habe, als er erst nur die Uebersetzung der Epitome de curandis hominum morbis von Peter Frank kannte; worüber sich denn ein deutscher Leser höchlich verwundern muß. — S. 191: "Hildenbrands Theorie über den Typhus vereinigt, wie die aller unserer Zeitgenossen, die verworrenen Züge des Humorismus, des Autocratismus und des Brownianismus in sich. (Aehnliche Wortbildung scheint ein Lieblingsgeschäft des Verf. zu seyn; an einem andern Orte sagt er sogar Montpellierismus — eine Lizenz, die sich wenigstens ein Schriftsteller, der so gern und heftig gegen alle Ontologie protestirt, nicht erlauben sollte). Wir werden sie in denen der übrigen deutschen Aerzte wiederfinden; aber zufrieden, die beiden berühmtesten Classiker des Landes gewürdigt zu haben, werde ich mich darauf beschränken, die Lehrsätze der übrigen summarisch anzugeben, um eine unangenehme Wiederholung zu vermeiden." (?) Auffallend sind die beiden folgenden Behauptungen:

tungen S. 194. Wenige deutsche Aerzte bedienen sich der Blutentleerung bey Anginen, dagegen sieht man sie einen Haufen von Reizmitteln in dieser Krankheit verschwenden, welche unglückliche Praxis auch nur zu sehr unter uns sich verbreitet hat". und S. 197. "Noch immer haben die Deutschen Browns Lehre nicht verlassen; sie bildet immer die Grundlage ihrer Theorien, und nur wenn jene sie im Stiche läßt, ergreifen sie andere Lehrsätze". Dann wird geklagt, daß man in Deutschland so selten die gastrischen Irritationen erkenne, und aus Unkunde mit der Sensibilität des Magens und der schrecklichen Folge ihrer Exaltation in solcher Sicherheit den Phosphor und sogar eine Auflösung desselben in Dippel's Del verordne. Jäger wird getadelt, daß er die Erweichung des Magengrundes nicht für eine Gastritis halte, weil die evidenten Zeichen der Entzündung fehlen; und der Dr Schäffer in Regensburg wegen seiner antiphlogistischen Methode in Kinderkrankheiten gelobt; der Verf. mag seinen Grund haben, warum er letztern Arzt den Docteur Suisse nennt. — Kopp, Horn und Dzondi werden den Franzosen als Beyspiele vorgestellt, daß Eisumschläge, und die Kälte überhaupt, für eines der wichtigsten entzündungswidrigen Mittel bey den Ausländern gelten; freylich wird letzterer des roman und ber ontologie beschuldigt. Ein auffallendes Beyspiel aber, wie sehr die deutschen Aerzte noch in Ontologie versunken sind, gibt das Hufeland'sche Journal, in welchem man Scharlach, Masern und Röttheln sogar durch den Geruch zu unterscheiden behauptet. — Bey Gelegenheit der Herzkrankheiten wird Kreyßig's mit keinem Wörtchen gedacht, und Hopfengärtner muß für die Ehre, von Broussais gekannt zu seyn, mit den Prädicaten: jargon scientifique und trivialités générales blühen. — Siebentes Capitel von der heutigen Medicin Englands. S. 250. "Die englischen Aerzte unserer Zeit geben vor, den Schotten Brown zu verachten, und die größere Zahl bewahrt über die Arbeiten und Entdeckungen der andern Nationen ein Stillschweigen. Demungeachtet ziehen sie ihren Vortheil aus allen Doctrinen und Beobachtungen, aber mehrere machen die bizarrste Mischung daraus und fallen im Allgemeinen in den Empirismus zurück. Andere kehren zum Humorismus zurück, aber fast alle sprechen mit einem Tone höherer Eingebung, als hätten sie so eben die Wissenschaft erfunden, und ohne sich die Mühe zu geben, ihre Behauptungen zu beweisen. Einige wollen alle Krankheiten mit Purganzen heilen; die Mehrzahl behandelt sie mit Aderlaß und Nubasafe. Auf diese drey Mittel und einige Specifica reducirt sich ihre ganze

Medicin". — S. 268. "Dr. Scudamore's Abhandlung über die Gicht ist ohne Widerspruch das Beste, was wir über diese Krankheit besitzen. Erschienen mehrere Monographien von dieser Bedeutung in England, so würde die englische Medicin bald höher stehen, als die französische vor der neuen, physiologischen Lehre stand. Aber die Engländer sind dieser Lehre sehr bedürftig, und wäre Scudamore im Besiz derselben gewesen, so würden wir ohne Zweifel seinem Werke keine Vorwürfe zu machen haben." — S. 302. Indem ich in J. Hunters Werke (über Schufmunden, Entzündung u. s. w.) so viele geistreiche Wahrnehmungen, so viele tiefe Ideen und so vielseitige Ansichten fand, bedauerte ich häufig, daß die Binde der Ontologie ihm die Berührungspuncte welche die verschiedenen Objecte, auf welche sein Nachdenken gerichtet war, unter einander verknüpfen, entzogen hatte. Wirklich begegnet es ihm jeden Augenblick, daß er als Character jeder seiner Entzündungen ihre gewöhnlichste Art zu seyn annimmt; findet er darauf Fälle, wo diese Art nicht mehr dieselbe ist, so bildet er aus ihnen Ausnahmen u. s. w." — Rühmlichst erwähnt wird darauf J. Abernethy's Schrift: Surgical observations on the constitutional origin and treatment of local diseases and on aneurism Lond. 1817, deren Nutzen freysich durch die Humoral- und Brownianische Physiologie des Verf. sehr verringert ist; vor allen dann aber, selbst gegen Br.'s Landsleute, gegen Prost und Cassin, hervorgehoben des Americaners Edw. Miller Werk: Some remarks on the importance of the stomach etc., welches an manchen Hauptstellen so sehr mit Br.'s Lehre übereinstimmt, daß dieser es nicht für unnöthig hält, sich gegen den möglichen Vorwurf, er habe seine Doctrin dorther geschöpft, zu verantworten. Leider ist der Americaner ebenfalls enveloppé dans les ténèbres de l'ontologie. Ahtes Capitel. Von der Medicin in Spanien. S. 327. Die spanischen Aerzte sind Browns Einflusse nicht entgangen. Nach dem Beyspiele anderer Völker haben sie die Lehre dieses Reformators mit der der Alten, und vorzüglich mit den Grundsätzen der Boerhaav'schen Schule, welche man noch auf höhern Befehl auf den Universitäten lehrt, vermengt." — Eine routinirte Empirie bezeichnet ihre Praxis; gänzliche Vernachlässigung des Studiums der Anatomie verhindert sie besonders die pathologische Bedeutung der Irritationen und Sympathieen zu erkennen. Zweites Theil. Neuntes Capitel. Von der französischen Medicin im Allgemeinen. Zehntes Capitel: Borden's Lehre. Schon nach ihm entspringt jedes Fieber aus der Irritation eines Eingeweidcs, aber er trennt diese ausdrücklich von der In-

Inflammation. Fünftes Capitel. Lehre von Barthez. Darstellung und gerechter Tadel der Montpellier'schen Theorie von den Krankheitszuständen und Krankheitsselementen, z. B. état bilieux, saburral, inflammatoire, adynamique und élément douleur, fluxion, irritation phlogistique etc. Zwölftes Capitel. Arbeiten von Cabanis. Auch er ist ontologiste en pathologie. Dreyzehntes Capitel. Von der Nosographie philosophique. Die, sonst schon, bekannte bittere Critik des verdienstlichen, eben genannten Werkes Pinel's. Die Fiebereintheilung in fièvre angioténique, adéno-meningée, adynamique, ataxique, adéno-nerveuse und typhus wird als inconsequent, ontologisch und brownianisch verworfen; die sechs Gruppen von Symptomen, welche Pinel essentielle Fieber nennt, sind Wirkung einer rein örtlichen Phlegmasie, und bezeichnen daher nicht sechs Entitäten, sondern eine einzige Irritation, welche selbst theils von der individuellen Constitution, theils von der Natur der Krankheitsursache abhängt. — Die orientalische Pest, das gelbe Fieber America's und des südlichen Europa's, und der Typhus der gemäßigten Climate sind Modificationen der Gastro-enteritis. — Hierauf wird die weitere nosologische Eintheilung Pinel's in Phlegmasieen, Hämorrhagieen, Neurosen und Lésions organiques in einem Tone beurtheilt, welchen Rec. keineswegs billigen kann, obwohl die Einwürfe häufig genug einleuchtend sind. So ist z. B. in die letzte Classe allerdings manches fremdartige zusammengeworfen, und sind einzelne Symptome zu besondern Krankheiten gemacht. — Der Scorbut ist nach Br. keineswegs asthenische Krankheit, sondern Säfterkrankheit, nicht selten mit Irritationen verbunden. Vierzehntes Capitel. Von der pathologischen Anatomie und einigen neueren Doctrinen. — In der Regel hat man in der pathologischen Anatomie als wesentliche Momente nur die Veränderungen der parenchymatösen Organe gewürdigt, und die Schleimhäute beynahe völlig übersehen; — so bildete Petit noch in neuester Zeit seine fièvre entéro-mésentérique. S. 655. "Prost (La médecine éclairée par l'ouverture des corps etc.) erkannte die Bedeutung dessen nicht, was er beobachtete, indem er gestand, er suche in den Leichnamen nicht die Ursache der Krankheiten, sondern die Wirkungen derselben. Existirten sie denn nach seiner Meinung schon vor den Organen als eigenthümliche Wesen?" — Letzteres liegt indessen in Prost's Gesändnisse nicht, sondern Rec. glaubt in ihm eine würdige Ansicht des Krankheitsprocesses zu entdecken. Die Krankheit ist eine besondere Form des individuellen Lebens, und besteht und stirbt mit diesem. Eben so wenig, als wir das Leben aus

dem Leichname begreifen, so die Krankheit aus den organischen Umänderungen, welche nur Residuen derselben sind. Von dieser Ansicht ausgehend widerstreben wir am wirksamsten der ältern Meinung, gegen welche Br. so heftig und, irren wir nicht, übertrieben eifert, und nach welcher die Krankheiten als selbstständige, feindliche Wesen den Organismus von außen her befallen. — Auf Sectionen sich berufend lehrte Hr. Probst lange vor Br., daß die Wechselfieber, alle atactischen Fieber und selbst die Manie einer Affection der Schleimhaut des Magens und der Gedärme zuzuschreiben wären. Man tadelte ihn heftig über diese Behauptung, und selbst Br. „aus Achtung vor Pinel und aus Furcht vor der Critik“ schrieb gegen ihn (*Histoire des phlegmasies*) folgende, S. 666 hier wieder abgedruckte Stelle: „Ich habe nach dem Verlaufe der bösartigsten Typus zu oft diese Schleimhaut in gutem Stande angetroffen u. eine zu große Anzahl durch den Gebrauch der energischsten Reizmittel herstellen sehen, als daß ich der Meinung dieses Arztes über die Ursache des atactischen Fiebers beitreten könnte.“ — Herr Br. gesteht jetzt offen seinen Irrthum, und ohne uns der Waffen, die er uns selbst in die Hände liefert, gegen ihn zu bedienen, auch ohne unsern Lesern das schlimme Dilemma, in welchem sie sich hinsichtlich des Urtheils über die Unbefangenheit und Beobachtungsgabe desselben befinden, näher vor die Augen zu rücken, wollen wir nur den Wunsch aussprechen, daß jenes Bekenntniß Hr. Br. veranlassen möge, vorsichtiger über Schriftsteller zu urtheilen, welche nicht gebunden durch die Autorität des Lehrers und ohne Furcht vor der Critik ihre Meinungen und Beobachtungen mittheilen, und eben deswegen auch wahrscheinlich nicht so leicht sie zurücknehmen werden. — Die Bildung von Tuberkeln, Scirrhen, Encephaloiden und Melanosen geschieht durch eine organische Irritation. Jene Texturveränderungen machen daher einen integrirenden Theil der Geschichte von der Entzündung und Neurose aus, bilden keine Krankheiten für sich und finden keineswegs ihren Ursprung in irgend einer *materia morbifica*, wie Laennec und die Fatalisten (?) behaupten. — Die Gangrän der Lungen, welche Laennec als eine mit dem Anthrax und der Pestbule gleich zu stellende, eigenthümliche Lungenkrankheit bezeichnet, die bald einen ganzen Lungenflügel, bald nur eine einzelne Stelle desselben afficirt, und Entzündung zwar in ihrer Umgebung haben kann, aber immer vor derselben existirt, ist nach Br. kein primitives Uebel; eben so wenig das s. g. Emphysem, dessen angebliche Symptome vielmehr von einem chronischen Lungencatarrhe oder von Fehlern des Herzens und der großen

Gefäße herzuleiten sind. — Rec. erlaubt sich, hier die Vermuthung auszusprechen, ob nicht Fälle vorkommen mögen, in welchen die Lungen die Fähigkeit verloren haben, den vital chemischen Proceß zwischen Blut und atmosphärischer Luft zu vermitteln, und wo diese daher im elastischen Zustande in den Lungenzellen verweilt. Findet dieses vielleicht nicht bey einigen Arten von Asthma Statt, bey denen ein sehr hoher Grad von Beklemmung und selbst Gefahr der Erstickung beobachtet wird, obwohl Ex- und Inspiration nicht in einem entsprechenden Grade erschwert zu seyn scheinen? — Bey der Hypertrophie und krankhaften Erweiterung der Herzventrikel hat Laënnec die Complication der Gastritis übersehen, welche fast jedesmal zu Krankheiten, die durch Hindernisse in der Circulation entstanden sind, hinzukommt. Eine aufmerksame Beobachtung hat Br. gelehrt, daß die Verdauungsbeschwerden, der Schmerz in epigastrio, das Gefühl eines quer über die Brust gespannten Balkens u. s. w. die Entwicklung einer consecutiven Gastritis anzeigen. Die adoucissans sind hier diejenigen Mittel, welche den quälenden Zustand wenigstens erleichtern und das Leben verlängern, während die digitalis, die diuretica und narcotica die gastrische Irritation und die Todesangst des Kranken nur vermehren. Auch ist die lebhafteste Färbung der Schleimhaut des Magens bey Aneurismatischen immer ein Zeichen von Ueberreizung derselben. Der erschwerte Rückfluß des Blutes ist freylich anzuschlagen, aber er allein kann diese Congestion, und die nicht seltene Vereiterung nicht bewirken. Die mesenterischen Drüsen sind auch geröthet und geschwollen in der Gegend, welche dem entzündeten Darne entspricht. — Das Buch des Mr. N. sur le ramollissement du cerveau wird getadelt, weil der Verfasser, ein Schüler Pinels, jenes Symptom der Hirnirritation zu einem morbus sui generis macht; dahingegen Lallemand's Schrift über denselben Gegenstand verdientermaaßen empfohlen. Letzterer betrachtet die Hirnerweichung mit Abercrombie nicht allein als ein Product der Entzündung, und beweiset diese Annahme durch zahlreiche Beobachtungen, sondern er zeigt auch, wie die verschiedenen Farben, welche die Erweichung darbietet, von den verschiedenen Graden der Inflammation abhängen. — Die Lehre Pujol's über die chronischen Entzündungen, von Br's. Gegnern besonders wieder in Erinnerung gebracht, um die Originalität der neuen Doctrin zu widerlegen, wird von S. 779 dargestellt, und das Funfzehnte Capitel über die Gewißheit der Medicin, schließt das seltsam componirte Werk.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.

Den 20. Januar 1823.

G ö t t i n g e n .

Kurz vor dem Schlusse des verfloffenen Jahrs hat die hiesige Universität neue Veranlassung gehabt, die außerordentliche Munificenz Seiner Majestät, unsers gnädigsten Königs, gegen sie zu verehren. Das hohe Königliche Curatorium, auf alles aufmerksam, was den gelehrten und sittlichen Character unsers Ihrer Oberaufsicht und Fürsorge anvertrauten wissenschaftlichen Instituts erhöhen kann, hat vor einiger Zeit bey Seiner Majestät auf die Einrichtung einer neuen Universitäts-Kirche angetragen, die auch Allerhöchstdieselben unter den gnädigsten Aeußerungen auf der Stelle bewilliget haben. Es wurde dazu die leerstehende St. Nicolai-Kirche gewählt, und Bau und Decoration derselben mit solchem Eifer betrieben, daß beides in den letzten Monathen des abgewichenen Jahrs vollendet war, und die Einweihung derselben zur Universitäts-Kirche am 29. December vollzogen werden, und der regelmäÙige Gottesdienst in ihr am 1. Januar 1823 seinen Anfang nehmen konnte. Zum ersten Prediger bey ihr geruheten Seine Majestät

R (1)

gnädigst, den Herrn Superintendenten Ruperti dergestalt zu bestellen, daß derselbe unter Beybehaltung seiner Functionen als Superintendent der Inspection Göttingen zweyten Theils und als Prediger bey der St. Jacobi Kirche in der neuen Universitäts-Kirche alle vier Wochen predige und den Gottesdienst derselben in der vormahls üblich gewesenenen Maasse leite; darneben aber geruheten Allerhöchst dieselben den Doctor der Philosophie und Privat-Dozenten, Herrn Johannes Hemsen, zum Gehülfs-Prediger sowohl bey der Universitäts- als bey der St. Jacobi Kirche, in der Maasse zu ernennen, daß derselbe an den übrigen Sonn- und Festtagen in der Universitäts-Kirche predigen, und an den Sonn- und Festtagen, an denen der Herr Superintendent Ruperti in der Universitäts-Kirche predigen würde, den Gottesdienst in der St. Jacobi Kirche versehen soll. Mit der Einweihung der neuen Universitäts-Kirche, ward zugleich die Ordinirung des Herrn Dr. Hemsen verbunden, und die Vollziehung der beiden feyerlichen Handlungen dem Herrn Consistorial-Rath Dr. Pott, als dem Professor der Homiletik, von dem Königlichem Curatorium aufgetragen. So ward der 29. December ein großer religiöser Festtag für die Universität, den auch die Anwesenheit ihres hohen Curators, des Herrn Staats- und Cabinets-Ministers Freyherrn von Arnswaldt Excellenz, verherrlichte.

M ü n c h e n.

Bey Carl Thienemann 1821: Die Mundarten Bayerns, grammatisch dargestellt von Joh. Andreas Schmeller. Beygegeben ist eine Sammlung von Mundart-Proben d. i. kleinen Erzählungen, Gesprächen, Singstücken, figürlichen Redensarten, u. dergl. in den verschiedenen Dialekten des Königreichs, nebst einem Kärtchen zur geographischen

Uebersicht dieser Dialekte. XX und 572 Seiten in 8.

Um die Eigenthümlichkeiten der Volks-Mundarten zu beobachten, wird vor allen Dingen erfordert, daß man hören gelernt habe, d. h. daß man sein Ohr gebildet habe, die unendlichen Verschiedenheiten der Laute aufzufassen. Diese Kunst ist seltener als wohl Mancher glaubt; sie ist von der Fertigkeit, Töne mit ausgezeichneter Schärfe aufzufassen, oder dem sogenannten musicalischen Gehöre, durchaus verschieden, und kann nur durch eine lebendige Bekanntschaft mit mehreren andern Dialecten und Sprachen erworben werden. — Man muß zweytens zu hören Gelegenheit haben, d. h. man muß in den verschiedenen Gegenden eines Landes einheimisch, mit den nach Stande und Gewerbe verschiedenen Classen der Bewohner genau bekannt seyn. — Man muß endlich verstehen, das beobachtete auf eine klare und fruchtbare Weise darzustellen; und dazu ist, außer der für jede Art des Vortrages unerläßlichen Bedingung, eine gründliche Kenntniß sowohl der allgemeinen Grammatik der Sprache, zu welcher die Mundart gehört, als auch der Geschichte dieser Sprache, unentbehrlich. — In dem Hrn. Ober-Lieutenant Schmeller vereinigen sich auf eine seltene und glückliche Weise alle diese Eigenschaften in einem vorzüglichen Grade.

‘Geboren in der Gegend des Fichtelgebirges, sagt er in der Vorrede zu seinem Buche, habe ich einen Theil meiner Jugend an der Donau und an der Isar verlebt. Frühe ward ich von meinem Stern in die weite Ferne hinaus geführt. Fern vom engern, ja zum Theil auch vom gemeinsamen Vaterlande, habe ich es nur inniger schätzen und lieben gelernt. Seine Sprache, das einzige was ich noch von demselben hatte, ward mein liebstes Denken und Forschen. — Als ich nach zehn Jahren, im Winter 1813, wieder zurück kehrte ins engere Vaterland, dessen Laute meinem Ohre einiger Maßen fremd geworden waren,

Konnte ich mein freudiges Erstaunen nicht bergen, in den Hütten der Heimath so viele Klänge und Ausdrücke zu vernehmen, die mich lebhaft an die Sprache der deutschen Vorzeit erinnerten, mit der ich mich in der Fremde so gern beschäftigt hatte. — Von jenem Augenblicke an war es mir eine angenehme Unterhaltung, Alles, was mir in der Sprache des gemeinen Mannes auffiel, zu bemerken und zu sammeln. Wie glücklich war ich, als mir zwey Jahre später (m. s. Zeitschrift für Bayern und die angränzenden Länder von 1816), auf den Antrag eines deutschen Sprachfreundes, mit Genehmigung des Königl. Kriegsministeriums, meine Lieblingsunterhaltung durch die Königl. Academie der Wissenschaften zur förmlichen Aufgabe gemacht wurde, als unser Durchlauchtigster Kronprinz auf die ihm eigene großmüthige Weise mein Bestreben zu unterstützen geruhte! — Meine Arbeit ward nicht wenig gefördert durch die theils unmittelbare theils mittelbare Theilnahme von so manchem Freunde der vaterländischen Sprache. — Viele Notizen habe ich durch Selbsthören und Selbstsehen auf wiederholten Wanderungen durch die meisten Gegenden des Königreiches gesammelt; andere habe ich mit Bewilligung der Militär- Behörden, durch planmäßige Vernehmung neu eingereichter Conscriptirten, als einzelner Repräsentanten ihrer Dialecte, mir zu verschaffen gesucht.

Man sieht, es fehlte Hrn. G. weder an innerm noch äußerem Verufe zu seinem Unternehmen; und das Zutrauen eines Fürsten, dessen hoher Sinn Alles umfaßt was sich auf die Veredlung der Menschheit bezieht, so wie das Urtheil der ersten wissenschaftlichen Anstalt Bayerns verbürgen im voraus die wohl gelungene Ausführung dieses Unternehmens. Daß Grimm's Grammatik dabey als Leitstern diene, zeigt sich durchaus, und wird auch von Hrn. G. dankbar bekannt.

Die Anordnung des Werkes ist so wohl überdacht,

daß man sie ohne Bedenken für ähnliche Arbeiten als Muster empfehlen darf. Wenn bey solchen auf eigentliche Sprachgebiete Rücksicht genommen werden kann, so wird die Ausführung noch weniger Schwierigkeit haben. Hier war die Aufgabe, die Mundarten des Königreichs Bayern darzustellen. Es mußten also mehrere, ursprünglich verschiedene Dialecte aufgenommen werden, und der Verf. unterscheidet daher, den hochdeutschen Dialect in Oberdeutsch und Mitteldeutsch, und jenes in Oberrheinisch, Westleisch und Ostleisch. Der oberrheinische Dialect, der am Rhein bis unter Straßburg hinunter herrscht, findet sich nur in der südwestlichen Spitze des Königreichs, während der Rheinkreis und ein Theil des untern Mains dem mittelhheinischen Dialect angehören. Zum Westleischen Dialect, der an der Donau oberhalb des Leches so wie im größten Theil des Neckargebietes herrscht, gehört gleichfalls nur ein kleiner Theil des Königreichs, ein größerer aber zu der mitteldeutschen Fortsetzung dieses Dialects am Main und an der Saale. Dem ostleischen Dialecte, der das ganze übrige Gebiet der Donau und ihrer Seitengewässer, so weit Deutsch gesprochen wird, umfaßt, und seiner mitteldeutschen Fortsetzung im Norden der Donau, am Regen, an der Nab, Rösle, Pegnitz und am Ober-Main, fällt die größere Hälfte des Königreichs zu. Dieß ist die Haupteintheilung, die durchaus zu Grunde liegt; die Untereintheilungen übergehen wir. Uebrigens zerfällt das Werk in zwey Hauptabschnitte, von denen der erste die Aussprache der Vocale und Consonanten, der zweyte die Formen der Declination und Conjugation enthält. Das Eigenthümliche der Syntax wird gelegentlich bemerkt, und von der Wortbildung in den letzten Kapiteln unter der Ueberschrift 'Lexical-Formen' gehandelt.

Einzelnes auszuheben, oder manche sinnreiche Vermuthung des Verfassers einer nähern Prüfung zu unterwerfen, würde uns viel zu weit über die unse-

rer Anzeige vorgesteckten Gränzen hinaus führen. Ferner, für die Sprachforschung ein anziehender Gegenstand ist, würde überdieß mit einzelnen Bruchstücken wenig gedient seyn; sie werden aber mit uns wünschen, daß der zweyte Theil des Werkes, das Wörterbuch, diesem ersten recht bald folgen möge. Ohne Zweifel wird Hr. S. in demselben, nach des würdigen Stalder's Vorgange, die Wörter in der Form, die ihnen die Schriftsprache gibt, aufführen, und, was die Aussprache betrifft, bloß auf den ersten Theil verweisen. In diesem zweyten Theile wird Hr. S. auch weit öfter Gelegenheit finden, von seiner Bekanntschaft mit der ältern Sprache erspriesslichen Gebrauch zu machen. Gar manche Wörter, welche die allgemeine Sprache früher besaß und später verlor, haben sich in den Mundarten erhalten; — der alte grammatische Reichthum hingegen, in seiner wohlgeordneten Fülle, ist gänzlich verschwunden, und was sich zufällig gerettet hat erscheint nur trümmerweise. — Je genauer wir mit den Mundarten bekannt werden, desto gewisser wird es uns, daß von jeher wahres Hochdeutsch, eigentliche Schriftsprache, der Sprache des gemeinen Volkes gegen über stand, und daß z. B. Hartmann's Sprache eben so wenig schwäbisch ist als Wolfram's fränkisch. Ja sogar wir müssen gestehen: Entweder ist unser Blick noch nicht scharf genug, um den leisen Einfluß der Mundart zu entdecken, oder die Dichter des dreyzehnten Jahrhunderts (von rohen Abschreibern darf hier nicht die Rede seyn) wußten sich sorgfältiger vor demselben zu hüten, als selbst die besten Schriftsteller unserer Zeit. Auffallend bleibt auch eine andere Erscheinung. Es finden sich vom zwölften Jahrhundert an poetische Spielereyen mancherley Art, die weiter nichts als Kunstfertigkeit zeigen, und als Vorübungen ihren Werth haben mögen, die man aber damals mit eben dem Wohlgefallen zu beehren schien, das wir bis auf den heutigen Tag ähnlichen Proben von Kunstfertigkeit

unserer Sänger und Tonkünstler zu schenken pflegen; allein es gibt auch nicht ein einziges Lied, das in einer Volksmundart geschrieben wäre: selbst die Nitharte fangen hochdeutsch. Man schien der Meinung zu seyn, daß eine noch so einfache, oder sogar gemeine Weise doch immer auf einem rein- und vollstimmigen Instrumente gespielt werden müsse.

In Ansehung der beygefügten Mundart-Proben bemerken wir bloß, daß es für die Vergleichung wohl vortheilhaft gewesen seyn möchte, wenn ein und dasselbe Stück in den verschiedenen Mundarten aufgestellt worden wäre. Die Geschichte des verlorenen Sohnes, die sich in Stalder's Dialectologie findet, pat zu diesem Zwecke, wie uns dünkt, vorzüglich gut.

Lüneburg.

Bey Herold und Wahlstab: Zeitschrift für Gesetzgebung, Rechtswissenschaft und Rechtspflege im Königreiche Hannover, so wie in den Herzogthümern Lauenburg und Holstein. Herausgegeben von A. E. E. L. von Duv e, Dr. v. R. und Advocaten bey den Ober- u. Niedergerichten im Herzogthume Lauenburg. Ersten Bandes zweytes Heft. 1822. — 180 S. in gr. Octav.

Von dem Zwecke dieser schätzbaren Zeitschrift, hat Ref. in diesen Blättern (1822. St. 2.) Rechenschaft gegeben, und darf sich daher damit begnügen, auf den Inhalt des vorliegenden Hefts aufmerksam zu machen, um die Reichhaltigkeit desselben vor Augen zu legen. Die erste Rubrik: Beiträge zur Kenntniß der Rechtsquellen, theilt wiederum landesherrliche Rescripte und die Fortsetzung der Verdischen Gerichtsordnung, für die Bewohner des Königreichs Hannover, so wie die Fortsetzung der für das Herzogthum Lauenburg erlassenen Königlich Dänischen Verordnungen mit. Die zweyte Rubrik: Abhand-

lungen, enthält den Vortrag des Hrn. Geh. Justizraths Nieper in Hannover, gegen die Einführung der Geschwornen, in der allgemeinen Versammlung gehalten, welcher dieselbe bewog, den früher auf Einführung derselben gerichteten Antrag auf sich beruhen zu lassen, ferner, einige Bemerkungen desselben, die Rangordnung der Gläubiger im Concourse betr.; eine Abhandlung über die im Holsteinischen übliche Vertheidigung ohne Anklage; eine Darstellung sämmtlicher in den Herzogthümern Bremen und Verden geltenden geschriebenen und ungeschriebenen Wohnheitsrechte, von Hrn. Hofrath Spangenberg in Celle, einen Nachtrag zu der im ersten Hefte befindlichen Abhandlung des Hrn. Etatsraths von Schirach in Glückstadt, über die Befugniß eines Patrimonialgerichtsherrn, seinen Gerichtshalter zu entlassen, und eine Abhandlung über die Warnung vor dem Meineide, vom Hrn. Advocat Kleinschmidt in Einbeck. Dann folgen unter nro. III, sieben Rechtsfälle; und unter IV. die Geschichte des alten Friesischen Gesetzes vom Hrn. Hofrath Wiarda in Aurich. Diese Abhandlung ist zwar schon einmal in den Gedenkschriften van de deerde Klasse van het Kon. Nederl. Institutet van Wetenschappen. Tweede Deel. 1820. abgedruckt, aber in Deutschland wenig oder fast nicht bekannt geworden. Der Herausgeber verdient daher Dank, daß er solche, mit Erlaubniß des Hrn. Verf. in dieser Zeitschrift wieder abdrucken ließ, da in der That jene Abhandlung einen nicht unbedeutenden Theil des Königreichs Hannover betrifft. V. Litteratur. VI. Miscellen, unter welchen einige treffende Bemerkungen des Herausgebers über die Art der Gültigkeit des Sachsenrechts im Lauenburgischen.

Verbesserung.

S. 20. Z. 12 ist zu lesen, hundert und ein Paar Individuen. Ein mißverständenes Correcturzeichen hat 7 hundert in den Text gebracht.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

13. Stück.

Den 23. Januar 1823.

S t . P e t e r s b u r g .

Kawkaskii plaennik, powaest (der Gefangene auf dem Kaukasus, eine Erzählung) von A. Puschkin, 1822. 53 S. 8.

Die neueste Erscheinung in der russischen Litteratur ist: der Gefangene auf dem Kaukasus, eine Erzählung von Puschkin, einem jungen Dichter, der schon früher durch ein romantisch episches Gedicht: Ruslan und Liudmilla allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt hatte. Kurz nach der Erscheinung dieses ersten Erzeugnisses, hatte er sich das Misfallen der Regierung in einem Grade zugezogen, daß er in die Krimm verwiesen wurde, wo das uns jetzt vor Augen liegende Werk entstanden ist. Es enthält zwey Gefänge und ist in vierfüßigen Jamben geschrieben; weibliche und männliche Reime wechseln willkürlich mit einander ab. — Die erzählte Begebenheit ist kürzlich folgende. Ein junger Russe, der von den Tscherkessen (einem kriegerischen Nomadenvolke des Kaukasus) gefangen worden ist, muß in Ketten geschmiedet die Heerde weiden. Das Mitleid, das sein Unglück bey einer jungen Tscherkessin erregt, wird zur

L (1)

Liebe und bewegt sie, Alles zu thun, was die zärtlichste Sorgfalt erfinden kann, ihm sein Unglück zu erleichtern. Der Gefangene, dessen Seele in einer früheren Liebe, noch aus dem Vaterlande her, glühet, kann ihre Liebe nicht erwidern. — Die ihn umgebende große Natur macht tiefen Eindruck auf ihn, und das Fremde in dem Leben seiner Tyrannen beschäftigt seine Phantasie. (Hier endiget der erste Gesang.) Mit der unschuldigen Herzlichkeit einer reinen Tochter der Natur erklärt die Fischerkin dem jungen Russen ihre Liebe, bittet um Gegenliebe und verspricht, ihren Vater und Bruder zu bewegen, ihm die Freyheit zu geben und ihn unter sich aufzunehmen. Da eröffnet ihr der Gefangene gerührt das Geheimniß seines Herzens. — Sie zieht sich nun von ihm zurück, und sucht vergebens ihre Liebe zu bekämpfen. Da geschieht es, daß eines Tages die Männer alle ausziehen, um einen Fang zu thun. Diese Zeit benutzend, kömmt das junge Mädchen zu dem Gefangenen, durchseilt seine Ketten, bezeichnet ihm den Weg ins Vaterland und geleitet ihn bis zu den Ufern des Kuban's. Der junge Russe durchschwimmt den Strom, doch als er von dem jenseitigen Ufer noch einmahl zurückblickt, um seiner Retterin zu danken, schlagen die Wellen schon über der Unglücklichen zusammen, die das Leben ohne seine Liebe nicht ertragen konnte. Die Sprache des Gedichtes ist edel, der Vers wohlklingend; die Bilder sind neu und kräftig, die Schilderungen treu und einige darunter sogar unübertrefflich. Nur hält sich dieses Gedicht, als episch betrachtet, oft zu lange bey Beschreibungen auf, so interessant sie sonst auch seyn mögen. — Auch ist zu bedauern, daß ein Dichter, der ein so entschiedenes Talent zeigt, so wenig Sorgfalt auf die Ausarbeitung seines Planes wendet. So ist z. B. der Character des Russen gar nicht gehalten und es finden sich in dem Verlaufe der Begebenheit Widersprüche. Ueberhaupt erregt er als Hauptfigur zu we-

nig Interesse und kömmt zuweilen sogar in den Verdacht der Niederträchtigkeit. Mit desto größerer Liebe und mit unendlicher Zartheit ist der Character der Escherkesin ausgemahlt. Sie ist eines der lieblichsten Wesen, das die Poesie je hervorgebracht hat. — Die volle Blüthe dieses Dichters steht noch zu erwarten.

Wir nützen diese Gelegenheit noch einiges über die Rußische Anthologie des Herrn J. Bowring (Götting. gel. Anzeig. 1822. St. 144) nachzutragen, da nach einer sorgfältigen Durchsicht dieses Werkes und nach Vergleichung der einzelnen Stücke mit den Originalen, das daraus hervorgehende Urtheil dem Auslande nicht unwillkommen seyn dürfte. Wie schön und wohlklingend der Vers des Verfassers sey, braucht man dem nicht noch zu sagen, der das Werk gelesen hat; allein oft hat doch der Uebersetzer etwas ganz anderes gegeben, als eigentlich im Originale lag, und, wie es scheint, meistens aus Mangel an hinlänglicher Sprachkenntniß. Auch zeugen die Urtheile in der Einleitung häufig von Oberflächlichkeit. Sumarokoff z. B. sagt er, hat die Bahn gebrochen für die Fabel. — Ja! aber nur als Uebersetzer und Nachahmer Gellerts. Man läßt es aber unbemerkt, daß er der erste gewesen, der rußische Original-Trauerspiele zu schreiben versucht hat. Van Wisin, holländischer Abkunft, war kein Nachahmer Molière's, sondern hat Aehnlichkeit mit ihm darinn, daß so wie dort französische, hier rußische Charactere treu nach der Natur copirt und die Thorheiten seiner Umgebungen gezüglicht werden. Die Nachrichten von Cheraschkoff sind ganz falsch, da er 1) nie als lyrischer Dichter geglänzt hat, da 2) seine Bachoriana keinesweges eine Sammlung seiner Gedichte, sondern vielmehr ein romantisch episches Gedicht im Geschmacke Ariost's ist. Sein großes episches Gedicht Vladimir ist ganz übergangen. — Die Rossiada hat ihre Publicität nicht sowohl ihrem innern Werthe, als den vortrefflichen

critischen Abhandlungen zu danken, welche der Prof. Merslaekoff in einem Journale (Amphion) darüber geliefert hat. — Bogdannowitsch wird der Anacreon der Russen genannt, da man mit diesem Namen doch einstimmig Miledensky bezeichnet, indem sich Bogdannowitsch nie im eigentlichen anacreontischen Liede versucht hat. — Die Chersonide von Bobroff ist mehr beschreibendes als episches Gedicht. Am unrichtigsten sind die Nachrichten von Kostroff. — Er hat nemlich den Othian geendiget, aber aus dem Homer nur die ersten neun Bücher der Iliade (in Alexandrinern) übersetzt. Nach seinem Tode sieng Onieditsch an die Uebersetzung in derselben Versart fortzuführen, änderte aber bald seinen Plan und arbeitet jetzt an einer metrischen Uebersetzung der sämtlichen Werke Homer's. Schukofsky, ist ein Phänomen als Uebersetzer, und neigt sich weit weniger zu Bürger, als zu Schiller hin. Die Jungfrau von Orleans des letzteren hat er mit so bewundernswürdiger Schönheit und Treue übersetzt, daß es dem Original in keinem Stücke nachsteht, und das will viel sagen. Das Maas, fährt Hr. Beroring fort, ist im Allgemeinen beybehalten. Allein dies ist nur in der Aeol's Harfe (überhaupt die gelungenste von seinen Uebersetzungen) in den National-Liedern und in wenigen anderen geschehen. Sogar die Namen der Verfasser sind nicht immer richtig angegeben. Gleich in der Einleitung z. B. steht der Name Dershavin unter einem Verse von Dmitrief: Stonet siwi golubochik etc. Und das Gedicht the Lord and the Judge ist nicht von Lomonosoff sondern von Dershavin. Ueber die Wahl, die Hr. B. getroffen hat, ließe sich noch hinzusehen, daß er bey mehreren Dichtern nicht eigene Productionen, sondern Uebersetzungen und Nachahmungen gewählt hat, z. B. von Schukofsky Romance, ist des Mädchens Klage von Schiller, von Dmitrief During a thunder-storm ist von Göthe, the tzar and the two shepherds ist nach Florian, und Love and

friendship ist von Milleroye. — Unter den Nationalliedern ist das erste von Merslaekoff; die beiden andern sind alt, aber falsch verstanden. Was die biographischen Nachrichten betrifft, so steht zu hoffen, daß bald etwas Ausführlicheres darüber erscheint, da es dem Verfasser dieses Aufsatzes bekannt ist, daß man sich mit einer Litteraturgeschichte Rußlands für Deutschland ernstlich beschäftigt. W. D.

Stuttgart und Tübingen.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung: Hesperus. Encyclopädische Zeitschrift für gebildete Leser. Herausgegeben von Christian Carl André. Die Hefte vom Januar, Februar, März, April, May und Junius 1822: Veritatem sequi et colere, aequè omnibus bene velle et facere, nil extimescere. Mit einem Kupfer, das die Insel Hydra und die dasige Griechische Kirche vorstellt. 620 S. in 4. Die zweyte Hälfte des Jahrgangs ist auch schon erschienen.

Seitdem der Genius der Cultur unsern Unterhaltungs-Blättern, die vorhin nur dem Müßigen und dem nach drückender Arbeit Erholung suchenden in den Stunden seiner Einsamkeit die Freuden der mangelnden Gesellschaft ersetzen wollten, die höhere Bestimmung gegeben hat, auf die öffentliche Belehrung und auf die Stimmung der öffentlichen Meinung einzuwirken, — seit diesem großen Fortschritte in der Welt-Cultur können diese Blätter auch in eigentlich nur gelehrten Zeitschriften, wie die unsrige ist, nicht mehr unbeachtet gelassen werden. Auch dem Gelehrten ist es ja nicht gleichgültig, wie die gemeinnützigen Resultate seiner Forschungen populär gemacht, und in das Leben eingeführt werden; und auch ihm ist daran gelegen, die Ansichten, die das handelnde Publicum von den Sachen faßt, auf diesem Wege zu erfahren, und damit Stoff und Veranlassung zu neuen Untersuchungen zu erhalten. Ueberdies haben

die Verfasser der Unterhaltungsblätter seit einiger Zeit recht mit einander gewetteifert, ihrem Producte immer mehr und mehr Vollkommenheit zu verschaffen. Der Hr. H. R. André, der sich in diesem Fache der Schriftstellerey selbst schon mit so vielem Glücke versucht hatte, setzte sogar einen nicht unbedeutenden Preis für das beste Ideal von dergleichen Blättern aus seinen eigenen Mitteln aus. Es ist uns nicht bekannt geworden, ob der Preis gewonnen worden ist; aber dieser neue Hesperus, der sich nicht auf den Morgen und nicht auf den Abend beschränkt, sondern den ganzen Tag beherrscht, erscheint mit einem Male in einem größern Glanze als sein Vorgänger, und macht das Licht seiner Mit-Sterne am Firmamente merklich erblaffen.

Das Publicum, das sich Hr. André gewählt zu haben scheint, ist Alles, was auf Bildung Anspruch machen kann — Hof, Stadt und Land — ohne Unterschied. Die Quellen, aus denen er schöpft, sind eigene Beobachtung, weit ausgebreiteter Briefwechsel, andere Journale aller Art, und selbst alte und neue Bücher; sie werden aber, was wir mißbilligen, in der Regel nicht genannt. Alles Neue, was nur irgend für den Augenblick wichtig ist, oder auch nur eine sehr interessante Unterhaltung gewährt, oder zum bessern Verstehen großer Ereignisse und Erscheinungen führen kann, oder was unter den bestehenden Zeit-Umständen zur Sprache gebracht zu werden verdient, findet hier seine Stelle. Wichtig und interessant ist freylich oft dem Einen, was es dem Andern nicht ist; und so kann auch wohl hier mancher Aufsatz des Beyfalls Beziehungsweise verfehlen; aber der billige Leser wird doch immer nur nach dem Werthe der meisten urtheilen. Mannichfaltigkeit genug hat Hr. A. in die Sammlung zu bringen gewußt, bemerkt man dabey aber doch einige Vorliebe für Mineralogie und Geognosie, und einen zu häufigen Hinblick nach den Landen des Kayfers von Oesterreich; so wird man es

unter den bekannten Umständen verzeihen. Um den Geschmack der mancherley Leser zu befriedigen, sind hier und da, obgleich selten, auch Gedichte eingeschaltet, und selbst Charaden sind nicht ganz vergessen, welches, da sie Gelegenheit zu einem nützlichen Nachdenken geben, wenn auch nur der Mode damit gehuldigt worden wäre, doch wohl nicht zu tadeln ist. Debatten hat Hr. A. hier wieder, wie im alten Hesperus, aufgenommen; und gewiß schickt sich eine solche Zeitschrift dazu auch recht vorzüglich. Eine neue Art von Artikeln ist hinzugekommen, nemlich Aufgaben. So hat Hr. A. eine Uebersetzung des bekannten Rule Britannia, hier abdrucken lassen, und das Publicum aufgefordert, Verbesserungen derselben einzuschicken. Uns scheint dieselbe vieler fähig; in dem Chöre "Rule, Britannia, rule thy waves, Britons never will be slaves"

finden wir den Geist des Originals in den Worten,
 dir, Britannin, unterthan
 bleib der weite Ocean!

gänzlich verfehlt.

Uebrigens zeugt der Vortrag in der Zeitschrift ganz von gründlicher Wissenschaft und einer durch Erfahrung geläuterten Kenntniß der Welt und der Menschen. Dabey ist er zwar nicht gelehrt; aber doch auf die genüßliche Belehrung des gebildeten Mannes berechnet. Der Ton ist bescheiden, und achtet, wie billig, die bestehenden Verhältnisse. Die Schreibart ist natürlich und angenehm. Damit es dem Leser an Unterhaltung nie fehle, wird die Zeitschrift außer den Sonn- und Festtagen alle Tage ausgegeben.

M a g d e b u r g.

In der Kreuz'schen Buchhandlung: Die Hauptproducte der Erde in ihrer quantitativen Vertheilung. Mit besonderer Rücksicht auf Handel und Gewerbe, alphabetisch nach den drey Reichen der Natur geord-

net, nebst geographischen, geschichtlichen, naturhistorischen und technologischen Erläuterungen. Ein Leitfaden für Schulen und zum Selbstunterrichte, entworfen von K. S. N. Richter, Professor 1822. — XIV und 154 Seiten in Octav.

Was der Verf. Hauptproducte nennt, ist schwer zu errathen. So fehlen z. B. alle Edelsteine, da doch der Marmor Plaz gefunden, der Moschus da doch die Ambra nicht vergessen, Pelzwerk, da doch ähnliche Collectivartikel, wie Getreide, Wildpret u. a. vorkommen. Die Vertheilung ist durch fünf Ziffern bezeichnet, unter denen die Geburtsländer der Producte aufgeführt sind; "unter (1) Länder, welche das angegebene Product in größter Menge und Ueberfluß besitzen, wodurch also auch die bedeutendste Ausfuhr bedingt ist; unter (2) Länder, wo das Product zwar reichlich und mehr als der Bedarf erfordert, erzeugt wird, jedoch nicht in der Menge, wie in den vorhergehenden. Die Rubrik (3) zählt die Länder auf, wo ein Product hinlänglich vorhanden ist, oder zwischen dem Viel und Wenig die Mitte hält; (4) bezeichnet wenig; (5) sehr wenig." Ob diese Eintheilung zu billigen sey, lassen wir dahin gestellt seyn. Wie konnte aber der Verf. bey jedem Product ohne Ausnahme mit (1) zu zählen anfangen, da es doch Producte gibt, von denen überall nur sehr wenig vorkommt? Um neuere Untersuchungen hat der Verfasser sich eben nicht bekümmert. Als Chinabaum ist hier z. B. noch immer und zwar ausschließlich *Cinchona officinalis* genannt.

V e r b e s s e r u n g e n .

- St. 6. 3. 6. v. u. l. Fylde - Vom
 — 8. — 15. ist das Punct hinter astáh zu tilgen
 — 20. — 14. l. Folkfagn
 — 21. — 5. p. u. l. cniht-vesende.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. Stück.

Den 25. Januar 1823.

Paris.

Bey Firmin Didot 1821: *Journal militaire de Henri IV, depuis son depart de la Navarre; redigé et collationé, sur les manuscrits originaux précédé d'un discours sur l'art militaire du temps, avec dessein et Fac-Simile.* Par M. le Comte de Valori. 412 Seiten in 8.

Kein König von Frankreich hat die Federn der französischen Schriftsteller, seit der Regentschaft, — bis dahin verhinderte es die Eifersucht seiner Nachfolger —, so sehr beschäftigt, als Heinrich IV. Mathieu, Le Grain, Davila, Cajet, u. a. m. lieferten, indem sie die Geschichte der bürgerlichen Kriege in Frankreich beschrieben, zu gleicher Zeit Materialien zu der dieses großen Königs. Bury's Geschichte beschäftigt sich gänzlich mit Heinrich IV, aber ohne eine sorgfältige Auswahl der Quellen. Das *Journal de l'Etoile* liefert vorzüglichere Daten zu seiner Geschichte, als die *Memoires de la Ligne*, *le Mercure de Vittorio Siri* u. s. f., allein man bemerkt, daß der Verf. aus Besorgniß, höhern Orts zu mißfallen, nicht alles sagt. *Les Economies ro-*

M (1)

yales de Sully geben über Heinrich IV Regierung die umständlichsten Nachrichten. Die in der Königlichen Bibliothek aufbewahrten Manuscripte, bekannt unter der Benennung de Bethune, enthalten viele Original-Briefe von Heinrich IV. Auch diese Manuscripte, sind bereits von vielen frühern Schriftstellern benützt worden. M. le Comte de Valori gibt jetzt ein noch ungedrucktes Manuscript, bekannt unter dem Titel: Journal de Henri IV heraus, das einen Theil der Manuscripte de Bethune ausmacht, und das bisher nicht die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher dieses Königs auf sich gezogen hatte, weil man allgemein der Meinung war, es sey nicht von dem Könige verfaßt. M. de Valori behauptet, in Gefolge vieler Untersuchungen die Entdeckung gemacht zu haben, Heinrich habe dies Journal dem Guy d'Hermy vormals Sergent de Batailles, und nachmaligen Secretair des Königs in die Feder gesagt. Der Hauptgrund den M. de Valori für diese Behauptung aufstellt ist: dies Journal enthalte Thatsachen, die außer Heinrich IV selbst, Niemanden bekannt seyn konnten. Wir können dieser Meinung nicht beypflichten. Dies Journal militaire enthält Bruchstücke von Vorposten-Gefechten, vermischt mit einigen, im Vergleich mit ersteren sehr dürftigen Relationen von größeren Treffen, die weder nach der Zeit-Folge, noch in anderen Beziehungen zusammenhängend sind, und welche M. de Valori durch Erklärungen in Uebereinstimmung zu bringen gesucht hat. Der Hauptheld in diesen Gefechten, ist nicht Heinrich IV, sondern Gilbert Filhelt de la Curée, Capitaine des chevau-legers du Roi, dessen in den übrigen Geschichten dieses Königs nur beyläufig gedacht wird. Viele der von selbigem erzählten Thaten, trugen sich nicht nur nicht unter den Augen Heinrichs, sondern sogar schon zur Zeit seines Vorgängers zu. Heinrich IV konnte sie daher aus eigenem Augenschein nicht kennen. Die Erzählungen tra-

gen aber ganz die Lebhaftigkeit und Weitläufigkeit an sich, mit welchen alte Officiere, wenn sie vom Kriegsgetümmel entfernt, der Ruhe genießen, ihre kriegerischen Begebenheiten, — versteht sich, nicht ohne Uebertreibung —, zu erzählen pflegen. Wollte Heinrich IV wirklich seinem Secretair seine Kriegs-Thaten dictiren, so scheint uns, hätte er sich wohl mehr bey den wichtigen Ereignissen, bey welchen er selbst thätig war, als bey den Beweisen der persönlichen Tapferkeit eines seiner Hauptleute aufgehalten.

M. de Valori hat sich dessen ohnerachtet, durch die Herausgabe dieses Journals ein Verdienst erworben, indem es ein Bild von den Sitten und der Lebensweise der Krieger der damaligen Zeit, nach der Natur gezeichnet gibt, zugleich aber auch mehrere schätzbare Nachrichten über die damalige Art der Kriegführung enthält. Heinrich IV erscheint auch hier, wenn er auf die Bühne tritt, großmüthig, tapfer, wohlwollend, selbst gegen seine Feinde, gern seine Freunde und Anhänger belohnend, so beschränkt seine Mittel auch waren, und dann auch dem schönen Geschlecht sehr ergeben. La Curée hatte bey seiner Esquadron fünf Marquetenterinnen, die in Manns-Kleidern, an seinen Gefechten thätigen Antheil nahmen, tapfer mit einhieben, Gefangene machten und bey der Beute mit theilten. Heinrich IV. fand die eine von diesen Amazonen liebenswürdig, und es scheint, daß die häufigen Besuche des Königs, nicht so wohl dem tapfern Capitain La Curée, als der schönen Marquetenterin galten. — Unter den hier abgedruckten Briefen Heinrichs IV sind mehrere, die vorher noch nicht im Druck erschienen sind. Diese Sammlung von Briefen, ist in zwey Abtheilungen gebracht. Die erste enthält diejenigen Briefe, welche er von 1588 bis zum Tode Heinrichs III, über kriegerische Ereignisse, an seine Geliebte, die schöne Diane d'Andouins, nachmals an Philibert de Grammont verheirathet, schrieb. Heinrich IV hatte die Absicht Diana zu hei-

rathen. Als er aber nach Ableben des Herzogs von Alencon eine so nahe Aussicht zum Throne erhielt, verpflichtete Diane ihn selbst, von diesem Vorhaben abzustehen, und verwandte einen Theil ihres Vermögens zu Kriegs-Rüstungen für ihren Geliebten. Der schönen Diane zu gefallen, verließ Heinrich IV zweimal heimlich sein Heer, um sie zu sehen, nicht ohne Gefahr seinen Feinden in die Hände zu fallen. — Der zweyte Theil der hier abgedruckten Briefe, hat Bezug auf das öffentliche und Privat-Leben des Königs; sie sind unter andern Beweise von der Bärtlichkeit, mit welcher Heinrich an seinen Kindern hieng. Es war nicht, wie man behauptet hat, nach der Schlacht bey Arques, sondern nachdem Amiens sich ergeben hatte, daß der König an den Herzog von Crillon den merkwürdigen Brief schrieb, der sich anfängt: „Brave Crillon, pendez vous de n'avoir point été près moi lundi dernier, à la plus belle occasion qui se soit jamais vue, et qui peut-être se verra jamais.“ —

In dem Discours sur l'art militaire en France du temps de Henri IV, entwickelt M. de Valori die verschiedenen Arten, wie die Franzosen seit den Zeiten der Gallier ihre Truppen zum Gefecht aufstellten. — Heinrich IV, sagte er, im Gefolge eines tiefen Studiums der Kriegskunst der Alten, faßte den kühnen Entschluß, die Kriegsgart der Carthaginenser wieder ins Leben zu rufen; nemlich: durch Scharmügel und Vorposten-Gefechte, den Feind zu ermüden, ihn zu umgehen und zu falschen Bewegungen zu nöthigen; dann mit seiner Hauptmacht, die er bis dahin entfernt von ihm gehalten hatte, unvermuthet auf ihn zu fallen, (wenn in unsern Tagen, die republicanischen Franzosen sich einer ähnlichen Tactik mit Erfolg bedienten, so war der Unterschied, daß diese mit leichter Infanterie, und Heinrich mit leichter Cavallerie, dieß verderbliche Vorspiel trieben). Heinrich IV verbesserte die Lagerkunst, so wie die

Kunst Festungen zu befestigen und sie anzugreifen. Er bediente sich zuerst der regelmäßigen Trancheen und der mit Granaten gefüllten Bomben. Als Auszeichnung bewiesener Tapferkeit führte er zuerst die berühmte Panache blanc, ein. Und gleichsam zum Andenken, eines der tapfersten der Könige, führen noch fast in allen Armeen, die Regimenter eine weiße Fahne, als Leib-Fahne. Den Garde Regimentern steht gemeinlich allein das Recht zu, nur weiße Fahnen zu führen. Unregelmäßig, Cavallerie und Infanterie durcheinander gemischt, wie bis dahin die französischen Truppen zum Gefecht aufgestellt worden waren, führte Heinrich IV zuerst eine geregelte Schlachtordnung ein. Im Centro placirte er mehrere Infanterie-Bataillons im Viereck aufgestellt, deren Flügel durch Ordonanz-Compagnien gedeckt wurden. Die Tete des Centrum, ward durch eine Escadron der Gendarmerie noble unterstützt. Der Lehns-Bann und die fremden Truppen dienten dem Heere zur Deckung und wurden von der Artillerie, die sich noch sehr in der Kindheit befand, begleitet. Der Helm und Cürass war noch sehr in Ansehen, und nur unter Heinrich IV, sieng der französische Adel zuerst an, sich aus einer Art von Bravade, ohne diese Schußwaffen ins Gefecht zu begeben. Die Pistolen waren eine beliebte Waffe für die Cavallerie. La Turée bediente sich einst in einem Gefechte einer Pistole von einer neuen Erfindung, die aber einen so starken Rückstoß hatte, das sie ihm beym Abfeuern den Arm aus der Schulter brachte, und eine Zeitlang wehrlos machte. Heinrich IV vervollkommnete die Cavallerie; sie war in Gendarmes, cheveu-legers und Carabiniers eingetheilt. Unter den Gendarmes dienten nur Edelleute. Die Gendarmerie war zu 20 Mann in der Fronte und 10 Mann in der Tiefe aufgestellt, sie ward nicht zum Vorposten-Dienst, oder zur Scharmüherer gebraucht, sondern für ernstliche Gelegenheiten aufgespart. In dieser Ordnung rückte sie bis

auf 100 Schritte vor dem Feinde vor; dann setzte sie sich in Trost bis zu 25 Schritt vor selbigem, worauf die Pistole in der Hand, der eigentliche Angriff erfolgte. Jeder Compagnie der Chevaulegers waren 50 Carabiniers zugetheilt. Nach Heinrichs Vorschrift, sollte die Cavallerie immer nur mit kleinen Abtheilungen angreifen. — Er führte bey der Belagerung von Amiens zuerst den Gebrauch ein, den Mineurs für jede ausgegrabene Rute ein gewisses zu bezahlen. — Diesem guten Könige fehlten oft die Mittel, seinen Officieren und Soldaten regelmäßig den Sold auszuzahlen. Ein großer Theil von diesen, fochten freywillig und ohne Bezahlung für seine Sache. Mehrere Große und einige Städte errichteten Corps auf ihre Kosten. Auf die Vertheidigung der Städte, durch ihre Einwohner, ward noch sehr gerechnet. Ueberhaupt muß man das Zeitalter Heinrich IV als den Uebergang aus den Ritterzeiten ansehen. Der Geist der Disciplin der später das Characteristische der stehenden Heere ausmachte, herrschte noch nicht. Der Capitain einer Escadron, handelte ziemlich unumschränkt. Ein Capitain machte dem andern große Complimente, wenn er von ihm im Gefechte Unterstützung erhielt. Oft redeten sich mehrere Capitains mit einander ab, diese, oder jene Unternehmung zu wagen. Ein geharnischter Ritter hielt es unter seiner Würde, einen andern, der zufällig nicht geharnischt war, anzugreifen. Oft ließ ein Ritter seinen Helm und Cürass freywillig zurück, wenn er bemerkte, daß seine Collegen ohne Rüstungen waren. Die Armeen waren sehr schwach. Heinrich IV glaubte sich sehr stark, als er nach der Schlacht bey Jyry 8000 Mann unter seinen Fahnen zählte, und unter diesen konnte nur der kleinste Theil als reguläres Militair betrachtet werden. Der erste Marschall de France, Biron der Vater, hatte oft nicht mehr als 200 Reuter unter seinem unmittelbaren Befehl, und Heinrich selbst setzte sich oft an

die Spitze solcher kleinen Truppen = Abtheilungen. König Heinrich III hielt es nicht unter seiner Würde, die einzelnen Schildwachen anzustellen und sie zu instruiren. Den Militair = Operationen selbst lag kein strategischer Zweck zum Grunde. Der wichtige Punct, Lebensmittel und Fütterung zu finden; vielleicht auch irgend eine Stadt zu erobern, oder zu entsetzen veranlaßte, daß man von einer Ecke des Königreichs, nach der andern zog. Eine Niederlage entschied nicht viel. Es kam nur darauf an die Zuneigung der Großen und der Städte zu besitzen, um den Verlust bald wieder zu ersetzen. Für die Großen des Reichs, war es eine glückliche Periode; ihnen mußte geschmeichelt werden, denn man konnte ihre Hülfe nicht entbehren. Auch die Magistrate in den großen Städten spielten wichtige Rollen. Das Kriegsführen war viel lustiger und mit unter belohnender, als es heutiges Tages ist. Man lebte auf Kosten der Gegenden, die man im Fluge durchzog, schrieb das Bedürftige durch Requisitionen aus, und machte oft große Beute. Die Kriegsgefangenen mußten sich mit schwerem Gelde los kaufen. Der Krieger trat, mehr als heutiges Tages, als selbstständig auf. Persönliche Tapferkeit und Verschlagenheit führte ihn den Weg zu höheren Posten. Und wenn er sich gekränkt glaubte, gieng er zu der andern Parthey über. Die Miethstruppen, vorzüglich Deutsche, Schweizer und Italiäner, fiengen an, eine Rolle, — aber nicht immer eine glänzende — zu spielen. Während Heinrich IV Arquis belagerte, und gerade in dem Augenblicke, als der Herzog von Mayenne die Belagerungs = Armee angriff, stellten sich 400 Schweizer, die in seinem Solde waren, vor die Trancheen, und boten an, in Heinrichs Dienste überzugehen. Man war so unvorsichtig dies Anerbieten anzunehmen. Aber kaum waren die Schweizer in die Trancheen eingelassen, als sie die Besatzung nieder machten.

Göttingen.

Hey Vandenhöck und Ruprecht: Grundsätze der allgemeinen Logik von Gottlob Ernst Schulze. Vierte verbesserte Ausgabe. 1822. S. XXIV und 263 in 8.

Die Bestimmung dieses Werkes zur Grundlage für Vorlesungen erlaubte nicht der darin enthaltenen Erörterung der Gesetze des deutlichen, zusammenhängenden und folgerichtigen Denkens eine Erweiterung zu geben. Auch ist der Verfasser überzeugt, daß die neuerlich von Manchen unternommene Verbindung der Fundamental-Lehren ihres Systems der Metaphysik mit der Logik der Endabsicht dieser, die in der Beförderung der Einsicht der Art und Weise besteht, wie mannichfaltige Erkenntnisse, welche Gegenstände sie auch betreffen mögen, zu einem wissenschaftlichen Ganzen zu vereinigen sind, gar nicht angemessen sey, und der Ausführung nach die Logik zur Nagd eines solchen Systems erniedrige; er hat daher darauf keine Rücksicht genommen. Die der Zahl nach nicht geringen Verbesserungen, womit die vierte Ausgabe versehen worden ist, betreffen größtentheils nur den Ausdruck. Einige S. haben jedoch auch neue erläuternde Zusätze erhalten, und in andern ist die Folge der Hauptpunkte der darin vorgetragenen Lehren verändert worden, um diesen mehr Deutlichkeit zu geben. — Aller Sorgfalt ungeachtet, die auf die Correctur verwendet worden ist, sind doch einige Druckfehler übersehen worden, die aber aus dem Zusammenhange leicht berichtigt werden können. So steht z. B. S. 110. Z. 4. beschließen statt beschließen; und der Zusammenhang des Nachfolgenden mit dem Vorhergehenden würde S. 222. Z. 4. v. u. an Deutlichkeit gewonnen haben, wenn statt Sie gewährt, gesetzt worden wäre, Diese Verbindung gewährt.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

15. Stück.

Den 25. Januar 1823.

P a r i s.

Wie in voriger Woche Broussais's neues System der Medicin, so mag in gegenwärtiger Larrey's chirurgische Schule in Paris an die Reihe kommen durch eine Anzeige des Recueil de Mémoires de Chirurgie par le Baron D. I. Larrey. à Paris, chez Compère jeune 1821. XIV und 319 S. 8. mit 4 Kupfertafeln.

Mit Begierde wird ein jeder Wundarzt des Mannes neuestes Werk ergreifen, der dreßsig Jahre hindurch im Besiß eines unermesslichen chirurgischen Wirkungskreises war und ihm mit unermüdetem Eifer vorstand, der durch seine medicinisch = chirurgischen Denkwürdigkeiten, ihrer fühlbaren Mängel ungeachtet, die Wissenschaft in einem hohen Grade förderte und sich einen ehrenvollen Platz unter den ersten Wundärzten der Erde erwarb. Indessen bezweifeln wir, daß die Befriedigung, welche den Lesern dieses Werks zu Theil wird, der Erwartung, mit welcher sie es in die Hand nahmen, im vollem Maaße entspricht. Die Mängel, welche den Werth jenes größeren Werkes des Verfassers verringern, treten in dem neuern, welches

größtentheils nur Wiederholungen und eine weitere Ausdehnung der in jenem ausgesprochenen Grundsätze und Lehren enthält, im verstärkten Lichte hervor. Man vermißt die tiefe Gründlichkeit, welche den Gelehrten ziert; eine gewisse Oberflächlichkeit in der Diagnose, Einseitigkeit der Behandlung, bey welcher Schröpfköpfe und Moxa's die erste Rolle spielen, eine unverkennbare Eucht zur Uebertreibung und Ruhmredigkeit verbittern den angenehmen Eindruck, welchen sonst die vielfachen practisch nützlichen und wichtigen Bemerkungen des Verfassers zu bewirken nicht verfehlen können.

Das große Bild des Hrn. Larrey, welches der Fremde aus seinen Schriften auffaßt und mit sich nach Paris nimmt, erhält sich leider nicht in gleichem Maaße bey einer näheren persönlichen Bekanntschaft. Wer Herrn Larrey, wie es uns vergönnt war, am Krankenbette lehren und handeln sieht, wird dieses Urtheil, welches wir uns über ihn zu fällen erlaubten, gewiß nicht zu hart finden. — Doch wir wollen dem Urtheile der Leser nicht vorgreifen, vielmehr sie durch eine kurze Uebersicht des vorliegenden Werks selbst zu entscheiden in den Stand setzen. — Vorrede I. XIV. Seine Anwendung der Moxa habe insbesondere die Aufmerksamkeit der ausländischen Aerzte, welche tagtäglich seinem clinischen Unterricht im Hospital der Garde beywohnten, auf sich gezogen und dieselben von deren Wirksamkeit in solchem Maaße überzeugt, daß sie die Anwendung derselben in mehreren für unheilbar gehaltenen Uebeln, als z. B. im Pottschen Uebel, in der Coxalgie, Lungensucht und im Scirr. Pylori angenommen hätten. — Seit der Bekanntmachung des 4ten Bandes seiner Denkwürdigkeiten (1817) und des Artikels "Moxa" im 34. Theil des Dict. des sciences médicales sey der Gebrauch der Moxa über ganz Europa verbreitet (!) Vom Gebrauch der Moxa p. 1. Der Verfasser bedient sich eines eigenen porte-Moxa, eines Kin-

ges der auf 3 Ebenholzfüßen, welche schlechte Wärmeleiter sind, ruht. Im Umfang der Moxa legt er feuchtes Leinen, das in der Mitte ein Loch zur Aufnahme der Moxa hat. — Um eine tiefe Inflammation und profuse Eiterung zu verhüten, gießt man etwas Ammoniac-Geist auf die gebrannte Stelle. — Folgende Stellen verbieten die Application der Moxa: 1) der ganze Umfang des Schädels, so weit er nur mit Haut und Pericranium bedeckt ist, weil die Moxa und das Glüheisen zu unmittelbar auf die Gehirnhäute und das Gehirn selbst einwirken. 2) die Augenlieder, Nase, Ohren, der Larynx, die Trachea, das Sternum, das corpus mammae, die linea alba, die Genitalien, ausgenommen das Perinäum, dem Ursprung der Urethra gegenüber z. B. bey scirrhöser Härte der prostata. 3) Alle oberflächlichen Sehnen und Gelenke, wo man das Capselfband verletzen könnte. — Die Moxa scheint den Theilen mit einer verhältnißmäßigen Masse Wärmestoff ein flüchtiges sehr wirksames Princip, welches die baumwollenen Substanzen liefern, mitzutheilen (!!)

Man setzt jedesmal 1-2 Moxas aber nie mehr auf einmal, und wiederholt ihre Application in Zwischenräumen von mehreren Tagen. Trockene Luft ist dem Erfolge günstiger als feuchte (?), die vorgängige Application von trockenen oder blutigen Schröpfköpfen befördert die Wirkung der Moxa sehr. — Vor dem Aufsetzen erwärmt man den Schröpfkopf durch das Hineinwerfen brennenden Bergs, wobey zugleich die Hitze der Luft die Wirkung unterstützt; diese Methode ist den Schröpfköpfen mit Luftpumpen, welche nur Geschwulst, nicht Röthe machen, vorzuziehen. Die gewöhnlichen Schröpfschnepper sollen zuweilen Nervenfasern und kleine Arterien verletzen, weshalb der Verfasser einen eigenen Scarificator erfunden hat. I) vom Gesicht p. 13. Der Verfasser empfiehlt die Moxa in anfangender Cataracta und Amaurose und wiederholt eine bereits aus den 3. Bände seiner

N (1)

Feldzüge bekannte Geschichte eines amaurot. Knaben, der durch Moxa geheilt wurde. — Der Verfasser will mehrere andere Fälle von Amaurosen durch den Gebrauch der Moxa geheilt haben, deren nähere Erzählung man jedoch eben so ungern, als eine genauere Angabe der Indicationen zu ihrer Anwendung in der Amaurose vermißt. — II. Vom Geruch p. 17. Die Moxa hilft nichts bey den Fehlern des Geruchs. III. vom Geschmack p. 17. gilt dasselbe. IV. von dem Gehör, der Stimme und Sprache p. 18. Eine durch kaltes Baden erzeugte Aphonie und Taubheit wurde durch 13 Moxas geheilt. V. Paralyt. Affectionen des Muskelsystems p. 19. Heilsam ist sie bey convulsivischen chronischen Zuckungen einzelner Muskeln, denen eine chron. Entzündung des Nerven zum Grunde liegen soll (?) Nachtheilig wirkt sie in acuten Neuralgien und im Tetanus, heilsam dagegen im Tic douloureux. Mehrere Fälle dieser Art wurden durch 3-11 Moxa's geheilt. In einem Falle ließen sich dem geübten Finger die Temporal-Zweige des nervus facialis wie kleine Violin-Saiten fühlen (!) VI. Keine Paralyse p. 24. Bey einfachen Paralyseu muß man die Eiterung als unnütz unterdrücken. Heilsam wirkt sie in vielen Muskellähmungen und den damit oft verbundenen Neuralgien. Die Heilung gelingt leichter bey der Lähmung der Gesichtsmuskeln, als bey der der Extremitäten, eben so leichter bey mageren Personen, indem die Moxa den Nerven näher applicirt werden kann. VII. Organische Fehler p. 39. Heilsam wirkt sie in der Epilepsie idiopathique, im Hydrops Cerebri und chronischen Kopfsweh. Man setzt sie ringsum die Basis des Schädels bis zu 15 Stück nach einander. — Ein junger Trompeter erlitt nach einem Sturz auf den Kopf 2 Jahre lang epileptische Zufälle. Der Schädel hatte sich entstellt (deformé) und in kurzer Zeit ein solches Volumen erhalten, daß der Hut 5 bis 6 Linien zu eng gewor-

den (!), 15 Moxa's wurden um den Kopf in die Gegend der alten Fontanellen gesetzt und der Kranke vollkommen geheilet und was merkwürdig war, der Schädel verkleinerte sich wieder, so daß sein Hut ihm jetzt 4:5 Linien zu weit war (!!). Der Verf. vergleicht sehr unpassend diese Verengerung mit der des (beweglichen) Thorax nach der Operation des Empyem's. Contraindicirt hält er die Moxa in den Geisteskrankheiten mit Exaltation. VIII. Von den Krankheiten der Brust p. 48. Mit großem Success wurde die Moxa gegen das Asthma angewandt (ein zu allgemeiner nichts sagender Ausdruck), sobald es nicht erblich oder durch einen Conformationsfehler des Thorax erzeugt, und das Subject nicht zu sehr im Alter vorgerückt war. Auch setzt der Verfasser voraus (was aber leider durch nichts erwiesen ist), daß diese Affection, wie er sie beobachtete, als wesentlichen Character eine Asthenie der Lungen (organes pulmonaires) und eine krampfartige und convulsive Zusammenziehung der Brustmuskeln, als Resultat des engorgement (eines von den Franzosen viel gemißbrauchten Ausdrucks ohne klare Vorstellung) oder einer verborgenen Entzündung der organischen Gefäße dieser Muskeln (?) und der im Umfang der Brust befindlichen Häute, also eine Art von Rheumatischer Affection hat (!?) Der Moxa schickt der Verfasser plusieurs séries de ventouses mouchetées voran. — Auch die palpitations intermittentes nevralgiques du coeur, welche von Schwäche dieses Organs und der medulla spinalis (?) herrühren, hat der Verfasser wiederholt durch Moxa geheilt. S. IX. p. 51. Heilsam wirkt sie bey alten catarrhaischen Affectionen und chronischer Entzündung der pleura, S. X. p. 51. Vorzüglich heilsam in der Phthisis pulmonalis wie in der Rachialgie und Coxalgie, die sich von der Phthisis nur durch Verschiedenheit des Sitzes unterscheiden soll (!); sie zertheilt in der Schwindsucht die engorgements lymphatiques und scro-

phulösen Tuberkeln, die symptomatischen oder Congestions Abscesse, wenn sie nicht zu bedeutend sind. Sie reinigt die innern Geschwüre, hemmt die Caries, erzeugt Verwachsung und Vernarbung der Eiterhöhlen der Lungen und führt zur vollkommenen Heilung während Bleyzucker und noch mehr Blausäure "generalement nuisibles" sind. — Man setzt sie den Geschwüren, deren Sitz man durch Laennec's Rohr oder durch Percussion, Druck ic. erkennen kann, möglichst nahe. 1. Fall: Cyphosis mit febr. hect. und eitrigem Auswurf durch 13 Noxas auf den Rücken angewandt, geheilt. 2. Fall: Scoliosis, Deformität des Thorax an der linken Seite, hectisches Fieber, Husten und Blutspeien. Die Pat. wurde in 2 Jahren durch 21 Noxas und Schröpfköpfe völlig geheilt. Die Deformitäten verschwanden. Ein Jahr später erlitt die Pat. eine schleichende Gastroenteritis, an der sie starb. Die linke Lunge war um $\frac{1}{3}$ geschrumpft, adhärirend, enthielt mehrere "retrecissements, espèce de cicatrisation" der ohne Zweifel früher vorhandenen Eiterhöhlen, übrigens gesund. Die linke Brusthälfte war abgeplattet die rechte Lunge enthielt eine vereiterte Tuberkel. 3. Fall: Phthisis mit Aphthen geheilt durch 20 Noxas, Haarseil, Schröpfköpfe. Ein Jahr später erfolgte der Tod durch eine Entzündung der Eingeweide. 4. Fall: Phthisis mit Blutspeien durch 13 Noxas geheilt. Laennec, welcher früher die Eiterhöhlen erkannt hatte, erklärte jetzt ihre Vernarbung und Heilung. 5. Fall: Phthisis mit Ausbiegung zweyer Rippen der rechten Seite und Schmerzen beym Druck zwischen ihnen und mit dem Gefühl von Fluctuation, durch Noxas behandelt. Hr. Laennec, welcher mit seinem pectoriloque die Eiterhöhle erkannte, erklärte sie späterhin für geheilt. Die Patientin ging aufs Land und ward dort durch Erkältung von einer fièvre gastro-enterite befallen, an welcher sie trotz örtlicher Blutleerung im 9. Monat ihrer Behandlung starb. Bey

der Section fand man kleine Eiterheerde der linken Lunge, die rechte hingegen zusammengezogen, compact und von häutigen Adhäsionen durchzogen. 6. Fall: Phthisis durch 36. Moxas in 15 Monate geheilt. 7. Fall: durch 6 Moxa's geheilt. S. XI. Chronische und organische Krankheiten der Abdominal-Eingeweide. p. 68. Der Verfasser heilte mehrere Kranke mit Scirrhus pylori durch wiederholte Anwendung der Moxa, erzählt indessen nur einen einzigen. Dasselbe behauptet er von den Obstructionen der Leber, Milz und aller übrigen Eingeweide des Unterleibes. In einem Falle von chronischem Leber-Absceß wurde die Moxa wiederholt angewandt. Der Absceß öffnete sich ins Colon. Der Verfasser schreibt diesen Effect, so wie die völlige Heilung des Patienten der Moxa zu (!?) XII. Rachitis p. 75. In dieser Krankheit und in der davon entstehenden Verbiegung der Wirbelsäule wirkte die Moxa äußerst heilsam. Man muß sie nicht eitern lassen. XIII. p. 77. Eben so heilsam wirkte sie in dem Pottschen Rückenübel. Die Congestions-Abscesse sind stets Folgen der Caries der Rückenwirbel. Nach Verschiedenheit des Sitzes der Knochen-Affection nennt der Verfasser dieses Uebel Rachialgie, Sacrocoxalgie, Sternalgie, Femorocoxalgie &c. Die Zwischen-Wirbelknorpel werden früher als die Knochen angegriffen, am seltensten die proc. transversi und spinosi. Die Moxa ist dem cauter. potentiale, welches zu starke Eiterung erzeugt, vorzuziehen. Wenn die Congestions-Abscesse früh geöffnet werden, ehe man wirksam gegen die Caries gehandelt hat, so stirbt der Kranke sehr schnell. (Je weiter der fistulöse Gang von der Stelle der Caries entfernt ist, desto besser, Ref.). Durch die Moxa hat der Verfasser eine Menge von Kranken geheilt, von denen einige Fälle hier erzählt werden. Sehr häufig erreichte der Verf. die Resorption der bereits gebildeten Congestions-Abscesse. — Nach dem Gebrauche der Moxa bis zur Tilgung des

Krankheitsprocesses öffnete er bey einigen Subjecten die Abscesse mit dem größten Erfolge durch einen schiefen Etich mit einem weiß glühenden schmalen Messer und zog das Eiter durch trockene Schröpfköpfe aus. Bey einigen Subjecten bemerkte man in Folge der Caries und Absorption der Wirbelsäule, eine wirkliche Verkürzung derselben. — Ein interessanter Fall einer Luxation zwischen dem letzten Rückenwirbel und erster Lendenwirbel mit einem Beinbruche verbunden schließt diesen Paragraphen. S. XIV. sacro-Coxalgie p. 115. Rheumatismus, Schwangerschaft und mechanische Verletzungen können eine Erschlaffung der Verbindung des os sacrum mit dem os Ilium, (Entzündung und caries der symphysis Sacro-iliaca Ref.) und dadurch Dislocation der Knochen nach unten oder oben mit Verlängerung oder Verkürzung der leidenden Extremität, erzeugen. — Diese Krankheit ist auch nach des Ref. Erfahrung besonders bey Frauenzimmern gar nicht selten, und hätte wohl verdient mit ihren Symptomen, die manches charakteristische darbieten, genauer beschrieben zu werden. Die Behandlung ist die bekannte. In allen solchen Fällen ist der Verlauf tödtlich, so bald die symptomatischen Abscesse sich früher öffnen, ehe dem Fortschreiten der Caries Einhalt geschehen ist. (Ref. wandte einst die Moxa bey einer Krankheit und Erschlaffung der symphysis oss. pubis aus mechanischer Ursache, welche einen schwerfälligen Entengang erzeugte, mit dem augenscheinlichsten glücklichen Erfolge an). XV. Femoro-coxalgie p. 120. Die Knorpel drängen nicht etwa durch ihre Anschwellung den Kopf aus der Pfanne; sie sind im Gegentheil immer verdünnet und aufgelöset. Der Kopf wird auch nach der Zersthörung seiner Bänder niemals von selbst aus der Pfanne getrieben; es existirt daher keine wirkliche luxatio spontanea, sondern es ist, um diese Dislocation zu bewirken, noch irgend eine gewaltsame Bewegung erforderlich, die den seiner Verbindungen be-

raubten Gelenkkopf aus der Pfanne treibt. Die spätere Verkürzung der Extremität hängt daher in der Regel nicht von einer Dislocation, sondern von der Zerkleinerung des Gelenkkopfs und der Pfanne her. Sehr selten erfolgt eine Anchylose. Die zerstörten Knorpel ersetzen sich niemals wieder; statt ihrer nehmen die entblößten Gelenkknöchelchen die Politur und das Ansehen des Elfenbeins an. Die Behandlung ist die bekante. Der Verfasser zieht die häufig wiederholte Anwendung der Moxa der Application des Glüßeisens nach Rust's Vorschrift vor. Er behauptet, daß wenn gleich nach dem Glüßeisen oft schnell eine Verkürzung des krankhaft verlängerten Gliedes erfolge, dennoch nach einigen Tagen jene Verlängerung von neuem eintrete und durch Moxas gehoben werden müsse. Ref. gesteht indessen, daß er den von Hrn. Larrey angestellten Messungen nicht recht trauet, da er die Art und Weise, wie er sie angestellt hat, nicht angibt und daher vielleicht die so gewöhnliche Verschiebung des Beckens nicht dabey in Anschlag gebracht hat. Mehrere Beobachtungen folgen zur Bestätigung des Gesagten und schließen die Abhandlung über die Moxa.

Der Leser wird mit uns den hohen practischen Werth, welcher dieser Abhandlung des Hrn. Larrey gebührt, nicht verkennen und mit uns überzeugt seyn, daß die Moxa, mit solcher Ausdehnung und Beharrlichkeit und in solcher Ausdehnung, mit welcher sie der Verf. anwendet, gebraucht, eines der kräftigsten Mittel der Chirurgie darbietet, und daß manche, selbst für unheilbar gehaltene und erklärte organische Uebel oft ihren heilsamen Einwirkungen nicht zu widerstehen vermögen. Indessen darf nicht dabey übersehen werden, daß, wenn gleich Hr. Larrey die Moxa in großer Anzahl nach einander anwenden ließ, dagegen die in seiner Praxis üblichen Moxas, namentlich die Moxa chinosis, von viel geringerer Dicke sind, als die in Deutschland gebräuchlichen. — Auch sind wir

schuldig hinzuzufügen, daß nach unserer eigenen Erfahrung über die Wirksamkeit der Moxa und des Glüheisens, welches wir ebenfalls häufig in beynahe allen von Hrn. Larrey erwähnten und selbst noch in einigen anderen Krankheitsfällen in Anwendung zogen, der Erfolg, obgleich im allgemeinen günstig, dennoch nicht in der Ausdehnung und in dem Maaße sich heilsam bewies, als aus Herrn Larrey's Beobachtungen hervorzugehen scheint, weshalb wir denn auch bey den erzählten Krankheitsgeschichten hin und wieder unser Zweifeln nicht unterdrücken konnten.

Abhandlung über den Siz und die Wirkung des Heimwehs p. 161. Herr Larrey behauptet, daß die Folgen der Nestalgie, welche er besonders bey Holländern und Schweizern, niemals aber bey der französischen Armee in Aegypten beobachtete, eine Entzündung der Häute und der Substanz des Gehirns nebst Erweichung seiner Masse seyen. Auch sollen die Erscheinungen anfangs in einer Exaltation des Gehirns, späterhin dagegen in einer Depression der Functionen bestehen. Als Beweis erzählt der Verf. zuerst die Geschichte eines am Heimweh leidenden Schweizern, (dessen Beschwerden er nicht genau angibt), welcher sich durch acht Stiche in die Brusthöhle zu entleiben suchte, und nach einigen Tagen starb. Außer den Erscheinungen, welche diese Verletzung in der Brusthöhle nach sich gezogen, fand man zwischen dura mater und pia mater eiterartige Lymphe ergossen und mehrere Eiterpunkte in der Substanz des Gehirns. Die Sensibilität des Gehirns — so raisonnirt der Verf. weiter — war zur Zeit seiner Verletzung beynahe erloschen; denn er äußerte bey den für nöthig erachteten Einschnitten der Wunde nicht den geringsten Schmerz (leicht begreiflich, weil er durch den Blutverlust — man fand allein 2 Pfund Blut in die Brusthöhle ergossen — ohnmächtig und erschöpft geworden war, Ref.). Wenn bey dem Kranken diese Sensibilität nicht vom Anbeginn seiner Krankheit an erschöpft ge-

wesen wäre, so hätte er die schmerzhaften Verletzungen der Brust nicht bis zum achten male wiederholen können (was man doch auch bey anderen Selbstmördern gar nicht selten beobachtet, Ref.), daß nun der Kranke bey so großer Verminderung der Sensibilität noch solche Muskelanstrengungen hervorbringen konnte; erklärt der Verf. sehr gezwungen daraus, daß die Nerven, welche der Sensibilität, und die welche der Bewegung dienen, einen verschiedenen Ursprung im Gehirne und dessen Fortsätzen hätten! (Ref. kann übrigens den Verdacht nicht unterdrücken, daß in diesem Falle ein primäres von Nostalgie unabhängiges Leiden des Gehirns vorhanden und Veranlassung des Selbstmordes gewesen seyn möchte). Mehrere andere Leichenöffnungen der an den Folgen der Nostalgie gestorbenen, gaben ähnliche Erscheinungen. Der Verf. glaubt, daß in der Nostalgie das Gehirn eine Art von Expansion (exuberance excentrique) in Folge der Erectilität seiner Substanzen (!?) erleide. Auf solche Principien ist die Behandlung, welche anfangs antiphlogistisch und derivirend, und späterhin gelinde excitirend seyn muß und nichts besonderes darbietet, gegründet. Aus mehreren Fällen von Verwundungen der Basis des Gehirns, welche mit Lähmung der Bewegungsnerven unter Beybehaltung der Geisteskräfte verbunden waren, schließt der Verf., daß die Organe der Verstandeskräfte (les organes de l'induction) wie Gall behauptet, allerdings in der Peripherie der vorderen — obern Gehirnhälfte ihren Sitz haben. Ein Officier erhielt einen Stich ins Gesicht neben dem linken Nasenflügel, von unten nach oben durch das Siebbein 8-9 Linien in den inneren — hintern Theil des vordern Gehirnlappen. Es erfolgten Ohnmacht, gänzliche Vernichtung der Sinne, die sich nur allmählig wieder aufhob. Das Gesicht kam in wenigen Tagen auf dem rechten Auge, erst nach einem Monate auf dem linken Auge wieder, in dessen litt der Kranke an diplopie. Der Geruch,

der gänzlich erloschen war, kam nach einiger Zeit im rechten Nasenloche zurück, indessen schwächer als im linken. Die rechte Hälfte der Zunge schmeckte richtig, während die linke ohne Geschmack war. Die Zunge war nach der rechten Seite gezogen im Gegensatz (nicht im Gegensatz — denn gerade weil der rechte musc. genio-glossus gelähmt war; wurde die Zungenspitze durch den linken nach der rechten Seite hingezogen, Ref.) im Gegensatz der Hemiplegie, welche auf der rechten Seite statt fand, und allmählig verschwand. Die anfängliche Taubheit des linken Ohrs verlor sich ebenfalls, das Namensgedächtniß war vernichtet. — In einem anderen ähnlichen Falle, in welchem der Stich durch die rechte Augenhöhle ins Gehirn drang, wurde bey vollkommener Besinnung die rechte Seite des Körpers gelähmt, und die Zunge dans le sens inverse de l'hémiplégie nach rechts gezogen (man sehe des Ref. obige Bemerkung). Der Pat. sah mit dem rechten Auge nur die der inneren Hälfte des Augapfels gegenüberstehenden Objecte, nichts aber, wenn sie nach der äußeren Hälfte hinrückten. Auch hatte er das Namensgedächtniß verloren. Dieser Kranke war fast geheilt, als er von dem diabetes mellitus befallen wurde. Auch dieser hatte sich verloren, als er plötzlich durch eine nach reichlicher Mahlzeit erfolgte Gemüthsbewegung von neuem Erbrechen, Colik, Kopfweh, Sinnslosigkeit, Betäubtheit, Convulsionen, Sprachlosigkeit erlitt, in Folge deren er starb. In der Leiche fand man im Gehirn die Wurzel des rechten Sehnerven verletzt und in dem verletzten linken Hemisphäric des Gehirns einen mit Blut-Coagulum angefüllten Canal. Im Jejunum fand man verschiedene Invaginationen. — Nach acuten Entzündungen fand der Verf. die Substanz des Gehirns verdichtet, nach chronischen hingegen erweicht. —

Bemerkungen über die Eigenschaften der Iris p. 223. Der Einfluß, welchen krankhafte Veränderungen der Nerven des organischen Systems auf die des

animalischen haben, ist bedeutend größer als der, welchen die Affectionen der Nerven des animalischen Systems auf die Nerven des organischen ausüben. Die contractile Kraft der Iris ist diesem gemäß unabhängig (völlig?) vom Einfluß der Retina oder des Sehnerven und beruht speciell auf dem eigenthümlichen Gewebe der Iris und deren Ciliar-Nerven. Daher ist die Iris beweglich bey der Amaurose (immer?) und man operirt die Cataracta mit Erfolg, selbst wenn die Iris gelähmt ist. — Ein Soldat beobachtete die Sonnenfinsterniß am 7. Septbr. 1820 durch ein dunkles Glas, dessen Mitte einen durchsichtigen Punct behalten hatte; die Retina wurde gelähmt, die Iris behielt ihre contractile Kraft. Ein anderer Soldat nahm zu jenem Zwecke ein Glas, dessen Umfang durchsichtig, dessen Mittelpunkt hingegen verdunkelt war; bey ihm wurde die Iris gelähmt, während die Retina unverletzt blieb, (wenn auch die Iris häufig bey vollkommener Amaurose, bey Hydrops Cerebri u. s. w. beweglich bleibt, so ist dieses doch bey weitem nicht immer der Fall, wie der Verf. anzunehmen scheint; Hr. Larrey erzählt übrigens hier eine Menge von hierher gehörenden Erscheinungen, wie wenn sie vor ihm noch nicht gekannt wären, da sie doch wenigstens deutschen Wundärzten alltäglich vorkommen müssen), die Verschließung der Pupille nennt der Verf. *synesizis* (?!) Der ganze Aufsatz enthält übrigens nichts weiter der Erwähnung würdiges. — Bemerkung über die Darmwunden. p. 247. Bey reinem Schnitte und Hiebwunden des Darmcanals empfiehlt Hr. Larrey die *sutura pellionum*, die er am 7. Tage wieder herauszieht, eine gewöhnliche feine Nähnadel ist jeder anderen bey Darmnäthen vorzuziehen.

Abhandlung über den Bruch des Schenkelhalses p. 271. Zu den Zeichen dieses Bruchs rechnet der Vf. eine widernatürliche Verlängerung der Extremität und die Crepitation (letztere fehlt oft, ist wenigstens höchst unbedeutend, wie selbst Astley Cooper noch neuerlich

bemerkt hat; auch ist zuweilen zumal bey alten Leuten ein der Trepitation sehr ähnliches Geräusch ohne Bruch vorhanden, welches wahrscheinlich von zu großer Trockniß der Fleischscheiden und Gelenkbänder herrührt. In der Regel ist zugleich Verkürzung der Extremität vorhanden und Verlängerung derselben existirt nur vorübergehend gleich nach der Verletzung und da, wo die Muskeln durch die Quetschung betäubt, gelähmt und unvermögend sind, das untere Fragment in die Höhe zu ziehen, und hängt daher dieselbe nicht, wie Herr Larrey glaubt, von dem durch den Bruch herbeygeführten Verlust der Krümmung des obern Theils des Knochens ab.) Die permanente Extension ist nach Herrn Larrey nicht allein unnütz, sondern durchgängig verderblich; unnütz weil die Verrückung der Fragmente sich nicht über die Dicke derselben erstrecken kann, wosfern nicht, was sehr selten (?) das Kapselband im bedeutenden Umfange zerrissen ist. — Das obere Fragment füllt die Pfanne aus, das untere kann sich nur um einige Linien vom Rande der Pfanne entfernen und ist leicht in seine alte Lage zurückzuführen; nachtheilig ist sie ferner, weil sie Schmerzen, neue Zerreibungen, Entzündung und Fieber veranlaßt. (So bald man sie erst nach der Entzündungsperiode und sehr allmählig und gelinde einwirken läßt, sind alle jene Zufälle nicht zu befürchten, Ueberwindet die Natur alles dieses, so erleidet das Glied eine widernatürliche Verlängerung, indem durch die permanente Ausdehnung das collum femoris seine schräge Richtung verliert. — Zu häufige Bewegungen des Gelenks so wohl, als eine zu starke permanente Ausdehnung der Fragmente können ein künstliches Gelenk veranlassen. Die Callus-Bildung ist besonders der neuen arteriellen Gefäßentwicklung in der Substanz des Knochens und nicht dem Periosteum, nicht einer zwischen den Fragmenten ergossenen gelatinösen oder albuminösen Substanz zuzuschreiben. Wenn lange Knochen durch Verletzungen einer beträchtlichen Theil ihres Körpers verlieren, so ersetzt

sich das verlorene Stück nicht wieder und bleibt ein künstliches Gelenk zurück. Derselbe Substanzverlust bleibt zurück bey den Extremitäten mit zwey Röhren, wenn nur eine der Röhren obige Verletzung erlitten hat, indem die Fragmente zu weit von einander entfernt bleiben, als daß zwischen ihnen jene Gefäßentwicklung vor sich gehe. (Die Weinhaut führt die Blutgefäße über zum Knochen und ist unbestreitbar von großem Einfluß für die Ernährung des Knochen und jene Gefäßentwicklung im callus, und der Verf. hat gewiß unrecht, wenn er ihr allen Einfluß auf Callusbildung, und die Regeneration necrosirter Knochen absprechen will, vergleiche Cruveilhier *essai sur l'anatomie pathologique*. Paris 1816 T. I. p. 49. T. II. p. 25. Bécclard, *additions à l'anatomie générale de Bichat*. Paris 1821. p. 156. Meckel's *patholog. Anatomie* II. 2. Abtheil. p. 62., durch welche des Vf. Behauptungen hinreichend widerlegt werden). — Separirte Knochenstücke werden nicht durch die absorbirenden Gefäße verkleinert. Die Trepanöffnung wird um so vollkommener wieder mit neuer Knochenmasse ausgefüllt, je kleiner sie und je jünger das Subject ist, ohne daß diese Verknochierung von der dura mater oder dem Pericranium ausgeht. Die Brüche der unteren Kinnlade heilen ihres Gefäßreichthums wegen sehr rasch. — Die Patella besitzt so wenig als Collum femoris ein Periosteum, welches nur durch ein dünnes von der Flechse der Streckmuskeln herstammendes Zellgewebe ersetzt wird. Man glaubte daher, daß ihre Brüche sich nicht vereinigten; indessen gelang eine solche Vereinigung dem Vf. häufig vollkommen. — Gelenkköpfe die sich lange berühren, vereinigen sich und anchylosiren ohne Hülfe des Periosteum's, Cariose Wirbelbeine vernarben, Brüche der Zahnwurzeln heilen ohne Weinhaut. (In allen diesen Fällen aber findet man, was gerade gegen den Vf. spricht, 1) andere Opraane, Membranen, Bänder, Zellgewebe, welche die Weinhaut, wenn gleich unvollkommen, ersetzen und dem Knochengefäße zuführen, wie z. B. das lig.

teres femoris, die sogenannten Haverschen Drüsen und Synovialvalven, 2) die Vereinigung solcher Knochen ist äußerst langsam, schwierig, unvollkommen, oft ganz mißlungen). Im Alter wo das Periosteum nicht wesentlich verändert ist (?), schreitet die Callus-Bildung langsam und unvollkommen vor sich, weil die Gefäßentwicklung im Callus mangelhaft ist. (Im höhern Alter vermindert sich die Capillar-Circulation, es werden eine Menge Capillargefäße obliterirt: daher die geringere Adhäsion der Weinhäute an den Knochen, daher der geringere Stoffwechsel in ihnen und die mangelhafte Callus-Bildung.) Die Wunden der weichen Theile vereinigen sich ganz auf dieselbe Weise. — Witt Unrecht läugnet der Vf. seiner Ansicht zu Liebe die Möglichkeit der Wiedervereinigung gänzlich vom Körper getrennt gewesener Theile. — Den Bruch des Schenkelhalses behandelt nun der Vf. bloß durch Beobachtung einer ruhigen passlichen Lage mittelst eines einfachen Verbandes mit Compressen (ohne Schienen) 18 köpfigen Binden, Ausfütterung mit Haferküssen, Strohladen in ein Laken gewickelt u. s. w. Nach dem 20. Tage muß man die Erneuerung des Verbandes zu vermeiden suchen, indem um diese Zeit die eigentliche Vereinigung vor sich geht. — Die Behandlung erfordert 60: 95 Tage. Die Verkürzung des Beins beträgt nach der Heilung nur 3: 4 Linien. Der Vf. hat Kranke mit diesem Verbande, welcher für alle Beinbrüche paßt, lange Reisen zu Wagen ohne Dislocation der Bruchenden machen lassen; niemals erzeugt er Schmerz, Druck, traumatisches Fieber. Auch bey den Armbrüchen verwirft Hr. Larrey alle Schienen als unnütz und schädlich. In einem Falle wurde der Verband bis zum 20. Tage nur einmal gewechselt. (Der ganze Aufsatz des Verf. enthält zwar einige interessante Bemerkungen, aber auch bedeutende Irrthümer und steht den Abhandlungen Boyer's und Astley Cooper's über diesen Gegenstand bey weitem nach). Die beiden ersten Kupfertafeln stellen die Instrumente zum Brennen, und in ein Paar bunten Figuren die Stellen, an welchen die Moxa applicirt werden darf, dar; die 3. Kupfertafel zeigt die Art der Gehirnverletzung in dem einen der erzählten Fälle; die vierte stellt die Gefäße der Iris, eines Muskels und der Fragmente eines Knochens dar.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

Den 27. Januar 1823.

Paris.

Chez G. Dufour et E. D'Ocagne; Recherches sur les ossemens fossiles, où l'on rétablit les caractères des plusieurs animaux dont les révolutions du globe ont détruit les espèces; par M. le Baron. G. Cuvier etc. Nouvelle édition entièrement refondue et considerablement augmentée. Tome II. prem. Part. 232 S. 4. 43 planches. Tome II. Part. sec. Avert. IV. 416 S. 4. 2 Charten 16 Rpft. 1822.

In der ersten Abtheilung des zweyten Bandes geht der Verfasser zu den Rhinoceronten fort, auch hier, seiner Methode getreu, von dem Bekannteren auf das Unbekanntere übergehend. Zuerst eine Uebersicht der gebrauchten Skelete und eine geschichtliche Nachweisung über die bis jetzt nach Europa gebrachten Thiere dieser Gattung, woraus sich ergibt, daß seit Domitians Zeiten nur asiatische mit einem Horn lebendig in Europa gesehen worden sind. Von dem africanischen besaß man bisher nur den Schädel. Durch ein sehr glückliches Zusammentreffen wurde jedoch der Verf. in den Stand gesetzt, auch die vollständigen

Skelete des Rhinoceros vom Cap und des neuerlich in Java entdeckten zu liefern; das erstere sendete Hr. Delalande, das zweyte Herr Diard. Die von Java und Sumatra scheinen bloß Varietäten, wenigstens weisen die bisherigen Nachrichten über dieselben keine wesentlichen Unterschiede nach. Hat es nun mit dem von Burchel in Africa noch erwähnten mit stumpfen Schwanze — *Rhin. simus* — seine Richtigkeit, so kennen wir bis jetzt 4-5 Species dieser Gattung. Vergleicht man mit der hier nach dem Skelet in dem Pariser Museum gefertigten Abbildung des *Rhin. unicornis* die nach demselben Exemplar von D'Alton in seinem Heft der Skelete der Pachydermata Taf. VIII u. IX gelieferten, so finden sich freylich, wie zu erwarten war, keine wesentlichen Abweichungen, allein man muß auf der Stelle dem deutschen Meister und Forscher den Preis zuerkennen, und zwar nicht bloß in Betreff der Sauberkeit und Kunst in der Ausführung, sondern auch in der Deutlichkeit der Darstellung und dem Ausdruck auch der kleinsten Knochentheile und Verhältnisse; was nur durch die Einzelbilder jedes Knochens und die Vollständigkeit der Beschreibung bey Cuvier ersetzt wird. — Aus den fossilen hierher gehörigen Knochen bildet Cuvier nach ihrer vollständigen Aufführung vier Arten: 1) *Rhin. tichorhinus*, dessen Reste am längsten bekannt sind, und das sich durch seine, vermittelt einer Scheidewand getheilten Nasenlöcher vorzüglich unterscheidet; 2) *Rhin. leptorhinus*, dessen Reste sich bisher vorzüglich in Italien fanden; 3) *Rhin. incisivus*, von seinen Schneidezähnen so genannt, und vorzüglich in Deutschland vorkommend; 4) *Rhin. minutus*, dessen sparsame Reste vielleicht noch eine fünfte Species einschließen dürften. Alle fossilen Rhinocerosknochen finden sich übrigens unter denselben geologischen Verhältnissen, wie die fossilen Elephantenknochen und häufig mit ihnen vermischt. — Die wenigen Reste von dem *Elasmotherium* beschreibt der Verf. nach G.

v. Fischers Beschreibung in einem besondern Programme, Moskau 1808, und in den Schriften der Moskauer Naturforschenden Gesellschaft 1809. Sie stammen aus Sibirien und wurden dem Cabinet der Universität durch die Fürstin Daschkow geschenkt. Ihren näheren Fundort kennt man zur Zeit nicht. Cuvier schätzt das Thier der Größe nach dem Rhinoceros gleich, und stellt es zwischen dasselbe und das Pferd, mit dessen Zähnen die des Elasmotheriums Ähnlichkeit haben. — In dem Artikel von dem Pferde, das Cuvier nebst dem Daman und den Schweinen auch zu den Pachydermen zählt, ist es uns auffallend gewesen, daß der gegen fremdes Verdienst sonst so gerechte Verfasser, neben mehreren andern minder richtigen, weder Stubb's anatomy of the horse noch D'Altons Naturgeschichte des Pferdes erwähnt. Die fossilen Pferdeknochen unterscheiden sich wenig von denen der noch vorhandenen und finden sich ebenfalls mit den Knochen von Elefanten und Pferden zusammen, so daß an ihrem Alter nicht zu zweifeln ist. — Knochen von Schweinen hat man bis jetzt nur in Torfgruben gefunden, und nur wenige versteinerte Zähne; nie aber in Gesellschaft von anderen Pachydermenresten. — Durchaus neu sind Cuviers Untersuchungen über den Daman, bisher Hyrax, Klippdaas der Holländer. Er verweist ihn aus der Reihe der Nager und gibt ihm seine Stelle im System unter den Pachydermen mit entscheidenden Gründen, und liefert zugleich das vollständige Skelet des vom Cap. Von dem syrischen hat man bis jetzt nur einen Kopf und zwar von einem noch jungen Thiere. Er nähert sich seinem Körperbau nach dem Tapir und Rhinoceros, so weit er auch in der Größe hinter jenen zurückbleibt. Besonders stimmen seine Zähne mit denen des Nashorns. Er hat 21 Rippenpaare, wie fast alle Pachydermen, die Nager bekanntlich nur 12-13, und vier Zehen vorn, drey hinten mit hufähnlichen Nägeln. — Von

dem Skelet des americanischen Tapir gilt dasselbe, was Ref. von dem des Rhinoceros vergleichungsweise gesagt hat. Cuvier liefert hier auch das des indischen, von welchem die Herren Diard und Duvaucel das Exemplar eines weiblichen Thieres an das pariser Museum aus Sumatra jüngst gesendet haben, und characterisirt beide Thiere S. 158 so: Tapir indicus, niger, apice aurium et lateribus albidis; Tapir americanus, tuscus, apice aurium albedo. Auch von Tapirähnlichen fossilen Thieren weist der Verf. viele merkwürdige Reste nach, die er vor der Hand unter dem Namen Tapir gigantesque zusammenstellt, und die sich durch die Kinnladendenbildung an die Rhinoceroten und den Daman, durch ihre Zahnbildung aber und in andern Beziehungen an die Paläotherien Cuviers anschließen, welche im dritten Theil beschrieben werden. Alle hierher gehörigen Reste deuten darauf hin, daß diese Thiere sehr groß gewesen seyn müssen. — Zuletzt beschreibt der Verfasser noch die Lophiodonten, die in Hinsicht der Vorder- und Hundszähne zwar dem Tapir gleichkommen, allein in ihren Backenzähnen mehrere auffallende Verschiedenheiten und Abweichungen zeigen. Er unterscheidet namentlich eine sehr große Art Lophiodon, die sich in der Nähe von Buschweiler in dem Dep. des Niederrhein am östlichen Abhang der Vogesen findet; ferner eine zweyte, sich ebenda findende, die er schon in der ersten Ausgabe der Recherches unter dem Namen Palaeotherium buxovillanum beschrieben hatte; ferner drey Arten, die man zu Issel in Languedok entdeckt hat; drey andere aus der Gegend von Argenton; eine von Montpellier; zwey von Montabúsard, von denen die eine besonders riesenartig gewesen zu sein scheint, und endlich noch eine von Laonnois.

So hat also der Verfasser die Reste von nahe an dreißig untergegangenen Pachydermen bestimmt, ohne die in dem dritten Theil des Werkes aufgeführten

Hierher zu rechnen, nemlich: einen Elephanten, sechs Mastodonten, drey oder vier Hippopotamen, eben so viel Rhinoceronten, ein Elasmotherium, ein Pferd, ein Riesentapir, zwölf Lophiodonten, von denen nur der große Mastodon, das Elasmotherium, drey große Rhinoceronten und der Elephant vor ihm hinlänglich untersucht und bestimmt waren, alle übrigen aber erst durch seine scharfsinnigen Analysen und Synthesen begründet worden sind. Alle diesen Gattungen verwandten, sich noch findenden Thiere leben in der heißen Zone, mit Ausnahme des Pferdes, die meisten auf der östlichen Halbkugel; die Mastodonten gehören beiden Erdhälften gleichmäßig an. Doch hat man bereits auch von Elephanten unbezweifelte Reste in America gefunden. Was sich noch daselbst finden dürfte, muß die Zeit lehren. Alle diese Reste finden sich in lockerem, bald sandigem, bald mergelartigem Boden mehr oder weniger tief unter der Oberfläche, bald in Begleitung von Resten von Seethieren, bald von Süßwasserthieren, nie aber in ältern Gebirgsarten. Diese Thiere kamen also in einer Ueberschwemmung um, die nicht als die älteste angesehen werden kann, die unser Planet erfahren haben mag, und die nicht die höheren Spitzen unserer Berge erreichte. Sie lebten wahrscheinlich in denselben Gegenden, wo wir noch ihre Reste finden, und die ihnen verwandten, noch jetzt in wärmeren Zonen sich findenden Thierarten sind auf keinen Fall für die abgearteten Abkömmlinge der untergegangenen zu halten, da sich keine ähnliche Abartung nachweisen läßt. So weit die erste Abtheilung.

War die erste reichhaltig an Resultaten, so ist es nicht minder die zweyte, welche die Herren Cuvier und Alex. Brogniart gemeinschaftlich bearbeitet haben. Sie enthält eine geologische Beschreibung der Gebirgslagerungen der ganzen Umgegend von Paris, hauptsächlich der Gyps- und Kalklager, worin sich jene merkwürdigen Thier- und Pflanzenreste einer unterge-

gangenen Vorwelt finden, von welchen der dritte Theil ausführliche Nachricht gibt. Alles dieses ist keines Auszugs fähig. Ref. beschränkt sich daher nur darauf, den Inhalt und die Gegenstände, Kupfertafeln und Charten näher zu bezeichnen. Nach einer allgemeinen Einleitung und Uebersicht seiner Arbeiten beschreibt der Verfasser die Gebirgsschichten der Umgegend von Paris, woran sich die nähere Beschreibung der verschiedenen Formationen der Kreide, des Thons, des Kalks und Kiefels, größtentheils von Brogniart bearbeitet, anschließt. Hierauf folgen die Messungen der verschiedenen Höhen und untersuchten Tiefen, die Durchschnitte zur Uebersicht der Lagerungen und zuletzt allgemeine Betrachtungen. — Die große geognostische Charte gibt eine sorgfältige Darstellung des ganzen Landes zwischen Compiègne und Fontainebleau, Montmirail und Mantes, Paris in der Mitte, und läßt zugleich die Resultate der Untersuchungen der beiden berühmten Verfasser derselben, nebst allen zu ihrem Zweck unternommenen Reisen übersehen. Eine zweite kleinere, aber einen größeren Raum darstellende Charte gibt eine vergleichende Uebersicht der geognostischen Bassins von Paris und London auf einem Blatt neben einander. Die Durchschnitte, die theils relative Höhen, theils die Reihe der Lagerungen an verschiedenen Puncten auf fünf Tafeln darstellen, sind höchst anziehend, belehrend und zugleich sehr sauber gearbeitet. Die übrigen Kupfer stellen die in dem Werke selbst näher beschriebenen fossilen Conchylien und einige fossile Pflanzenreste und Abdrücke dar.

S t u t t g a r d t.

Auf Kosten des Württembergischen Gelehrtenvereins:
 T. Livii Patavini historiarum ab urbe condita libri, qui supersunt, omnes, cum notis etc. curavit Arn. Drakenborch. Tom. I. pars 1. VIII. und 433 S. pars 2. (1821) 532 S. Tom. II.

pars 1. 461 S. pars 2. 503 S. Tom. III. pars 1. 461 S. pars 2. (1822) 384 S. Tom. IV. pars 1. 358 S. pars 2. 332 S. gr. 8.

Von dem verdienstvollen Unternehmen des Württembergischen Gelehrtenvereins, die trefflichen und seltenen Ausgaben der holländischen Philologen wieder abdrucken zu lassen, ist schon einmal in diesen Blättern die Rede gewesen. Dieser Abdruck des Drakenborch'schen Livius ist ein neuer Beweis von dem Eifer und der Gewissenhaftigkeit, womit es ausgeführt wird. Text und Noten sind genau nach der holländischen Ausgabe abgedruckt. Das Ganze wird 14 Bände, jeden von 2 Theilen enthalten. Es kann den Herausgebern, von denen sich Hr. Professor Klüber unter der Vorrede nennt, nicht entgangen seyn, daß in den Drakenborch'schen Noten viel überflüssiges, falsches oder doppelt gesagtes besonders von einigen streitsüchtigen Erklärern aufgenommen ist, dagegen manches Gute zum Theil schon vor Drakenborch geleistete fehlt, wie eine Auswahl von den Anmerkungen des Godeleväus, mehreres von Gronovius aus der ersten Ausgabe seiner Noten u. a., und daß sich viel treffliches von neuern Philologen besonders in eignen kleinen zum Theil selten gewordenen Schriften niedergelegtes auch in der Kürze hätte beybringen lassen, wodurch oft ein ganzer Schwall von Worten entbehrlich geworden wäre. Doch gehörten hiezu genauere Vorarbeiten und es war gegen den Plan der Herausgeber, die nur einen treuen Abdruck jener Ausgaben liefern wollen; auch kann diese Form historisch interessant seyn. Davon aber abgesehen ist ein wiederholter Abdruck der Drakenborch'schen Textrecension, die nur deshalb so lange vorhalten konnte, weil die Bearbeitung eines so weitläufigen und in vielfacher Rücksicht schweren Werks die Kundigern abschreckte, kein erfreulicher Anblick für den, der weiß, wie wenig selbstständig D. gewöhnlich an Gronovius Lesart hängt, wie fast kein Capitel ist, wo nicht bessere Lesarten in

den Noten von ihm selbst gebilligt, oder doch für den umsichtigeren Wähler auch ohne weitere Hülfsmittel in dem critischen Apparat bey D., wenn gleich nicht in dem Wortschwall der meisten andern Erklärer, enthalten sind; wie für einzelne Theile in neuern Zeiten ungleich besser gesorgt ist, und noch mehr für das Ganze von solchen Bearbeitern, wie Walch, zu erwarten ist. Daß neueren Erklärern durch diesen Abdruck vorgearbeitet ist, und diese, weil die Dr. Ausgabe nun in mehreren Händen sey, nur Zusätze dazu geben sollen, kann niemand, der die Dr. Ausgabe und den Livius selbst kennt, im Ernste sagen, da hier eine neue durchgreifende Bearbeitung so nöthig als bey wenigen andern Schriftstellern ist. — Die Druckfehler, welche bey Drakenborch im siebenten Bande stehen, und noch andere von ihm nicht bemerkte, sind verbessert und die Zusätze und Varianten der florentiner Handschrift eingeschaltet, mitunter auch Citate vollständiger gesetzt, aber selten, weil kaum jemand sorgfältiger citirt als Drakenborch. Eine Bereicherung dieser Ausgabe sind neue Zusätze und Verbesserungen von Drakenborch. Sie sind aus seinem Handexemplare genommen, das der Dechant Scholl früher in Holland kaufte, und jetzt Herr Prof. Heermann in Schönthal besitzt. Der erste Theil besteht aus Correcturbogen, die Drakenborch selbst durchsah, enthält aber wie die andern auch manche noch ungedruckte Bemerkungen. Sie bestehen meistens in Citaten, Verweisungen auf andere Anmerkungen, und sind bis jetzt eben nicht bedeutend. Außerdem sind die verschiedenen Lesarten der Helmstädter Handschriften aus den Actis Soc. Lat. Jen. und des Codex Veithianus aus Etroth an ihrem Orte eingeschaltet. Auch sind die Seitenzahlen der holländischen Ausgabe bey den Noten angemerkt, was für mehrere Schriften die danach citiren nöthig war. Die Correctheit und Sauberkeit des Drucks ist in den bisher erschienenen Bänden sehr zu rühmen.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. Stück.

Den 30. Januar 1823.

L a n d s h u t.

Lehrbuch des deutschen Privatrechts von Dr. C. J. A. Rittermaier öff. ord. Prof. der Rechte zu Bonn. 1821. IV und 448 Seiten in Octav.

Der Herr Verf. gibt unter dem Titel eines Lehrbuchs zwar keine Darstellung der Rechtslehren selbst, wie jener gewöhnlich erwarten läßt, sondern nur ein Verzeichniß der Gegenstände welche in dem Vortrage vorkommen sollen, aber dieses sehr vollständig mit Angabe der Quellen und der Litteratur ausgestattet. Ausgeführt ist nur eine einleitende Abhandlung (S. 1:57) über den wissenschaftlichen Vortrag, den Begriff und den Umfang des deutschen Privatrechts. Hierauf folgt (S. 58:119) unter der Ueberschrift "Einleitung" die Angabe der Quellen, ihrer Litteratur und der Hülfsmittel; dann in acht Büchern eine sehr ins Einzelne gehende Bezeichnung der Gegenstände welche bey jeder Lehre erörtert werden sollen. Die Litteratur ist nicht bloß bey jeder Lehre im Allgemeinen angegeben, sondern auch bey den wichtigeren Einzelheiten die sie berühren muß; auf ältere und neuere Rechtsquellen wird auf gleiche Art hingewiesen.

Die einleitende Abhandlung beschäftigt sich mit einem so viel besprochenen Gegenstand, daß die Meinung des Herrn Verf. mit wenigen Worten bezeichnet werden kann. Er erklärt sich für die historische Methode bey Darstellung der einzelnen Institute, legt aber den Verschiedenheiten des Particularrechts eine Bedeutung bey, nach welcher er sich der Hufelandischen Ansicht von der Behandlungsart des deutschen Rechts am meisten nähert. Zwischen beiden wesentlich verschiedenen Ansichten soll, wie es scheint, eine Art von Vermittelung getroffen werden, von welcher Rec. nicht einsehen wie sie thunlich wäre. S. 38 verwirft Hr. W. die Möglichkeit aus der Natur eines Instituts Rechtsätze abzuleiten, welche wie ein gemeines Recht (versteht sich, wenn die Behauptung der Gegner nicht verdreht werden soll, wo das Institut selbst vorkommt) angewendet werden können. Jener widerstreite „theils die ursprüngliche Existenz gewisser von einander vielfach abweichender Grundstämme des Rechts (sächsisches, lübisches Recht) nach welchem das nach dem Grundsätze des einen Stammrechts geltende nicht beliebig auf den andern ausgedehnt, und als das einzig wahre; (vielmehr, wenn der Sinn der Gegner richtig ausgedrückt werden soll, das regelmäßige) als deutsches Recht ausgegeben werden dürfe; theils der Satz, daß jedes Territorialrecht aus oft eigenthümlichen Schicksalen und Veranlassungen hervorgegangen oder selbstständig fortgebildet, nicht durch einen erschlossenen sogenannt leitenden Grundsatz ergänzt werden dürfe“. Dennoch heißt es gleich darauf S. 39: „Dagegen ist richtig verstanden die Natur der Sache ein wichtiges Hülfsmittel, um an der Hand der Geschichte die Rechtsansicht, und die wahre Beschaffenheit eines Instituts zu erkennen, und die willkürlich und oft irthümlich entstandenen particularrechtlichen Sätze gehörig von den reinen Ergebnissen der historischen Forschung über das

„Wesen des Instituts wenn es rein aufgefaßt wird
 „trennen zu lernen, um für die Beurtheilung
 „einzelner Fälle einen Grundsatz zu ge-
 „winnen, aus welchem sich der Fall entschei-
 „den läßt, und vorzüglich bey Instituten, bey wel-
 „chen sich aus der bisher beobachteten Rechtsansicht
 „und als verbindliche Meinung der Interessenten ein
 „stillschweigend vertragsmäßiges Recht denken läßt,
 „eine Norm der Beurtheilung zu erhalten“. Offen-
 bar wird hier wieder zurückgenommen was auf der
 vorhergehenden Seite gesagt war; denn es ist nicht
 einzusehen, wie aus dem rein aufgefaßten Wesen des
 Instituts und dessen Sonderung von willkürlichen
 oder irrtümlichen particulären Bestimmungen, eine
 Norm der Beurtheilung für einzelne Fälle hergeleitet
 werden kann, wenn das, was hier als Resultat
 jener Forschung betrachtet wird, nicht eine gemein-
 anwendbare Regel für das Institut überhaupt wäre.
 Daß diese vermittelnde Ansicht, sich gar nicht durch-
 führen lasse, zeigt auch die Angabe der einzelnen Ge-
 genstände, welche bey jedem Institut vorkommen sol-
 len, in den nachfolgenden acht Büchern. Der Herr
 Verf. baut nemlich die Möglichkeit, ohngeachtet der
 angenommenen Selbstständigkeit und ursprünglichen
 Grundverschiedenheit der Particularrechte eine gemein-
 anwendbare Theorie der einzelnen Rechtsinstitute auf-
 zustellen, ganz vorzüglich auf die Unterscheidung ge-
 wisser „Grundstämme“ des Rechts, oder „Mutter-
 rechte“, (S. 39, 41, 44) deren Institute besonders
 entwickelt werden sollen, also wie es scheint auf die
 Voraussetzung, daß sich dann jedes vorkommende In-
 stitut an eines der angenommenen Mutterrechte an-
 schließen lassen werde. Bey den einzelnen Lehren kommt
 aber eine solche Unterscheidung nur bey sehr wenigen
 Instituten vor, wohin etwa (S. 148) die Westphä-
 lischen Eigenbehörigkeits und Hofverhältnisse, und
 (S. 344) die Unterscheidung der Güterrechte der Ehe-
 leute nach dem Lübischen Recht, dem Sachsenspiegel,

Schwabenspiegel und Kaiserrecht gehören; aber auch bey diesen wird nachher wo von dem heutigen Recht die Rede ist, nur eine allgemeine Theorie der aus jenem früheren Recht späterhin ausgebildeten Systeme des Güterrechts als Gegenstand der Erörterung angedeutet, ohne dabey weiter nach jenen Mutterrechten zu classificiren. Diese Institute abgerechnet, werden die Quellen des älteren und neueren Particularrechts, wie bey anderen Schriftstellern über das deutsche Recht nur so angeführt, daß deren Erwähnung lediglich zum Beyspiel und Beleg für eine aufgestellte allgemeine Theorie dienen kann. Nothwendig würde aber, da die Beschaffenheit jedes Instituts von seinem Ursprung bis auf unsere Zeit erörtert werden soll, und die Quellen welche jene nachweisen, immer angegeben werden, die Verschiedenheit des Inhalts der letzteren schon in der Anordnung des Stoffs auf das deutlichste hervortreten, da sich ja dann in der späteren Zeit verschiedene, nur verwandte Institute vorfinden müßten, denen, wie bey dem Güterrecht der Eheleute, ihre eigene Stelle einzuräumen gewesen wäre — wenn es sich mit den Grundstämmen des Rechts in der That so verhielte, wie in der einleitenden Abhandlung vorausgesetzt wurde. Wir müssen daher, so lange uns Herr M. in einer ausgeführten Darstellung der Rechtslehren die Anwendung seiner Grundsätze nicht deutlicher vor Augen legt, der Meinung zugethan bleiben, daß überhaupt nur wenige Institute, vornehmlich durch die Stadtrechte, eine eigenthümliche locale Ausbildung erhalten haben, und dieserhalb eine eigene abgesonderte Darstellung verlangen; bey den meisten Verschiedenheiten der heutigen Landesrechte aber, die Ursache nicht im alten Recht, sondern in den Ansichten über die Bedeutung eines Instituts zu suchen ist, welche die Praxis zu verschiedenen Zeiten in die Gesetze und Gewohnheiten gebracht hat, oder in neuerer Gesetzgebung. Daß nun diese Verschiedenheiten in der wissenschaftlichen

Darstellung des d. P. R. gehörig berücksichtigt werden müssen, versteht sich von selbst, weil davon gerade die Brauchbarkeit der aufgestellten Theorie abhängt; daß sie aber ein Hinderniß für die Behandlungsart seyen, auf welche von den neueren Vertheidigern der historischen Methode gedrungen wird, hat Herr W. nach Rec. Dafürhalten keinesweges dargethan. Denn auch was von der Selbstständigkeit einzelner Particularrechte gesagt wird, verhält sich bey den meisten Instituten der Erfahrung nach keinesweges so, wenn man nicht wegen jeder Einzelheit die an dem Wesen des Instituts nichts ändert, von ganz verschiedenen Rechtsbestimmungen sprechen will. Ein Beispiel davon gibt das Wechselrecht, bey welchem die Wechselordnungen in Nebenbestimmungen so oft von einander abweichen, ohne daß dieses das mindeste Hinderniß wäre, das Wechselgeschäft im wesentlichen nach den nemlichen Grundsätzen zu beurtheilen, wovon die welche es betreiben und von jenen Nebenbestimmungen außerhalb ihres Wohnortes gewöhnlich nicht viel Notiz nehmen, das beste Zeugniß ablegen können. Bey der Vertheilung des Stoffs macht der Herr Verf. folgende, wie Rec. dünkt, zweckmäßig geordnete Haupttheile; Buch I. Abth. 1. Subject der Rechte, wohin außer dem sogenannten status naturalis, die Standesverhältnisse, die Lehren von der bürgerlichen Ehre, Einheimischen und Fremden, der Religionsverschiedenheit und den Gemeinden gezogen werden. Abth. 2. vom Object der Rechte, wo die Eintheilung der Sachen, Zeitverhältnisse und andere Gegenstände, die sonst bey einzelnen Lehren des Sachenrechts vorzukommen pflegen, ihren Platz gefunden haben. Buch II. von dinglichen Rechten, umfaßt das Eigenthum, die Servituten, und das Pfandrecht, bey dem letzteren wird in den angegebenen Rubriken eine ausführlichere Darstellung des Inhalts der neueren Hypothekengesetze angedeutet, als unsere Lehrbücher auch in neueren Ausgaben enthalten. Buch III. von

den Forderungen, umfaßt außer den Gegenständen die gewöhnlich hieher gezogen werden auch die Real-lasten, unter dem ganz passenden Namen dingliche Forderungsrechte. Rec. würde aber wenigstens einige der hier vorkommenden einzelnen Arten derselben, lieber mit dem Bauernrecht (B. VII) verbunden haben. Buch IV. Gerchzigkeiten die aus den Hoheitsrechten hervorgehen und damit zusammenhängen, nemlich Forst- und Jagdrecht; Eigenthum und Benutzung der Flüsse, wo auch vom Deichrecht gehandelt wird, Bergregal u. s. w. Buch VI. Erbrecht. Buch VII. Besondere Güterverhältnisse, d. h. die Lehre von Nitztergütern und Bauergütern. B. VIII. Gewerbsverhältnisse, wo die Rechte der Zünfte, Realgewerbe, des Handels, der Schifffarth und verwandte Institute vorkommen. Im Einzelnen wird manches berührt, was sonst in den Handbüchern des deutschen Rechts nicht vorkommt, z. B. die Lehre von Gemeindegeschäften (S. 183), dem Eigenthum an Staatspapieren (S. 203) von Bank und Börseneinrichtungen (S. 447); das Handelsrecht ist vollständig in das d. P. R. gezogen.

In Ansehung der Quellen des älteren, mittleren und neueren Rechts welche in der Einleitung nach Perioden und Jahrhunderten zusammengestellt sind und der Schriften über einzelne Landesrechte, hätte Rec. gewünscht, daß ein mehr kritisches Verzeichniß in dem Plane des Herrn Verf. gelegen hätte; und hie und da möchte auch bey der Litteratur der einzelnen Lehren mehr Auswahl an ihrem Platze gewesen seyn. Man findet zwar an dem einen und dem andern Orte sehr vieles was Selchows Bibliotheca iuris Germanici ergänzt, diese ist aber dagegen auch öfter nicht gehörig benutzt, und die Angaben sind zuweilen unrichtig, oder so gestellt daß sie zu Mißverständnissen Veranlassung geben; auch ist hie und da etwas ausgelassen, was nach dem Plane, das Wichtigste und Brauchbarste auszuheben, nicht fehlen durfte.

So z. B. steht S. 85 v. Liebhaber Einleitung in das Braunschweigische Landrecht, unter Hannover, die zu Braunschweig-Wolfenbüttel (S. 86) gehört; von den Schriftstellern über die Quellen des Hannö- verischen Landesrechts (Selchow S. 54) ist keiner ge- nannt, obwohl Schriften dieser Art vorzüglich in ein solches Verzeichniß gehören. Bey Mecklenburg (S. 87 und 88) fehlt: v. Kampz Civilrecht der Herzog- thümer Mecklenburg (1805), bey welchem sich die vollständigste Nachricht von den Quellen des Landes- rechts findet. Was von der Litteratur des früheren Oesterreichischen Rechts S. 91 angegeben wird, ist theils unrichtig, theils unverständlich. Unter der Ru- brik: über die älteren Rechtsgewohnheiten Oesterreichs, wird hier zuerst genannt: Consuetudines Austriac. oder Motivenbuch von 1550, aber nicht bemerkt, daß unter diesem Titel nichts gedruckt ist. Das Consue- tudinarium der Niederösterreichischen Regierung, wel- ches 1544 und das Motivenbuch welches 1567 ange- legt wurde, war auch nicht einerley. Aus beiden ist ein alphabetisch geordneter Auszug: Suttinger Con- suetudines Austriacae, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts verfaßt und nach den Angaben der Oes- terreichischen Litteratoren Nürnberg 1716 in 4. ge- druckt ist; Rec. kennt nur eine Ausgabe Nürnberg 1718 in 4. Dieses Werk, eines der wichtigsten für das Oesterreichische Provincial-Recht, (auch noch jetzt bey den Instituten die in dem neuen Gesetzbuch nicht vorkommen) führt Herr W. gar nicht an; die ob- servationes practicae welche er nennt, sind ein an- deres Buch des nemlichen Verfassers. Unter diesem erst steht: "vorzüglich B. Walter consuet. austriac. Norimb. 1710. Die Jahrzahl ist wohl ein Druck- fehler, statt 1716, indem dieses Buch nach den An- gaben der Oesterreichischen Litteratoren als Anhang zu Suttinger gedruckt ist, und als solcher auch in der Ausgabe von 1718 steht. Walter († 1564), der erste Bearbeiter des Oesterreichischen Rechts, der die

österreichischen Gewohnheiten über die wichtigsten Rechtsverhältnisse in zwölf Auffäßen (tractatus) zusammenstellte, und die Grundlage späterer Gesetzgebung über die Institute die er berührt geworden ist, mußte obenanstehen, wenn gleich sein Werk mit Cutingen, (wohl nicht zum erstenmale), gedruckt ist. Weiter unten steht: "sehr brauchbar J. de Lucca (l. Luca) Justiz-Codex, bey welchem das Prädicat sehr brauchbar, nur darauf bezogen werden darf, daß es das vollständigste Repertorium des Oesterreichischen Rechts bis auf das Ende der Regierung Leopolds II ist; übrigens, besonders die in den ersten Bänden vorausgeschickte Justiz-Chronik, welche ein chronologisches Verzeichniß der Quellen des österreichischen Rechts enthält, eine sehr flüchtige Compilation, in welcher z. B. Walter zum Herausgeber von Cutingen gemacht wird. Bey Böhmen wird S. 93 citirt "Böhmische Landesordnung 1604, erneuerte 1640." Die erstere ist aber bloß eine in jenem Jahre gedruckte deutsche Uebersetzung der älteren Böhmischen Landesordnung, die ihre damalige Gestalt schon unter Ferdinand I erhalten hatte; die zweyte ist bloß eine Ausgabe der Böhmischen L. O. von diesem Jahr, nach den Umänderungen die Ferdinand II 1627 damit vorgenommen hatte, wie auch das vorgedruckte Publicationsspatent von dem letzteren Jahr ergibt.

Wenn wir in dieser Hinsicht der Arbeit des Herrn Verf. mehr Vollkommenheit gewünscht hätten, so erkennen wir mit um so größerem Danke die Bemühungen desselben, die Litteratur so fern sie neuere Verhältnisse und Schriften betrifft, recht vollständig anzugeben. Jedem künftigen Bearbeiter der einzelnen Rechtslehren sind hier beträchtliche Vorarbeiten geliefert; möge diese der Herr Verf. selbst, seiner Zusage in der Vorrede gemäß, zur Ausführung eines größeren Werks zu benutzen recht bald Lust und Muße finden.

C. F. E.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. Stück.

Den 1. Februar 1823.

P a r i s.

Voyage dans le Levant en 1817 et 1818 par M. le Comte de Forbin. 1. Edit. 132 S. gr. Fol. Paris 1819; II. Edit. Paris 1819 460 S. in 8. mit 78 Kupfern und Steindrücken im größten Folio-Format.

Der Verfasser, der im Jahre 1817 den 22. August unter "Auctorität des guten Königs" von Toulon abreisete, hatte das Unglück, schon bey Cerigo einen seiner Künstler, den jungen talentvollen Maler Cochereau, an einer Krankheit sterben, und 2 Tage nach der Landung auf Melos seinen geschickten Architecten, Herrn Huyot, bey einer Ausmessung des Theaters auf Melos das Bein brechen zu sehen. Hierdurch wurde sein dritter Begleiter Herr Prevost, ein Verwandter des Herrn Cochereau, so bestürzt, daß der Verfasser auch seine Hülfe bey Aufnahme der von ihm bereiseten Gegenden, verlor.

Daher kam es vorzüglich, daß die vorliegende (mahlerische) Reise, von der die zweite Ausgabe nur ein Abdruck der ersteren in bequemeren Format ist, von so geringem wissenschaftlichen Interesse wurde, daß der

Verfasser gleich im Anfange (p. 14) sagen mu : Il est temps, de redire à ceux, qui pensent trouver dans cet ouvrage des lumieres nouvelles sur les pays, que j'ai parcourus, que je n'ai jamais eu la prétention, d'éclairer les autres; je me suis seulement proposé de les interesser, peut-etre par quelques vues naïves. Le texte suffira j'espère pour expliquer les gravures. Dem Verfasser selbst fehlte es an der nöthigen classischen Bildung, um seine Reise für die Wissenschaft fruchtbar zu machen, demungeachtet ist sie in künstlerischer Hinsicht nicht ohne Werth, und liefert eine Menge von den besten Künstlern ausgeführter Blätter, welche für den Dilettanten von großem Interesse seyn werden. Beyläufig finden sich auch einige Notizen, die von dem Verfasser, als Augenzeugen mitgetheilt, selbst für Alterthumsforscher und Geographen von Wichtigkeit sind: und so können wir nur mehr über das klagen, was der Verfasser zu untersuchen und zu beschreiben versäumte, als über das, was er wirklich mitgetheilt hat.

Von Melos, wo der Verf. ein Paar Bruchstücke von 2 weiblichen Statuen entdeckte, und die Ansicht des Theaters gegen das Meer zu so wie eine Catacombe von dem Lieutenant Bernet aufnehmen ließ (pl. 1 und pl 78), reisete er, ohne den nach Smyrna zur Cur geschafften Architekten Herrn Huyot, nach Athen. Hier führte ihn Hr. Fauvel überall in den Alterthümern umher, und erklärte ihm dieselben, doch scheint er seinen Wegweiser oft nicht recht verstanden zu haben, denn er legt ihm Dinge in den Mund, die wir dem in den Alterthümern Athens ergraueten Fauvel nicht zutrauen. (M. s. z. B. p. 26 von dem Olympcum, und p. 32 und 33 von der Werkstatt des Phidias, und dem Hause des Pericles). Von dem sogenannten Tempel der Winde sagt der Verf. (p. 27) on pense, qu'il fut élevé sous la direction d'Andronic Cyrhéstes, und bey

dem Tempel der Diana in Munchia will er Spuren eines Amphitheaters entdeckt haben, wovon aber weder ein alter noch neuerer Reisender irgend etwas sah. Auch hat Leake von dieser vorgeblichen Entdeckung in seiner Topography of Athens keinen Gebrauch gemacht, obgleich dieser schätzbare Gelehrte sonst alles sammelte, und mit eigenen Augen untersuchte, was auf die Topographie Athens und seiner Hafenstädte Bezug hat. — Unter den Kupfern ist von Athen nur eine Darstellung, nemlich die Reste des Tempels des Olympischen Jupiter, die schon so oft von frühern Reisenden abgebildet sind. —

Von Athen reiste der Verfasser nach Constantino-
pel, wo er den Bazar, den Atmeidan und das In-
nere eines Gartens (pl. 3-5) zeichnen ließ. An in-
teressanten Nachrichten fehlt es hier ganz. Dann
ging die Reise zu Schiff über Smyrna und von da
zu Lande nach Ephesus. Die Namen unterwegs
schreibt der Verf. falsch: Sediceuil muß heißen Se-
diceui und Maman-Bagazzi ist Olalan-Dervend am
Passe über den Corax. — Die Nachrichten von Ephes-
sus (p. 57) würden äußerst interessant seyn, wenn
der Verf. in der Bestimmung der Lage der angezeig-
ten Ruinen genauer gewesen wäre. Nicht einmal
den Tempel der Diana kann man nach seiner Angabe
finden. Doch haben wir nach einer Bemerkung des
Herrn Clurac in den Noten (S. 68) die Hoffnung,
daß Herr Huyot, der später als der Verf. nach sei-
ner Wiederherstellung diese Ruinen aufnahm, das
Fehlende ergänzen werde, so daß man demnach im
Stande seyn wird, den Plan des alten Ephesus fast
so genau wie den von Athen wieder zu construiren. Unter
den Kupfern befindet sich eine Ansicht des sogenann-
ten Thores der Verfolgung nach Wegnahme des Bas-
reliefs, welches Hector's Tod darstellte, "von einem
Engländer" und vor dem gänzlichen Einsturze des
Thores durch ein Erdbeben kurz nach des Verf. An-
wesenheit daselbst. Von Ephesus ging der Verf. nach

Scala Nova. Die Ruinen der alten Neapolis beschreibt er nördlich der heutigen Stadt, und er will den Haupttempel untersucht haben, der ihm von runder (!) Form gewesen zu seyn scheint. — Galt, der kurz vor ihm da war, sah nördlich von Scala Nova nur die Ruinen einiger Begräbnisse, und setzt die Trümmer der alten Stadt südlich vor dem Vorgebirge an, wohin F. gar nicht kam. —

Die Reise ging den 29. Oct. zu Schiffe weiter nach Palästina, und der Verf. kam schon den 6. Nov. glücklich in St. Jean d'Acree an (hiezuh die Ansicht Pl. 8 = 11), ging von da nach Caesarea (p. 77) dessen Ruinen (Pl. 13) noch sehr bedeutend sind, und bey den Türken Neysäryh heißen, dann nach Jaffa und Jerusalem. Die Ansichten von den Gebäuden dieser Stadt und der Umgegend (Pl. 14 = 38) sind zum Theil sehr schön. Besonders meisterhaft ist die Ansicht Jerusalems, vom Thal Josaphat aus gesehen, von Herrn Debucoart gestochen (Pl. 17); und die sogenannten Gräber der Könige und Richter (Pl. 37 und 38) so wie andere Felsengräber im Thale Josaphat, (Pl. 34) zeigen wenigstens durch ihre Dorischen Triglyphen und Ionischen Voluten, daß sie Griechischen oder Römischen Ursprungs sind. Von der Kirche des heiligen Grabes, hat der Verf. mehrere Ansichten geliefert (Pl. 26 = 28) und einen sehr genauen Plan derselben beygefügt. Diese zu sehen scheint der Hauptzweck seiner Reise gewesen zu seyn. Einen schauerlich wilden Anblick gewährt der öde Felsenkessel des Todten Meeres, von einem Haufen Ruinen aus, welche der Verf. (Pl. 99) für die Ruinen von Gomorpha hält, gezeichnet. — (Man bemerkt indeß in der Zeichnung 2 Fragmente Ionisch canelirter Säulen). Im heiligen Flusse des Jordan, nicht weit von dieser Stelle, badete sich der Verfasser mit seinen Begleitern und bildet diese Scene nicht eben sehr züchtig ab (Pl. 23). Die mit einer Menge von Bäumen bedeckten Ufer dieses Flusses, welcher un-

gefähr $\frac{1}{2}$ weniger breit ist als die Seine (p. 98), bilden einen angenehmen Contrast gegen die dürren Gestade des todten Meeres, an denen kein Baum und kein Strauch sichtbar ist. —

Von Jerusalem reiste der Verf. den 2. Dec. weiter nach Jaffa (S. 130) von da nach Ascalon, welches die Türken Azqualân nennen. Unterweges zeichnete er Rama mit seiner jetzt ganz unbebaueten Ebene, und den Bergen von Jerusalem im Hintergrunde (Pl. 40). Die Ruinen von Ascalon, dessen Mauern noch größtentheils in bedeutender Höhe stehen, und an ihrem Fuße die Reste des Tempels der Venus, liefert die 41 und 42 Steindrucktafel. Die Stadt und der Hafen ließen sich leicht wieder herstellen, so viel ist noch von den Ruinen vorhanden. Lady Esther Stanhope, die seit mehreren Jahren in einer kleinen Stadt Antura auf dem Libanon wohnt, hat in Ascalon Nachgrabungen anstellen wollen, ist aber daran durch den Aga von Jaffa verhindert worden. Von Ascalon ging der Verf. über Gaza (Pl. 43. 44. und 45 und Damiett (Pl. 46) nach Cairo und gibt von hier (Pl. 49:55) die Ansichten mehrerer Moscheen, des Innern eines Saales im Schlosse von Cairo, der Pyramiden von Gizeh, der Ufer des Nil, und eine Darstellung der Niedermehelung der Mamelucken im Schlosse zu Cairo. Letzteres ist ein treffliches von Fragonard gezeichnetes, und eben so schön von Engelmann lithographirtes Blatt. — Den 13. Jan. 1818 reiste der Verf. von Cairo den Nil aufwärts nach Beny-Soueyf, wo er den 16. Jan. ankam, und von da nach Minyeh, dem alten Synopolis, gleichfalls in drey Tagereisen zu Schiffe (Ansicht von Minyeh Pl. 58). Hier vermehrte sich seine Schiffsmannschaft um 4 Matrosen, mit deren Hülfe er weiter den Nil hinauf nach Melaouy und den Ruinen der im Sande begrabenen Antinoe (S. 240) gelangte. Die Ruinen von Hermopolis (jetzt Achmouneyn), eine Lieue vom Nil entfernt, beschreibt er wie alles Ue-

brige sehr flüchtig, so daß dieser ganzen sehr interessanten Reise nur eine Pagina im Buche gewidmet ist. Zu Lande ging der Vf. dann nach Lycopolis, dem heutigen Syout. Die Steindruck-Tafeln 57-58 von Engelmann, sind den Ruinen eines Thores und eines neueren, von herrlichen Bäumen umschatteten Brunnens bey diesem Orte, gewidmet. Den 25. Jan. reisete der Verf. weiter durch das reiche Nilthal über Salita, (Pl. 245) Abydos vorbei; durch Quene, nahe bey den Ruinen von Coptos, nach Luxor und Carnak, wo die Reste des alten hundertthorigen Theben einen sehr großen Raum des sandigen Bodens erfüllen, zum Theil nur wenig aus demselben hervorragend. — Eine mahlerische Ansicht gewähren die Steindrücke von Engelmann und Kupferstiche von Debucourt (Pl. 60-69), welche die vorzüglichsten dieser jedoch längst bekannten Denkmale alter Größe darstellen. Im Thale der Königlichen Gräber, Byban:al-Moluck hatte Salt sein Lager aufgeschlagen, indem er die Aufgrabungen der Gesellschaft der Antiquare in London hier leitete. Während der Anwesenheit des Verf. wurde gerade ein 9 Fuß hohes Basrelief von rothem Granit gefunden, welches Osiris, Isis und Horus vorstellte. Auch Herrn Caillaud traf der Verf. der auf Befehl Mohammed: Aly's an dem Ufer des rothen Meeres eine bei den Alten berühmte Smaragd-Grube aufgesucht und wirklich wiedergefunden, so wie die Ruinen einer großen Stadt (Berenice) bey Sedet 7 Tagereisen von Abadeh angetroffen hatte. Es standen noch "die Ruinen von 800 Häusern" von denen 2 in den Felsen ausgehöhlt waren, und die Reste von 3 Tempeln. Es schien, daß die Stadt bloß von den Bearbeitern der Minen bewohnt gewesen sey. Welche reiche Erndte verspricht diese Stadt noch künftigen Nachforschungen! Auch andere Tempel hat Herr Caillaud ausgemessen, große Griechische Inschriften copirt, und beabsichtigt ein Werk darüber zu schreiben, wenn er zuvor noch eine andere Reise zum Tem-

pel des Jupiter Ammon vollendet haben wird. — Von Theben reisete der Verf. über Tentyra und Alexandria zurück. Nachrichten von Wichtigkeit so wie Darstellungen interessanter Ruinen sind jetzt noch spärlicher eingemischt als vorher. Nur die Bemerkungen über Mohammed Ali sind nicht ohne Werth, und erklären die merkwürdige Spannkraft, mit welcher Aegypten sich jetzt aus seiner Lethargie wieder erhebt. (Pl. 299: 315). Von Alexandrien aus wollte der Verf. mit Herrn Huyot über Baalbek, Damascus und Palmyra zurückkehren; allein dieser war nicht im Stande gewesen, nach Alexandrien zu kommen, und so kehrte der Verf. allein nach Paris zurück. Er bereicherte das Musée Royal mit einigen Alterthümern aus Athen, Cairo und Theben, doch nicht ohne Ersatz, da sie mit den Transportkosten der Direction einen Aufwand von 28000 Franks veranlaßten.

Bei Beendigung der Reisebeschreibung sammelte Herr Huyot noch in Kleinasien und Obersyrien Materialien "für den Verfasser". (S. 317). — Herr Huyot ist seitdem mit einem unermesslichen Schatz von den interessantesten Entdeckungen zurückgekommen, und beabsichtigt sein Werk auf Subscription herauszugeben. Schade, daß der Verf. mit der Herausgabe seiner Reise nicht bis zu Huyots Rückkehr gewartet, und einen Theil der großen Kosten, welche sein Prachtwerk veranlaßt haben muß, auf die ungleich wichtigeren Pläne und Aufnahmen dieses geschickten Architecten verwandt hat. Der Weinbruch des Herrn Huyot scheint für die Wissenschaft von Nutzen gewesen zu seyn, da dieser nun ganz für sich arbeiten konnte, und sich nicht zu übereilen brauchte. — Am Ende des Buchs finden sich von S. 520 an: Notes diverses die von verschiedenem Werthe aber größtentheils ungleich gründlicher sind als die Reisebeschreibung des Verf. Sie sind ohne Zweifel von Silvestre de Sacy Barbié du Bocage, Gay Lussac und Clarac, deren Hülfe der Verf. in der Vorrede erwähnt, ohne daß

sie in dem Werke selbst sichtbar wäre. Die wichtigste dieser Noten ist die über Ephesus von Clarac unterzeichnet, an der wir nur die für unsere Zeiten zu vagen Citate tadeln, indem von den alten Schriftstellern oft bloß die Bücher oft sogar nur die Namen angeführt sind. (S. 327-386) die Note über die Geschichte der Insel Melos, ist auch sehr gut. Wir schreiben sie dem Hrn. Barbié du Bocage zu, der sich indefs nirgends unterzeichnet hat, und doch der Vorrede zufolge Mitarbeiter seyn muß. — Leichter genommen sind die Noten über Cäsarea (p. 387) Damascus, (S. 389) Jerusalem (S. 391 —) größtentheils Excerpte aus andern Schriftstellern. — Gay Lussac ist zu erkennen in der Note über die Analyse des Wassers des todten Meeres (S. 404 —) und des Jordans (S. 406). Die Bemerkungen über Jaffa (S. 407), die Arabischen Pferde (S. 408) die Kamele, Ascalon (S. 410), Gaza (S. 412) groß Cairo (S. 413), Theben (S. 415) das Memnonium (S. 417) die Entdeckungen Belzoni's (S. 419) die Bewohner Aegyptens (S. 424) nebst ihrer Litteratur, ihren Münzen, Schulen und Kasten sind alle von keiner großen Bedeutung.

B o n n.

Bey Eduard Weber: Denklehre oder Logik und Dialectik, nebst einem Abriss der Geschichte und Litteratur derselben von Dr. Fr. Casper, außerordentl. Professor der Philosophie an der Königl. Preussischen Rhein-Universität. 1822. S. 554 in 8.

Dieses zur Grundlage für seine Vorlesungen über die Logik von dem Vf. bestimmte Werk zeichnet sich nicht nur durch Deutlichkeit und Bestimmtheit des Vortrages aufs rühmlichste aus, sondern enthält auch die Geschichte der Logik auf eine für das Studium dieser Wissenschaft belehrende Art dargestellt, ferner eine Hinweisung in jedem Lehrstücke auf das, was davon bey Plato und Aristoteles vorkommt, und endlich weitere Ausbildungen einiger vorzüglich wichtigen Punkte in den Aufgaben dieser Lehrstücke. Selbst der mit der Logik vertraute Leser wird in dem Werke manche Anregungen zum Nachdenken über die Lehren derselben antreffen und es mit der Ueberzeugung aus der Hand legen, daß dasselbe für die Beförderung des rechten Gebrauchs des Verstandes in den Wissenschaften sehr zweckmäßig abgefaßt sey.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

19. Stück.

Den 1. Februar 1823.

L e i p z i g.

Bey J. N. Barth: Immanuel oder Characteristik der neutestamentlichen Wundererzählungen von Dr. Friedrich Burchard Köster, Conventual und Director studiorum hospitii zu Loccum 1821. 308 S. in 8.

Es ist uns keine Schrift bekannt, in welcher Alles, was im N. T. von Wundern vorkommt, so vollständig gesammelt, so zweckmäßig abgetheilt und geordnet und so sorgfältig beachtet wäre, wie in der vorliegenden. Nach einer Einleitung über den Begriff eines Wunders, über die Verschiedenheit des echten Wunderglaubens vom Aberglauben, über Möglichkeit und Wirklichkeit der Wunder, über die in der Geschichte vorkommenden Wundererzählungen, über Wundererklärung, über den Werth, die Beweiskraft und Bedeutung der Wunder, folgt die äußere und innere Characteristik der neutestamentlichen Wundererzählungen. Jene wird auf die Erzählung und Darstellungsart der Wunder im N. T. bezogen; die verschiedenen Bücher des N. T. werden hier zu dem Zwecke durchgegangen, um zu zeigen, was sie für Ei-

N (1)

genthümlichkeiten in der Auswahl und Darstellung der Wundererzählungen an sich haben. Die innere Characteristik bezieht sich auf den Inhalt dieser Wunder, besonders auf die Namen, womit die Wunder im N. T. bezeichnet werden, die verschiedenen Arten der daselbst vorkommenden Wunder, die Personen, welchen die Vollstreckung derselben zugeschrieben wird, die oberste Ursache, von welcher sie hergeleitet werden, die moralischen Bedingungen, welche daselbst vom Wunderthäter und Wunderempfänger gefordert werden, die Veranlassungen der Wunder, die dabey genannten äußeren Mittel, die bey ihnen zum Grunde liegenden Zwecke und die durch sie hervorgebrachten Wirkungen, endlich die Erklärung der Wunder, so weit sie im N. T. selbst liegt. Bey diesen Punkten wird das Urtheil Jesu von der Ansicht der Jünger und der Zeitgenossen Jesu getrennt. In einigen Anhängen kommen die Characteristik der Wundererzählungen in den Apokryphen des N. T., die besondern Schwierigkeiten in der Erklärung der neutestamentlichen Wundererzählungen und die critisch verdächtigen unter diesen Erzählungen vor. Ein Excurs über die Auferstehungsgeschichte Jesu nach ihrer exegetisch-historischen und religiöspractischen Seite beschließt das Ganze. Bey dieser Reichhaltigkeit des Buchs wollen wir einige Hauptsachen zu näherer Anzeige und Beurtheilung auswählen und zwar die Wundertheorie überhaupt, die Wunder Jesu selbst und seine Auferstehung.

Das Wunder im philosophischen Sinne steht einer Naturbegebenheit contradictorisch entgegen und schließt alle natürliche Ursachen aus. Dieser Begriff erhält im religiösen Glauben der Völker noch den Zusatz, daß Wunder allein durch Gott bewirkt werden. Die religiöse Ansicht der Natur überhaupt fällt zusammen mit dem Glauben an eine allgemeine Vorsehung und gibt den Begriff eines Wunders im weitesten Sinne. Nach ihr ist Alles, was geschieht, ein Wunder:

denn jedes Ereigniß, auch das gewöhnlichste, kann im religiösen Gefühle, mit Beyseitsetzung der natürlichen Ursachen, als alleinige Wirkung Gottes betrachtet werden. Ja eben die Gesammtheit alles dessen, was ist und geschieht, die Schöpfung und Erhaltung der Welt, stellt sich dem religiösen Gemüthe als das Eine, größte Wunder dar. Der Wunderbegriff ist also ein bloß religiöser und alle Verwirrungen in der Theorie der Wunder haben in der Vernachlässigung dieses Satzes ihren Ursprung. Der Begriff einer göttlichen Wirkung macht die Hauptseite des Wunders aus und das Urtheil, ob etwas den Naturgesetzen gemäß oder zuwider sey, gehört der Physik an. Man muß nicht für den Verstand begreiflich machen wollen, was doch nur für den Glauben gehört. Die religiöse Ansicht der Natur tritt alsdann am schwersten in ihre Rechte, wenn der Verstand aus der öftern gleichmäßig erfolgenden Wiederkehr zweyer Erscheinungen auf einen Causalnexuſ zwischen beiden geschlossen hat. Hingegen pflegt der Wunderglaube, der Glaube an eine göttliche Wirksamkeit, da besonders lebhaft in uns zu werden, wo wir zwar die Wirkung, aber keinen äußeren Causalnexuſ wahrnehmen. Dieß geschieht vorzüglich bey großen, folgenreichen Thatsachen, wo wir mit Berechnung menschlicher und irdischer Kräfte nicht ausreichen, da, wo die Begebenheit durch Zeit und Ort sehr entfernt von uns liegt und wenn wir einem Manne, welcher als fromm in Lehre und Leben bekannt ist, eine große That gelingen sehen. Dem zufolge ist das Wunder im engeren Sinne eine Begebenheit, deren sinnliche Ursache wir nicht kennen und welche wir daher, vom religiösen Gefühle gedrungen, als allein durch Gott gewirkt betrachten. Daraus folgt, daß jedes Wunder eine dogmatisch-religiöse und eine historisch-natürliche Seite hat, daß es ein bloßer Verhältnißbegriff sey, daß es für Gott keine Wunder gebe, sondern nur für Menschen auf ihrem subjectiven Standpuncte,

daß die Gründe, welche uns bestimmen können, etwas für ein Wunder zu halten, durchaus relativ und subjectiv sind, daß eigentlich nicht von der Untersuchung der Natur eines Wunders, sondern nur des Wunderglaubens die Rede seyn könne, daß es nicht die äußere Thatsache, sondern nur die Ansicht von ihrer Ursache sey, worauf es bey der Behauptung, daß etwas ein Wunder sey, ankomme. Dieser Begriff eines Wunders löset sich in die Idee einer speciellen Providenz auf. Der Unterschied zwischen mittelbaren und unmittelbaren Wirkungen Gottes ist ungegründet. Gottes Wirksamkeit in der Natur ist durchaus unmittelbar, dynamisch, über Zeit und Raum erhaben, nur Eine, übernatürlich und alles, was durch Naturkräfte geschieht, ist allein seine Wirkung. Die Frage nach der objectiven Möglichkeit eines Wunders ist für uns unbeantwortlich: denn die Möglichkeit bezieht sich nur auf die bekannten Naturgesetze, ist also bloßer Erfahrungs begriff, das objective Wunder aber soll über allen Naturgesetzen und Erfahrungen liegen. Noch weit weniger kann man die Wirklichkeit eines solchen Wunders behaupten, wir können sie gar nicht erkennen und immer kann es natürliche Ursachen eines sogenannten Wunders geben, welche uns unbekannt sind. Wenn beweisen so viel heißt, als eine Wahrheit aus der andern ableiten, so können Wunder nichts beweisen: denn sie sind Thatsachen, aus welchen nie Vernunftwahrheiten bewiesen werden können. Im weiteren Sinne aber heißt beweisen auch deduciren, für den Glauben anschaulich machen. Bey göttlich geoffenbarten Wahrheiten kann kein Beweis im ersten Sinne Statt finden, sie sind höher, als alle Vernunft, sie haben eine auf unsern Wahrheitsinn unmittelbar wirkende Kraft. Wer sie zuerst ausspricht, heißt ein göttlicher Gesandter. Die Vernunft hat nur ein negatives Criterium der Offenbarung, was ihr widerspricht, kann nicht von Gott seyn. Das positive Hauptmerkmal einer göttlichen

Lehre sind die göttlichen Wirkungen, welche sie auf das Herz und Leben der Menschen hervorbringt. In den Wundern soll uns die göttliche Wirksamkeit anschaulich gemacht werden. Geschehen sie an einem göttlichen Lehrer und durch ihn, so liegt darin zugleich die Beglaubigung, daß an ihm und durch ihn Gott wirke. Wenn Gott in den Thaten eines Propheten spricht, so muß er auch in seinen Lehren sprechen. Beglaubigung eines göttlichen Gesandten ist nicht der einzige Zweck der Wunder, sondern sie sollen überhaupt den Glauben an Gott und Vorsehung nähren.

Was nun die Wunder Jesu betrifft, so bestehen sie meistentheils in Krankenheilungen. Daß er gewisse äußere Mittel dabey anwandte, wird mehrmals zu verstehen gegeben. Schon das häufig vorkommende *εθεραπευσε, ιατο τους αρρωστους* deutet auf ein ärztliches Verfahren hin. Er wird zuweilen durch die vielen Heilungen erschöpft. Daß die Pharisäer ihn wegen Heilungen am Sabbat anklagen, setzt körperliche Arbeit voraus. Es wird ausdrücklich angeführt, daß Jesus den Kranken die Hand auflegte, ihre Hand faßte, sie berührte, Tauben die Finger in die Ohren legte, die Zunge der Stummen anfaßte, Blinden einen Teig aus Erde und Speichel über die Augen strich und Bäder verordnete. Seine Wunder schlossen also den Gebrauch von Mitteln nicht aus. Erklärung des Einzelnen bleibt für uns unmöglich, weil die Referenten die Mittel nur kurz berühren, weil sie dieselbe, verglichen mit der Gotteskraft Jesu, nicht für wichtig halten. Daher heben sie das Wort des Wunderthäters immer als das Hauptmittel hervor, nennen oft gar keine Mittel und versichern zuweilen, daß das Wunder durch ein bloßes Wort geschehen sey. Mehrere Wunder werden durch Gebet vollbracht z. E. die Auferweckung des Lazarus. Sonst erweckt Jesus auch den Jüngling zu Nain und die Tochter Jairs von den Todten. In keinem dieser

Fälle aber läßt sich der absolute Tod streng etweisen; die Hebräer waren schlechte Beobachter der Todes Symptome, daher bleibt es immer möglich, daß Jesu kräftiger Zuruf und die angewandten Mittel, Scheintodte wieder zum Leben brachten, welche sonst ein Opfer des voreiligen Begrabens bey den Juden geworden wären. Uebrigens werden alle Thaten Jesu im N. T. als Wunder dargestellt oder von den Referenten unter den religiösen Gesichtspunct gestellt. Was die Endzwecke seiner Wunder betrifft, so will er, daß man aus ihnen den Glauben schöpfen soll, er sey der wahre Messias und durch ihn sey das Gottesreich eröffnet, er erklärt, daß durch seine Wunder er und sein himmlischer Vater verherrlicht werden soll, er will durch seine Wunder zum Vertrauen und zur Dankbarkeit gegen Gott, so wie zu einem tugendhaften Lebenswandel auffordern. Jede große, außerordentliche That oder Begebenheit nannte Jesus *σημειον* oder *dyvaμis* und in diesem Sinne konnte er dergleichen auch schlechten Menschen, auch Nichtchristen zuschreiben, Aber im engeren und eigentlichen Sinne gab er jene Namen nur solchen großen Thaten und Ereignissen, welche sich deutlich als Werke der göttlichen Providenz zeigen, aus Vertrauen auf sie hervorgehen und eben dies Vertrauen, wozu besonders das auf seine göttliche Sendung gehörte, beleben sollen, mögen sie übrigens durch sichtbare Mittel gewirkt seyn oder nicht. Diesen Begriff verband er auch mit seinen eigenen Wundern.

Was endlich die Auferstehung Jesu betrifft, so vergessen diejenigen, welche ihn aus einer bloßen Ohnmacht erwachen lassen, ganz den religiösen Zweck und Standpunct der neutestamentlichen Geschichtschreiber. Den erhabensten Moment des Lebens Jesu erniedrigen sie zum ganz Gemeinen und Alltäglichen. Da müssen uns die Apostel als Phantasten erscheinen, wenn sie mit solchem Enthusiasmus von der Auferstehung Jesu reden: denn wir empfinden nicht mit

ihnen, wie auffallend die Vorsehung Jesum begleitete und sein Werk als göttlich legitimirte, wir sehen in dem Ereignisse keinen Beweis und kein sprechendes Symbol der seligen Unsterblichkeit des Frommen. Und indem wir eine Ohnmacht behaupten, maßen wir uns ein entscheidendes Urtheil in einem viele Jahrhunderte von uns entfernten Falle an, den wir doch selbst, wenn er jetzt vor unsern Augen einträte, nicht würden entscheiden können. Gleicher Anmaßung aber machen sich diejenigen schuldig, welche das Wiedererwachen Jesu vom absoluten Tode nicht nur als möglich annehmen, sondern direct behaupten. Sie unterscheiden nicht zwischen einem schon verweseten Leichnam, und einem Körper, dessen äußere Lebensfunktionen plötzlich gehemmt werden, verwickeln sich durch die Annahme einer Aufhebung des Naturlaufs in die unbeantwortlichsten Fragen und entsagen allen Resultaten der historisch-critischen Erforschung des Alterthums. Es ist also besser, bey der einfachen Bibel lehre stehen zu bleiben, daß Jesus die Verwesung nicht geschmeckt habe und durch Gottes Kraft aus dem Grabe hervorgegangen sey. Ueber das Wie? gibt die Bibel keine Auskunft. In jedem Falle bleibt uns die Auferstehung Jesu gleich heilig. Diese große Begebenheit, welche von einem Erdbeben und andern merkwürdigen Umständen begleitet war, gerade an diesem Ideale der Menschheit, zu dieser Stunde, unter diesem Volke geschah, überzeugt uns, daß Jesu Werk ein göttliches und der Sieg des Guten über das Böse war, daß also durch ihn den Gläubigen Gottes Gnade zu Theil werde, daß auf den Tod ein höheres Leben und ein Zustand der Vergeltung folge. Wenn wir so zugleich der historischen Critik und dem religiösen Glauben ihre Rechte verwahren, so trifft uns die Stelle 1 Cor. 15, 14 nicht, nach welcher der ganze Christenglaube dessen, der die Auferstehung Jesu leugnet, eitel ist. Es ist in derselben zunächst von Menschen die Rede, welche ein Leben

nach dem Tode und daher auch die Auferstehung Jesu läugneten, alle Zeugnisse für dieselben verwarfen, die ganze apostolische Predigt und folglich das ganze christliche Lehrgebäude für unzuverlässig erklärten. Es waren unmoralische Menschen, welche die Autorität der Apostel verdächtig machten, um epikuraisch in den Tag hinein leben zu können. Von solchen also, welche aus redlichem Streben nach Wahrheit den absoluten Tod Jesu läugnen, redet Paulus hier gar nicht, und noch weniger von denen, welche aus wissenschaftlichen Gründen es für unmöglich halten, zu entscheiden, ob Jesus aus wirklichem Tode oder aus einer Erschöpfung ins Leben zurückgekehrt sey. Diese werden von den Aposteln weder für Betrüger, noch für Betrogene erklärt, und die von Paulus aufgezählten verderblichen Consequenzen sind demnach auf sie nicht anwendbar. Ihnen bleibt Jesu Auferstehung ein Wunder und ob dabey Naturgesetze aufgehoben seyen oder nicht, das halten sie für eine bloße Streitfrage der Schule und des reflectirenden Verstandes.

Wir haben jetzt in der That das Wichtigste aus diesem Buche zusammengestellt und man kann daraus auch auf die Behandlung des Uebrigen den Schluß ziehen. Die Sache selbst ist aber auch von Wichtigkeit und muß um so mehr immer wieder zur Sprache gebracht werden, da die hier mitgetheilte Ansicht der Wundererzählungen des N. T. jetzt in Deutschland so weit verbreitet ist und man neben ihr die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums retten zu können glaubt.

Die Wundertheorie des Verf. ist nicht fest, klar, vielseitig und consequent genug. Er fängt damit an, daß er im philosophischen Sinne ein Wunder für eine Begebenheit ausgibt, die alle natürliche Ursachen ausschließt und erst durch den Volksglauben hinzusetzen läßt, daß solche Begebenheiten durch Gott allein bewirkt werden. Es ist aber nicht einzusehen, warum nicht auch nach dem philosophischen Begriffe

Gott als die Ursache solcher Begebenheiten gedacht und gar keine Ursache derselben bestimmt werden sollte, und eben so wenig, warum der Verf. nicht auch seinen eigenen Begriff vom Wunder für philosophisch ausgibt. Uebrigens hat er in so fern Recht, als der Philosoph scharf unterscheidet und, wenn von einer Theorie der Wunder die Rede ist, sie bestimmt als eine besondere Art von Begebenheiten, die mit den Naturbegebenheiten nicht in eine Classe gehören, bezeichnen wird. Er selbst verwirft jenen philosophischen Begriff und behauptet, daß die objective Möglichkeit solcher Wunder von uns Menschen weder bejaht, noch verneint werden könne, weil die Möglichkeit sich nur auf die bekannten Naturgesetze beziehe, ein bloßer Erfahrungsbegriff sey, Wunder aber über allen Erfahrungen und Naturgesetzen liegen. Er selbst behauptet jedoch sehr bestimmt S. 21. 25. die logische und reale Unmöglichkeit solcher Wunder, weil man keine Thatsachen in der Natur und doch gegen die Natur annehmen könne, weil man nicht alle Kräfte der Natur von Gott ableiten und doch der Natur wieder eigene Kräfte zuschreiben könne, weil wir in Gott keine Verschiedenheit der Wirkungen annehmen dürfen, weil sein ganzes Wirken Eins, übernatürlich und aus lauter Wundern bestehend sey. Wir können allen diesen Behauptungen nicht beystimmen. Die Möglichkeit ist nicht bloß ein Erfahrungsbegriff. Sie bezieht sich zwar auch, aber nicht allein auf Erfahrungen und Naturgesetze. Es gibt eine physische, aber auch eine logische und moralische Möglichkeit. Göttliche Wunder sind logisch möglich, sofern in dem Begriffe derselben kein Widerspruch liegt, sofern die unendliche göttliche Allmacht unumschränkt über die Natur gebietet, durch ihre Kräfte und Gesetze gar nicht gebunden ist, sie abändern, erhöhen, schwächen, aufheben, neue schaffen kann und wir Menschen uns auch ohne alle Schwierigkeit andere Kräfte und Gesetze der Natur, als die bestehenden, denken können.

Die moralische Möglichkeit göttlicher Wunder beruht darauf, daß durch sie die Freyheit vernünftiger Geschöpfe nicht aufgehoben wird und sittlichgute Zwecke erreicht werden können. Die Wunder als Ursachen können freylich nicht wahrgenommen werden, wohl aber ihre Effecte z. E. daß ein vollkommen todter Körper auf das Wort eines göttlichen Gesandten wieder belebt wird, das kann allerdings wahrgenommen werden und zu dem Schlusse leiten, daß hier die unbegränzte göttliche Allmacht eingegriffen. In so fern kann man Thatsachen in der Natur gegen dieselbe annehmen. Man kann auch alle Kräfte der Natur von Gott ableiten und dennoch zwischen diesen Kräften und ihm selbst, zwischen seinem Wirken durch die bestehenden Kräfte und seinem anderweitigen schaffenden und umschaffenden Wirken unterscheiden. Der Verf. selbst will doch nach seinem eigenen Wunderbegriffe Gott und die Natur nicht identificiren und wir müssen immer göttliche und natürliche Kräfte unterscheiden und in so fern der Natur eigene Kräfte beylegen, wiewohl hier allerdings ein undurchdringliches Dunkel für uns liegt. Gottes Wirken an sich ist nur Eins, immer übernatürlich, sofern es nicht sinnlich und durch die Natur nicht gebunden ist, aber doch in anderer Rücksicht verschieden, bald aus Nichts schaffend, bald durch das Bestehende, wiederum nach seinen ins Unendliche verschiedenen Kräften und Gesetzen, wirkend. Der göttlichen Allmacht können gar keine Grenzen gesetzt werden, ausgenommen diejenigen des Widersprechenden und Unsittlichen, welche die göttliche Vernunft sich selbst setzt. Doch wir wollen nicht Alles wiederholen, was schon so oft, auch von Philosophen, wie Hume, für die Möglichkeit eigentlicher Wunder, gesagt worden ist, und was hier allerdings eine sorgfältige Beachtung verdient hätte. Der Verf. gibt S. 22. den Thomas Aquinas für den Erfinder des Begriffs aus, daß Gott zuweilen etwas ohne die *Causas secundarias* oder ohne die vorhandenen Na-

turkräfte wirke. Das ist aber ein uralter Begriff, den man fast in allen Volksreligionen und unzählige-male in der Bibel findet. Was nun den eigenen Begriff des Verf. vom Wunder betrifft, so führt er ihn gleichfalls nicht gehörig aus, bringt ihn nicht recht in Zusammenhang und schützt ihn nicht wider Vorwürfe. Er schließt die Wunder an eine allge-meine und specielle Vorsehung an, aber kann da noch von Vorsehung die Rede seyn, wo ausdrücklich ge-sagt wird, daß Alles, was durch Naturkräfte ge-schieht, allein Gottes Wirkung sey, folglich die Frey-heit vernünftiger Geschöpfe aufgehoben wird, ohne welche keine göttliche Weltregierung gedacht werden kann? Der Begriff einer göttlichen Wirkung, mit Beyseitsetzung der natürlichen Ursachen, mag man diese nun kennen oder nicht, soll die Hauptseite des Wunders ausmachen und doch soll Alles, was ge-schieht, auch seine natürlichen Ursachen haben und es wird dem anderen Wunderbegriffe zum Vorwurfe ge-macht, daß er göttliche Wirkungen auch ohne solche Ursachen annimmt. Es soll im religiösen Urtheile gar nicht davon die Rede seyn, ob etwas den Natur-gesetzen gemäß oder zuwider sey, es soll daran gar nicht gedacht werden. Da beruht aber der Wunder-glauben im Grunde nur auf Irrthum und Unwissen-heit, darauf, daß man an etwas nicht denkt oder et-was nicht denkt oder etwas nicht weiß, was doch wirk-lich ist, daß man den natürlichen Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen nicht kennt oder übersieht. Die ganze Natur und Alles, was in ihr ist und ge-schieht, ist göttliches Wunder, auch der Zusammen-hang der natürlichen Ursachen und Wirkungen, die Kräfte und Geseze der Natur sind also Wunder, und doch soll man nur alsdann, wenn man das Na-türliche bey Seite setzt und Gott allein als Ursache denkt, eigentlich an Wunder glauben. Das ist nun freylich etwas sehr Subjectives und Relatives, fast noch mehr, als wenn man an Wunder im gewöhn-

lichen Sinne, wenn sie gewisse Kriterien an sich haben, glaubt. Uebrigens vermischt der Verf. zuweilen unvermerkt diesen Begriff mit seinem eigenen. Wie käme er sonst darauf, bey seiner Theorie von göttlichgeoffenbarten Wahrheiten zu reden, die höher als alle Vernunft sind und deren erster Verkündiger daher ein göttlicher Gesandter ist, von besonderen Wundern, in welchen die göttliche Wirksamkeit anschaulich gemacht, welche ja nach seiner Meinung überall anschaulich wird, von Wundern, die an einem göttlichen Gesandten geschehen und durch welche Gott beglaubiget, daß er an ihm und durch ihn wirke?

“Die Wunder des N. T. heißt es in der Vorrede, bilden den Inbegriff der Thaten und Schicksale oder die äußere Geschichte Jesu Christi und stehen daher mit seiner Lehre in der genauesten Verbindung, in dem erhabensten Parallelismus. Erst durch sie wird das Gemälde des Lebens Jesu vollendet. Sie geben zugleich diesem Gemälde so viel Großes, Rührendes, Wohlthuendes, daß sie schon auf historischem Standpunkte der Betrachtung höchst würdig erscheinen müssen. Aber noch ungleich wichtiger ist eine genaue Bekanntschaft mit denselben für den Glauben, weil sie eine Verknüpfung des Göttlichen mit dem Menschlichen enthalten und sich auf den Anfänger und Vollender unsers Glaubens beziehen”. Das ist sehr richtig, es wird nur darauf ankommen, ob die in diesem Buche gegebenen Ansichten mit diesem Bilde zusammenstimmen?

Gegner und Vertheidiger des Christenthums haben es sonst mit Recht immer als einen der stärksten Einwürfe wider die Wahrheit und Göttlichkeit desselben betrachtet, daß Jesus seine für Wunder von ihm ausgegebenen Heilungen durch natürliche Heilmittel bewirkt habe, daß viele andere solche Wunder gethan haben, wie er, daß die Todten, die er belebt zu haben vorgab, nur scheinodt gewesen seyen. Sie wa-

ren einstimmig der Meinung; daß, wenn dem so sey, die Wunder Jesu ihre Beweiskraft verlieren, daß alsdann Jesus sich selbst oder andere getäuscht haben müsse und den Character eines göttlichen Gesandten verliere, und daß alsdann die Berichte der Evangelisten von seinen Wundern nicht wahr und glaubwürdig seyn können. In diesen findet sich gar nichts, was auf natürliche von ihm angewandte Mittel, um Kranke zu heilen und Scheintodte wieder zum vollen Leben zu bringen, leiten könnte. Wenn er Kranke durch Wunder gesund machte, so mußten natürlich, da der Effect derselbige war, eben die Wörter gebraucht werden, die man auch von gewöhnlichen Heilungen gebrauchte. Es wird auch erzählt, daß Jesus abwesend geheilt habe. Auch das Heilen vieler Kranken nach einander durch Wunder konnte mit Anstrengung des Geistes und Körpers verknüpft seyn: denn Jesus beschäftigte sich mit jedem besonders, verrichtete dabey gewisse Handlungen, und that die Wunder unter Andacht und Gebet. Ein Geschäft war es immer und die Pharisäer konnten ihm um so eher diese Heilungen am Sabbath zum Vorwurfe machen, da sie jede, auch entfernte, Gelegenheit ergriffen, ihn zu verläumdern. Wenn auch zuweilen angeführt wird, daß Jesus Kranken die Hände aufgelegt, franke Theile berührt oder benezt, der Krankheit geboten habe, zu entfliehen, so sind dieß symbolische Handlungen, mit welchen er die wunderthätigen Heilungen begleitet, welche die Aufmerksamkeit auf dieselbe ziehen und anzeigen sollen, daß er oder sein himmlischer Vater es sey, welcher die Heilung bewirke. Wenn er medicinische und chirurgische Mittel anwandte, warum werden sie von den Evangelisten nirgends deutlich bezeichnet, warum verrichtet Jesus diese Wunder ohne alle Vorbereitung, so schnell und rasch und warum erfolgt die Heilung immer sogleich und unfehlbar? Die Todten, welche Jesus erweckt, werden unstreitig als vollkommen leblos beschreiben und es werden nicht die

geringsten Mittel angegeben, um einen Scheintodten ganz zu beleben. Weil er den Lazarus zur Verherrlichung Gottes ins Leben wieder zurückrufen will, so sagt er sogleich, als er von seiner Krankheit hört, sie sey nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, und nachher, der Tod seines Freundes sey nur ein Schlaf, weil er hingehen wolle, ihn wieder zu beleben. Er eilt aber gar nicht, hinzukommen, wie er bey einem Scheintodten gewiß gethan haben würde, er bleibt noch ein paar Tage aus. Er sagt ausdrücklich, es sey kein bloßer Schlaf, sondern ein wahrer Tod. Er sagt die Auferweckung mit vollkommener Gewisheit und Zuversicht voraus und vollbringt sie mit einem Worte. Von Jairs todtter Tochter sagt er gleichfalls nur deswegen, daß sie schlafe, weil ihr Tod nur einem Schlafe gleichen soll, aus welchem er sie erwecken will, ohne alle Untersuchung und Vorbereitung, ohne alle angewandte Mittel faßt er sie bey der Hand und sie steht auf. Der todtte Jüngling zu Nain kehrt sogleich auf das Wort Jesu ins Leben zurück. Wenn wir auch gewisse Verrichtungen Jesu bey Kranken und Todten als äußere Mittel der Heilung und Belebung betrachten wollten, so sind doch diese Mittel so beschaffen, daß durchaus unbegreiflich ist, wie sie solche Effecte hätten hervorbringen können. Die Wunder Jesu werden im N. T. von ihm selbst und von anderen unter den Begriff eigentlicher Wunder im strengen Sinne, die er noch zudem immer gewiß voraussieht, gestellt und von seinen übrigen Handlungen wohl unterschieden. Waren es bloß natürliche Handlungen, so hat er sich entweder selbst getäuscht, indem er sie für übernatürlich hielt, oder andere mit diesem Vorgeben täuschen wollen, beides paßt sich nicht für den Character eines göttlichen Gesandten. Hat er dabei Mittel, wie andere, angewandt, so waren es entweder öffentliche, sichtbare oder heimliche, in beiden Fällen konnte er diesen Handlungen keine so hohe Wichtigkeit und Beweiskraft beylegen und sie

nicht mit solcher Andacht, unter Gebeten und gebeterischer Autorität verrichten und des sicheren Erfolgs nicht so gewiß seyn; im zweyten Falle stellt er sich gar als einen Volksbetrüger dar. Diese Wunder sollen beweisen, daß er der Sohn Gottes, über alle andere Menschen erhaben, Eins mit dem Vater, der Stifter des Gottesreichs sey, sie sind keine menschliche, sondern göttliche Wirkungen, welche zur Verherrlichung Gottes und seines Sohnes geschehen. Das alles beweisen sie, namentlich seine Heilungen und Todtenerweckungen ganz und gar nicht, wenn sie nur durch natürliche Mittel, welche von anderen Menschen auch angewandt werden können, zu Stand gebracht worden sind. Wie mancher Arzt mag wohl noch weit mehrere und schwerere Curen verrichtet, noch weit mehrere Scheintodte zum vollen Leben gebracht haben und auch ein recht guter u frommer Mann gewesen seyn, aber kann er deswegen solche Ansprüche machen, wie Jesus? Oder wollen wir es bloß auf die Referenten schieben, daß Jesu Wunder unter die angegebenen Gesichtspuncte im N. T. gestellt sind? Wo bleibt alsdann die Glaubwürdigkeit der Evangelisten und Apostel? Hat alsdaan das Evangelium noch irgend eine sichere Erkenntnißquelle?

Wenn man verlangt, daß man geradezu annehmen soll, Jesus sey durch Gottes Kraft aus dem Grabe hervorgegangen, ohne etwas darüber auszumachen, ob es ein Erwachen aus einer Ohnmacht oder eine Wiederbelebung eines vollkommen Todten gewesen sey, und daß man diese Auferstehung dennoch für einen Beweis der göttlichen Sendung Jesu, der Sündenvergebung, der Unsterblichkeit und Vergeltung halten soll, so heißt dies in der That zu viel zugemuthet. Die Frage danach ist gar zu natürlich und bsetet sich nicht nur dem Gelehrten und Denker, sondern auch dem gemeinen Menschenverstande dar. Einer von beiden Fällen muß doch nothwendig eingetreten seyn, dieß wird hier auch gar nicht geläugnet und konnte auch nicht geläugnet werden und doch wird die Annahme des einen und des andern bestritten; der eine soll den erhabensten Moment des Lebens Jesu herabwürdigen, die Apostel zu Phantasten machen und der Auferstehung Jesu ihre Beweiskraft und symbolische Bedeutung rauben, der andere aber der philosophischen und kritischen Forschung widersprechen und die Möglichkeit wieder sich haben, daß in dem Körper Jesu nur die äußeren Lebensfunktionen gehemmt waren. Da findet man sich also zwischen zwey Fällen eingeklemmt, man soll keinen annehmen und doch etwas glauben, was nur unter Voraussetzung des einen von beiden geschehen seyn kann. Das N. T. entscheidet wirklich dafür, daß eine eigentliche Wiederbele-

bung Statt gefunden habe. Der Tod Jesu wird daselbst ganz so erzählt, um den Leser darauf zu fuhren, daß Jesus vollkommen am Kreuze getödtet worden sey. Seinen eigentlichen Tod und seine eigentliche Auferstehung sagt auch Jesus bestimmt voraus und verkündigen auch überall die Apostel. Und nur wenn Jesus eigentlich von den Todten erstanden ist, so ist seine Auferstehung ein Beweis, daß er der Sohn Gottes sey, eine Erfüllung seiner Vordersagung, ein Beweis, daß der menschliche Geist unsterblich sey, ein unmittelbares Zeugniß Gottes, daß er mit Jesu Werk und namentlich mit seinem Verlöbningstode zufrieden sey, daß durch diesen wirklich die Gnade Gottes gegen die sündige Menschheit gewiß sey, so ist Jesu Auferstehung die erhabenste Begebenheit und so waren die Apostel keine Phantasten, wenn sie dieselbe mit Enthusiasmus verkündigen. Nur so hängt alles schön zusammen, was Jesus und die Apostel von dieser Begebenheit sagen. In diesem Sinne sagt auch Paulus: Wenn Christus nicht auferstanden ist, so ist der ganze Glaube der Christen eitel, grundlos. Die Menschen, wider welche er schreibt, läugneten beides, die Auferstehung und die Unsterblichkeit, folglich auch die Auferstehung Jesu, nemlich eine wahre, denn wider eine scheinbare konnten sie nichts einzumenden haben. Auf ihre Absichten, auf ihre Unsittlichkeit kommt es dem Apostel in Ansehung der Sache selbst hier gar nicht an. Er erinnert aufs treffendste daran, daß Jesu Auferstehung mit der ganzen Lehre Jesu, mit der Göttlichkeit seiner Sendung und der Glaubwürdigkeit der Apostel aufs innigste zusammenhänge und ein Fundament des christlichen Glaubens ausmache, und darauf beweiset er die Möglichkeit einer Auferstehung der eigentlich Todten überhaupt. Wenn er auch daran gedacht hätte, daß man aus reblichem Streben nach Wahrheit den absoluten Tod läugnen oder aus wissenschaftlichen Gründen es für unmöglich halten könne, zu entscheiden, ob Jesus aus wirklichem Tode oder aus starker Erschöpfung ins Leben zurückgekehrt sey, so war ihm das hier vollkommen einerley. Immer blieb es wahr, daß man Jesu Auferstehung nicht läugnen könne, ohne das Fundament des Christenthums zu untergraben und daß die Auferstehung überhaupt möglich sey.

Zu dem, was wir erinnert haben, hat uns bloß die Sache selbst und ihre Wichtigkeit veranlaßt. Dem Verfasser selbst, welcher sehr bescheiden von seinem Buche urtheilt, das mit mannichfaltiger Kenntniß, mit Ruhe und Würde geschrieben ist, bezeugen wir unsere Hochachtung.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 3. Februar 1823.

M a i l a n d.

Bey P. E. Giusti: Amours des Salamandres aquatiques et Développement du Tetard de ces Salamandres depuis l'oeuf jusqu'à l'animal parfait. Ouvrage du Dr. Mauro Rusconi, Membre de plusieurs Sociétés. Orné de V. planches. 73 Seiten in kl. Folio.

Das Vaterland der Fallopiä, Eustach und Malpighi behielt unter allen den vielen Stürmen, wovon es erschüttert wurde, stets Männer, die in der Cultur der Naturwissenschaften das Glück ihres Lebens fanden und durch Bereicherung derselben mit neuen Entdeckungen den Ruhm Italiens zu behaupten bestrugen. Zu den dortigen Naturforschern unserer Zeit, die sich Verdienste erworben haben und fortdauernd erwerben, gehört Herr Rusconi. Seiner frühern Schrift über den Blutumlauf in den Larven der Wassersalamander und seines Antheils an Configliachi's Buch über den Proteus wurde in unsern Blättern (1822. No. 172. 173) mit gebührendem Lobe gedacht. Das obige neue Werk, das sich an diese anschließt, gibt einen neuen Beweis seines Enthusias-

S (1)

mus für Naturforschung. Ohne vorher sich mit Kupferstechen beschäftigt zu haben, versuchte er sich in dieser Kunst, um seine Zeichnungen möglichst treu gestochen zu erhalten, und die Ausführung ist so gelungen, daß sie dem Meister Ehre machen würde. Es läßt sich erwarten, daß die Wissenschaft hierbey gewonnen haben wird. Indeß, der wissenschaftliche Werth des Werks entspricht doch nicht ganz dem, den es von Seiten der Kunst hat. Vielleicht hat den Verf. die Sorge für diesen zu sehr beschäftigt; vielleicht hat er auch, indem er einige Punkte zu sehr beachtet, andere darüber vernachlässigt. Genug, manche Dunkelheiten in der Naturgeschichte des Wasser salamanders, worüber man hier Aufklärung zu finden erwarten dürfte, sind unbeleuchtet geblieben.

Die Arten, die der Verf. untersuchte, sind: *Salamandra exigua* Laur und D'Aubenton's *Salamandra platycauda* d. Jene würde von Latreille *Salamandre palmipède* genannt. Der Verf. verwirft mit Recht diesen Namen, der sich auf ein Kennzeichen bezieht, das bloß dem Männchen eigen und bey diesem nur zur Paarungszeit vorhanden ist. Die letztere Art verändert ihre Farben und selbst ihre Gestalt nach dem Alter, dem Geschlecht, der Jahreszeit und andern Einflüssen. Aus diesen Verschiedenheiten sind unter den Federn derer, für die das Studium der Natur im Machen neuer Arten aus Dingen, die sie nicht kennen, besteht, ein halbes Duzend Arten geworden. Das Männchen ist erst im dritten Jahre zeugungsfähig. Des Verfassers Beschreibung der Paarung stimmt in der Hauptsache mit Demours's und Spallanzani's Angaben überein. Es sind nur von ihm die Nebenumstände genauer beobachtet und durch Zeichnungen erläutert. Das Weibchen wiederholt die Begattung mit mehreren Männchen und legt nach jeder Paarung eine gewisse Zahl Eyer, doch immer nur eines zur Zeit und dieses auf ein Blatt des *Polygonum Persicaria*, das es mit dem Munde und

den Hinterfüßen um das Ey zusammenfaltet. Beide bleiben verärbäe des klebrigen Ueberzuges des letztern, an einander hängen. Eyer, die nicht in einer solchen Hülle, sondern auf dem Boden des Wassers lagen, schwellen zwar anfangs an und verändern ihre Gestalt, entwickelten sich aber nicht, wenn sie auch mit dem, aus dem Saamengange des Männchens genommenen Saamen befruchtet wurden. Diese Erfahrung ist die einzige des Verfassers, über die Einwirkung des männlichen Saamens auf die Eyer. Warum die Bedeckung von einem Pflanzenblatt für die Entwicklung des Embryo so wichtig ist, ob etwa wegen des, sich aus den Blättern am Sonnenlichte entwickelnden Sauerstoffgas? Ob die Eyer, denen diese Bedeckung fehlte und welche unentwickelt blieben, lauter unbefruchtete waren? Ob Eyer eines unbefruchteten Weibchens, die theils nach vorhergegangener künstlicher Befruchtung, theils ohne diese, in Blättern eingewickelt worden wären, sich nicht ausgebildet hätten? Diese und mehrere ähnliche Fragen, die sich hierbei aufdrängen, sind von dem Verf. unbeantwortet gelassen. Er hält seine Beobachtung, daß der Wasserfalamander nur Ein Ey zur Zeit gebärt, für neu und tadelt Cuvier wegen dessen Behauptung, die Salamander legten jedesmal mehrere, an einander hängende Eyer. Diese Angabe ist freylich in so fern unrichtig, als sie nicht auf alle Arten paßt. Hr. Rusconi aber hat sich eben so sehr dem Tadel ausgesetzt, da er aus Dufay's Beobachtungen hätte wissen können, daß zwar der Triton cristatus Laur. zur Zeit einzelne, hingegen der Triton parisinus Laur. mehrere, in der Form eines Rosenkranzes mit einander verbundene Eyer legt. Die Entwicklung des Foetus bis zu der Periode, wo er durch Lungen zu athmen anfängt, ist von dem Verf. sowohl durch Worte, als durch Figuren geschildert. Wenn man aber abrechnet, was er über den Lauf des Bluts durch die Kiemen der Larven, über dessen Veränderungen bey

der Verwandlung des Thiers und über die Verschiedenheiten des Schädelbaues bey den unausgebildeten und entwickelten Salamandern sagt, so ist das Uebrige nicht befriedigend. Nach seiner Beschreibung ist am Keim der Eyer nichts einer Dotterblase, einem Chorion und einer Allantois Aehnliches zu entdecken. Der Rec. kann ihm hierin nicht gradezu widersprechen, aber auch nicht Glauben beymessen. Andere Zerlegederer, z. B. schon Perrault, fanden doch eine Dotterblase an den, von ihnen untersuchten Salamanderarten. Hat der Verf. Recht, so läßt sich nur annehmen, daß der Foetus dieser Thiere in der ersten Zeit seiner Entstehung durch die äußere Haut athmet und Nahrung einzieht. Ob dies der Fall seyn kann, darüber geben die Wahrnehmungen des Verfassers wieder keine Auskunft. Belehrender sind die Resultate seiner Untersuchungen über das Athemhohlen der jungen Salamander. Sie ergänzen das, was er in seiner frühern Schrift darüber vorgetragen hat. Nach seinen Beobachtungen enthält jede Kieme des Foetus ursprünglich eine bloße Umbiegung einer Arterie in eine Vene. Beym Wachsthum der Kieme vergrößert sich die letztere und es sprossen aus ihr zu beiden Seiten immer mehr ähnliche, aber kleinere Umbiegungen hervor. Späterhin, wenn die ganze Kieme wieder verzehrt wird, schwinden diese Sprossen in umgekehrter Folge von der, worin sie entstanden sind. Die Veränderung der Kopfknochen bey der Verwandlung der Larven ist hier durch mehrere treffliche Zeichnungen deutlich gemacht, die vorzüglich den Zweck haben, die Verschiedenheiten dieser Larven von dem Proteus darzustellen und zu beweisen, daß die Siren lacertina nicht dem Proteus zu vergleichen, sondern die Larve eines noch unbekanntes Salamanders sey. Diese Meinung ist ein Lieblingsgedanke des Herrn Rusconi, auf den er bey jeder Gelegenheit zurückkömmt und worüber er Einiges übersehen zu haben scheint, was sonst vielleicht seine Aufmerksamkeit auf

sich gezogen haben würde. Er war anfangs gesonnen, sein Werk nicht herauszugeben, so lange er nicht Gelegenheit gefunden haben würde, selber eine *Siren lacertina* zu untersuchen. Alle seine Bemühungen sich ein Exemplar derselben zu verschaffen, waren aber fruchtlos. Doch erhielt er von einem seiner Freunde, Herrn Dr. Pockels, eine Zeichnung von einem Präparat dieses Thiers aus dem Hunterschen Museum, welche der letzten Tafel beygefügt ist und die allerdings Gründe für seine Meinung enthält. Wehe noch als diese spricht aber für ihn, daß Herr Pockels an einer großen *Sirene* Rudimente von Hinterfüßen entdeckte, die von ähnlicher Gestalt wie bey den jungen Salamandern sind. Auf einer der Tafeln ist übrigens noch die Lage und Bildung der Zeugungstheile eines männlichen Salamanders vorgestellt. Man sieht hier den Ausführungsgang des Saamens mit mehreren Wurzeln aus den rothen Hervorragungen die zur Begattungszeit an der vordern Fläche jedes Lappens der Hoden liegen und die der Verf. für die Epididymis hält, entspringen. Derselbe steht weder mit den Harnleitern, noch mit den beiden drüsenartigen Massen, die sich bey dem Männchen neben der Harnblase finden, in Verbindung. Die Harnleiter haben eine andere Gestalt bey dem Männchen, als bey dem Weibchen. Bey beiden Geschlechtern tritt aus der Niere, längst dem äußern Rande derselben, eine Reihe von Röhren. Im Männchen vereinigen sich diese erst bey ihrem Eintritt in den Mastdarm; bey dem Weibchen hingegen verbinden sie sich gleich nach ihrem Austritt aus der Niere zu einem gemeinschaftlichen Canal. Den innern Bau der Hoden, die Veränderungen der Zeugungstheile vor und nach der Begattung und manche andere, noch dunkle Gegenstände in der Zeugungsgeschichte der Salamander, worüber Belehrung sehr erwünscht gewesen seyn würde, hat der Verfasser wieder unberührt gelassen.

G. K. Treviranus.

M a r b u r g.

Die Religion außerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft nach den Grundsätzen des wahren Protestantismus gegen die eines falschen Rationalismus dargestellt von Ernst Sartorius, Doctor und Professor zu Marburg. G. XX 96 1822 in 8.

Durch den Gegensatz dieses Titels mit dem Titel der bekannten Kantischen Schrift könnte man leicht verleitet werden, etwas anders darin zu suchen, als sie wirklich enthält. So wie in der Kantischen Schrift dasjenige ausgehoben und zusammen gestellt ist, was in den Lehren des Christenthums auch für die bloße Vernunft annehmlich und erkennbar seyn sollte, so möchte man erwarten, hier dasjenige zusammengestellt und vertheidigt zu finden, was darin außerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft zu liegen scheint; allein schon aus der Vorrede läßt sich die andere Richtung, welche der Verf. nahm und nehmen wollte, sehr deutlich, allerdings aber aus der Schrift selbst noch deutlicher erkennen. Sein Hauptzweck ging dahin, den Beweis zu führen, daß dasjenige, was Kant als die Religion innerhalb der bloßen Vernunft anerkennen wollte, gewiß nicht das echte protestantische Christenthum ist, oder daß die Dogmen der christlichen Heils-Ordnung in der Form, in welcher sie Kant als Vernunftmäßig anzunehmen sich erbot, durchaus nicht mehr die Dogmen unserer evangelischen Kirche, sondern gerade diejenigen sind, welche unsere Reformatoren auf das eifrigste bestritten und bestreiten wollten. Daraus folgte, daß diese Dogmen in ihrer kirchlichen Form nach der Kantischen Ansicht "Religion außerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft" seyn mußten, und dadurch erhielt der Titel der Schrift immer noch eine bestimmte Beziehung.

Doch der Hr. D. hat sich nicht bloß begnügt zu zeigen, daß die kantisch-rationalistische Theorie einer religiösen Heils-Ordnung mit unserer lutherisch-kirch-

lichen in einem mehrfachen und directen Widerspruch steht, wodurch freylich noch nichts dafür entschieden werden konnte, sondern er hat zugleich zu beweisen unternommen, daß doch die letzte ebenfalls nicht nur als schriftmäßig, sondern auch als vernunftmäßig, ja so gar als die schrift- und vernunftmäßigere erkannt werden kann. Das erste hat er auf eine Art gethan, die schwerlich einem weiteren Streite darüber Raum läßt; bey dem andern kann dies der Natur der Sache nach nicht erwartet werden, mithin wird es wohl immer auch Gegenstand des Streits bleiben. Dabey glauben wir nur aus mehreren Gründen, besonders bemerken zu müssen, daß der Verf. dieser Schrift den Rationalismus nicht als solchen bestritten, oder nicht von Seiten seines Grund-Princips bestritten hat, so weit es dem supernaturalistischen unserer älteren Theologie entgegensteht; denn gerade weil er zeigte und zeigen wollte, daß jene Ansichten, welche Kant und unsere neueren rationalistischen Theologen über die Grundlehren der christlichen Heils-Ordnung, über die Lehren von der Erbsünde, vom freyen Willen und von der Gnade aufgestellt haben, nicht so beschaffen seyen, daß man zu ihrer Annahme durch die Vernunft, wie sie vorgeben, genöthigt werde, so konnte auch seine Schrift nicht gegen den Rationalismus überhaupt, sondern nur gegen einen falschen Rationalismus gerichtet seyn; doch dies ist ja auch auf dem Titel erklärt; aber eben deswegen hätten wir gewünscht, daß er die Ansichten die er bestrittet, nicht immer mit dem Namen "der rationalistischen" bezeichnet haben möchte. Der Name mag ihnen wohl deswegen zukommen, weil sie von den meisten unserer Theologen, die sich für das Princip des Rationalismus erklärt haben, angenommen wurden. Sie mögen auch durch ihr Princip geneigter dazu gemacht worden seyn; aber es nöthigte sie doch nicht, wie der Verf. selbst zugibt, sie anzunehmen, so wie das Princip eines reinen Supernaturalismus, von dem gewiß die Pelagianer und Socinianer ausgingen, diese nicht abjehet, jene Ansichten schon lange vorher abzu-

fassen, ehe eine rationalistisch-christliche Theologie ihr Haupt unter uns erhob.

Hätte indessen der Verf. seiner Schrift nicht so sichtbar absichtlich eine mehr polemische als apologetische Tendenz gegeben, so würde sich Rec. sehr gern auch auf einiges besondere eingelassen haben: aber ohne die Gränze unseres Instituts zu übertreten, darf er doch in Hinsicht auf das apologetische, das sie enthält, bemerken, daß darin die Lehren unseres kirchlichen Systems, das unsere Reformatoren dem scholastisch-catholischen entgegenstellen wollten, und in unsern symbolischen Büchern wirklich entgegen setzten, mit nicht weniger Geist als Gelehrsamkeit vertheidigt sind, in Hinsicht auf das polemische aber kann er nicht verhehlen, daß er den eigentlichen Divergenz-Punct zwischen jener Theorie der christlichen Heils-Ordnung, welche hier vertheidigt und zwischen jener, welche bestritten wird, noch nicht leicht so treffend aufgerafft u. in ein so klares Licht gesetzt gefunden hat: doch kann er eben deswegen auch selbst um der Sache willen, für welche der Verf. stritt, den Wunsch weniger zurückhalten, daß er es mit etwas weniger warmen Eifer und etwas milderer Ruhe gethan haben möchte.

Stralsund.

Ein gelehrtes Pommern und Rügen, zu einer Zeit, wo wir einem gelehrten Hannover und Mekelnburg entgegensetzen, wäre eine sehr erwünschte Erscheinung. Ein Vorläufer davon gibt uns diese angenehme Hoffnung: Dieter. Herm. Wiederstedt's Nachrichten von den jetzt lebenden Schriftstellern in Neu- und Vorpommern und Rügen, 1822. in der Königl. Regier. Buchhandlung XII und 173 S. in 8. Wir sehen voraus, wofür die Sache selbst spricht, daß nur jede deutsche Provinz selbst für eine genaue Registratur ihrer Gelehrten und Schriftsteller durch einen Gelehrten des Inlandes sorgen kann, und daß sie ihrer eigenen Ehre wegen dafür sorgen sollte. Dem Litterator außer dem Lande, sey er auch noch so geübt in seinem Fache, gehen hundert Gelegenheiten ab, die Uebersicht seiner litterarischen Forschungen genau und vollständig genug zu machen. So angenehm ein neues Verzeichniß der jetzt lebenden Gelehrten und Schriftsteller in Vorpommern und Rügen seyn wird, so wäre doch einem viel weiter gehenden Bedürfniß abgeholfen, wenn der in der Geschichte seines Vaterlandes, besonders der kirchlichen, so erfahrene Verf., von der Wiederherstellung der Wissenschaften ausgeht, und die gelehrte Geschichte seines Vaterlandes bis auf unsre Zeiten verfolgen wollte. Hoffnung macht er nur zur Ausführung seines litterarischen Plans durch einen kürzeren Zeitraum von 1701-1810: möge ihn sein Patriotismus bewegen, die ganze Bahn zu durchlaufen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. 22. Stück.

Den 6. Februar 1823.

G ö t t i n g e n .

Der Herr Professor Büsching zu Breslau hat das hiesige academische Museum mit einer reichen Sammlung, zum Theil sehr wohl erhaltener sogenannter Aschenkrüge aus Schlessien, die so wohl in der Größe als auch nach Form und Masse mannichfaltige Verschiedenheiten zeigen, beschenkt. Dieses Geschenk erkennt die Universität desto mehr mit Dank, da ihr Museum bis jetzt nur wenig von Merkwürdigkeiten dieser Art aufzuweisen hatte.

C h a r l e s t o n .

Von dem Mitgliede unserer K. Societät d. W. Hrn. John Drayton, Gouverneur von Süd-Carolina, haben wir folgendes interessante Werk zugeschiedt erhalten: Shecut's Medical and physiological Essays containing 1) Topographical, Historical and other Sketches of the city of Charleston, from its first settlement to the present period; 2) Essay on the prevailing Fever of 1817. 2. edition; 3) Essay on Con-

F (1)

tagions and Infections 2. edit. 4) Essay on the Principles and Properties of the Electrical Fluid, the whole of which are designed as illustrative of the Domestic origin of the Yellow Fever of Charleston; and as conducing to the Formation of a medical History of the State of South-Carolina: by I. L. W. Shecut, Practitioner of Physic. 1819. 260 Seiten in Octav, mit einem Kupfer.

Während dem Herrschen des gelben Fiebers im J. 1817, entdeckte der Verf., daß die Operationen seiner electrischen Maschine mit dem Entstehen, Fortschreiten und Abnehmen dieses Fiebers variierten, so daß als das Fieber in der Stadt zuerst erschien, ja schon einige Zeit vorher, die electrischen Kräfte derselben offenbar abnahmen, als es am heftigsten wüthete Funken nicht gezogen werden konnten, und als es, nach dem schweren Ungewitter am 17. October gänzlich aufhörte, die Maschine ihre gewöhnliche Wirkung so gar verstärkt wieder zeigte. Dies gab dem Verf. wie natürlich, viel zu denken, und leitete ihn auf die von seinen Landsleuten mit Beyfall aufgenommene Aeußerung, daß das gelbe Fieber großentheils, wenn nicht gänzlich, von dem Mangel des gehörigen Verhältnisses der electrischen Flüssigkeit in der Atmosphäre zu Charleston abhängig seyn möchte. Um in den Untersuchungen darüber gründlich zu verfahren, war es nothwendig, die geographische, topographische, meteorologische und climacterische Constitution der Stadt zu kennen, und die örtlichen Besonderheiten (local peculiarities) nebst ihren Veränderungen seit der ersten Ansiedlung festzusetzen, wobei ihn die ansehnlichsten Staatsmänner thätigst unterstützten. Vier, Skizzen genannte, Abschnitte enthalten: 1 und 2 Original Topopraghy of Charleston. Wo jetzt eine ausgedehnte Colonie, mit einer der angesehensten Städte der vereinigten Staaten sich befindet, war im Jahre 1680 noch ein

Sumpf, in welchem man Fische angelte, Enten schoß und nichts als Reisfelder erblickte Die Entstehung und Veränderung einzelner öffentlicher und privat Gebäude, werden aus officiellen Quellen angegeben, und nebst den sogenannten Creek's beschrieben. Im Jahr 1744 wurden schon 130 Schiffe mit Landesproducten beladen, ausgeführt, und somit eine Erweiterung dieses Handelsplatzes erforderlich. Den Zustand im J. 1763 enthält Dr Milligan's Description of the Province of South Carolina welche man 1770 zu London nachdruckte. Von den deutschen Protestanten welche ihre Lutherische schöne, steinerne Kirche 1817 vollendeten heißt es Seite 18: The industry and enterprize, the probity and honesty of the Germans, rendered them an important people among the first settlers of Charlestown (seit 1783 durch eine Acte der Gesetzgebung City of Charleston genannt); hence they have ever been looked upon as constituting amongst the most invaluable acquisitions in Carolina; and they and their descendants have continued to deserve well of their country, for their steady attachment to its best interests; and have ever been among the foremost to risk their lives and properties in the defence of its civil and political rights and liberties. Es sey zu hoffen, daß die noch übrigen, nicht ausgefüllten Sümpfe, als Ursache verderblicher Epidemieen, im nächsten Jahrhundert verschwinden werden. Dermalen hat die Stadt Charleston 19 Kirchen oder Bethäuser, von den verschiedensten Confessionen und 3915 Häuser, ohne die Vorstädte und Gartenhäuser zusammen 4635 Wohnungen, in zwey Kirchsprengeln 13,834 weiße Einwohner, 1300 freye schwarze und farbige Personen und 12,000 Slaven. III. Historische und litterarische Skizze von Charleston. Es sey sehr zu bedauern, daß die Wissenschaften mit den topographischen Verbesserungen, den Gewerben und dem Handel nicht

gleichen Schritt gehalten hätten, 1700 ward eine Bibliothek und 1748 eine eigene Library Society errichtet. 1778 verbrannte das meiste von dieser aus 7000 Bänden bestehenden Sammlung, nebst Gemälden, Instrumenten u. s. w.; dormalen zählt diese Library Society 280 Mitglieder, besitzt 13,000 Bände mit einem jährlichen Einkommen von 3000 Pfd. Die erste Zeitung erschien 1730, man errichtete einen botanischen Garten, 1789 eine Medical Society mehrere Dispensaries und Hospitäler, 1805 eine botanische Societät. Gouverneur John Drayton gab 1802 heraus, A View of South-Carolina und Dr. David Ramsay 1802 History of South Carolina, welche Werke wegen ihrer Trefflichkeit sehr geschätzt werden, unser Verfasser 1808 eine Flora Caroliniensis. Hr. Whitlow hatte 1817 in seinen botanischen Vorlesungen über fünfzig junge Frauenzimmer zu Zuhörerinnen, welche sich dieses Studium sehr angelegen seyn ließen. 1807 bildete sich eine zweite Library Society, und 1809 eine Philosophical Society, welche 1814 als Literary and Philosophical Society of South Carolina incorporirt ward; bald darauf ward ein dormalen sehr reiches Museum oder eine Naturalien-Sammlung angelegt. Auch im Zeichnen, Mahlen, Kupferstechen so wie in der Dichtkunst thun sich anjetzt die Einwohner hervor. Elliott begann 1817 mit der Herausgabe seiner Sketches of the Botany of South-Carolina and Georgia. Sketch. IV. Climacteric Constitution and Medical Sketch of Charleston, with Meteorological and other observations, with appropriate Tables. In Dr. Lionel Chalmers Werk, on the weather etc. of South-Carolina finden sich reaelmäßige Tabellen, über das Wetter von 1750 bis 1759. Es lasse sich beweisen, daß in dem Verhältnisse, in welchem diese Stadt ihren sumpfigen Boden verbesserte, auch die Gesundheit der Einwohner gewann. Das Clima von Charleston

ist äußerst veränderlich aber im Ganzen temperirt und mit Montpellier, Parma, Buda, Circassia u. s. f. zu vergleichen, doch sey es in America kälter als in Europa als läge es etwa im Durchschnitt 12 Grad nördlicher. In medicinischer Hinsicht gäbe es nur eine heiße und trockene, und eine heiße und feuchte Jahreszeit, nebst einer dazwischen fallenden heißen und nassen. Der vom 21. Junius bis 21. October währende Sommer heißt dort die ungesunde Jahreszeit sickly season. Im Jahr 1728 war der Sommer ungewöhnlich heiß, stürmisch und eine Menge Menschen am gelben Fieber wegraffend, welches auch 1699, 1700, 1703, 1732, 1739, 1745 und 1748 wüthete; das Jahr 1752 war entsetzlich heiß und trocken, das Quecksilber stieg im Schatten bis auf 98 Grad. Leichname faulten in fünf Stunden, und durch den größten Orcan, oder Sturmwind (hurricane) bey Menschengedenken ausgezeichnet, und doch war kein Sommer gesunder als eben dieser. Nach dem Verf. lag die Ursache der auffallenden Verschiedenheit rücksichtlich der Gesundheit zwischen diesem Jahre 1752 und dem ihm sonst gleichen 1728, lediglich in der Electricität, oder dem Donnern und Blitzen, welche jeden Regenschauer 1752 begleiteten. Schon 1741 hielt sich Dr Franklin davon überzeugt, und die Jahre 1803, 5, 8, 9, 10, 11, 13, 14, 15, 16 und 1818 machten den Beweis vollständig. So ließ das gelbe Fieber, welches 1817 ungewöhnlich heftig wüthete, unmittelbar nach einem starken Gewitterregen am 14. October nach. Denn es sey Thatsache, daß in den Jahren, wo das gelbe Fieber herrschte, wenig oder keine Gewitter vorkamen. Auch 1818 war es so heiß, daß Sümpfe im eigentlichen Verstande geröstet erschienen, welche man vordem nie austrocknen sah, und doch war der Sommer einer der gesündesten, weil es viele und schwere Gewitter gab. Auf vier feuchte Jahre könne man drei trockene Jahre rechnen. Im Durchschnitt beträgt der

Regen jährlich 42 Zoll. Der Verf. fand das einfache Wetter: Prognosticiren der Indianer durch vieljährige Beobachtung größtentheils richtig, wenn nemlich der Neumond mit seinen Hörnern auf und abwärts steht ☾ so sagen sie der Mond lasse sein Wasser fahren, und rechnen auf einen feuchten Monath, kehre er aber beide Hörner aufwärts ☽ so halte der Mond alles Wasser, und sie erwarten dem gemäß einen trockenen Monat. Die Differenz der Temperatur der Luft beträgt zu Charleston bis 83 Grad, von 100 Grad nach Fahrenheit über 0, bis viele Grade darunter. In wenig Stunden wechselt bisweilen die Temperatur um 20, ja sogar um 50 Grad in funfzehn Stunden. Seit dem Jahre 1759 scheine die Milde des Climas von Charleston zugenommen zu haben. Vielleicht hänge diese Variation mit der Variation der Magnet: Nadel zusammen. May not the earth herself, in her vast and amazing revolutions, traverse east and west four degrees in each direction? Die kältesten Tage deren man sich dort erinnert, waren der 23 und 24 December 1796, wo das Quecksilber bis auf 17 Grad sank. Ueberhaupt sey das Clima jetzt um acht Grad kälter als vor sechszig Jahren, und Orangen würden jetzt nur mit Mühe durchgebracht, ein harter Winter zerstört binnen acht bis zehn Jahren einmal deren Bäume, z. B. 1766, 1779, 1786 und 1796. Man unterscheidet dort Hoar Frost die gelindeste Gattung, White Frost, Black Frost die strengste und Cold Blast die Gattung welche spät im Jahre einmal sogar noch am 4. Junius eintrat. 1818 im April und 1819 im März fiel der Thermometer 33 Grad in zwölf Stunden. Schnee bedeckt selten höher als 2 bis 3 Zoll den Boden. Das Hygrometer verräth beständige Feuchtigkeit, selten kommen auf ein Jahr sechzehn trockene Tage. Beym Südwinde im Sommer ist die Stadt gesund, nicht so bey

Westwinde, welches sich aus der Beschaffenheit der Umgegend über welche diese Winde hinstreichen wohl erklären lasse. Eine eigene Kudiological Table zeigt den Einfluß den die verschiedenen Winde auf die Gesundheit haben. Die Störung des electricischen Gleichgewichts in der Atmosphäre, werde zu einer specisichen Ursache des gelben Fiebers. Ein Paar andere Tabellen enthalten meteorologische Beobachtungen von 1699 bis 1819 sowohl während der gesunden, als ungesunden Sommer in Charleston. Das Trinkwasser ist nicht das beste, doch gibt es auch eine mineralische, geschwefelte Wasserstoffaas und Eisen enthaltende Quelle. Hagelschlag ist selten. Schwere Ungewitter sind heilsam, Wirbelwinde häufig, und schrecklich, wie einige besonders erzählte Fälle beweisen. Erdbeben sind selten, doch wenn sie eintreten von großem Einfluß auf die Atmosphäre. Nordlichter im Herbst bezeichnen warmes und trockenes Wetter. Ueber das gelbe Fieber im Jahr 1817, nebst einer Untersuchung der Ursachen welche es hervorbringen. Vom ersten Erscheinen des gelben Fiebers zu Charleston bis auf den heutigen Tag fand man es nicht contagiös, wie bis auf einen einzigen Schriftsteller die ganze medicinische Facultät bezeugte. Chap. 1. von den Ursachen des gelben Fiebers. Wird die atmosphärische Luft, ihres gehörigen Verhältnisses des electricischen Fluidi beraubt, entweder durch übermäßig heiße und trockene, oder durch heiße und nasse Sommer, so wird in ihr ein specifisches gasförmiges Gift erzeugt, welches nach dem Grade der Prädisposition einer Person, entweder ein gemeines, nachlassendes, oder das gelbe Fieber hervorbringt. Dieselben Kräfte welche das electricische Gleichgewicht in der Atmosphäre wieder herstellen thun auch dem gelben Fieber Einhalt, nemlich Donner, Blitz, Kälte und Frost. Der Verf. betrachtet daher, mit Brydone, das electricische Fluidum als die Seele der Natur, oder als das große

belebende Princip, durch welches sie ihre meisten Operationen verrichtet. Es sey ein fünftes Element, von einer verschiedenen und höheren Natur als die übrigen vier Elemente, welche nur die körperlichen Theile der Materie ausmachen. Morast-Gifte, (*marsh miasmata*) oder vegetabilische Fäulniß, ohne animalische Fäulniß, sey bloß im Stande Wechsellieber hervorzubringen, Morast-Gifte aber mit thierischer Fäulniß verbunden erzeugte in der Luft obiges sp. c. i. sche gasförmige Gift, *azotic miasma*, vielleicht *ammoniacal Gas*. Da es nun auf dem Lande nur vegetabilische Fäulniß gibt, so wüthet das gelbe Fieber auch nur in mit thierischer Fäulniß überfüllten unreinlichen Orten und Städten, daher erstreckte es sich nie über eine halbe Meile weit von der Stadt, auch sah der Verf. nie einen am gelben Fieber Kranken, wenn solcher in eine gesunde Gegend reisete, daselbst jemanden anstecken, sondern die Krankheit sich mit ihm enden. Im Jahr 1817 starb am gelben Fieber zu Charleston jede zwey und zwanzigste Person, zu Beaufort jede 6te Person. Ein Paar meteorologische Tabellen zeigen den damaligen Mangel an Electricität in der Atmosphäre. Die zweyte entfernte Ursache des gelben Fiebers, ist eine *diathesis* in der thierischen Oeconomie, nemlich ein Mangel an Assimilation und Naturalisation mit den Modificationen des Climas, eine andere Ursache ist Anstrengung des Körpers und des Geistes besonders Furcht und Kummer; daher wurden Kinder und Ausländer vorzüglich vom G. F. ergriffen. Unmäßigkeit fand der Verf. eben nicht sonderlich dazu disponiren. Neunjähriger Aufenthalt scheint hinreichend um sich ans Clima zu gewöhnen.

Chap. II. von den Wirkungen des gasförmigen Giftes auf die thierische Oeconomie. Diese bestanden offenbar in der Zersetzung der Flüssigkeiten, vielleicht des Magensaftes im Magen, welche sich zum *Duodenum* begeben, und hieselbst auch, die aus der Le-

ber kommende Galle zersetzen, und so im Blute als ein Verderben bringender Reiz Fieber erregen, welches anfänglich den trüglichen Schein einer sydenischen Krankheit annimmt, in der That aber sich gar bald zum heißen und kalten Brande hinneigt, wenn man nicht schnell zuvorkommt. Der Verf. ist jetzt entschieden der Meinung, das jenes gasförmige Gift, oder die Yellow fever influence sich zuerst durch die Geruchs-Nerven ins Gehirn schleicht, und von da aus durch das ganze Nerven-System verbreitet. Dieses Gift habe in seinen Wirkungen eine Aehnlichkeit (similarity) mit dem Arsenik und Schlangengifte, nur wirke es langsamer. Lind äußerte schon 1777 diese Meinung indem er schrieb; The low malignant fever seemed to proceed from a poison, as it were got into the stomach. Mische sich obigen combinirten Miasmen, noch eine Ursache äußerster Bösartigkeit bey, so könne das gelbe Fieber, nach den Umständen, contagios werden. Glücklicherweise für Carolina habe aber eine solche noch nicht daselbst, so wie in andern Staaten der Union statt gefunden.

Chap. III. Charakteristische Symptome und Heil-Indicationen des gelben Fiebers. Die Haupt-Unterschiede des gelben Fiebers von dem remittirenden Herbstfieber, sind plötzlicher Uebergang des sydenischen Typus in den asthenischen, große Kraftlosigkeit, bartnackige Reizbarkeit des Magens, Torpor der Därme, schwarzes Erbrechen und schnelle Neigung zum Brande. In der Behandlung folgte der Verf. Lind, Pringle und Dancer. Das Aderlassen und das Quecksilber habe er längst als gefährliches Mittel aufgegeben. On Contagions and Infections and their Laws of generation and communication, by which they are, respectively governed, and thence properly to be distinguished. Der Verf. unterscheidet Contagion von Infection mit Cullen. Contagionen nemlich würden nur in Organischen Kör-

pern, Infectionen nur durch Zersetzung, Faulen der thierischen oder vegetabilischen Stoffe erzeugt. Contagionen, wenn sie einmal erzeugt sind, könten nur durch Contact oder Berührung mitgetheilt werden, zufolge des von contingo und contactus stammenden Wortes. Eine zweyte Classe der Contagionen ist eine contagiose Atmosphäre, eine dritte Classe sind die Somites derselben welche an Kleidern, Betten, u. f. f. haften. Der Verf. hält die Lungenschwindsucht für contagios. Auch ist er mit Major Garden der Meinung, daß der sogenannte Zauder der Klapperschlange in einer giftigen Ausdünstung bestände, welche z. B. einen Vogel so betäube, daß er in ihren offenen Rachen falle. Die dritte Classe von Infectionen oder das gelbe Fieber zu Charleston benenne er typhus endemia oder Strangers Fever of South-Carolina, welche bloß durch das Medium einer unreinen Atmosphäre mittheilbar wäre. Eine vierte Classe von Infectionen sey Catarrhus contagiosa epidemica. Der Verf. magt die Vermuthung, dieser Catarrh entspringe aus einem Ueberschusse (excels) des electrischen Fluidums, welche die atmosphärische Luft überoxygenire, und sie für die Gesundheit des Körpers zu reizend mache. Man nenne diese Ansteckung daher ganz eigentlich aërial or travelling infection. In einer Tabelle stellt der Verf. die Classification der Contagionen und Infectionen in Classen, Ordnungen, genera und species abgetheilt, einander gegenüber. Das sicherste Mittel dem dortigen gelben Fieber zu entgehen, ist sich aus der Stadt aufs Land zu begeben. Zeiaen sich dennoch Vorboten desselben so reicht ein Abführungsmittel zugleich mit 3 bis 4 Gran Brechweinstein hin, um es zu entfernen. Uebriaens sollte die Pollice, das Anhäufen faulender stinkender Dinge verbieten, und auf die Reinigung verdächtiger Plätz strenge halten. A ein die Apathie rücksichtlich der Gesundheitspflege ist noch so groß,

daß, selbst noch in den Jahren 1816 u. 17 durch die Pocken, wegen Vernachlässigung der Schutzpocken-Impfung viele weggerafft wurden. Inquiry into the Properties and Powers of the Electric Fluid, and its artificial application to medical uses. Der Verf. bemüht sich hier nochmals, ex professo, zu zeigen, wie gar sehr vieles, von dem Electricischen Gleichgewichte in der Atmosphäre rücksichtlich der Gesundheit für Menschen abhängt. Book 1. On the Universality of the Electrical Fluid, as pervading all Nature, and being an inherent and essential principle in all bodies. Electricität sey der ether des Pothagoras oder das fünfte Element des Aristoteles und Plato, die Weltseele des Timäus nach § 212 die Seele des Universums der Vf. betrachte; den ether das ethereal fluid, etherial fire, das fluidum nerveum, die spiritus animales, das Caloric und Hents's Phlogiston, nur als verschiedene Namen der verschiedenen Modificationen des electricischen Fluidums. I consider galvanic electricity to be no more than a different modification or excitation of artificial electricity. Er betrachte die Electricität als das besondere Princip, welches von der unendlichen Weisheit bestimmt sey, jedes dazu geeignete Atom zu beleben, und Gesundheit und Kraft den Körpern der drey sogenannten Naturreiche zu verleihen. Dieses sucht der Verf. nun im Einzelnen näher zu erläutern. In der reinen ursprünglichen Form könne sie aërial electricity heißen, mit anderen Elementen in Thieren gemischt, animal electricity oder animal spirits, nervous fluid, in Begetabilien vegetative electricity, vegetable spirits oder vegetonervous fluid und in Mineralien metallic electricity, sowohl die magnetic als galvanic electricity in sich begreifend, genannt werden. Uebermäßige Verhältnisse des electricischen Fluidi in der Atmo:

sphäre verursache die Influenza oder catarrhalische Beschwerden, zu geringe Verhältnisse dagegen, das gelbe Fieber. Nach allen Analogieen zu urtheilen glaubt der Verf. that electricity is the base or parent source of it; and is itself, the great acidifying principle of nature; that phosphorus is only a solid body of concentrated electricity, welcher daher wohl dem Namen electratus verdiene. Der Verf. betrachtet die Sonne als eine große Kugel electrischen Feuers, welches beständig und unerschöpfbar alle Kräfte der Natur excitirt. Er habe selten mit seinen Händen Electricität aus Patienten gezogen, ohne die Effecte des electrischen Excesses in seinem Körper zu spüren, nemlich eine Ueberfüllung der Gefäße des Gehirnes, und Blitze von seinen Augengliedern. Book II. Of the Electrical Fluid, as a Fifth Element, or the Soul of Nature, and its effect on Atmospheric and Animal health, as the proper stimulus of Life of the Nature. Dem Verf. zufolge ist die Electricität die Uuelle (primary source) der Gesundheit und des Lebens, der Krankheit und des Todes. Das Bestehen der Atmosphäre aus 27 Theilen Oxygen modificirt durch 72 Theile Nitrogen und einem Theil Kohlen-saurem Gas, nennt er atmosphärisches Gleichgewicht. Je nachdem sich nun das Verhältniß dieser Theile zu einander ändert, gerathe der gesunde Zustand der Atmosphäre in Unordnung, und bewirke die endemischen Krankheiten unter begünstigenden Umständen, besonders in den Tropischen Ländern. Diese Betrachtung könne vorzüglich den eingewurzelten Irrthum von Importation solcher Krankheiten gänzlich zu entfernen, doch wolle er hiemit keineswegs das Zusammenwirken mehrerer anderer Ursachen zur Erzeugung von Seuchen geläugnet haben. Er unterscheidet eine sthenische und eine asthenische Constitution der Luft. Die Wirkungen der Furcht auf den thier-

rischen Körper, ließen sich mit Entladung einer electrischen Flasche vergleichen, welche einer neuen Ladung bedarf, um neuen Reiz mittheilen zu können. Book III. Miscellaneous Remarks, on the Utility of the application of this Fluid, to Medical purposes. Seine sechszehnjährige Erfahrung habe ihm bestätigt, daß Electricität bey sthenischen Krankheiten schadet. Er möchte daher diese Krankheiten z. B. die Apoplexie, und Convulsio, Electroses nennen; und für die übrigen, in welchen Electricität nußt, Cullen's Benennung Neuroses beybehalten. Er glaube, daß verständig angewendet sie selbst im gelben Fieber mit Nutzen sich anwenden ließe, obgleich er darüber noch keine eigene Erfahrung besäße. Der Verf. will einen an der Hundswuth leidenden, mittelst der Voltaischen Säule geheilt haben. Er vergrößerte die Oberfläche seines ersten Conductors mit Nutzen, und gebrauchte hölzerne Spitzen u. s. f. wie dies die beygefügte Kupfertafel versinnlicht, unterbrach die vier Fuß lange messinaerne in vier gleiche Theile geschiedene Kette, durch drey hölzerne Kugeln, wodurch statt des electrischen Schlages ein angenehmes Einströmen bewirkt wird. Dr. Phöbus zu New-York heilte Halsweh, Asthema, Catarrhe, anfangende Schwindsuchten, Wassersuchten und Keuchhusten, durch Speichelfluß, hervorgebracht mittelst in den Mund genommenen Calmiak, Silber und Zink. Der Verf. gibt zum Gebrauche der Electricität in noch verschiedenen andern Krankheiten die nöthige Anweisung; und erzählt vier eigene Fälle. Z. B. das Schwinden des Arms nach geheiltem Knochenbruche ward durch electrische Schläge geheilt, so auch das Schwinden des Arms sowohl nach einem unglücklichen Aderlaß, als nach verrenktem Schultergelenke, desgleichen ein schwarzer Staar. Vielleicht ließen sich endlich auch das nervöse Kopfwach und andere Nervenleiden durchs Ausziehen schwacher Funken vertreiben.

L e i p z i g.

Xenophontis historiae Graecae libri septem, ex librorum scriptorum fide et virorum doctorum conjecturis recensuit et interpretatus est Jo. Gottlob Schneider, Saxo. Editio nova auctior et emendatior. Lipsiae, sumptibus librariae Hahnianae. MDCCCLXXI. XX und 502 Seiten in Octav.

Die Verdienste des nun verewigten Schneider um den Xenophon überhaupt und dessen Griechische Geschichte insbesondere, sind seit drey Decennien so bekannt und anerkannt, daß sie jetzt keiner ausführlichen Würdigung mehr bedürfen. Vorliegende Ausgabe von Xenophons Hellenicis war ursprünglich angefangen von Zeune, aus dessen Papieren die Anmerkungen auch noch jetzt bis II, 1, 25 zum Theil entlehnt sind. Alles übrige vollendete Schneider allein in dem Jahre 1790. Critische Hülfsmittel standen ihm damals gar nicht zu Gebote, sondern nur die älteren Ausgaben wurden verglichen. Die Anmerkungen enthalten meist Sach-Erklärungen. Einige Gegenstände der höheren Critik werden in der Einleitung behandelt, z. B. daß Xenophon wie Thucydides nur dem natürlichen Umlauf der Jahre in seiner Erzählung gefolgt sey, ohne sich einer fest bestimmten Aera für die Chronologie zu bedienen, und daß deshalb die Bezeichnungen nach Olympiaden an einigen Stellen unechte Einschübsel seyen, welche mit der Jahresberechnung des Xenophon selbst in Widerspruch stehen. Alle Zeitrechnung aber scheidet doch noch immer an dem ersten Capitel des ersten Buches; indem dasselbe noch einigen die Geschichte eines einzigen Winters, nach andern die zwey ganzer Jahre enthält; welche letztere Meinung jedoch, aus andern Nachrichten zu schließen, bey weitem die wahrscheinlichste ist. Dazu sind einige andere chro-

nologische Spuren gesammelt, die der Schriftsteller an einigen Stellen von seinem eignen Lebensalter hinterlassen hat. Das Werk selbst ist ein getreuer Abdruck von Xenophons Geist und dessen das praktische Leben scharfsinnig und thätig durchdringendem Eifer mit ziemlich starker Vorliebe für die Spartaner und den Agesilaus neben unverkennbarer Nichtachtung und Zurücksetzung der meisten übrigen Griechen, besonders des Pelopidas, dessen Name kaum einigemal erwähnt wird, ja selbst des Epaminondas und seines ruhmvollen Todes. Der sonstige Mangel an leidenschaftlicher Theilnahme spricht für die historische Glaubwürdigkeit des Werkes; aber durch kritische Hülfsmittel ist diese nicht wohl mehr zu beurtheilen; denn die übrigen Schriftsteller jenes Zeitraums, z. B. Kratippus, Theopompus, Kallisthenes, Anaximenes von Lampsakus, Ephorus von Kumä, Dunis von Samos u. a. m. sind für uns sämmtlich verloren gegangen, und nur wenige Spuren ihres Daseyns haben sich, meist in dem Auszuge des Diodorus Siculus erhalten, der jedoch nicht selten von Xenophon abweicht.

Diese neue Auflage ist nicht durch eine eigentliche Umarbeitung entstanden, sondern nur Zusätze und Verbesserungen sind hin und wieder gemacht worden. Der Stoff derselben bot sich dem Herausgeber dar theils in den unterdessen erschienenen Ausgaben von Weiske und Schäfer, theils in der von Vail zusammengetragenen Varianten-Sammlung aus Pariser Handschriften, theils in einigen von Schäfer mitgetheilten Bemerkungen und Conjecturen. Für die Critik mag hier noch manches zu leisten übrig bleiben; denn noch immer finden sich Sätze, in denen Construction und Zusammenhang stockt; auch der philologische Werth der Anmerkungen ist im Ganzen nur gering. Desto größer aber sind die Verdienste um Aufhellung der Geschichte selbst und

um Erklärung der vorkommenden Sachen. Mit großer Emsigkeit und Belesenheit sind die betreffenden Stellen vieler Griechischen Schriftsteller zu diesem Endzwecke verglichen und beurtheilt worden, und besonders die Uebereinstimmung oder die Widersprüche des Aristoteles, Diodorus Siculus, Pausanias, Plutarchus, Demosthenes, Isokrates u. s. w., so wie der alten Grammatiker und Lexicographen aufgedeckt. Genauere Vergleichen und Zusammenstellungen der Art würden dazu dienen können, den historischen Werth und Character jener noch vorhandenen sowohl als der verloren gegangenen Schriftsteller gewisser zu bestimmen. Das, was man die historische Terminologie des Xenophon nennen möchte, diejenigen Ausdrücke nemlich, welche für gewisse Gegenstände und Handlungen seiner Zeit und seinem Styl eigenthümlich waren, sind nicht immer ganz vollständig und deutlich erklärt worden, wahrscheinlich weil bloße Wiederholungen aus früheren Commentaren vermieden werden sollten, nur wo etwas neues oder eigenthümliches gesagt werden konnte, wurde die Abhandlung darüber wiederholt. Zum Beweise können dienen die Ausdrücke ἀνοιγειν, Βενδίδειον, ἐκδρομος, ἐκκλητοι, ἐπακτοίς, Ἐπάριτοι, ἐπιστολιαφόρος, Νεοδαμώδεις, παράλος, πενέσται, τρόφιμοι, u. s. w., deren Verständniß man größtentheils aus andern Schriften oder aus den Erklärungen in Morus Ausgabe schöpfen muß. Angehängt sind zwey Register der vorkommenden geographischen und historischen Namen und ein index graecitatis, der die vorkommenden schwierigen Ausdrücke theils mit bloßer Nachweisung der Stellen theils mit Uebersetzungen enthält.

R. D.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

23. Stück.

Den 8. Februar 1823.

P a r i s.

1822 ohne Angabe eines Verlegers, bloß *venit via vulgo dicta Christine N. 3. auf 364 S. 12.:* *Juris civilis ecloga, qua cum Justinianeis Institutionibus Novellisque 118 et 127 continentur Gaji Institutionum commentarij IV, Ulpiani regularum liber singularis, Pauli sententiarum libri V, et breviora quaedam veteris prudentiae monumenta, praemissis Gaji et Pomponii fragmentis, quibus constat Pandectarum titulus de or. jur., tribusque de Ictorum auctoritate constitutionibus. Ad usum praelectionum. Mit dem Motto ut sint totius legitimae scientiae prima elementa.*

Unsere Leser müssen uns verzeihen, wenn wir ihnen von dieser gewiß merkwürdigen Sammlung, einem kleinen *jus civile antejustinianum*, oder vielmehr einer um hundert Jahre spätern *jurisprudenz antejustiniana* Nachricht geben, ehe wir selbst so viel davon wissen, als wir recht wünschten. Merkwürdig ist sie gewiß, schon um deswillen, weil sie seit 1586, also seit nahe an drittho'b. Jahrhun-

u (1)

derten, die erste dieser Art ist, die in Frankreich er-
 scheint, in dem Lande, wo, Richard's Ausgabe
 eigentlich bloß der *lex Romana* unter den West-
 Gotthen abgerechnet, zuerst eine ähnliche von Dū-
 tillet und Ranconnet versprochen und von Eu-
 jas wirklich geliefert worden war. Dann aber auch
 für das ganze civilistische Europa als die erste nach
 so erstaunend vielen des sechzehnten und siebzehnten
 Jahrhunderts, die mit den Entdeckungen des neun-
 zehnten ausgestattet ist, und diese allem Ansehen nach
 äußerst wohlfeil, etwa wie zu seiner Zeit
 Stoer, Crespin, Feyerabendt, zuletzt noch
 G. von Leuwen bey diesen Schriftstellern, bey
 den andern Classikern aber so unzählige Herausgeber
 und Verleger sie geliefert haben, die bloß auf eine
 wohlfeile Ausgabe des Textes ausgingen, weil der
 Preis doch immer großen Einfluß darauf hat, ob ein
 Buch mehr oder weniger gekauft wird. Wer nun
 aber hier der Herausgeber ist, kann der Unterzeich-
 nete nicht sagen, es hat sich so wenig Einer genannt,
 als bey so manchen Ausgaben der Bibel oder auch
 des *Corpus Juris* sich Einer nennt. Herr D. Jour-
 dan (der Rechtsgelehrte, nicht der Arzt, der ein
 rechtswissenschaftliches Buch übersezt) hat ihm vor ei-
 niger Zeit Etwas dieser Art versprochen, was die bei-
 den Professoren des Römischen Rechts (die Herren
 Blondeau und Du Courroy) u. a. zusammen
 herausgeben wollten, und zwey von diesen hat ihm
 nun auch Herr Prof. Warnkönig in Lüttich, der
 seine Lage zwischen Frankreich und Deutschland so
 rühmlich benützt, bey Uebersendung des Buchs wirk-
 lich genannt. Eine Vorrede fehlt ganz, und sie wäre
 doch gewiß nöthig, um genauer, als auf dem frey-
 lich nicht ganz kurzen Titel geschieht, anzugeben, was
 hier zu erwarten sey, und welche Ausgaben bey je-
 dem Stücke zum Grunde liegen. Den Lapidarstyl
 des Titels wußte der Unterzeichnete lange nicht zu er-
 klären, denn wie kamen Justinian's *Institutio-*

nen und die berühmte Novelle mit ihrer jüngern Schwester in diese Ecloga? Sie stehen hier nicht, und es ist weder von einem vor diesem vorhergehenden noch von einem auf diesen folgenden Bande die Rede. Den Anfang macht, wie in ähnlichen ältern Sammlungen, so auch hier, der Titel de origine juris mit der jetzt allgemein angenommenen Eintheilung in eine Stelle aus Gajus und eine aus Pomponius, von welcher man nach Johann aus Lydien, und selbst noch nach Vacarius, glauben könnte, Beide seyen aus Gajus, wie denn überhaupt das Verhältniß zwischen Pomponius und "seinem" Gajus (fr. 39. D. 45, 3.) noch nicht klar ist. S. 16. folgen die zwey erst von Clossius gefundenen, hier also zum ersten Male in einer solchen Sammlung gedruckten Verordnungen von Constantin über die Berichtigungen zu Papinian und die sententiae von Paulus, dann die von Valentinian III unter dem Namen des Citier-Gesetzes bey uns so bekannte. In dieser letzteren ist nun nicht nur die gewöhnliche Lesart Gajum atque Paulum, Ulpianum et caeteros, statt des quae der ältesten Handschrift, beybehalten, sondern es steht auch zwischen scripta und universa noch omnia, wie unsers Wissens sonst nirgends, also ist dieß wohl ein bedeutender Fehler dieses Abdrucks. S. 19. fängt nun Gajus, nach der Handschrift von Verona, an. Es ist ein Nachdruck der Berliner Ausgabe auch darin, daß die Paragraphenzahl beybehalten ist, die hier durch einen vorhergehenden wgerecten Strich noch mehr ausgezeichnet wird. Die Seiten und Zeilen der Handschrift zu bemerken haben diese Herausgeber für überflüssig gehalten, wie freylich unzählige Andere vor ihnen z. B. Tilius und Laurellus es bey ihren ebenfalls einzigen Handschriften es auch dafür angesehen haben. Was in der Handschrift nicht steht, ist mit andern Buchstaben gedruckt, die Ueberschrift vor I.

§. 20. de recuperatoribus steht aber nicht ausgezeichnet da. Einiges ist aus den Zusätzen der Ausgabe aufgenommen, Einiges aus den Noten in den Text z. B. l. §. 33. wo die (pars) semissaria weiter geht, als die Note, die dabey abgedruckt ist. Als Anmerkungen sind etliche achtzig Stellen abgedruckt, aber Niemand dabey genannt. S. 217 steht am Schlusse nicht das Bruchstück de jure fisci, sondern fr. 196 D. 50, 16. von welchem der Unterzeichnete nicht weiß, wie es hierher kommt, denn, daß es aus Gajus ad edictum ist, entscheidet eben so wenig, wie daß es in einem der beiden Titel steht, die sonst so oft besonders abgedruckt worden sind, denn beide Gründe treten noch bey gar vielen andern Stellen ein. S. 318 kommt die kleine Stelle aus Pavinian, die Alles seyn soll, was in der lex romana von ihm stehe. Auf der folgenden Seite fängt Ulpian an. Welche Ausgabe dabey befolgt ist, vermag der Unterzeichnete nicht zu sagen, gleich auf der ersten Seite ist Einiges, wie in seiner Ausgabe von 1814, dagegen aber ist das von Charondas erdichtete quod datum legatum est auf der zweyten Seite beybehalten, freylich mit kleiner Schrift wie bey 1, §. 28. das ea lege aerarium partis (nicht aber heres fiat) auch S. 261. kommt eine Stelle aus Ulpian's Institutionen, die sich, wie aber hier nicht gesagt ist, in der Collatio erhalten hat und dann wieder fr. 195 D. 50, 16 und fr. 23. D. 59, 17. weil beide auch aus Ulpian sind. S. 266 fängt Paulus an, wohl nach Schulting, wenigstens nicht nach der Ausgabe des Unterzeichneten, die nur die Stellen aus der lex romana lieferte. Darauf S. 358 eine Stelle aus Paulus Institutionen, die bey Boethius erhalten ist. Die folgende Seite liefert was hier Veteris Icti fragmentum de manumissionibus überschrieben ist, mit Weglassung der vier ersten Paragraphen, die den Namen de juris speciebus noch vor diesem beson-

bern veranlaßt haben. Endlich noch ein Blatt aus Modestinus, die bey Schulting hinter der Mos. et rom. LL. collatio stehenden zwey Zeilen und die Stelle in dieser collatio selbst, im zehnten Titel. Warum die aus dem ersten fehlt, davon mag etwa Dieß der Grund seyn, diese geht auf die Bestrafung der Verbrechen, und damit beschäftigen sich wenige der hier abgedruckten Stellen.

So weit war diese Anzeige vor mehreren Monaten geschrieben und nur durch Zufall nicht vollendet, als der Unterzeichnete von Herrn Prof. Blondeau nun auch die vorhin vermifften Institutionen erhielt, die sich auf dem Titelblatte weder als den ersten noch als den zweyten Band ankündigen, denn dieses sagt nur: D. Justiniani Institutiones cum novissime repertis Gaji institutionibus collatae, originibus ac probationibus distinctae et pluribus textibus ex recentiore jure decerptis auctae, aber das ad usum praelectionum, das Neußere, der Ort des Verkaufs und die Druckerey sind ebenso, ja hinten stehen die Titel von Gajus, von Ulpian und von Paulus nach der Ordnung der Bücher und mit Verweisung auf die Seitenzahlen der Ecloga, und diese Seiten sind mit denen der Institutionen fortgezählt, und stehen noch vor einem alphabetischen Register vor Justinians Institutionen Titeln. Eben erst sieht der Unterzeichnete, daß diese Institutionen der zweyte, die Ecloga aber der erste Theil ist, denn Vit hou's Dedication an de Thou ist mit dem Wurm Ire partie abgedruckt, und ein monitum von dreyzehn Zeilen hat den: 2e partie. Dieses sagt, die Ausgabe von Herrn Prof. Wiener sey die neueste und beste, und diese habe man, als in Frankreich fast gar nicht bekannt, hier befolgt; dazu kommen aber Zusätze mit Cursivschrift, im Texte selbst sey das neuere Recht, nemlich seit Constantin, also novae leges, durch kleinern Druck, und sowohl im Texte als den Zusätzen das

Justinianische mit einem Sternchen vor jeder Zeile ausgezeichuet. Die Berlinische Ausgabe ist auch in so fern treulich befolgt, daß S. 184 bey 3, 6. am Ende von S. 9. die Anmerkung steht, hierher gehöre ein stemma (ein Kranz, oder eine abwärts gehende Zeichnung mit Kränzen nach den imagines hin) cognationum, es fehle aber in den Handschriften (in allen nicht) und daher sey die (alberne) Ueberschrift de servili cognatione entstanden, die Zeichnung selbst vermißt man aber auch hier. Hingegen zwey Druckfehler der Wienerischen Ausgabe, die der Herausgeber selbst dem Unterzeichneten angegeben hat, sind hier berichtet, S. 2. Inst. 2, 25. steht richtig nam per statt nec per, und S. 5. Inst. 4, 3 ist extra culpam est putator nicht vergessen. Noch ist zu bemerken, auf dem Titel der Institutionen stehe die Stelle aus einem vor achtzehn Jahren gegebenen Gesetze als Motto: un professeur enseignera tous les ans les Institutes de Justinien. Nicht dieses, sondern ein etwas früheres Gesetz über den juristischen Unterricht, ruft Herr Jambert, avocat aux conseils du Roi et à la cour de cassation l'un des concurrens pour la suppléance du droit administratif in einem ebenfalls zu

P a r i s.

1822 erschienenen Mémoire sur le concours ouvert à la faculté de droit de Paris, et sur la prétendue suppression par ordonnance du 6. sept. 1822 des quatre chaires 1. des élémens du droit naturel du droit des gens et du droit public général, 2. de l'histoire philosophique du droit romain et du droit français 3. de l'économie politique et spécialement 4. de la chaire du droit public positif et du droit administratif français 24 S. Quart

an, allerdings auch, wie er es ja gleich auf dem Titel selbst sagt, als einer von Denen, die eine der aufgehobenen Stellen, oder eine davon abhängige, die eines suppléant derselben suchen, aber dena doch aus allgemeinen von der Wichtigkeit der Fächer, für die kein Professor mehr seyn soll und dem Verhältnisse eines Gesetzes zu einer bloßen ordonnance hergenommenen Gründen. Es ist so sehr Viel mehr Freiheit auf unsern deutschen hohen Schulen in Ansehung dessen, was ein Lehrer vortragen und was ein Lernender hören will, die s. g. Nominalprofessuren sind z. B. hier und in unserm Fache so ganz ohne Einfluß und ganz unbefest, daß Unterzeichneter sich kein Urtheil in diesem Streite anmaßen darf. Auch in England sind es aber bekanntlich auch nicht die Professuren, welche den Gemeingeist und die Kenntniß der Verfassung erhalten. Das Persönliche ist das Wichtigste theils in so fern, als die schönste Professur Nichts hilft, wenn etwa ein *Bouchaud* den philosophischen Theil des Rechts vortragen soll, theils denn aber auch daß in Zeiten öffentlicher Währungen gar oft eine Stelle aufgehoben wird, um Jemand von der Gegenpartey auf die Seite zu schieben, oder eine errichtet, um einen Anhänger zu befördern. Es hat sein Gutes, wenn alle Gebildeten im Volke, oft auch die Ungebildeten, über die Verfassung und Verwaltung ihre Meinung haben und diese recht eifrig vertheidigen; aber für die Wissenschaft sind solche Zeiten nicht gerade die besten, wie man ja in England bey den kirchlichen und politischen Streitigkeiten im siebzehnten Jahrhundert gesehen hat, und so schrecklich das Recht ist, einen Lehrer seiner Stelle ohne Weiteres zu entsetzen, so hat es doch das Gute, man braucht dann mit der Zahl und dem Umfange der Stellen selbst keine Veränderungen vorzunehmen.

Sowohl daß von einer ähnlichen Institutionen-Ausgabe des Herrn Prof. *Du Courroy* schon ein Wahl 1821 S. 2015 aus Veranlassung dieser Zeit-

schrift die Rede gewesen ist, von einer Ausgabe, deren Verhältniß zu der jetzt angezeigten der Unterzeichnete nicht bestimmen kann, als die Schicksale und Aeußerungen der Zeitschrift selbst veranlassen ihn, noch von der *Thémis*, die denn auch zu

Paris.

erscheint, und von der er das ein und zwanzigste Heft Nov. 1822 vor sich hat, Etwas zu sahen. Wie soll für die gelehrte Kenntniß des Römischen Rechts seyn, aber auf der andern Seite fragen die meisten Käufer weit mehr, ob sie zu der liberalen oder zu der Königlich gesinnten Partey gehöre und denen ist denn mit Nachrichten von Herrn Prof. Clossius Entdeckungen unbenutzter Handschriften, oder von Hrn. D. Bluhmens drey Reihen der für die Digesten ausgezogenen Werke, oder von Savigny's Papieren zur Geschichte von Eujas nicht sehr gedient. Daher rühren denn die vielen Veränderungen, die in den drey Jahren vom Anfange des gerichtlichen und Schuljahrs (dem November) 1819 bis jetzt vorgegangen sind, erst monatliche Hefte, jährlich zehn, da die Ferien wegfallen, dann frohe Hefte, jetzt seit dem November 1822 wieder monatliche, aber in weniger Bogen und gröberem Drucke, dann auch Anfangs viele Namen von Herausgebern, dann keine mehr, und jetzt wieder seit dem fünften Bande die Pariser Professoren, Blondeau, Demante und DuCaurroy, und der schon erwähnte Herr Prof. Warnkönig in Lüttich, von denen immer einer seinen Namen auf den Bogen setzen wird, den er besorât. Im zwanzigsten Hefte, dem letzten des vierten Bandes ist eine Antwort von Herrn Prof. Berriat Sr. Prix auf das Schreiben von Savigny welches im achtzehnten Hefte, also auch schon in diesem Bande, der mit dem sechzehnten anfang, gestanden hatte (S. N. 1822. S. 1266). Es sind zehn

Seiten, worin Herr B. G. P. versichert, seit dem Drucke seines Werks, mit dem er habe eilen müssen, habe er die von G. erwähnten Handschriften auch geprüft, die Lebensbeschreibungen selbst seyen nicht vollendet, und die Papiere, die dazu gehörten, nicht ganz zuverlässig. So läugnet er denn die Entführungsgeschichte ganz, wegen der Widersprüche, die dabey vorkommen, aber auf Hotman und Panzirollus nimmt er auch jetzt keine Rücksicht. — Im ein und zwanzigsten Hefte sind ausführliche Nachrichten über den concours zu einigen Stellen von professeurs-suppléans, wo über in kurzer Zeit abgefaßte Abhandlungen, (dießmal nicht) über Probe-Vorlesungen, und über Disputationen, die Professoren und drey besonders ernannte Commissarien urtheilen sollen. Man streitet sich, ob bloße Licentiaten, die also ein Jahr weniger studirt haben, zugelassen werden dürfen und dann ist die Einwendung von Isambert erwähnt. Von der Verordnung, über die sich dieser beklagt, wird gerühmt, daß sie den Wunsch nach Pandecten Vorlesungen erfülle, der schon vor zwey Jahren in der Themis geäußert worden sey. — S. 47. ist ein Gedanke, der von einem des plus jeunes licenciés de la faculté de Paris hingeworfen worden ist und den man ihm verzeihen kann, von Herrn Prof. Du Caurroy den weitem Nachforschungen der Gelehrten, die alte Ausgaben hätten! empfohlen, auch in so fern, als Gibbon, dem der Herr Prof. nicht hold ist, und dem er die Fehler des französischen Uebersetzers aufbürdet, beschämt werde, (spricht dieser davon?) ob nemlich das ff. für Digesten nicht von den Anfangs-Buchstaben der Florentina d. h. der Laurellischen Ausgabe herkomme. In Deutschland halten wir uns jetzt hierin wohl alle an einen Landsmann des Herrn Licentiaten, an Dú Tilliet, der vor bald-dreihundert Jahren sagte, er habe dieses Zeichen in Handschriften bey Stellen aus Julian's Digesta ge-

funden, und dem auch schon Schulting (Enarratio Proleg. S. 14.) beygetreten ist.

H u g o.

Stuttgart und Tübingen.

In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1822: Walthers von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert von Ludwig Uhland. XII und 156 Seiten in Octav.

Dieses kleine Buch verdient Beyfall und Empfehlung. Wer eine genauere Bekanntschaft mit den mittelhochdeutschen Dichtern zu machen wünscht, kann aus demselben mannigfaltige Belehrung über diesen merkwürdigen Zeitraum vaterländischer Kunst schöpfen; wer jene Bekanntschaft bereits gemacht hat, wird Hn. Uhland freundlich die Hand reichen, und sich freuen, daß ein Mann von Geist und Kenntnissen einen so wohl gelungenen Versuch als eine 'Vorarbeit zu einer größern Darstellung in diesem Fache' ankündigt. In einer Schilderung eines Dichters darf keine fortlaufende Erklärung seiner Lieder erwartet werden. Dem Scharfsinne und der Gelehrsamkeit des künftigen Herausgebers Walthers von der Vogelweide bleibt noch ein großes Feld übrig; aber vieles, was den Anbau desselben erleichtert, ist hier bereits gegeben.

Was für ein Leben ein reicher Ritter führte, dessen höchster Beruf gewesen zu seyn scheint, durch Ritterspiele und Minnesang den Frauen zu huldigen, das lernen wir aus dem 'Frauendienst' Ulrichs von Liechtenstein. Das lebendige Bild, das Ulrich von sich selbst und seiner Zeit entworfen hat, ist so lehrreich, daß Niemand, der solche historische Denkmahle zu schätzen weiß, sein Büchlein aus der Hand legen kann, ohne innig zu bedauern, daß uns nicht auch ein Dichter aus dem großen Kreise derer, die, weniger durch das Glück begünstigt, von dem Ertrage ihrer Kunst leben mußten, eine ähnliche Beschreibung

seines eigenen Lebens hinterlassen hat. Wie vieles würden wir dann mit Augen sehen, was wir jetzt nur rathen müssen! wie vieles wissen, was wir jetzt nicht einmahl ahnden können! Einen solchen eigenhändigen Lebenslauf ersetzen zu wollen, wird Niemanden einfallen; aber nichts desto weniger ist es wohl der Mühe werth, alles das zusammen zu stellen, was aus zerstreuten Andeutungen, aus vertrauter Bekanntschaft mit Zeit und Ort, und aus einem tiefem Eindringen in die eigenthümliche Natur und Weise eines Dichters hervor geht; und vorzüglich dankenswerth ist ein solcher Versuch, wenn er bey einem Dichter, wie Walthers von der Vogelweide, gemacht wird, einem der ältesten und vielseitigsten, der mehr als vierzig Jahre hindurch sang, und mit den merkwürdigsten Personen seiner Zeit verbunden war, von dessen Liedern noch so viele sich erhalten haben, und so viele, in denen sich sein tiefes, edles, liebenswürdiges Gemüth, und die sturmvolle Zeit, in der er lebte, im klarsten Lichte spiegeln. Daß in eine solche Schilderung, wenn sie treu und lebendig seyn sollte, Walthers Lieder zum Theile eingewebt werden mußten, versteht sich von selbst; und was die Form betrifft, in der sie hier gegeben sind, so ist diese durch den Zweck, allen Lesern verständlich zu seyn, hinlänglich gerechtfertiget. Dieß erklärt der Verfasser dieser Anzeige hier um so bestimmter, da er allerdings zu denen gehört, 'bey welchen, wie Hr. U. in der Vorrede sagt, das Uebertragen aus der ältern Mund- und Schreibweise in die neuere nicht sehr empfohlen ist'. — Außer der gedruckten Sammlung von Minnesingern, welche den reichsten Schatz von Walthers Gedichten enthält, hat Hr. U. auch die Weingartner Handschrift, jetzt in der Privat-Bibliothek des Königes von Würtemberg befindlich, und die beiden Heidelberger Handschriften gebraucht. Willkommen wäre es wohl manchem gewesen, aus diesen Handschriften hier und da etwas näheres zu erfahren, so z. B. ob auf sie S. 146 sich die Worte gründen: wie in das

Meer ein Schlag; ist Bodmer's flac Druckfehler? wird ein aufmerksamer Leser fragen.

Die Hauptquelle, beynah die einzige Quelle, aus der sich Nachrichten über Walthers schöpfen lassen, sind seine Lieder. Bey einigen derselben läßt sich die Zeit, in der sie verfertigt wurden, mit Gewisheit, bey andern mit Wahrscheinlichkeit, bey den meisten gar nicht bestimmen. Eine nach der Folge der Jahre fortschreitende Lebensgeschichte des Dichters ist mithin unmöglich; und Hr. U. vertheilt daher den Stoff, den er gesammelt hat, unter neun Abschnitte, bey welchen theils die Zeitfolge theils Vereinigung verwandter Gegenstände berücksichtigt ist. Um unsern Lesern eine vollständige Uebersicht zu geben, theilen wir die Aufschriften dieser Abschnitte hier mit, und erlauben uns hin und wieder unsere eigenen Ansichten beizufügen. — Abschn. 1. Einleitung. Des Dichters Herkunft. Die Sänge Thurgaus. Friedrich von Oesterreich. Des Dichters Jugend. — Walthers Geburtsjahr läßt sich eben so wenig bestimmen als sein Geburtsort. Den letzteren im Thurgau zu suchen, hat durchaus keinen haltbaren Grund. Ausgemacht ist, daß er zum Ritterstande gehörte, daß er die Kunst des Gesanges in Oesterreich erlernte, und daß er durch den Tod des Herzoges Friedrich, der 1198 auf seiner Kreuzfahrt starb, einen Verlust erlitt, der ihn tief niederbeugte. — Abschn. 2. Philipp von Schwaben. Deutschlands Zwiespalt und Zerfall. Walthers als Vaterlandsdichter. — Die bedeutende Rolle, welche unsere Dichter im dreyzehnten Jahrhunderte spielten, ist noch lange nicht gehörig anerkannt; sie würde es werden, wenn die vielen Lieder, welche sich auf öffentliche Begebenheiten und öffentliche Personen beziehen, der Zeitfolge nach zusammen gestellt und erläutert würden; und eine solche Sammlung historischer Gemälde würde für die Geschichte unseres Vaterlandes nicht minder ersprießlich seyn als eine bündereiche Sammlung von Urkunden. Man irret sich sehr, wenn man den Wirkungskreis

der Dichter und Sänger auf die Unterhaltung muffiger Stunden, auf die Vermittlung geheimer Liebesverstandnisse, auf die Verherrlichung der Hofseite beschränkt. Sie waren höchst wichtige Personen für diejenigen, welche das Ruder des Staates führten, oder zu führen wünschten; sie leiteten die Denkart des Zeitalters; sie entschieden über den guten oder schlechten Ruf des Einzelnen. Sie selbst wanderten von einem Hofe zum andern; allgemein verbreitet waren ihre Lieder: und ein Lied wirkt mehr als eine Flugschrift oder eine Zeitung. — Den feyerlichen Zug, mit dem König Philipp die Weihnacht:n zu Magdeburg feyerte, und den Walther so anschaulich beschreibt, setzt Hr. U. in das Jahr 1204 oder 1207; nach dem Zeugnisse einer handschriftlichen Chronik, das in der Wunschelruthe St. 47. abgedruckt ist, fand dieser Zug im Jahre 1198 statt. — Abschn. 3. Walthers Wanderleben. Der Hof zu Thüringen. Die Hoffanger. Des Dichters Ansichten von Fürsten und Furstenrathen, von Geburt, Freundschaft, Manneswerth. Wirke in sein Inneres. — Unter den Städten, die Walther besucht hat, möchte wohl auch Rom zu nennen seyn; die Zeile (W. 1. 102. a) ze Rome hörte ich liegen, scheint eine solche Reise voraus zu setzen. — Abschn. 4. Otto IV. und Friedrich II. Walther empfängt ein Reichslehen. Der Truchseß von Singenberg — Ueber das 'lehen', von dem der Dichter (W. 1. 130. b) spricht, ist eine bestimmtere Aufklärung mehr zu wünschen, als zu hoffen; in der vorlehten Zeile des Spruches will Walther aber wohl nicht sagen, daß er gescholten habe, sondern, daß auf ihn gescholten worden sey. — Abschn. 5. Walthers Minnesang. — Walthers Minnelieder werden hier insgesammt auf Liebesverhaltnisse bezogen, in denen der Dichter selbst stand. Unserer Ansicht nach, muß man annehmen, daß die Dichter öfters auch von Andern, die selbst nicht tahlich waren, ein Lied zu dichten, angegangen wurden, dergleichen Lieder zu verfertigen. Bey vielen Liedern, in

denen eine Frau spricht, ist dieß ja offenbar der Fall; und warum sollten nicht auch Männer einen kunstfertigen Dichter zum Vertrauten ihres Herzens, und zum Dolmetscher ihrer Gedanken gemacht haben? Sollte es mit den Minneliedern, die nun einmahl der feine Ton verlangte, sich anders verhalten haben, als späterhin mit den Hochzeits- und Leichen- und andern Gelegenheits-Gedichten? Daß eine solche aufgegebene Arbeit, der Regel nach, weniger Eigenthümlichkeit hatte, oft nur in die hergebrachte Form gegossen wurde, ist natürlich; wiewohl auch hier Ausnahmen statt finden, wie, um nur Ein Beispiel anzuführen, Hartmans meisterhaftes Lied (W. S. 1. 181. b) 'Ob man mit liegen die sêle nert' auf das kräftigste beweiset. — In den Ausdruck 'Blumen brechen' scheint uns Hr. U. mehr zu legen, als billig und recht ist. — Abschn. 6. Der Hof zu Wien. Leopold VII. Der Kärnthner. Der Patriarch. Ulrich von Liechtenstein. — Abschn. 7. Walthers Kunst und Kunstgenossen. Nithart. Der Weifner. Reinmar. Walthers Standpunct in der Geschichte der deutschen Dichtkunst. — Sehr treffend sagt Hr. U. (S. 109): 'Soll die Fortbildung der Dichtkunst nach den bedeutendsten Meistern bezeichnet werden, so grenzt Walther in aufsteigender Reihe zunächst an Reinmar den Alten, in absteigender an Reinmar von Zweter.' — Abschn. 8. Friedrich II. und die Päbste. Erzbischof Engelbert von Köln. Die Kreuzzüge. Walthers Kreuzfahrt. — In dem S. 123 eingefügten bittern Spruche: Ahî wie kristenliche nû der bâbest lachet möchte man besonders Eine abweichende Zeile aus der Handschrift belegt sehen; auch ist gemennet, oder richtiger gement, nicht 'als Mannen, Vasallen pflchtig gemacht', sondern 'hingetrieben, hingepitschet, wie armes Vieh' (vgl. Stalder's Idioticon, und Victorius). — Abschn. 9. Des Dichters Alter. Seine Religionsansichten. Sein Tod. — In welchem Jahre Walther gestorben ist, bleibt noch immer ungewiß. Ausge-

macht ist, daß er 1225, nach der Ermordung des Bischofs von Eöln, noch am Leben war; der Bann, den Gregor IX. im Jahre 1227 über den Kaiser aussprach, gibt ein nicht völlig so sicheres Merkmal, weil Walthers Neußerungen sich auch auf den angedrohten Bannfluch beziehen könnten; die auf Wahrscheinlichkeit begründete Annahme aber, daß Walther 1231 noch lebte, kann, fürs erste, wenigstens nicht widerlegt werden. Daß seine Grabstätte zu Würzburg zu finden war, scheint zuverlässig zu seyn. Man vergl. was bey Gelegenheit von Oberthürs Schrift 'die Minne- und Meistersänger aus Franken' in unsern gel. Anz. vom J. 1818, S. 2054, gesagt ist, und bessere, noch einer Mittheilung im Morgenblatte (1821. St. 19), in Walthers Grabchrift *oblivisti in obiisti, und poscit in possit.*

N a u m b u r g.

Joseph de Maistre Versuch über Ursprung und Wachsthum der politischen Constitutionen und and. Einrichtungen, aus dem Franz. von Alb. von Haza. Naumburg. 1822. S. in 8.

Die vorliegende Schrift ist unter den Werken des berühmten Verfassers die erste, welche dem deutschen Publicum in einer Uebersetzung bekannt wird. Sie ist zwar nicht diejenige, welche dem Grafen de Maistre vorzugsweise unter den practischen Staatsmännern einen so großen Ruf verschafft hat, um dessentwillen derselbe auch für diejenigen, welche nicht mit seinen Meinungen übereinstimmen, ein bedeutendes Interesse haben muß. Doch eignet sich ohne Zweifel grade dieser "Essai sur le principe générateur des constitutions politiques et des autres institutions humaines" deshalb vorzüglich zur Mittheilung an das größere deutsche Publicum, weil der Verfasser, als strenger Catholik, hiezu am wenigsten den Tadel selbst sehr eifriger Protestanten auf sich ziehen wird. Der wahre Protestantismus (sagt der Herr Uebersetzer in der Vorrede mit Recht) duldet jede redliche Begeisterung für das Christenthum, wie strenge sie sich auch darstellen, wie keck sie auch auf den vollen Besiß derjenigen Wahrheit vertrauen möge, welche ohne Ende zu suchen und zu erforschen, der wesent-

liche Character des Protestanten ist. — Das Werk beginnt mit einer geistreichen Vorrede über das Wesen der Politik und über die Trüglichkeit der gemeinsten Grundsätze derselben, wenn man sie der Geschichte gegenüber stellt: ferner über den Ursprung aller Macht auf Erden in Gott; über die Legitimität der Könige; über deren Einsetzung von Gott. Der Text des Werkes besteht aus 67 einzelnen, numerirten, zum Theil aphoristischen Sätzen. Das Ganze aber kann man, dem Inhalte nach, in sieben Abschnitte theilen. In dem ersten Abschn. von Nr. 1-8 handelt der Vf. von dem Entstehen der Verfassungen durch die göttliche Leitung der Umstände, und von der Unmöglichkeit, eine Verfassung zu schreiben und a priori zu verschaffen. In dem zweyten Abschn. v. Nr. 9-17. ist die Rede von dem Einflusse der menschlichen Thätigkeit auf die Bildung der politischen Verfassungen. Im dritten Abschn. von Nr. 18-27 geht der Vf. über auf das Christenthum, als souveräne Macht auf Erden. Der vierte Abschn. v. Nr. 28-35 enthält eine weitere Ausführung des Grundsatzes: daß keinerley gesellschaftliche Verbindung bestehen könne, wenn sie nicht auf die Religion gestützt sey. Im fünften Abschn. unterwirft der Vf. alle menschliche Einrichtungen dem eben vorher aufgestellten Grundsatz, u. spricht dabey von der Erziehung, besonders vom öffentlichen Unterrichte und den Universitäten, und von der Erhaltung der Wissenschaften vor der Verderbnis durch ihre Verbindung mit der Religion. In dem sechsten Abschn. von Nr. 50-59 entwickelt der Vf. eine sehr geistreiche Theorie der Namen im Verhältnis zur Bedeutung der Sache, die sie bezeichnen sollen. Im letzten Abschn. endlich kommt der Vf. noch weiter auf die zur Haltbarkeit aller menschlicher Einrichtungen notwendig erforderliche Grundlage der Religion zurück, und beweist durch den Untergang der Monarchien, was er durch die Entwicklung ihres Entstehens angefangen hatte. Er beweist hier mit der Geschichte des Unglaubens bey den Alten, und mit einer erschütternden Darstellung der gottlosen Unternehmungen des achtzehnten Jahrhunderts, daß jegliche Einrichtung zu Grunde geht, so bald die Religion von ihr getrennt wird.“ Die Uebersetzung ist durchgehend genau, in einer des Originals würdigen Sprache, und die hinzugesetzten Anmerkungen zeigen nicht nur von dem genauesten Verständniß jeder in dem Texte manchemal fast dunkel ausgedrückten Andeutung, sondern auch von einer durchaus nobeln, ollem Jacobinismus fremden, Gesinnung in dem, was zur Beantwortung der höchsten religiös politischen Fragen angefordert wird. Sehr zu wünschen wäre, daß diese Uebersetzung dazu beytragen möchte, auch das norddeutsche Publicum mehr als bisher der Fall war, auf manche politische Schriftsteller, wie de Maistre, Bonald und Lamennais hinzuföhren. J. G. H.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

Den 10. Februar 1823.

B r a u n s c h w e i g.

Bei Friedrich Vieweg: Aristofanes von Johann Heinrich Voss mit erläuternden, Anmerkungen von Heinrich Voss. In drey Bänden. 1821. B. 1. S. 424. B. 2. S. 324. B. 3. S. 382 groß Octav.

Da eine ausführliche Beurtheilung von Uebersetzungen sich mit dem Zweck und der Einrichtung dieser Blätter nicht verträgt, so erlaubt sich Ref. nur eine kurze Anzeige dieser classischen Uebersetzung, durch welche der Meister in der deutschen Uebersetzungskunst seinem Ruhm ein neues Denkmal gesetzt hat. Nur einen kleinen Theil des Aristofanes hatte man bisher in verschiedenen Verdeutschungen. Der Werth dieser neuen zeigt sich besonders bey der Vergleichung mit jenen. Treue und Wahrheit des Nachbildes, die bey den ungemein glücklich wiedergegebenen Wortspielen am bewunderungswürdigsten ist, und bey den vielen anstößigen Stellen oft durch sanftere Ausdrücke, durch weniger gemeine und gebräuchliche Wörter und Wendungen erreicht, nirgends aber einem unalterthümlichen Zartgefühl aufgeopfert wird, unerschöpflicher Reichthum der Sprache, Gewandtheit und mit Mä-

figung verbundene Kühnheit, mit der Wörter aus verschiedenen Zeitaltern und Dialecten der Sprache zur Uebersetzung und Andeutung entsprechender im Griechischen benutzt sind, und die Verskunst, der hier die schwierigste Aufgabe gelungen ist, zeichnen dieses Werk vor allen jenen frühern Leistungen berühmter Uebersetzer aus. Die beygefügtten Erläuterungen, die in gedrängtem Auszuge das Unentbehrliche zur nächsten Verständigung enthalten sollen, beziehen sich besonders auf historische Schwierigkeiten, wobey auch ein Nachdenkender anstehen könnte. In der Wahl der Lesarten und Auslegung manches einzelnen konnte Ref. bey seiner durchgängigen Vergleichung mit dem griechischen Texte nicht überall mit dem Uebersetzer und Erklärer übereinstimmen, und harret auf den verheißenen vollständigen Commentar, dessen Erscheinen jetzt freylich der frühe Tod des Prof. Voss zweifelhaft gemacht hat. Möchte der treffliche Uebersetzer nun selbst das Versprechen erfüllen, und sein bewährtes Talent als Erklärer und Critiker, dem schon mehrere, besonders lateinische Dichter so viel verdanken, auch an diesem griechischen Komiker zeigen, in dessen Geist er so tief eingedrungen ist.

L e i p z i g.

Bei G. J. Göschen: *Amalthea* oder *Museum der Kunstmythologie und bildlichen Alterthumskunde*. Im Verein mit mehreren Freunden des Alterthums herausgegeben von C. A. Böttiger, Oberaufseher der Kön. Antikenmuseen in Dresden. Zweyter Band mit 4 Kupfertafeln. 1822. S. 394. in 8.

Nicht übereilt, aber auch nicht verspätet folgt auf den im Jahrgang 1821. St. 29 angezeigten ersten Band dieser Sammlung der zweyte, der jenem so wohl an Reichthum als an Interesse des Mitgetheilten völlig das Gleichgewicht hält. Der würdige Herausgeber hat diesmal uns keine eigne Abhandlung ge-

geben, sondern nur im Vorbericht theils den Aufsätzen des ersten Bandes einige fortführende Bemerkungen nachgesandt, theils die des neuen mit gewohnter Gewandtheit und Freundlichkeit beyhm Publicum eingeführt; und zwey Abhandlungen andrer Gelehrten mythologische Beylagen und Ausführungen beygegeben. Wir hoffen, daß dem verehrten Manne selbst Gesundheit und Muth nicht entstehen wird, um wieder durch eigene Gaben aus der Fülle seiner oft wahrhaft erstaunenden Gelehrsamkeit, und — wir wagen hier den von Vielen geheaten Wunsch öffentlich auszusprechen — durch Sammlang so vieler in ephemeren Blättern zerstreuten Aufsätze zu einem wahrheit Pankarpus das Reich seiner Wissenschaft auszubreiten. —

Herrn Hofr. Hirts fortgesetzte Abhandlung über die griechische Bildkunst erörtert die Steinschneide- und Stempelschneidekunst mit Umsicht und Klarheit. Ref. erlaubt sich wenige Bemerkungen. Daß die griechischen Münzen von Gold (oder Elektron) von hohem Alter selten seyen, muß man nicht zu streng nehmen. Das französische Cabinet, besonders aber Pavne Knight besitzen deren viele von der allerältesten Form und Arbeit; sie sind alle ohne Inschrift aber reich an Symbolen; P. Knight vertheilt sie nach mislichen Inductionen unter die Städte Alt-Griechenlands; aber nach den Fundorten zu urtheilen, werden sie meist den asiatischen Colonien, Kyzikos, Phokaea, Lampsakos, — bezuschreiben zu seyn. Auch dagegen haben wir einzuwenden, daß die ältesten Münzen die der Italischen und Sicilischen Colonien seyn sollen, da diese insgesammt schon weit ausgeführter und von jüngerem Styl sind, als die ältesten von Athen, Boeotien und der asiatischen Küste. Vor allen aber haben den Vorrang die zahlreichen Schildkrötenmünzen, welche zuerst Aeginet, p. 94. Aegina vindiciet, und wohl von manchen Englischen Reisenden schon vorher als Aeginetisch erkannt wurden.

Man kann allein in diesen die fortschreitende Kunstausbildung von mehreren Jahrhunderten darlegen, und vielleicht selbst, wenn man von der Unterwerfung Aeginas Ol. 80. rückwärts geht, auf Ol. 8. gelangen, wo Phidon der Argiverfürst die ersten Münzen zu Aegina schlug. — Darauf folgen zwei Abschnitte, wovon im ersten die Herkunft der griechischen Kunst aus dem durch Psammetich bekannt gewordenen Aegypten dargethan; im andern die Annahme einer Kunstcultur im Zeitalter Homers widerlegt werden soll. Daß der Verf. auf manche neuerlich in Betrachtung gezogene Momente keine Rücksicht nimmt, wird dadurch entschuldigt, daß auch diese Abschnitte schon im Jahre 1807 geschrieben sind.

Zur orientalischen Archäologie gehört die Abhandlung von Herrn Director Grotefend zu Hannover, welche die Bedeutung persischer Symbole zu entziffern zum Gegenstande hat, und sich besonders mit gewissen verschlungenen Verzierungen auf allerley Kunstmonumenten beschäftigt, die überall in ihrem Ursprunge die in Herrlichkeit verschlungene Zeit, Zerruane akerene, bedeuten sollen. So wenig Phantasie, Wiß und Gelehrsamkeit in diesen Combinationen zu verkennen sind: so scheint es Ref. doch, als wenn die Masse des eigentlich Erwiesenen gering wäre. Wenn aber Herr von Hammer (über den Ursprung griechischer Mythen und Götterbenennungen aus dem Orient), solche Mythologen, — die eine organische Entwicklung des Griechischen Mythos aus dem geistigen Leben der Nation selbst versuchen, — als Verdunkler des leuchtenden Tags ansieht, der seit der Stiftung der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta über die griechische Mythologie aus dem Orient mächtig hereingebrochen sey: so ersuchen wir ihn dagegen die erfreuliche Morgendämmerung einer vernünftigeren und methodischen Etymologie in der Mythologie, deren Erscheinen jetzt unverkennbar, nicht zu stören durch Versuche, wie vorliegender: worin der Name

Ζεὺς (der nach geregelter Etymologie mit deus und Σεὺς völlig eins) von einem Könige oder Heros Frans, Su oder Sev, Ares (dessen Wurzel in ἀρρην ἀρετή am Tage liegt) von areesch, göttlich, abgeleitet wird, wovonach διάδημα vom persischen Dihim, τέλεσμα vom Sabäischen Tilism herkommen sollen!

Herr Dr. Nöhdens Abhandlung über das sog. Memnonbild im Britischen Museum zeichnet sich durch Genauigkeit und Gründlichkeit sowohl in Beschreibung des Kunstwerks, als in Erzählung der Auffindung und Herbeschaffung aus. Es gibt unter den Ruinen des sog. Memnoniums, im alten Theben vier sog. Memnonscolosse, wovon aber nur einer den Namen mit Grunde führt, nemlich der mit den Zeugnissen vieler alten Reisenden beschriebne, früh zur Hälfte zerstörte, aber nach Juvenal, vielleicht indes noch unter Hadrian, ergänzte (denn wir sehen nicht ein, warum Herr Hofr. Böttiger S. 178. diese Ansicht für schwierig oder ungedenkbar hält). Die andern sind das unmittelbar dabeystehende nicht zerstörte, dann der ungeheuere aber ganz zertrümmerte Coloss im Innern des Memnoniums, endlich der sog. Young Memnon, dessen wohl erhaltene Büste Gegenstand dieser Abhandlung ist. Mit Recht beschreibt sie der Verf. als eins der schönsten Ideale ägyptischer Kunst; in der That haben die Züge etwas ungemein Weiches, Ruhiges, Sanftes; ja es wohnt in den breiten flachen Lippen, der rundgebognen Schaafsnase eine eigenthümliche Grazie. Wir bemerken noch, daß man an den Backen noch eine ganz leise Erhöhung als Spur des Bandes bemerkt, welches die Bartkapsel fest hielt, vielleicht war sie durch Farbe gehoben, obgleich sich dagegen wieder Manches einwenden läßt. Ref. gedenkt dabey des ungemeinen Vergnügens, welches ihm die genaue Betrachtung, und Discussion aller dabey in Betracht kommenden Zweifel und Fragen, mit dem einsichtsvollen Verf. dieser Abhandlung gemeinsam, gemacht hat. Herr Hofr. Böttiger in den mythologischen Zusätzen zu dieser Ab-

Handlung folgt meist den Deutungen von Kreuzer und Jacobs; Ref. begnügt sich die Frage aufzustellen: wo her wissen wir, daß die Statue zu Theben, in der der Aegypter einen alten König (Heroen kannte er bekanntlich nicht) Osymandyas, Phamenophis oder Sesostris vorgestellt glaubte, und die sonst nichts Auszeichnendes hatte, als das bemerkte Wunder des tönenden Granits, nicht bloß durch den Witz der Griechen zusammengedeutet ist mit dem Memnon der Fabel, dem Sohn der Morgenröthe, den sich die Aelteren durchaus nur aus dem Osten kommend dachten? — Herr Hofr. H. Meyer zu Weimar gibt die Fortsetzung der lehrreichen Bemerkungen über die Antiken in der Gallerie von Florenz. Herr Dr. Schorn handelt kurz und instructiv über die Pallasstatuen im Dresdner Antiken-Museum, besonders die colossale im vierten Zimmer, welche der Verf. mit großem Rechte als ein sehr vorzügliches Kunstwerk darstellt. Die Bemerkungen des Verf. hatten sich auch dem Ref. bey der Betrachtung des Werks aufgedrungen. G. Zoëgas Bemerkungen über eine Borghesische Marmor-Basament, und über fünf hieroglyphische Kreidetafeln im Museum zu Velletri mitgetheilt von Herrn Prof. Welcker, und Bischof Münter sind treffliche Muster von Genauigkeit und Bestimmtheit. Daß die von Böckh aufgestellte Erklärung der Inschrift des zu Olympia gefundenen Helms (s. besonders Explic. ad Pindar. Pyth. I. p. 255.) mit einer Abweichung (deren Sinn wir uns indeß nicht recht erklären können) schon vorher von Herrmann in Leipzig gegeben worden ist, bemerkt Herr C. J. Sillig. Die Verbesserung von Turwhitt in Str. XIV S. 640. wo für *σκολιά έργα-Σκόπα* gesetzt wird, wird von Herrn Hofr. Jacobs ziemlich evident gerechtfertigt; übersehen ist Uhdens Bemerkung in dem Museum der Alterthumswissenschaft über dieselbe Sache. Derselbe Gelehrte zeigt, daß bey Plin. 35, 8, 4. unter Olympium der Tempel des Zeus Olympios zu Athen verstanden werden

müsse, welchen Phidias gemahlt. Schon vorher war diese von Herrn Director Siebelis im Register zu Winkelmann unter Phidias gegeben. Die Erklärungen, Verbesserungen und Anfragen zu Pausanias dieses Gelehrten geben Proben überlegter Critik und Interpretation, wie sie jetzt in seiner Ausgabe des Schriftstellers vorliegt, deren ersten Theil wir in Händen zu haben uns freuen. Herr Prof. Osann gibt einen Beitrag zur Erklärung von Schriften auf Denkmalen alter Kunst; aber wenn es auch eine Vase und eine Gemme sind, von denen die beiden vorgelegten Stücke entnommen sind, so haben sie für sich doch keinen Bezug auf bildliche Alterthumskunde. Sehr dankenswerth ist Hirt's Mittheilung und Erklärung eines 1790 bey Neapel entdeckten gemahlten Vase, welche Poseidons Liebe zur Amymone darstellt. Die bildliche Darstellung ist auf jeden Fall nach einem Satyrspiele gemacht (nur darf man nicht an das attische Drama denken), wie Hirt bemerkt, und Böttiger weiter ausführt, der gewiß mit vollem Recht die Heerde der Amymone auf orchestrische Vorstellung deutet. Hieran knüpft der Herausgeber eine Erklärung der Poseidonsfabel unter dem Titel "der Dreyzack" welcher ihm das Symbol der Griechenland civilisirenden Phönicier, eigentlich aber entweder ein Werkzeug um Thunfische zu harpuniren (daß Poseidon dem Thunfischfange vorsteht, zeigt unter andern noch das alte von Str. VIII. 343, vgl. Athen. VIII, 334. beschriebene Gemälde), oder ein Erdbohrer um Wasser zu finden seyn soll. So mannigfaltige und überraschende Belehrung auch hier dargeboten ist, die sich auch auf Berichtigung alter Stellen erstreckt (nur bemerken wir, daß die sinnreiche und völlig sichere Emendation in dem Fragment des Eurip. bey Lykurg g. Leocrates -- οὐδ' ἄντ' ΕΑΑΙΑΣ χρωσέας τε Γοργόνοσ — außer Herrn Hofr. Böttiger auch den gelehrten Dobree, Porsoni notae in Aristoph. etc. Cantabr. 1820. p. 76; als Urheber nennen muß): so wenig scheint uns doch (Ref. sagt, was er denkt)

der Gang der Beweisführung stetig und zusammenhängend genug, um ein sicheres und befriedigendes Resultat zu gewähren. Doch ist darin vielleicht Ref. nicht mehr vorurtheilsfrey. — Den Abschnitt für Museographie füllt diesmal der sehr erwünscht kommende Ueberblick des Königl. Museums der Alterthümer in Berlin von Hrn. Prof. Leye-zow, welcher die angenehme Ueberzeugung gibt, daß sich innerhalb der Gränzen Deutschlands dem seit langer Zeit durch antike Kunstschätze bekannten und darum viel gepriesenen und geliebten Dresden nun auch Berlin, wie Mün-chen, an die Seite stellen.

Druckfehler entstellen diesen zweyten Band weit weniger als den ersten, doch manche, wie *πραίνον* S. 312 Z. 7 v. u. K. D. W.

S a l l e.

Gedr. bey Gebauer: De competentia legum exter-narum et domesticarum in definiendis potissi-mum juribus conjugum. Scripsit F r i e d e r i c u s Wilhelmus T i t t m a n n. 1822. IV. u. 70 eng-bedruckte Seit. in gr. Octav. Die Lehre über die Collision und den Vorzug einheimischer oder auswärtiger Gesetze und Rechte, bey manchen persönlichen und dinglichen Rechtsverhältnissen, ist bekanntlich ausnehmend streitig, und namentlich in Rücksicht ihrer Anwendung auf eigne Fälle sehr bestritten. So viele Abhandlungen wir auch über dieselbe, oder, doch wenigstens über einzelne Gegenstände derselben besitzen, so ist dennoch eine Revision derselben, nach durchgreifenden Grundsätzen, und ein umfassendes Werk über diese Lehre, ein großes Bedürfnis. Ein solches erhalten wir zwar in dem obengedachten Werkchen nicht, jedoch aber eine scharfsinnige Auseinandersetzung der leitenden Grundsätze, und eine genaue, sehr detaillirte Anwendung derselben auf die Collisionsfälle einheimischer und fremder Rechte bey den ehlichen Verhältnissen, vorzüglich in so fern solche auf Vermögensverhältnisse der Ehegatten sich beziehen. In dieser Rücksicht ist das Werkchen selbst sehr zu empfehlen, und zu wünschen, daß es dem Vf. gefallen möchte, dem Gegenstande im allgemeinen, und in Bezug auf alle Rechtsverhältnisse, bey denen dergleichen Collisionen denkbar sind, ein ausführliches Buch zu widmen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

Den 13. Februar 1823.

P a r i s.

Chez Dufour et D'Ocagne: Recherches sur les ossemens fossiles, où l'on rétablit les caractères des plusieurs animaux, dont les révolutions du globe ont détruit les espèces: par M. le Baron G. Cuvier etc. Nouvelle édition. Tome III. 412 S. 80 Kpft. 1822. 4.

Der Verfasser fährt in diesem dritten Bande fort die zahlreichen Reste der fossilen Thierarten aus der Umgegend von Paris zu analysiren und die Grundsätze der vergleichenden Anatomie auf ihre Configuration und Bestimmung anzuwenden. Es würde zu weit führen, dem Verf. in seinen scharfsinnigen Untersuchungen zu folgen, die auf jedem Schritt des Lehrreichen und Neuen so viel bieten, und Ref. beznügt sich daher die vorzüglichsten Resultate zusammen zu stellen. Zuerst bestimmt er die sehr zahlreichen und zum Theil sehr vollständigen Reste der Paläotherien und Anaplotherien, die sich vorzugsweise in den Steinbrüchen der Gegend von Paris, jedoch auch zu Puy en Belai, Orleans, Montpellier und Issel gefunden haben. Das Paläotherium stellt er seinem Körper:

D (1)

bau nach zwischen den Tapir, das Rhinoceros und das Pferd und führt folgende Arten davon auf: 1) *Palaeotherium medium*, ohngefähr von der Größe eines mittelmäßigen Schweins; 2) *Pal. magnum*, etwa wie ein Pferd; 3) *Pal. latum*, wie ein mittelmäßiges Schwein mit kürzeren Füßen; 4) *Pal. curtum*, etwa wie ein Schaf; 5) *Pal. minus*, etwas kleiner als das vorhergehende; 6) *Pal. minimum*, von der Größe eines Hasen; 7) *Pal. indeterminatum*. — Die Anaplotherien stellt er zwischen das Rhinoceros von der einen, und den Hippopotamus, das Schwein und das Kamel von der andern Seite, und unterscheidet: 1) *Anaplotherium commune*, von der Größe eines Esels, aber mit einem Schwanz so lang, wie sein Körper; 2) *An. secundarium*, wie das vorhergehende, nur dem Schwein ähnlicher; 3) *An. gracile*, wie eine Ohazelle; 4) *An. leporinum*, wie ein Hase; 5) *An. murinum* und 6) *An. obliquum*, beide etwa wie *Cavia cobaya*. Die Vollständigkeit der aufgefundenen Reste hat den scharfsinnigen Verf. nicht nur in den Stand gesetzt mehrere Skelete derselben mit geringen analogen Ergänzungen auf den Taf. LXII. LXIII. LXIV. LXV. in natürlicher Ordnung zusammen zu stellen, sondern er gibt auch Taf. LXVI den vermuthlichen Umriss der Gestalt des *Pal. magnum* und *minus*, so wie auch des *Anaploth. commune* und *gracile*, an deren Uebereinstimmung mit der natürlichen Bildung nach den vorhergegangenen Analysen und Synthesen kaum zu zweifeln ist. Die wenigsten der aufgefundenen und hier zusammengestellten Reste fanden sich in ihrer natürlichen Verbindung zusammen, einige jedoch ziemlich vollständig, die besten in horizontalen Lagen zusammengedrückt. Außer diesen werden noch zwey andere Pachydermen aufgeführt: 1) *Chaeropotame*, das wahrscheinlich zwischen das Schwein und das Anaplotherium zu setzen ist; 2) *Adapis*, von der Gestalt des Igels, jedoch

um ein Drittheil größer. — Seltner ist das Vorkommen von Fleischfressern in den Pariser Steinbrüchen; doch zählt der Verf. die von einer Art Hund oder Fuchs, von einer großen Art Coati, einem der *Viverra genetta* ähnlichen Thiere, einige andere zwar hierher gehörige, aber weniger bestimmbare Gliederknochen und zuletzt einer Art Sarigue oder Didelphis auf. — So finden sich also, sagt der Verf. S. 295, in den Steinbrüchen um Paris, in einer beträchtlichen Tiefe und unter verschiedenen Ablagerungen von Seemuscheln, Reste von Thieren, von denen die eine Gattung sich gegenwärtig ausschließend in America, die andere in Neuholland findet. — Aus der Familie der Rager führt der Verf. das sehr vollständige incrustirte Skelet eines Thieres auf, das in Absicht auf Größe und Gestalt der *mus avelanarius* sehr nahe kommt, und die Kinnlade einer noch größeren Art. — Auch aus der Classe der Vögel finden sich in den Pariser Steinbrüchen unzweifelhafte, mehr oder weniger vollständige Reste, die hier auf den Taf. LXXIII-LXXV. getreu abgebildet werden, so daß also das Vorhandenseyn der Ornitholithen nicht mehr in Zweifel gezogen werden kann, so viele andere man auch sonst fälschlich dahin gerechnet hat. — Die wenigen aufgefundenen Reste von Schildkröten, scheinen sämmtlich Süßwasserschildkröten angehört zu haben. — Auch von Krokodilen fand man einige Spuren. — Häufiger sind die Ichthyolithen; allein merkwürdig genug gleichen diese Reste mehr Seefischen als Süßwasserfischen, während das Resultat aller geologischen Untersuchungen Cuviers ausweist, daß die Reste aller andern aufgefundenen Thiere in Schichtungen liegen, die sich im süßen Wasser gebildet haben müssen, die erst später die See wieder überschwemmte. — Die Beschreibung der fossilen Vegetabilien, die sich an diese Untersuchungen anschließt, ist von Herrn Adolf Brogniard. Er unterscheidet Erogeniten, oder Reste von muthmaßlichen Dicotyle-

donen, und Endogeniten, oder solche von Akotyledonen, und unter diesen Culmiten, Lycopoditen, Phyl-liten, Palmaciten, an welchen allen sich jedoch keine Aehnlichkeit mit einer bekannten Gattung nachweisen läßt. Endlich erwähnt er noch einige Phytolithen, die noch bekannten Gattungen nahe zu stehen schei-nen, und zwar dem Equisetum, der Chara, der Pinus und der Wurzel der Nymphaea. Die hierzu gehörigen Kupfertafeln finden sich bey der zweiten Ab-theilung des zweyten Theils.

In den angehängten Zusätzen zu den drey ersten Theilen dieses Werkes gibt der Verfasser zunächst Nachricht über noch einige neuerlich aufgefundenen fos-sile Knochen von Elephanten, Mastodonten und Hip-popotamen; sodann eine Nachricht von den neuesten Sendungen der Herren Diard und Duvaucel, wo-durch das Königliche Cabinet jetzt auch ein vollstän-diges Geripp des Nashorns mit zwey Hörnern aus Sumatra besitzt, das hier vollständig beschrieben wird.—Es ist 6 Fuß 8 Zoll lang, 4 Fuß hoch. Das von Java ist zwar nur 5 Fuß 6 Zoll lang und 3 Fuß hoch, allein es ist von einem jungen Thiere, und es hat allen Anschein, daß dasselbe beträchtlich größer wird, als das von Sumatra. Von dem Letz-tern besitzt jetzt das Königliche Cabinet drey Häute und fünf Gerippe, die zwey durch ihre Größe ver-schiedenen Rassen angehören. Das kleinere ist von der Größe eines mittelmäßigen Ochsen, ohngefähr wie der ostindische Tapir, übrigens dem größern ganz ähnlich. Dieses hat, außer seinen zwey unterscheiden-den Hörnern, eine mit schwarzen, steifen und zollan-gen Haaren dünn besäte, an manchen Stellen schä-bige Haut; die Halsfalten sind weniger dick, die über die hintere Schulter und am Schenkel sind weniger tief; die Querfalte über das Kreuz fehlt ganz. — Das mit einem Horn von Java unterscheidet sich am auffallendsten durch seine mit harten, eckigen Schup-pen besetzte Haut, die an die der Panzerthiere erin-

nern; es hat eine Quersalte über den hintern Theil der Schulter und eine andere über das Kreuz und eine Längensalte oben an jedem Schenkel. Auch die Haut am Hals ist sehr faltig. Die nähere Beschreibung des Knochengengerüsts ist keines Auszugs fähig. — Endlich gibt der Verfasser noch einige Nachträge von aufgefundenen fossilen Rhinocerosknochen, von neu entdeckten Resten des Lophiodons, und zuletzt von zwey Arten einer ganz neuen Gattung aus der Ordnung der Pachydermen, die er Anthracotherium nennt und in der Gegend von Agen gefunden worden sind. — Wer sähe nach so vielfachen Beleh-rungen nicht der Fortsetzung dieses Wertes mit Erwartung entgegen?

H a m b u r g.

Hey Perthes und Besser: Flora Hamburgensis pharmaceutica. Oder Verzeichniß und Beschreibung der um Hamburg und in den angrenzenden Ländern wild wachsenden Arzney - Pflanzen. Von Dr. G. Eimbcke. 1822. 168 Seiten nebst einem Register in 12.

Nach Anordnung des Persoon - Linneischen Systems werden in diesem Werke die um Hamburg wildwachsenden officinellen Gewächse aufgeführt. Die Charaktere der Gattungen und Arten sind lateinisch gegeben. Auf diese folgt eine deutsche Beschreibung, die Angabe der Dauer der Pflanze, der officinelle Namen, der Standort, und dann einige Citate. Bey manchen Arten, auch bey ganzen Gattungen fehlen die deutschen Beschreibungen, ohne daß ein Grund ihrer Weglassung ersichtlich wäre. Am Schluß der einzelnen Gattungen werden die nicht officinellen Arten derselben, die der Hamburger Flora angehören, dem Namen nach aufgeführt. Der Abfassung des ganzen Werks ist, wie der bescheidene Hr. Verfasser in der Vorrede selbst äußert, Mössiets gemeinnütziges Hand-

buch der Gewächskunde. Altona 1815. 8. zum Grunde
 gelegt. Man stößt daher auch nirgends auf etwas
 dem Verf. eigenes oder neues. Wenn dieses dem
 Werke, seinem Zwecke nach, auch nicht zum Vor-
 wurfe gereichen mag, so hätte man doch mit Recht
 an den Verf. die Forderung machen können, ein clas-
 sisches Werk seiner Arbeit zum Grunde zu legen.
 Die Zahl der berücksichtigten Autoren ist sehr gering,
 und die Wahl nicht immer die beste. Decandolles
 Versuch über die Arznekräfte der Pflanzen übersetzt
 von K. J. Perleb, und Dierbachs Handbuch der me-
 dicinisch-pharmaceutischen Botanik hätten wenigstens
 nicht übergangen werden sollen. In Beziehung auf
 den Hauptzweck des Werks aber ist es zu tadeln,
 daß die Standörter zu unbestimmt und deren überall
 zu wenige angegeben sind. Gewöhnlich ist des Bey-
 spiels wegen nur ein Standort genannt; sehr häufig
 wird gar kein specieller Standort angeführt, und ver-
 schiedentlich hat der Verf. die Pflanze nur auf Wils-
 lers Autorität aufgenommen. Wenn der wesentlichste
 Nutzen eines Werkes dieser Art, welches für die Wis-
 senschaft an und für sich ohne Gewinn ist, darin be-
 steht, eine Anleitung zur Beziehung der Arznege-
 wächse zu geben, die einer Gegend von der Natur
 verliehen sind, so ist vor allem eine besondere Sorg-
 falt auf die genaue und vollzählige Angabe der Stand-
 örter zu verwenden. Uebrigens ist nach des Verf.
 Kenntniß der betreffenden Gegend ihr Reichthum an
 officinellen Gewächsen größer, als aus des Verf. Ver-
 zeichnisse hervorgeht. Verschiedene der aufgezählten
 Gewächse sind dagegen keine Bewohner der Hambur-
 aer Flor. Dahin gehören *Betonica officinalis*,
Malva crispa, *Corydalis lutea*, *Salix rosmari-
 nifolia* etc. Einige andere sind zweifelhaft, als
Mentha rotundifolia. Die beabsichtigte Auffüh-
 rung der nicht officinellen Pflanzen am Schlusse je-
 der Gattung ist zu loben. Sie würde ohne Raum
 einzunehmen, zu einer für die vergleichende Pflanzen-

geographie interessanten Uebersicht der auf dem Hamburger Gebiete vorkommenden Gewächse führen, und bis zur Erscheinung einer, uns bis jetzt fehlenden, Hamburger Flora deren Stelle vertreten können, wenn sie weniger unvollständig wäre. Sie enthält aber kaum die Hälfte der dort vorkommenden nicht officinellen Pflanzen, und kann daher diesem Zwecke nicht entsprechen. Hoffentlich haben wir indessen bald ein vollständigeres und gediegeneres Werk über den wirklich großen Pflanzenreichtum Hamburgs zu erwarten, da seit kurzem ein neues Leben für das Studium der Botanik in dieser, zu ihren frühern glücklichen Verhältnissen zurückkehrenden, Stadt aufzublühen beginnt.

H a n n o v e r.

Bey dem Verfasser und in Commission bey Helsing: Authentische und vollständige Beschreibung aller Feyerlichkeiten, welche in dem Hannoverschen Lande bey der Anwesenheit Seiner Königl. Majestät Georgs des Vierten während dem Monate October 1821 veranstaltet worden sind. Verziert mit dem ähnlichen Portrait Sr. K. M. und 21 treuen Abbildungen Zusammengetragen und herausgegeben von Heinrich Dittmer, Med. Dr. und Königl. Hann. pensionirtem Militairwundarzte. 1822. — 349 Seiten in gr. Quart.

Die Absicht des Verf. war bey der Herausgabe dieses Werks, laut der Vorrede, der treuen Anhänglichkeit der Hannoveraner, welche sie ihrem Landesherren bey dessen im October 1821 seinem Stammlande geschenkten Besuche, durch Wort und That erwiesen haben, ein Denkmal zu setzen, und so enthält das Buch eine genaue Beschreibung der angestellten Feyerlichkeiten, erbaueten Ehrenbdgen, u. s. w., und eine Sammlung der dem Könige überreichten,

oder gewidmeten Gedichte. Es zerfällt demgemäß in zwey Hauptabtheilungen in den erzählenden oder prosaischen Theil, und in die Gedichtsammlung. Der erste wird sehr zweckmäßig mit einem Blicke in die Vergangenheit, welcher eine Stammtafel der Königl. Linie der Braunschweigischen Fürsten, und eine Darstellung der Verhältnisse, wodurch dieselbe auf den Englischen Thron gelangte, dann aber auch eine Erzählung der Reisen der Könige Georg I. u. II. nach Hannover, und der Krönungsfeierlichkeiten Georgs II. enthält, eröffnet. Hierauf folgt eine genaue Beschreibung der Abreise Königs Georgs IV. nach Hannover, der Feyerlichkeiten, welche zu seinem Empfange auf den Gränzen und in den von ihm passirten Städten und Ortschaften angeordnet wurden, seine Ankunft in Herrenhausen, sein Einzug in Hannover, die dabey angestellten Festlichkeiten, seine Abreise, und zugleich Berichte aus solchen Ortschaften des Landes, wo man Anstalten zum Empfange des Königs gemacht hatte, wohin derselbe aber für diesesmal nicht kam. Auf den zweyten Theil, oder die Sammlung der zahlreichen bey dieser Gelegenheit erschienenen Gedichte, folgen noch einige Schlußbemerkungen, größtentheils durch die Danksagungsrescripte des Königs von London aus, veranlaßt. Die Abbildungen stellen Grund- und Aufrisse, so wie die emblematischen Verzierungen der Ehrenbogen, Illuminationen, die Ordres de bataille bey den angeordneten Manoeuvren der Truppen, und die Gegend des gleichfalls angeordneten großen Treibjagens vor; sie sind im Ganzen nett, und sorgsam ausgeführt, nur ist die illuminirte Abbildung des Carousselritters eine widrige gekleckte Fratze, und hätte entweder sorgfältiger behandelt, oder gar weggelassen werden müssen. Besonders auszuzeichnen ist dagegen der schöne Steindruck, das Feuerwerk in Herrenhausen abbildend. — Im Ganzen ist dem Verfasser das Verdienst einer sinnigen Anordnung, mühsamen Sammlung, und treuen Darstellung nicht zu versagen, und so möge das Werk vorzüglich bey denjenigen, welche den einzelnen Festlichkeiten beywohnten, — auch als ein werthtes Erinnerungsbuch — eine recht freundliche Aufnahme finden.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. Stück.

Den 15. Februar 1823.

G ö t t i n g e n .

Ein Schreiben des Herrn Kümker aus Paramatta in New South Wales an Herrn Hofr. Gauß vom August 1822 enthält außer vielen andern daselbst angestellten astronomischen Beobachtungen, deren Bekanntmachung für einen andern Ort aufgespart wird, auch die Beobachtungen des Enkeschen Kometen, welche Hr. Kümker im Junius v. J. angestellt hat. Bekanntlich war die Hoffnung, daß dieser Komet bey seiner im Jahr 1822 erfolgten Wiederkehr zur Sonne in Europa observirt werden könnte, sehr schwach, und in der That sind auch alle Bemühungen europäischer Astronomen, ihn zu sehen, ganz fruchtlos gewesen. Dagegen rechnete man darauf, daß er den Beobachtern in der südlichen Hemisphäre nicht entgehen würde: allein, da man bereits Nachricht hat, daß die Nachforschungen der englischen Astronomen auf dem Vorberge der guten Hoffnung nicht gelungen sind, so sah man um so sehnlicher den Nachrichten aus Neuholland entgegen, und wir freuen uns daher um so mehr, in unsern Blättern, die im 83 Stück von 1819 die erste Nachricht von Hrn. Enke's so höchst

3 (1)

merkwürdiger Entdeckung gegeben haben, nun die durch unsern geschickten Landsmann gewonnene Bestätigung derselben mittheilen zu können. Folgendes sind die sämmtlichen Beobachtungen, die Herr Rümker gemacht hat, da nach dem 23. Junius der Mondschein hinderlich, und nach dem Vollmonde der Komet zu lichtschwach war, um noch ferner beobachtet werden zu können.

Beobachtungen des Enkeschen Kometen in
Paramatta.

1822	Sternzeit	Mittl. AR	Mittl. Decl.
Junius	2.10h 39' 25"	92° 43' 51" 3	17° 39' 46" 3 Nördl.
	3.11. — —	93. 46 20 7	16 53 7,5
	4 11 3 0	94 46 0,0	16 4 36,7
	6 11 7 38	96 42 11,6	14 22 42,0
	7 11 3 10	97 38 15	13 26 5
	8 11 17 25	98 33 47,7	12 31 18,6
	10 11 20 0	100 24 43,8	10 29 49,5
	11 11 24 39	101 19 44,5	9 26 4,6
	12 11 40 0	102 17 52	8 18 30
	13 11 42 4	103 15 2	7 6 30
	14 11 55 0	104 15 40	5 52 27
	15 11 40 48	105 17 0,5	4 33 40
	19 12 13 38	109 54 36,4	1 29 43,7 Südl.
	20 12 16 53	111 14 26,9	3 14 29,1
	22 13 18 46	114 12 20,5	7 8 —
	23 12 53 55	115 47 41,7	9 9 48,4

Ob der Zusatz mittlere Rectascension und Declination auf ein Mittel mehrerer Beobachtungen, oder auf eine Befreyung von der Nutation Bezug haben soll, wird nicht bemerkt. Zur Vergleichung sind Sterne aus Piazzi's Catalog und aus der Histoire Céleste gebraucht, worüber Hr. Rümker das nähere mit erster Gelegenheit nachzuliefern verspricht.

Die Polhöhe der Sternwarte in Paramatta findet

Herr Kümker aus den beiden Solstitionen von December 1821 und von Junius 1822

33° 48' 41" 97

Aus einer Bedeckung von α Scorpii, am 10. April 1822, wo

der Eintritt 18" 35' 47" 4 M. 3.

der Austritt 19 14 27, 9

beobachtet wurde, findet Hr. K., die Mondsrörter aus dem Nautical Almanac entlehrend, die Länge von Paris

10 St. 3' 56" 3 aus dem Eintritt

10 4 7. 3 aus dem Austritt.

Göttingen.

Von Bandenhöck und Ruprecht: Ueber Confirmation und Confirmanden: Unterricht. Ein historisch-practischer Versuch von Hermann Wilh. Bodeker, Repetent. der theol. Facultät und Lehrer an der Univ. Töchterschule zu Göttingen. 1823. XXIII. und 359 S. kl. 8.

Mit einer eben so warmen, als gehaltvollen systematischen Behandlung eines, für den Berufskreis des pract. Religionslehrers anerkannt höchst wichtigen Gegenstandes eröffnet einer unsrer academischen jungen Gelehrten in dem vorliegenden Versuch, der achtungswerthen Frucht fleißigen Studiums, aufmerkamer nachdenkender Beobachtung, und günstiger äußerer Verbindungen, seine literarische Laufbahn. Zwar gebietet uns der Zweck unsrer Zeitschrift eine genauere Prüfung der einzelnen Ideen und Rathschläge, und deren, vielleicht hin und wieder etwas zu gedehnten Zusammenstellung zu umgehen, und uns auf eine gedrängte, mit einigen wenigen Winken begleitete Darlegung des Inhalts dieser Schrift zu beschränken; indeß dürfen wir doch die allgemeine Bemerkung voranschicken, daß selbst der strengere Gegner practisch theol. Studien auf Universitäten, der Art, wie der

Verf. dasselbe, nach dem ganzen Geist dieser seiner Arbeit, auf das rein wissenschaftliche Studium der Theologie gebaut hat, Gerechtigkeit widerfahren lassen werde.

In der Einleitung äußert sich Hr. B. über die Wichtigkeit des Conf. Unterr. und dessen Rang, wobey er das fundamentum divisionis dadurch zu rechtfertigen sucht, daß er die erstere auf die Bedeutung und den Einfluß dieses Unterrichts, zur Erreichung der höchsten Zwecke des menschlichen Lebens, bezieht, und unter dem letzteren die Stelle versteht, welche derselbe theils in dem Systeme der Pastoraltheologie, und theils unter den, dem Pastor obliegenden Geschäften einnimmt. Die Abhandlung selbst zerfällt dann in zwey Th., in den historischen und practischen; dem zulezt 9 Anlagen, größtentheils als Versuche, die empfohlenen Rathschläge in Beyspielen anschaulicher zu machen, beygefügt sind.

Der erste, oder historische Theil zählt zuvörderst die verschiedenen Benennungen der Confirmanden und des Conf. Unterr. auf, wobey der Verf. richtig bemerkt, daß es einen eigentlichen Conf. Unterr. in der cathol. Kirche gar nicht gebe, wenn man nicht etwa den, in dieser Kirche bestehenden sogen. Communion-Unterricht damit vergleichen wolle; wie auch eine wesentliche Verschiedenheit zwischen dem protest. Confirmanden und dem cathol. Firmelinge statt finde. Hierauf wird der Begriff der Firmung unter den Catholicen, und der Confirmation unter den Protestanten, nach deren wesentlichen Bestandtheilen, aus einandergesetzt, und gelegentlich (Anm. 15. 24.) auf eine unrichtige Sprachweise in der protest. Kirche aufmerksam gemacht. Nur von dem cath. Firmelinge könne man nemlich sagen: Er wird confirmirt, da sich derselbe bey dem Act der Firmung völlig passiv verhalte, während die protest. Confirmat. von Seiten des Katechumenen activ sey, weshalb es von ihm heißen müsse: Er confirmirt, er selbst bestätigt

seinen Taufbund. Der sodann, mit rühmlichem Fleiß aus den, in den Noten angezeigten Quellen zusammen getragenen, und bis auf die neueste Zeit fortgeführten Geschichte der Confirmat. und des Conf. Unterr., ist die Geschichte des catechet. Unterrichts überhaupt, vor und seit der Reformation, vorausgeschickt, die, nach dem speciellen Thema des Buchs, wohl hätte entbehrt werden mögen.

Wenn schon diesem histor. Theil, so wohl im Text, als in den Anmerk., einzelne treffende practische Winke beygegeben sind, z. B. Anm. 16. 22. 39. u., wobey wir anderer Seits die Anmerk. 1. und 67. lieber nicht aufgenommen gewünscht, auch der S. 48 beyfällig erwähnten, hin und wieder jetzt Sitte gewordenen Trennung der öffentlichen Prüfung der Catechum. von dem Act der Confirmation nicht das Wort reden möchten; so hat dagegen der 2. Th. der Schrift einen durchaus practischen Character. Er zerfällt in 3 Abschn.: Worin besteht der Zweck des Confirm. Unterr.? Was ist für die Erreichung dieses Zwecks bisher geschehen? Was kann noch ferner dafür geschehen? Der Raum gestattet es uns nicht, dem Verf. in den einzelnen Aeußerungen hier zu folgen. Mehrestentheils würde das billigend geschehen; nur hier und da dürften wir mit ihm rechten müssen. So möchte z. B. das, was S. 123 über die Schwierigkeit und den Werth einer fortgesetzten Theilnahme der confirmirten Jugend an den kirchlichen Katechisat. gesagt ist, die Erfahrung gegen sich haben. Ferner scheint S. 135. Nr. 4. die Fertigkeit im Schreiben, wie nützlich sie immerhin ist, nicht als fixer Bestimmungsgrund der Maturität eines Catechum. zur Confirmat. angenommen, dagegen noch eher eine gewisse Geschicklichkeit im Choralstimmen (vergl. Anm. 54.) gefordert werden zu können. Endlich möchte das Bild von dem jetzigen Zustand des Confirm. Unterr. (§. 19-21) ein wenig zu schattenreich gezeichnet seyn.

Unter den vorhin erwähnten 9 Anlagen enthält Nr III. Thematata zu relig. Aufsätzen für Confirmationen, die nicht durchweg glücklich gewählt scheinen, und die wohl am zweckmäßigsten aus dem ertheilten Unterricht, und zwar möglichst individualisirend, entnommen werden. Sehr anziehend ist dagegen Nr. IX.: Ueber die jetzige jüdische Confirmation. Die Data sind aus Zohlfson Unterr. in der Mos. Rel. und Fränkel Sulamith III, 1. V, 2. und VI. entlehnt. Zufolge der Mischna (tract. Avath. 5.) wurde schon in den ersten christl. J. H. in den jüdischen Familien die, mit dem erreichten 13. J. beginnende religiöse oder geistige pubertas (verschieden von der Feyer der bürgerlichen pubertas, oder der väterlichen Majorennerklärung des 13 jähr. Kindes, nach tract. Nedarim) als ein ungewöhnlich festlicher Geburtstag gefeyert. Sie heißt Barmizva (jest auch Confirmation) d. i. eigentlich: der Jüngling des Gesetzes, weil von dieser Zeit an der junge Israelit verpflichtet ist, die Gesetze der erwachsenen Juden (Mizvath) auszuüben. Zu Anfange des jetzigen J. H. fing man an, die Barmizva dadurch würdevoller zu feyern, daß der Knabe, in Gegenwart des Rabbi u. c., die Versicherung erneuerte, nach dem Mos. Gesetzen und den übrigen heil. Büchern treu zu wandeln. Es geschah dies aber bloß im engeren Familienkreise, und an dem Geburtstage jedes einzelnen jungen Israeliten. Im J. 1813 erhob das israelitische Consist. in Cassel die Barmizva für seinen Geschäftskreis zu einer öffentlichen, in der Synagoge zu begehenden Feyer. Bey derselben prüft der Rabbi, nach dem zuvor ertheilten längeren Unterricht, die relig. Kenntnisse der, zu dem gesetzmäßigen Alter gelangten Knaben und Mädchen; läßt sie in seine Hand das Gelübde niederlegen, Glauben und gut Gewissen zu bewahren, und nimmt sie, mittelst einer Festrede, in die Zahl der erwachsenen Glieder der jüd. Gemeinde auf. Dieser ritus ist seitdem in allen größern

und gebildeteren deutschen Synagogen eingeführt, z. B. in Hamburg, Strelitz, Frankfurt a. M., Detschau u. Nur sind hin und wieder noch die Mädchen von dieser Confirmation ausgeschlossen; die Prüfung bezieht sich oft nur auf den Sabbathstext der Thora, und man nimmt die Feyer auch noch mit dem einzelnen jungen Israeliten, und zwar am ersten Sabbath nach seinem 13. Geburtstage, vor.

H a l l e.

System der vergleichenden Anatomie, von I. F. Meckel Professor der Medicin, Anatomie und Physiologie u. s. w. zu Halle. Erster Theil. Allgemeine Anatomie. 1821. ohne Vorrede 474 Seiten in Octav. Der um die Kenntniß der Einrichtungen des thierischen Körpers hochverdiente Verfasser liefert mit diesem Bande den Anfang eines großen Werkes über vergleichende Anatomie, auf welches er sich seit 1804 durch seine Studien zu Paris und ferner durch mehrmalige Reisen in Deutschland, Italien, Holland, England und wieder in Frankreich vorbereitete. Von mehreren trefflichen Männern dazu aufgefordert, entschloß er sich um so mehr es zu unternehmen als er bemerkte, daß seit Cuvier's Werke keines erschienen war, worin den schon vorhandenen Thatsachen viele hinzugefügt, oder der vor und durch ihn vorhandene und seit ihm angewachsene Stoff auf eine andere als compensirte Weise bearbeitet worden wäre. Indem gegenwärtiges Werk in einen allgemeinen und einen besonderen Theil zerfällt, enthält der vorliegende Band, die allgemeinsten Momente der thierischen Form und die Bildungsgesetze. Diese hat der Verfasser, nachdem er sie in einzelnen Aufsätzen und eben so in seinem Handbuche der menschlichen Anatomie zu entwickeln suchte, jetzt am richtigsten so aufzufassen geglaubt, daß er alle untergeordnete Betrachtungspuncte auf zwey, die Mannigfaltigkeit und

die Einheit oder die Analogie zurückführte. In der That seyen es diese beiden Gesichtspuncte, aus welchen fortwährend die thierische Form betrachtet werden müsse, wenn nicht ihre Darstellung entweder ein bloßes Aufzählen von Verschiedenheiten und Einzelheiten, oder ein eben so ermüdendes wiegelndes Haschen nach Aehnlichkeiten seyn soll, die nur zu oft nicht außer dem Geiste des Suchers ihren Sitz haben. Dem gemäß stellt der Verfasser in der Ersten Hauptabtheilung Bildungsgesetze auf, und zwar 1) Allgemeine Darstellung der Bildungsgesetze. 2) Angabe der wichtigsten Momente der thierischen Form. 3) das Gesetz der Mannichfaltigkeit. Dieses wird geschildert 1) im regelmäßigen Zustande nach A der Mannichfaltigkeit der Zusammensetzung der einzelnen Organe B der Mannichfaltigkeit des Thierreichs und zwar, 1) nach der Classenverschiedenheit 2) nach der Geschlechtsverschiedenheit, insbesondere rücksichtlich der äußeren Gestalt, Zahl und verhältnißmäßigen Größe einzelner Theile, der Größe der Färbung des Gewebes, der Mischung und der Kräfte. 3) nach den periodischen Verschiedenheiten, wieder insbesondere rücksichtlich der äußeren Gestalt, Zahl, Größe und Lage der Organe, Färbung, Größe, Gewebe, Mischung und Cohäsions-Verschiedenheiten und Kräfte. 4) Bastardverschiedenheiten. 5) Rassenverschiedenheiten. 6) Individuelle Verschiedenheiten. II. Regelwidriger Zustand. III. Ursachen der Mannichfaltigkeit. Vierter Abschnitt. Gesetz der Reduction 1) Aehnlichkeit in der Zusammensetzung des individuellen Organismus. 2) Aehnlichkeit verschiedener Organismen. 3) Zurückführung der verschiedenen Arten der Mannichfaltigkeit auf einander, sowohl im regelmäßigen als regelwidrigen Zustande. Der Reichthum zum Theil neuer, in einer trefflichen Ordnung und Sprache hier vorgestellter Thatfachen ist bewunderungswürdig, und den innigen Wunsch erregend, daß es von der Vorsehung dem unermüdlischen Verf. gegönnet seyn möge, dieses Deutschland Ehre bringende Werk glücklich zu vollenden.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

27. Stück.

Den 15. Februar 1823.

P a r i s .

Bei Anfelin und Pochard 1821: *Journal des opérations de l'armée de Catalogne, en 1808 et 1809, sous le commandement du General. Gouvion Saint-Cyr, ou matériaux pour servir à l'histoire de la Guerre d'Espagne.* Par le Maréchal Gouvion Saint-Cyr. 503 Seiten 8.

Der französische General, Gouvion Saint-Cyr, als guter Feldherr bekannt, zeigt sich in dem angezeigten Werke auch als militairischer Geschichtschreiber von einer ausgezeichneten Seite. Die Feldzüge der Franzosen in Catalonien, in den Jahren 1808 und 1809, sind, aus mehreren Gesichtspuncten betrachtet, merkwürdig; nicht nur weil sie uns einen Einblick in die Art, wie Bonaparte gegen seine Unter-Feldherren verfuhr, und wie die Spanier ihren Krieg führten, geben: sie führen uns auf ein Kriegs-Theater, das erst vor kurzem unsere Aufmerksamkeit aufs neue in Anspruch genommen hat und fortdauernd nimmt. Dieß Werk verdient in der That, bey der wichtigen Frage: ist es für die Franzosen unter den herrschenden Verhältnissen rathsam, wieder das Kriegsglück

in Spanien zu versuchen? studirt zu werden. — Souvion Saint-Eyr, erhielt am 17 Aug. 1808 zu Boulogne den Befehl, sich nach Catalonien zu begeben, um den Oberbefehl über das in dieser Provinz befindliche 7te Armee-Corps zu übernehmen. Bey seiner Reise durch Paris hatte er eine Unterredung mit Bonaparte, der über die erlittenen Unfälle in Spanien sehr niedergeschlagen war, und ihm keine andere Instruction gab, als, wenn möglich, Barcellona zu retten zu suchen. Der General fand die ihm anvertraute Armee in dem schlechtesten Zustande. Die eine Hälfte der Mannschaft im Hospital, die andere muthlos und Mangel an allen Bedürfnissen leidend. General Reille hatte die Belagerung von Gironne aufheben müssen, und war gezwungen worden, sich nach Figuières und der General Dumesme mit dem Verluste seiner Bagage und Artillerie nach Barcellona zurückzuziehen. — Catalonien, sagt der Verf. bietet unzählige Hindernisse, bey Führung eines Krieges dar; unter diesen ist Mangel an Lebensmitteln das größte. Es ist mit Bergen übersät, die, je nach dem sie sich von den Pyrenäen entfernen und der See nähern, abnehmen; die wenigen Thäler, sind von geringem Umfange und sehr durchschnitten. Die Kunst hat ihrerseits die Natur-Hindernisse vermehrt. Keine Provinz in Spanien zählt so viele feste Plätze, und diese sind nicht nur von Natur stark und gut besetzt, sondern auch auf den vortheilhaftesten Punkten angelegt; man kann sie nicht umgehen, oder ungestraft hinter sich lassen; in keiner findet man eine so zahlreiche und kräftige Volksmenge, ganz dazu geeignet, ihr Land aufs hartnäckigste zu vertheidigen. Catalonien verdankt den Reichthum, dessen es sich erfreuet, seinem Handel, seiner Industrie und seinen Manufacturen; aus dieser Ursache haben die Catalonier in allen Kriegen mit Frankreich, immer die größten Aufopferungen gemacht, nie, selbst auch nur auf kurze Zeit, der französischen Herrschaft unterworfen

zu werden, ein Ereigniß, das sie mit Grund für das Grab ihres Wohlstandes halten. Dessen ungeachtet hatte Bonaparte die Einverleibung Cataloniens mit Frankreich beschlossen; er behandelte dies Land schon als eine französische Provinz, ehe er es erobert hatte; seinen Generälen war aufs strengste verboten, irgend eine Gemeinschaft mit dem König Joseph zu haben, oder Befehle von ihm anzunehmen. Die Anstrengung der Catalonier, denen diese Absicht Bonapartes nicht unbekannt geblieben war, war unermesslich. Die ganze waffenfähige Mannschaft, hatte unter der Benennung: Somatenes, eine Miliz gebildet, die, ohne dem Staate irgend Kosten zu veranlassen, eine Macht von 46000 sehr furchtbarer Krieger ausmachte, und den Franzosen mehr Nachtheil zufügten, als die regulären Truppen. Die Einwohner der Festungen vertheidigten diese gleich dem regulären Militair, und so gar die Weiber hatten sich bewaffnet und in Compagnien eingetheilt. Eine andere Art von Miliz, die Miquillets diente regelmäßig in der Linie. Alle Spanier waren von einem Enthusiasmus beseelt, wie er vielleicht nie bey einer ganzen Nation in der Maasse geherrscht hat, den die unbedachtsame Politik Bonapartes veranlaßt hatte. Mit diesem Enthusiasmus, verbunden die Spanier eine noch wichtigere Tugend: die Beharrlichkeit. Der Verf. macht bey dieser Veranlassung folgende Bemerkung: "*L'enthousiasme est un auxiliaire mauvais, ou d'une utilité médiocre, il est même quelquefois dangereux; s'il est bon de l'exciter pour l'action d'un moment, il est toujours désavantageux de le faire pour une operation de quelque durée; car, s'il ne réussit pas, le découragement lui succede. La persévérance est une qualité bien supérieure, elle tient lieu d'abord du courage qui naît ensuite de l'habitude des dangers; c'est à elle que l'Espagne dut son salut; elle répara les désastres causés par l'enthousiasme.*"

Möchten diese Stellen von den deutschen Theoretikern nach Gebühr beherzigt werden, die den Enthusiasmus zur Basis des Moralischen der Kriegsheere machen wollen!

Bergebens stellte der Verf. dem Bonaparte den schlechten Zustand seiner Armee vor. Die Antworten die er von dem Major General, — Alex. Bertier —, erhielt, waren unbefriedigend und ausweichend. Bonaparte seinem Grundsatz getreu, daß der Sieg sich immer an die Führer knüpfen sollte, die unter seinen unmittelbaren Befehlen standen, zog alles was in Frankreich an Streitkräften zusammen gebracht werden konnte, nach Bayonne, von wo aus er in Spanien eindrang, während er seinen Feldherrn in Catalonien ohne alle Unterstützung ließ, gleichsam als würde sein eigener Ruhm durch deren Niederlagen größern Glanz erhalten. — Wir können dieser Ansicht des Verf. nicht ganz beppflichten. Der Operationsplan von Bonaparte war, auf seinem rechten Flügel offensiv und auf dem linken defensiv zu agiren. Von Bayonne aus, kam er, so bald er die Pyrenäen hinter sich hatte, in ebene Gegenden, wo er schnelle Fortschritte machen und bald Meister der Hauptstadt werden konnte. Von Perpignan aus, konnte er nur einen beschwerlichen Gebirgskrieg führen, der sich in die Länge ziehen mußte. Nach der Meinung des Verf. kann man aber in Spanien keine bleibende Eroberungen machen, ohne nicht Meister von Catalonien zu seyn, welche Provinz er als die Citadelle des Königreichs betrachtet. In dieser Verschiedenheit der Ansichten scheint uns der Hauptgrund der Unzufriedenheit Bonapartens mit Gouvion Saint-Cyr gelegen zu haben. Dieser war zu methodisch um in den Geist von Bonapartes Operationen eindringen zu können. Endlich erhielt Gouvion Saint-Cyr, einige Ersatzmannschaft. Allein diese bestanden aus wenigen gänzlich ungeübten Conscriptirten, und neu errichteten italienischen Truppen, in welche kein Vertrauen gesetzt

werden konnte. Unter diesen war das sehr starke 6te Italiänische Linien-Regiment, das aus Straßenräubern und Bagabonden aus allen Gegenden Italiens zusammengesezt war. Mit Zittern sah der General diese unheimliche Horde zu seinem Heere stoßen. Allein das, was man in allen Kriegen erfahren hat, bestätigte sich auch hier. Die Disciplin allein bildet den Soldaten im Kriege. Die strenge Mannszucht, die Gouvion Saint-Eyr bey seinem Heere einführte, machte diesen Auswurf der Menschen zu tapferen und regelmäzigen Kriegern. Das 6te Italiänische Linien-Regiment diente auf eine sehr ausgezeichnete Art.

Der Verf. mußte mit einem Heer von 26 Bataillons — seine Cavallerie hatte er aus Mangel an Fourage nach Frankreich zurückschicken müssen, und der Rest seiner Infanterie war in den Festungen, welche die Franzosen besetzt hielten, vertheilt, — der in Catalonien vereinigten Spanischen Macht, die auf 110 Bataillons und 32 Escadrons geschätzt ward, die Spitze bieten. Sein Hauptzweck mußte immer die Erhaltung von Barcellona seyn. Allein um die Gemeinschaft mit Frankreich offen zu halten, war der Besitz von Rosas nothwendig, welchen festen Ort er nicht ohne große Schwierigkeiten, — indem er über die See von den Engländern Unterstützung erhielt, — eroberte. Er hatte darauf das Glück die Spanische Armee unter dem General Vives bey Bilalha zu schlagen, und im Gefolge dieses Sieges Barcellona, das die Spanier eingeschlossen hatten, zu entsezen. Gouvion Saint-Eyr befolgte gegen die regulären Spanischen Truppen eine ganz eigenthümliche Tactik. Statt sie, nach einer erlittenen Niederlage mit Lebhaftigkeit zu verfolgen, und im Einzelnen aufzuräumen, gab er ihnen jedesmal die erforderliche Zeit sich wieder zu versammeln, die zerstreuten Bataillons zu formiren, und in ausgewählten Positionen in Schlachtdordnung aufzustellen. Die Spanischen Generale wollten nemlich den Krieg nach alter Weise, in geschlos-

fenen und ausgedehnten Linien aufgestellt, und so den feindlichen Angriff erwartend führen. Sie wollten mit ungeübten Truppen, die im Exercierbuche vorgeschriebenen taktischen Bewegungen ausführen, während die Franzosen, in dichten Colonnen angreifend, die spanischen Linien ohne großen Verlust zu erleiden durchbrachen, und in gänzliche Unordnung brachten. Die Spanier entflohen dann, ihre Waffen von sich werfend, mit der ihnen eigenthümlichen Schnelligkeit, sammelten sich auf rückwärts gelegenen Puncten, und erschienen bald nachher, nachdem sie aus den englischen Borräthen mit Waffen versehen waren, wieder auf dem Kriegs-Schauplatze, um das nemliche Schicksal zu erfahren. Die Franzosen gewannen große Siege, eroberten das feindliche Geschütz und Gepäcke, machten aber wenige Gefangene, und eben daher hatten diese Siege keine entscheidende Folgen.

Gouvion Saint-Cyr machte wiederholt diese Erfahrung. Er schlug die spanische Armee unter dem General Nives bey Molino del Rey und trieb sie nach Tarragona zurück. Aber wenige Wochen nachher stand ihm bereits eine neue spanische Armee, stärker und furchtbarer als die erstere, weil sie viele Schweizer-Regimenter enthielt, und von dem erfahrenen General Reading, von Geburt ein Schweizer, angeführt wurde, gegen über. Dieser organisirte sein Heer, und stellte die ganz verloren gegangene Mannszucht wieder her. Er faßte sogar den kühnen Entschluß, den General Gouvion Saint-Cyr einzuschließen. Dieser ließ ihn ruhig seine Abtheilungen in Bewegung setzen und als Reading seinen Zweck bey nahe erreicht zu haben glaubte, concentrirte der französische Herrführer plötzlich seine Hauptmacht, und schlug das Centrum der Spanier bey Igualada, wodurch der spanische General zu einem plötzlichen Rückzuge genöthigt wurde. Kaum hatte dieser aber sein Heer wieder versammelt, als er die Division Souham angriff und zurücktrieb; indessen erlitt er bald

nachher bey Valls eine völlige Niederlage und war genöthigt sich mit den Trümmern seines Heers in Saragona zu werfen.

Der französische General blokirte nun Saragona, wo Mangel an Lebensmittel bald Krankheiten erzeugte. Allein diese nemliche Ursache nöthigte Gouvion Saint-Cyr auf einen baldigen Rückzug bedacht zu seyn, wozu ihn noch andere Ursachen verpflichteten. Ein anderes spanisches Heer unter Wimphen, blokirte in Verbindung mit der englischen Flotte, Barcellona zu Lande und zu Wasser. Die Division Chabron ward aus dem Lager zum Entsatz von Barcellona abgeschickt, die auch so glücklich war, Wimphen zu vertreiben. Gouvion Saint-Cyr folgte mit dem Rest der Armee nach, und nahm sein Haupt-Quartier in Barcellona. Von da marschirte er nach Vich, um die Belagerung von Giroune zu decken.

Gouvion Saint-Cyr hatte schon mehrmals Veranlassung gehabt wahrzunehmen, daß er bey Bonaparte nicht in Gunsten stand. Zwar hatte er drey Schlachten gewonnen und Barcellona behauptet, aber dies genügte Bonaparte nicht; er sollte die spanischen Armeen ganz vernichtet haben, und Meister von ganz Catalonien seyn. Statt dessen erhielt Bonaparte von St. Cyr nur Beschwerden über den schlechten Zustand des 7ten Armee-Corps, — und eine bittere Critik der nicht auszuführenden Operationen, die der erstere durch seinen Major-General vorschrieb. Gouvion Saint-Cyr äußerte sich mit der Freymüthigkeit eines alten Soldaten, der die Wahrheit sagt, eine Sprache die Bonaparte nicht liebte. Dagegen erfuhr er die Zurücksetzung, daß oftmals die Befehle von dem Major-General direct an seine Unterbefehlshaber gingen, ohne ihm mitgetheilt zu werden. Bonaparte rief endlich den General Gouvion Saint-Cyr von dem Oberbefehl in Catalonien ab, und übertrug selbigen dem General Augereau. Da dieser aber wegen Unpäßlichkeit verhindert war, sofort zu der Ar-

mee abzugehen, so mußte Gouvion Saint-Cyr das Commando fortführen. In diese letzte Epoche seines Commandos fällt die Belagerung von Gironne, eine der merkwürdigsten in diesem Kriege, wovon sich in dem angezeigten Werke eine sehr umständliche und belehrende Erzählung findet. Der General Reading war an seinen Wunden gestorben. Sein Nachfolger Blake rückte zwar mit einem starken Heer zu dem Entsatz von Gironne vor; allein er vermied, unerschrocken seiner Ueberlegenheit, ein Haupttreffen, sondern begnügte sich mit Demonstrationen und wiederholten Versuchen, Vorräthe von Lebensmitteln und Ersatz-Mannschaften in die Festung zu bringen, welches ihm einigemal glückte. In Gironne herrschte Mangel an Lebensmitteln; ein Theil der Besatzung schlug sich glücklich durch das Belagerungsheer, das einen Sturm auf Gironne unternahm, der abgeschlagen ward. Dagegen hatte Gouvion Saint-Cyr das Glück, sich eines bedeutenden spanischen Convois der für Gironne bestimmt war, zu bemächtigen, und zugleich den General Blake mit bedeutendem Verlust zurück zu treiben: Gleich darauf, nachdem er seine Armee bis auf 8000 streitbare Mannschaften zusammengeschmolzen sah, begab er sich für seine Person nach Perpignan in der Absicht die Herbeyschaffung von Ersatz-Mannschaften und Lebensmitteln zu betreiben. Da er hierin nicht glücklich war, so legte er das Commando nieder, das Augereau endlich anzunehmen, genöthigt ward. Von diesem Augenblick an, erhielt die französische Armee in Catalonien von ihrer Regierung alle Unterstützung, die diese dem Gouvion St. Cyr absichtlich verweigert hatte. Dieser General ward, zum Lohn für seine großen Anstrengungen ins Exil geschickt. Augereau, obwohl sein Commando unter glänzenden Aussichten antretend, erfuhr bald bedeutende Unglücksfälle. Seinem Nachfolger Macdonald erging es nicht besser. De Caen mußte diesen ablösen, und auch dieser General erfuhr bald die Schwie-

rigkeiten, die mit der Führung eines Krieges in Catalonien verbunden sind.

Am Schlusse des Werks stellt der Verf. sehr belehrende Bemerkungen über die politischen und militairischen Fehler, welche sowohl von französischer als spanischer Seite in diesem Kriege gemacht worden sind, auf, und macht auf mehrere wichtige Regeln, die sich aus selbigen entlehnen lassen, aufmerksam. Vieles längst bekannte findet sich hier wieder, jedoch auch manches Neue. — Die Spanier benutzten den Enthusiasmus, der die Catalonier beseelte, vortrefflich, vorzüglich bey der hartnäckigen Vertheidigung ihrer festen Plätze, worin sie überhaupt Meister sind; allein ohne regulaire Truppen würde Catalonien doch keinen langen Widerstand geleistet haben. Daß Girónne eine so lange Vertheidigung leistete, entstand zum Theil daher, daß die französischen Ingenieure, welche die Belagerung leiteten, die Regeln der Kunst vernachlässigten und den Angriff übereilen zu dürfen glaubten. — Eine wichtige Frage wird von dem Verfasser weitläufig abgehandelt, nemlich: in wie fern soll die Volksmasse activen Theil an dem Kriege nehmen? Souvion Saint-Cyr ist der Meinung, daß die Spanier dem Volke im Allgemeinen eine größere active Theilnahme zugestanden, als es rathsam gewesen sey. Sie setzten, sagte er, fruchtbare Provinzen und reiche oder offene Städte, ohne allen Nutzen, der Zerstörung aus. Der Staat hat nur zu viele Ursachen, die Volksmenge zu schonen; sie sollte nur in seltenen Fällen, und zwar nur in entscheidenden Augenblicken, thätigen Theil an dem Kriege nehmen; am wirksamsten wird sie nach einer gewonnenen Schlacht gebraucht werden können. Allein auch dann nur, wenn die gehörigen Vorbereitungen dazu in Zeiten getroffen sind. Der Verf. benutzt diese Veranlassung um die Franzosen auf die Nothwendigkeit mit dem Systeme der regulairen Macht, auch das

einer Miliz im Frieden, zu verbinden, aufmerksam zu machen, und empfiehlt zugleich die Beybehaltung von Veteranen Corps. Man merkt, daß hier der Kriegsminister redet, dem es darum zu thun war, seine beabsichtigte Militair-Organisation Frankreichs, durch Beispiele aus der Erfahrung der neueren Zeit zu unterstützen. — Ein sehr sauber gestochener Atlas, der 12 Pläne und Charten enthält, begleitet dieß Werk.

U t r e c h t.

Von Johannes Altbeer: Von der Verwandtschaft der Physik und der Psychologie, von Dr. C. Fr. Bachmann, öffentl. Prof. der Philosophie auf der Universität zu Jena. Eine Preisschrift zur Beantwortung der Frage: "Darf man die Hoffnung hegen, daß einst Physik und Psychologie werden als zwey eng verwandte Wissenschaften betrachtet werden, deren allgemeiner Begriff in der speculativen Philosophie vorhanden ist? Und welches sind im entgegengesetzten Falle die Gründe, warum diese Wissenschaften, die doch für die Philosophie so reichhaltig sind, getrennt bleiben müssen?" Herausgegeben von der Societät der Künste und Wissenschaften für die Provinz Utrecht. Welcher Preisschrift in der Sitzung vom 23. Juni der gewöhnliche Ehrenpreis zuerkannt ist. 1821. S. 215 in 8.

Diese Preisschrift betrifft eigentlich die Frage: Ob der Mensch ein bloß körperliches Wesen sey, oder nicht? welche von jeher das menschliche Nachdenken beschäftigte. Die Utrechter Societät hat ihr aber durch die beygefügte Rücksicht auf den gegenwärtigen Zustand der Naturkenntnisse und auf gewisse Bestrebungen der Metaphysik ein größeres wissenschaftliches Interesse gegeben, und in der Preisschrift ist auch dieses Interesse ganz vorzüglich beachtet worden. Im

ersten Abschnitte führt der Verf. die Begriffe der Physik und Psychologie an, wie sie bisher festgesetzt worden sind, und klärt den Unterschied der Gegenstände auf, mit denen es beyde Wissenschaften zu thun haben. Im zweyten Abschnitte folgt die Bestimmung des Begriffes der speculativen Philosophie oder der Metaphysik, und eine geschichtliche Entwicklung des Gegensatzes zwischen Physik und Psychologie. Jener Bestimmung liegt eine kurze, aber vorzüglich gelungene und gehaltreiche Darstellung des eigentlichen Ziels zu Grunde, worauf die Bestrebungen der Philosophen älterer und neuerer Zeit hauptsächlich gerichtet waren, woraus erhellet, daß dieses Ziel immer auch die Aufklärung der gesammten Natur, ihrem Ursprunge, ihrer Mannichfaltigkeit und ihren Gesetzen nach, gewesen sey. Der dritte Abschnitt ist der genauern Bestimmung des Verhältnisses der Physik und Psychologie zur speculativen Philosophie gewidmet. Wie viel Treffliches in dieser Rücksicht von dem Verf. gesagt worden sey, kann schon aus einer Stelle, S. 115-116 abgenommen werden, worin es heißt: "Die Philosophie und die empirischen Naturwissenschaften sind ihrem wahren Wesen nach innig verwandt, sie bezeichnen nur gleichsam verschiedene Acte einer einzigen großen Handlung des menschlichen Geistes, der Selbstthätigkeit der Vernunft. Sie sind alle aus einer Quelle entsprungen, sie haben alle ein gemeinschaftliches Ziel, die Enthüllung der Tiefen der Natur, sie sind nur verschieden im Standpuncte, im Wege, in der Wahl der Mittel; so sehr auch jede ihren eigenen Gang zu gehen scheint, so berühren sie sich doch unversehens, ihre Bahnen durchschneiden sich, und wäre nur die ganze Laufbahn aller vor uns aufgerollt, so würden wir mit Bewunderung bemerken, daß alle an einer Stelle zusammentreffen". Als Resultate der Untersuchungen über das Verhältniß der Physik und Psychologie zu eins

ander werden aber S. 131 folgende angegeben. "An sich gibt es gar keine der Naturwelt entgegengesetzte Geisterwelt. Diese existirt als solche nur in unserer Abstraction. Die Geisterwelt ist eingehüllt in die leibliche. Der Grund des Auseinandertretens jener beyden Wissenschaften liegt erstens in der Kurzsichtigkeit unsers Geistes; zweytens in der Unermeßlichkeit der zur Betrachtung reizenden Objecte; drittens in den vielen Seiten der Betrachtung." Der vierte Abschnitt endlich betrifft die Hoffnung einer künftigen engeren Verwandtschaft der Physik und Psychologie. In der Aufklärung dieser Verwandtschaft hält sich der Verf. an Thatsachen des Bewußtseyns, und an die Erfahrungen vom Körper und von der Seele, und von der Wechselwirkung, worin beyde mit einander stehen. Nachdem nun Betrachtungen über den menschlichen Organismus überhaupt und über die Seele angestellt worden sind, vergleicht der Verf. die Gründe für den Materialismus und Spiritualismus ihrem Werthe nach, und zeigt, daß jener eben so wohl, wie dieser, die Prüfung nicht bestehe und aus einer einseitigen Speculation entstanden sey. Hierauf wird die Verbindung des Leibes und der Seele und die Art bestimmt, wie sie den darüber vorhandenen Thatsachen der Erfahrung gemäß zu denken sey. Und nachdem auch noch das Eigenthümliche der psychologischen und physischen Untersuchungen und die große Abweichung der einen von der andern angegeben worden ist, stellt der Verf. S. 205-206 folgende Sätze als die Resultate aller vorhergegangenen Nachforschungen und als Beantwortung der Preisfrage auf: 1) Die psychologischen und physischen Untersuchungen müssen, da ihre Objecte sich bey der strengsten Prüfung als verschiedenartige bewähren, auch in Zukunft so weit getrennt bleiben, daß man es nicht versucht, die Erscheinungen der Innenwelt aus allgemeinen Eigenschaften der Materie, oder die Phänomene der mate-

riellen Welt aus einem Gesetze der Innenwelt erklären zu wollen. 2) Leib und Seele, welche eine einseitige Abstraction als zwey entgegengesetzte Substanzen, oder als einerley betrachtet, sind an sich in so weit Eins, daß sie nur zwey verschiedene Zustungen Eines einzigen Wesens bezeichnen; die Seele ist materialisirt, der Leib mit Seelenkräften erfüllt, beide sind verwandt, für einander da, innigst verbunden, sich gegenseitig bestimmend. Hieraus folgt: die Gesetze der Seelenzustände müssen verwandt seyn und parallel gehen den Gesetzen des leiblichen Organismus, so daß sich in allen Erscheinungen der Innenwelt auf einer höhern Stufe dieselben Gesetze wiederholen, welche in den Gliedern des Leibes ausgeprägt sind. 3) Auch der Gegensatz zwischen einem Geisterreiche wie es im Menschen hervorbricht, und der äußern Natur ist bloß ein Product unserer Abstraction und Reflexion; an sich gibt es nur Ein ganzes, das Weltall, in diesem ist Eine einzige untergeordnete, aber vortreffliche Sphäre, das Menschengeschlecht. Hieraus folgt; in der Welt des Geistes spiegelt sich das Weltall ab; die Gesetze der Geisterwelt sind parallel den Gesetzen der materiellen Welt, für jedes allgemeine Naturgesetz, für jedes Weltphänomen gibt es ein entsprechendes Glied, einen vollkommnern oder mangelhaften Abdruck in der Geisterwelt. — Ist nun aber wohl durch diese Resultate der Nachforschungen des Verf. ein sicherer und der Wahrheit angemessener Aufschluß über das Verhältniß, worin das organische und geistige Leben im Menschen zu einander stehen, gewonnen? Sein Werk enthält allerdings über beyde Arten des Lebens sehr viel Nichtiges und aus einer tiefeindringenden Erforschung derselben Geschöpftes. Auch sind von ihm manche Fehler, die in den Speculationen über die Quelle des geistigen Lebens, oder über die Seele vorkommen, nachgewiesen worden. Allein auf eine Eigenthümlichkeit dieses Lebens, die

doch für die Beurtheilung seines Verhältnisses zum organischen Leben von der größten Wichtigkeit ist, hat er zu wenig Rücksicht genommen, nemlich auf die Bildsamkeit der geistigen Fähigkeiten des Menschen, und auf die Ordnung oder die Gesetze, wonach die Ausbildung dieser Fähigkeiten erfolgt. Je tiefer man aber in die Art und Weise eindringt, wie das Erkennen des Menschen zu größerem Umfange und zu höherer innerer Vollkommenheit gelangt, desto einleuchtender wird es auch, daß die Erweiterung und Ausbildung der Einsichten von den Dingen in der Natur nach ganz andern Bedingungen und Gesetzen erfolge, als worunter die Bildung und das gesammte Wirken des organischen Lebens steht. Die Annahme eines vollkommenen Parallelismus zwischen diesem Leben und dem geistigen ist dadurch veranlaßt worden, daß man es bey den Beobachtungen bewenden ließ, wonach gewisse Zustände und Veränderungen im Körper auf die Aeußerungen des geistigen Lebens Einfluß haben, auf eine Menge besonderer Eigenthümlichkeiten dieses Lebens aber und auf das Wachsthum desselben in den Wissenschaften keine Rücksicht nahm. Jener vollkommene Parallelismus wird schon durch Thatfachen widerlegt, die in jedem Irrenhause vorkommen. Denn darin werden immer Menschen angetroffen, deren organisches Leben in der besten Ordnung ist, und auch die gewöhnliche Dauer erreicht, deren geistiges Leben hingegen sich in großer Unordnung befindet, oder sehr schwach und unvollkommen äußert. Und ist denn etwa das organische Leben bey ganz rohen Menschen, deren Erkennen und Begehren das der menschenähnlichen Thiere wenig übertrifft, und worin die Anfänge des wahrhaft Menschlichen nur in einem geringen Grade zum Vorschein kommen, anders beschaffen, als bey Menschen, die sich in Wissenschaften und Künsten und durch edle Gesinnungen auszeichnen? Auch zeige man doch

in Ansehung der Geseze, wonach die Wissenschaften und Künste entstanden, fortgebildet wurden und wieder in Verfall geriethen, daß etwas davon schon in den Gliedern des Leibes ausgeprägt worden sey. In der wahren Cultur des Geistes und Herzens kommt ferner immer ein Gelingen des Bestreuens vor, im Denken und Handeln von dem Leibe und dessen Einflüssen auf beides unabhängiger zu werden. Söulten übrigens die Geseze, worunter die Zustände der Seele und des leiblichen Organismus stehen, auf einer höhern Stufe, wie der Verf sagt, dieselben seyn, so möchte es wohl mit der sonstigen Verschiedenartigkeit beider Zustände nicht viel zu bedeuten haben, und den Regeln der Naturforschung angemessen seyn, diese Verschiedenartigkeit für eine bloße Täuschung, die auf einem niedern Standpuncte vorkommt, zu halten. Denn die Geseze, worunter das Wirken eines Dinges steht, hängen ja mit dessen Wesen zusammen, und sind eine Bestimmung desselben.

H a l l e.

In der Kengerschen Verlags-handlung: Kirchenhistorisches Archiv von C. F. Stäudlin, H. W. Tzschirner und J. C. Vater, Doctoren und Professoren der Theologie zu Göttingen, Leipzig und Halle. Jahrgang 1823. 1. Heft 125 S.

Nachdem das "Archiv für alte und neue Kirchengeschichte" und der "Anbau der neuesten Kirchengeschichte" geschlossen sind, so haben sich die drey genannten Männer vereiniget, eine neue kirchenhistorische Zeitschrift heraus zu geben, von welcher am Anfange jedes Vierteljahrs ein Heft von ungefähr acht Bogen erscheinen soll. Dieses erste Heft enthält I. Einen "Grundriß der Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts bis in das Jahr 1822. von Stäudlin". Er soll einen Theil der Aufsätze und Urkunden, wel-

che in dieser Zeitschrift vorkommen werden, erläutern und ihren Inhalt mit anderen Begebenheiten in Zusammenhang bringen helfen, die Kirchengeschichte des gedachten Jahrhunderts schon jetzt einleiten und anfangen, künftigen Geschichtschreibern in diesem Fache vorarbeiten und Züge der Zeit aufbewahren. Es ist absichtlich ein gedrängter und einfacher Grundriß, der sich nur hie und da bey den neuesten Begebenheiten eine größere Ausführlichkeit gestattet. In der Ordnung ist, jedoch mit gewissen Abweichungen, des Verfassers "Universalgeschichte der Christlichen Kirche" nach der dritten Ausgabe zum Grunde gelegt. Auch wird ebendesselben "Kirchliche Geographie und Statistik" bey dieser Gelegenheit zum Theil fortgesetzt und berichtiaet. Geliefert ist in diesem Hefte der Allgemeine Theil und von dem Besonderen die Geschichte der griechischen, evangelischen und reformirten Kirche und der kleineren christlichen Religionsparteien, die der catholischen Kirche ist einem folgenden Hefte aufbehalten. II. "Ueberblick der Römisch-Catholischen Kirche von 1814 = 1822. von Vater". Es werden die sich in diesem Zeitraume theils wiederherstellenden theils neu gestaltenden Verhältnisse des Römischen Hofes zu den einzelnen catholischen Ländern dargestellt und dann die Begebenheiten von allgemeiner Beziehung erzählt. III. Ueber die neueste Eintheilung der Gnostiker in an das Judenthum sich anschließende und antijüdische, über den damaligen Zustand der Kirche und das evangelium Ponticum von Vater". Dieser Aufsatz ist durch Neanders genetische Entwicklung der vornehmsten gnostischen Systeme zunächst veranlaßt. IV. "Ueber Carl Feas, Aufsehers der Alterthümer an der Ehigischen Bibliothek, Bertheidigung der Unfehlbarkeit der Römischen Bischöfe und Hadrians VI. von Ebendemsf. V. "Uebersicht der kirchenhistorischen Bücher vom J. 1822. von Ebendemsf."

B e y l a g e

zum 27ten Stück der Göttingischen
gelehrten Anzeigen.

Mit Sr. Durchlaucht des Herzogs von Holstein Oldenburg höchster Authorisation setzet die Regierung des Herzogthums Oldenburg für die beste und gründlichste Beantwortung der unten in lateinischer Sprache folgenden, von dem Collegio medico hieselbst verfaßten Fragen, "die Natur und Ansteckung des gelben Fiebers betreffend", hiemittelst eine Prämie von Zweyhundert Stück holländischer Ducaten unter den nachstehenden Bestimmungen aus, und ladet hiedurch die Aerzte aller Nationen zur Concurrrenz ein.

Die Fragen, deren Beantwortung Gegenstand der Preis-Aufgabe seyn sollen, sind folgende:

I. Quae sunt causae febris flavae in terris tropicis?

II. Num febris flava Europae australis, civitatumque Americae septentrionalis consociatarum, feбри flavae terrarum tropicarum similis est, iisdemque ex causis oritur?

III. *Morbus peculiaris, seu, ut vulgo dicunt, specificus, an nihil nisi vehementior febris biliosa intermittens et remittens climatibusque fervidioribus endemica est?*

IV. *Utrum, ubicunque hucusque exorta est, in oris maritimis inferioribus solummodo endemice grassatur, et locos editiores intactos relinquit?*

V. *Num saepius sporadice tantum, et nonnunquam solummodo, flagrantissimo anni tempore, ut epidemia apparet?*

VI. *Num in ea fortasse, vehementissima facta, quoddam secerni segregarique potest, quod contagione, vel proxima vel remota, aliis corporibus communicatur?*

VII. *Quantus caloris gradus requiritur, ut epidemiae naturam induat, sicque divulgetur, et ad quem gradum latitudinis septentrionalis hucusque pervenit?*

VIII. *Nonne etiam haec febris mensibus aestivis fervidioribus, in oris Europae aquilonaris et praesertim Germaniae, ad caurum sitae, maritimis oriri et epidemice divulgari poterit, an potius morbus tropicis et omnibus terris calidioribus proprius?*

IX. *Quodsi quaestio VI. de contagiosi hujus febris indole affirmatur, nonne statuendum est: etiamsi in regionibus septentrionalibus et prope oram maritimam jacentibus propter minorem caloris gradum, oriri febris ista endemice, divulgarique epidemice non possit; fervidioribus tamen mensibus periculum contagionis imminere his regionibus et quidem navibus e patria hujus morbi venientibus, sive mercibus, venenum recipientibus, onustae sint, sive*

socii infecti et lue jam correpti, eoque, si non propagationem epidemicam, sporadicam tamen, ut dicunt, contagionem effici posse?

X. Num febris flavae contagium, etiamsi in terris septentrionem versus sitis, hujus ipsius morbi naturam induere non possit, alios morbos exitiosos gignere potest?

XI. Quaestione IX. affirmata, febrim flavam utique in loca frigidiora transferri, et ibi, si non epidemice grassari, attamen sporadicam contagionem efficere posse; quaeritur:

a. quae consilia ad eam repellendam ineunda sint, praesertim si contagio per merces, e portibus infectis allatas, esse potest, et

b. num, si hoc negetur, institutum morae quadragenariae sit rejiciendum?

Die Beantwortung dieser Fragen kann in deutscher, lateinischer, französischer oder englischer Sprache erfolgen.

Die desfälligen Aufsätze werden bis zum ersten October des Jahres eintausend achthundert vier und zwanzig angenommen. Dieselben sind, mit einem Motto versehen, versiegelt, mit der Aufschrift: "Versuchte Beantwortung der von der Regierung des Herzogthums Oldenburg über die Natur und Ansteckung des gelben Fiebers aufgestellten Preisfrage" unter Adresse der Herzoglichen Regierung zu Oldenburg, bis zu dem gedachten Zeitpunkt, einzusenden, unter Beifügung eines ebenfalls versiegelten Zettels, welcher das Motto des Aufsatzes, das Datum desselben und den Namen, Stand und Wohnort des Verfassers, deutlich geschrieben, enthalten muß.

Die Regierung zu Oldenburg wird die bey
Ihr bis zum ersten October 1824 eingegangenen
Aufsätze der medicinischen Facultat auf der
Königlich Preussischen Universität zu Berlin zu
der von derselben gefällig übernommenen Kri-
tik und Beurtheilung übersenden, derjenigen
Beantwortung, welche von gedachter Facultat
für die beste und gründlichste und den Gegen-
stand erschöpfend erklärt seyn wird, den
ausgesetzten Preis von 200 Holländischen Du-
caten zuerkennen und solches, mit der Anzei-
ge des Namens des Verfassers, welcher sich
aus dem alsdann zu erbrechenden Zettel erge-
ben wird, öffentlich bekannt machen, auch
zugleich den Druck der gekrönten Preisschrift
verfügen.

Die Zettel mit den Namen der Verfasser
der übrigen Aufsätze, sollen, wenn dieselben
in Jahresfrist nach der letztgedachten Bekannt-
machung, nicht zurückgefordert sind, uneröff-
net verbrannt werden.

Aufsätze, welche nach dem ersten Octo-
ber 1824 hier eingehen sollten, werden zur
Concurrenz nicht mehr angenommen.

Oldenburg Novbr. 16. 1822.

Herzoglich Holstein - Oldenburgische Regierung

VON BRANDENSTEIN.

AMANN.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

28. Stück.

Den 17. Februar 1823.

L o n d o n.

The Ionian Islands. — Manners and Customs; Sketches of the ancient History; with Anecdotes of the Septinsulars by Tertius T. C. Kendrick Esq. X. 287 S. in 8. 1822.

Obgleich fast jeder Reisende in die Levante seinen Weg über die Ionischen Inseln zu nehmen pflegt, und Marmora, Corfi, Ramondini, Spon und Wheeler, Coronelli, und in neuern Zeiten St. Saviour, Bell, Dodwell, Mustoxidi, Bosset, manches Interessante über die Ionischen Inseln mitgetheilt haben, obgleich sich auch zur Erforschung der Alterthümer der Inseln eine Ionische Academie bildete und diese unter ihren Mitgliedern, auch Coray, Mustoxidi, Pouqueville, Fauvel, Visconti, Barbié-du-Vocage, Heyne und andere berühmte Geographen und Alterthumsforscher theils zählte, theils noch zählt; so fehlt es dennoch bis auf den heutigen Tag an einer gründlichen und umfassenden Darstellung der Ionischen Inseln in ihrem ehemaligen und heutigen Zustande. Wie würden das Werk St. Saviour's von diesem allgemeinen Urtheile ausnehmen, wenn es mit mehr Cris

B (2)

tif und mit genauerer Bestimmung dessen, was der Verf. selbst sah, und was er bloß dem Hörensagen nach erzählte, auch mit sorgfamerer Benutzung der Alten, die er nur aus Uebersetzungen zu kennen scheint, auszuführen wäre. —

Diesen Mangel glaubten wir durch vorliegendes Werk bey Lesung des Titels ersetzt zu sehen; allein leider wurden wir darin getäuscht. Schon die Charte, welche als Titeltupfer vorgeheftet ist, zeigt, wie wenig der Verf. sich ins Specielle einzulassen gesonnen sey. Sie enthält bloß die Hauptstädte der Inseln Corfu, St. Maura, Argostoli, Zante und Cerigo. Dennoch mögen wir mit Dank dasjenige hinnehmen, und mit Critik benutzen, was hier Neues geboten wird, das Bekannte aber, als eine Wiederholung für den betrachten, welcher die oben erwähnten Schriftsteller nicht selbst hat benutzen können. Der Verf. beschreibt die Inseln nicht in der Ordnung, wie er sie besuchte, sondern nach St. Fauveurs Vorgange in Capiteln, deren jedes die Beschreibung einer Insel zu enthalten pflegt. Der Insel Za-te sind indessen 2, Cephalonien 3, Corfu 6 Capitel aewidmet

Das erste Capitel fängt mit der Beschreibung von Zante an. Der Verfasser schiffte sich den 27. Aug. 1813 von Messina dahin ein, und erreichte die Insel den 7. Tag darauf früh Morgens (S. 3). Den Anblick beschreibt er sehr reizend und die "Nemorosa Zacynthus" erklärt er aus den dickwachsenden üppigen Olivenwäldern rechts von der Stadt, und links auf dem Berge Segio den Orangen, Citronen und Myrten: Wäldern. Die Einwohner schätzt er auf 18 bis 19000, vorzüglich Griechen mit Venetianischem und Türkischem Blute gemischt. Die Stadt ernährt sich von Handel und Manufacturen, und den reiche: Erndten von Corinthen, Oliven, Orangen und Wein in der Umgegend (S. 6). Der Wein gleicht dem Verf. zufolge so sehr dem Madera, daß auch ein Kenner dadurch getäuscht werden kann. Im

Winter steht die Ebene unter Wasser und verdankt diesem Umstande ihre Fruchtbarkeit. Die berühmten Pechquellen am Ende der Ebene beschreibt St. Saviour bey weitem genauer als der Verf.; nur lernen wir aus diesem, daß das Wasser, welches über dem Pech steht, ein Mittel gegen den Scorbut seyn soll. Von Alterthümern führt er bloß die Inschr. der Diana Opitis an, welche längst bekannt ist. Die Grabchrift des Cicero (von Ramondini zuerst mitgetheilt oder erdichtet und vorgeblich sogleich nach Padua geschickt) versichert der Verf. hier lange vergeblich gesucht zu haben (S. 10). Die Religion ist vorzüglich die Griechische, aber auch Catholiken finden sich. Das IIte Capitel (S. 14:27) handelt von der Erziehung, dem häuslichen und bürgerlichen Leben, den Festen, der Gerichtsverfassung unter Venetianischer Herrschaft und jetzt, wobey natürlich der jetzige Zustand sehr erhoben wird, dem Klima, worauf der Verf. die voluptas Jonia bezieht, (S. 25) und der Sprache (Neu: Griechisch mit Venetianischen Ausdrücken vermischt). Die Saniotischen Ephemeriden, in der Romaischen Sprache geschrieben, enthalten Nachrichten von den in den Inseln und auf dem festen Lande gefundenen Alterthümern. Im III. Capitel beschreibt er Sta. Maura oder Leucadia und Paxo. Auf der Reise dahin will er am Cap Biscardo Spuren einer alten Stadt entdeckt haben (S. 30), diese scheinen aber zu unbedeutend, als daß man bey dem Stillschweigen aller alten Schriftsteller hier eine Stadt in alten Zeiten ansehen könnte. Bey Erblickung des Leucadischen Felsen warfen die Schiffer nach einer alten Sitte eine Summe Geldes über Bord ("formidatus Apollo"). Paxo, die letzte der Jonischen Inseln, ist bloß ein mit Oliven bedeckter Berg, Antipaxo allein von Fischern bewohnt. Im IV. Capitel wird die unglückliche Stadt Parga, welche sich von Aly:Pascha bedroht in Britischen Schutz begeben hatte, wie der Verf. sie noch 1814 fand,

geschildert. Ein fruchtbares Thal von 6 engl. Meilen Länge, durch das schönste Klima begünstigt, bildete das Territorium der Stadt. Die Festung war sehr stark und den Engländern freywillig überliefert, wobey die Einwohner ein großes Fest anstellten (S. 46. 2c. beschrieben). Den Character der Pargäioten schildert der Verf. nicht von der besten Seite. — Capitel V. folgt die Beschreibung von Santa Maura von Arcanium (Arcarnania) nur durch einen künstlichen Canal getrennt, den man durchwaten kann, um zum festen Lande zu gelangen. Es ist sonderbar, daß der Verfasser die Lage der Stadt (S. 64) Amarichi (S. 65) so schlecht beschreibt, daß man sie nach ihm im Süden der Insel ansehen sollte, und daß er sie auch auf der Charte ausläßt. Die genaue Bestimmung der Lage dieses Orts ist desto wichtiger, da die Ruinen der alten Stadt Leucas, (nicht Leucadea) nahe dabey sind, nach dem Verf. 3 engl. Meilen nach St. Sauveur nur $\frac{1}{3}$ Lieue, von der Stadt. Der Verf. schließt aus der Construction der Mauern aus großen Steinblöcken ohne Cement, daß sie nicht alt seyn könnten. S. 67 findet sich die Bemerkung, daß im J. 1814 aufs Neue eine vergebliche Aufgrabung auf dem Vorgebirge, wo der Tempel des Apollo stand, gemacht sey. Bey Dodwell finden sich genauere Nachrichten über die noch jetzt bestehenden Ruinen des Apollo-Tempels. Von der vorgeblichen Entdeckung, des Gedichts der Sappho ist nicht mehr die Rede; aber der Verfasser hätte aus Paciaudi Mon. Pelop. II. p. 211 etc. andere nicht uninteressante Monumente anführen können.

Die Beschreibung von Ithaca folgt im VI. Capitel. Daß der Verf. jetzt nicht mehr an Zotako dabey denkt, ist natürlich. Homer wird immer in Uebersetzungen citirt. — Del, Wein, besonders rother, Orangen, Mandeln sind die Producte. Auch Eichen wachsen auf den Bergen. Ob gleich der Verf. mehr von den Alterthümern der Insel sagt als St. Sau-

teur, der "keine Spur von denselben finden konnte", so setzt er doch nur wenig zu den Nachrichten von entdeckten Alterthümern in Ithaca, die wir Sallust verdanken, hinzu, und dieses Wenige noch ohne Bezeichnung des Fundortes, des Finders und des jetzigen Aufbewahrungs-Ortes. "Nach der Constitution von 1817 soll, auf Ithaca wie es scheint, eine Universität errichtet werden." — Im VII. Capitel ist von Cerigo die Rede. Der Verf. war nur eine kurze Zeit dort (S. 90), und schreibt vieles, ohne seine Quellen anzuführen, Spon, Wheler und Coronelli nach. Daher "die Stadt des Menelaus, und das Bad der Helena". Palao-Castro soll die "Stadt des Menelaus" und Cythera davon verschieden des heut. Kapsali seyn. Die Ruinen von Cythera sind nicht N. sondern N. W. von St. Nicolas, und Palao-Castro werden die Ruinen von Scandea genannt, wie aus Castellans Pläne und genauerer Beschreibung erhellt. Interessanter sind die Nachrichten, die uns der Verf. aus dem Hauswesen der Cerigoten liefert. Von alten Münzen der Insel, worauf Paris mit dem Apfel seyn soll, weiß er (S. 89) zu erzählen, daß sie in den Sammlungen Venetianischer Familien vorkommen. Gellini kennt indeß keine andere Münzen von Cythera als eine mit dem Kopfe der Venus, einer fliegenden Taube und die retrograde Inscr. ΤΥ. Diese ist wahrscheinlich eher Cythera zuzuschreiben als alle übrigen, die man der Insel angedichtet hat. Cerigo ist jetzt ein ehrenvoller Verbannungsort für die britt. Officiere, wozu es sich wegen der Rohheit der Einwohner gut passen soll. Porphyrus hieß die Insel nicht sondern Porphyrysa.

Die Beschreibung von Cephalonia umfaßt das VIII. IX. und X. Capitel. Im VIII. Capitel handelt der Verf. von der physischen Beschaffenheit der Insel, und ihrer Eintheilung in 12 Bezirke, den Einwohnern (60:65000) den Hauptstädten, Argostoli (8000 Einwohner) Lixuri (6000 Einwohner) den Producten

(vortrefflicher Wein dem Cap-Wein ähnlich, Del, Corinthen, Rosinen in großer Menge). Die Italiänische Sprache ist fast die einzig herrschende, an Musik und Dichtkunst denkt keiner, das Volk ist sehr roh. Im IX. Capitel sind die Alterthümer abgehandelt, die Geschichte ohne Beweisstellen nach St. Sautour und andern Neuern, erzählt mit vielen Irrthümern, die Alterthümer S. 113. In der Palesinischen Inschrift muß ETTIXHN für STTIXHN gelesen werden. Paciaudi Mon. Pelop. 1. p. 64. hat sie richtiger geliefert. Auch andere für die Geschichte von Pale wichtige Inschriften hätte der Verf. aus Pac. II. p. 218 nehmen können. Diese sind zum Theil sehr alt (S für Σ wie auf der Sigeischen und der ältern Delischen Inschr.). Interessanter sind die Nachrichten, des Verfassers von dem heutigen Zustande der Ruinen von Cranion (S. 117) und von Same (S. 123), welche unter dem Wasser liegen, woraus er schließt, daß die See seit Homers Zeit gestiegen seyn müsse. Im X. Capitel schildert der Verf. die Sitten und Gebräuche der heutigen Einwohner mit großer Lebendigkeit und, wie es scheint, mit Treue und Unparteylichkeit. Das XI. Capitel über Corfu (fortgesetzt bis Capitel XVII) fängt der Verfasser mit einem übersetzten Verse aus Homers Odyssee an. Den höchsten Berg nördlich von Corfu St. Salvadore (Pantocrator) den alten Isthone schätzt er 3000 3500 Fuß hoch. Die Ruinen der alten Stadt Corcra sollen beynahe auf nichts reducirt seyn, doch wurden von den Französischen Arbeitern, welche an den Batterien beschäftigt waren, eine Menge Münzen gefunden, von denen der Dr. Gangadi in Corfu eine Sammlung veranstaltet hat, die verbunden mit einigen Inschriften, einen Theil seines Cabinets ausmachen. In einem Anhang S. 275 u. beschreibet der Verf. 25 Münzen aus dieser interessanten Sammlung. Im XIII Capitel wird die ältere Geschichte, ohne bestimmte Angabe der Quellen erzählt, welche

im XIV. Capitel bis 1821 fortgesetzt wird. Der Verf. hätte hier nicht unterlassen müssen, Dodwell und Neustoridi zu benutzen. Die 3 folgenden Capitel enthalten nicht unwichtige Nachrichten über den Handel der Corfuoten, schildern ihre Sitten, und verbreiten sich dann über den Zustand der Sieben-Insel Republik im Allgemeinen. Unter Venetianischer Herrschaft wurde die rothe Baretta mit dem Chapeau Bas vertauscht. Nun ging der eigenthümliche Character der Insulaner gänzlich verloren, aber Künste und Wissenschaften fingen allmählich an, wieder aufzublühen. Das Theater besuchten lange Zeit hindurch nur die Männer, jetzt beide Geschlechter, und die Musik wird wenigstens bey den höheren Ständen sehr geschätzt. — Das ganze Buch gewährt in Hinsicht des neuern Zustandes die meiste Belehrung, für die Alterthümer wünschen wir der Ionischen Academie die Thätigkeit einer Society of Dilettanti. Kr.

L e i p z i g.

Hey Hinrichs: Der Schuldthurmsproceß im Königreiche Sachsen. Ein Beitrag zu der Lehre von den im Königreiche Sachsen geltenden summarischen Verfahrensarten bey bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten. Von Dr. Wilhelm Siegmund Teucher, Königl. Sächsisch. Oberhofgerichts- und Consistorialadvocaten zu Leipzig. 1822. XXII. und 258 S. in gr. Octav.

Vor nunmehr beynähe 250 Jahren ist in Sachsen durch die 22te Constitution P. II im Allgemeinen jedem Gläubiger wider seinen zahlungsunfähigen Schuldner ein besonderes gerichtliches Verfahren gestattet worden, dessen Gegenstand und Zweck der sogenannte Schuldthurm ist, und welches aus dem, in dem Sächsenpiegel benannten, Geben des Schuldners an die Hand und Halfter des Gläubigers ver-

anlaßt wurde. Der Schuldthumsproceß ist nemlich ein summarisches gerichtliches Verfahren, welches zwischen einem Gläubiger und dessen Schuldner, nach des erstern fruchtlosem Versuche jedes rechtlichen Mittels, zu seiner gehörigen Befriedigung zu gelangen, zu dem Zwecke statt findet, damit der Schuldner in ein Gefängniß gebracht, und darin auf öffentliche Kosten, bis zu des Gläubigers völliger Befriedigung aufbewahrt werde. Der Schuldthumproceß setzt daher keinesweges das Daseyn eines Creditwesens, oder eine Versprechung der Zahlung bey Strafe der persönlichen Haft voraus, sondern nur die Zahlungsunfähigkeit des Schuldners, möge sie verschuldet, oder unverschuldet seyn. Er unterscheidet sich daher auffallend von den vier übrigen, mit ihm Aehnlichkeit habenden und ebenfalls die gefängliche Einziehung der Schuldner bezweckenden Sächsischen Verfahrensarten, namentlich, von dem peinlichen Verfahren wider muthwillige oder boshafte Banqueroutiers, von dem Wechselverfahren, von dem Verfahren wider solche Schuldner, welche die Erfüllung einer übernommenen Verbindlichkeit, bey Vermeidung des Personalarrestes versprochen haben, und von dem Verfahren bey dem Leipziger Handelsgerichte wider einen daselbst in Anspruch genommenen Schuldner. Unter diesen Umständen erscheint dieser Proceß als ein sehr merkwürdiger Gegenstand der ältern und neuern Sächsischen Gesetzgebung, und eine Bearbeitung desselben ist wahrhaft verdienstlich zu nennen. Eine solche ist denn von dem Verf. versucht worden, und, so weit es Ref. als Nichtsachse beurtheilen kann, demselben vorzüglich gelungen. Mit großem Fleiße ist jede gesetzliche und doctrinelle Bestimmung zusammengesucht, mit Klarheit und Gründlichkeit erläutert, und mit Bezugnahme auf viele Acten der Gerichtsgebrauch nachgewiesen.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.

Den 20. Februar 1823.

M a r b u r g.

Handbuch der Geschichte des Mittelalters von Dr. Friedrich Rehm, Prof. der Geschichte. Erster Band. Von der Völkerwanderung bis auf die Abbassiden und Carl d. G. 1821. XIV. u. 701 S. Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß gerade in dem Zeitpunkt, wo eine bekannte Schule sich bestrebt das Mittelalter in einem trügerischen Lichte darzustellen, eine Reihe gründlicher Historiker, ohne doch deshalb als Gegner von jenen aufzutreten, und ohne den Zweck auszusprechen jene zu bekämpfen, dasselbe zum Gegenstande ihrer Forschungen und Darstellungen machte. Zu diesen gehört auch der Verf. des gegenwärtigen Werks; dessen Absicht, um sie mit seinen eignen Worten zu geben, dahin geht, seinen Lesern, besonders den studirenden Jünglingen, eine klare und vollständige, doch nicht in das kleinste Detail eingehende, aber eben so wenig bloß compendiarische Uebersicht der, auf den gesellschaftlichen Zustand des Mittelalters einwirkenden Begebenheiten darzubieten; und tieferes wissenschaftliches Studium der mittlern Geschichte zu befördern. Man wird also nach diesen

Aeußerungen weder ein sehr bändereiches Werk, noch einen bloßen Abriß zum Gebrauch für Vorlesungen, sondern vielmehr ein Handbuch zum Selbstunterricht, mit den gehörigen Nachweisungen für diejenigen, die durch eignes Studium der Quellen tiefer eindringen wollen, erwarten; und diesen Erwartungen hat der Vf. nach unserm Urtheil Genüge geleistet. Er spricht voran eine Propädeutik, worin er die Begriffe vom Mittelalter, seiner Geschichte, die dazu nöthigen Hülfskenntnisse, so wie die über historische Forschung und historische Kunst, auseinandersetzt. Auf diese folgt eine historische Einleitung. Politischer und religiöser Zustand der Welt zur Zeit der Völkerverwanderung, sowohl in Beziehung auf die Römische als nicht Römische Welt, und den Ursprung und Verbreitung des Christenthums. Die Geschichte selbst zerfällt in diesem ersten Bande in zwey Bücher, von denen das erste die Geschichte der Wanderung, und der daraus zunächst hervorgegangenen Staaten umfaßt. Der Vf. hat hier den Plan befolgt in dem ersten Capitel die allgemeine Geschichte, in dem zweyten die specielle der einzelnen Reiche zu geben; und zwar im Occident. Das zweyte Buch umfaßt dann gleichfalls in zwey Capiteln zuerst die Umgestaltung des Orients durch die Entstehung und Herrschaft des Islam bis auf die Herrschaft der Abbassiden 750, und die des Abendlandes bis auf die Erneuerung des abendländischen Kayserthums 800. Wegen diesen Plan haben wir Nichts einzuwenden. Zwar hätte auch im Abendlande die fast gleichzeitige Thronbesteigung der Carolinger mit der der Abbassiden 752 als Epoche angenommen werden können; indeß die Wiederherstellung des occidentalischen Kayserthums war in ihren Folgen wichtiger; und der Vf. hat dadurch gezeigt, daß es ihm nicht um ängstliches Parallelsiren zu thun sey. Es kann bey einem Werk wie das gegenwärtige nicht sowohl von der Erweiterung, als von der Bearbeitung des historischen Gebiets die Rede seyn. Wir

erkennen in dem Vf. einen unsrer fleißigsten Geschichtsforscher, der seinen Stoff auf eine sehr zweckmäßige Weise zu verarbeiten gewußt hat. Seine Erzählung ist einfach und treu; zwischen der zu großen Kürze und der übermäßigen Ausdehnung ist die gehörige Mittelstraße gehalten; so auch in den litterarischen Nachweisungen, sowohl der Quellen als der Bearbeiter. Wir zweifeln nicht, daß er zu der Belebung der historischen Studien vieles beitragen werde.

Das Werk unsers Verf. erinnert uns an einige andere verwandten Inhalts und Plans über ältere und mittlere Geschichte; (um so mehr da auch ihre Verfasser größtentheils zu den Zuhörern des Rec. gehörten), wovon die Anzeige hier am besten wird nachgeholt werden, da die Zusammenstellung den Ueberblick erleichtert. Das Werk von Luden ist schon von einem andern Beurtheiler, G. gel. A. 1821 St. 182 angezeigt worden. Und so mag denn zuerst das Andenken an einen zu früh verbliebenen Historiker hier erneuert werden; wenn auch sein Werk schon um einige Jahre früher erschien.

Handbuch der Geschichte des Mittelalters von Fr. Kùhs, Berl. 1816. 8. Der verstorbene Kùhs gehörte zu unsern achtungswerthesten Historikern. Seine Liebe zu der Wissenschaft kam seinem Fleiße gleich; der wahrscheinlich sein zu frühes Grab ihm geöffnet hat. Daß er seine Geschichte von Schweden nicht hat vollenden können, ist nicht genug zu bedauern. Das vorliegende Handbuch wäre ungleich besser ein Lehrbuch, oder Compendium genannt worden; und unterscheidet sich in seine Anlage von den vorhergehenden. Es umfaßt in gedrängter Kürze das ganze Mittelalter; und zwar nach einem universalhistorischen Plan; indem keines der bekannten Völker und Reiche übergangen ist. Es ist in zwei Abschnitte getheilt, von denen der erste der Geschichte der Orientalischen, der zweite der der Occidentalischen Staaten gewidmet ist. Von der Geschichte von jedem derselben im Einzelnen

wird eine gedrängte Uebersicht gegeben; die jedoch mit großer Genauigkeit alle Hauptnotizen enthält. Nach diesem Maafstabe ist auch die beygesetzte Litteratur behandelt. Es möchte also freylich zum Selbstunterrichte zu kurz seyn; und eher als Grundlage bey Vorlesungen dienen können. Nicht brauchbar aber ist es zum eigentlichen Handgebrauche, da man hier in einem einzelnen Bande das Meiste zusammen hat, was man braucht um schnell sich Rathes zu erholen. Abgesetzt die Arbeit von Rüks erinnert uns an die eines gleichfalls schon entschlafenen Historikers: Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die Studien-Anstalten des Königreichs Bayern durch C. W. Fr. von Breyer, München 1817, dessen erste Abtheilung das Alterthum, die zweyte gleichfalls das Mittelalter enthält. Diese soll auch das Ganze umfassen, von dem Untergange des weströmischen Reichs bis zu dem Anfang der Reformation; und breitet sich auch über den Orient wie über den Occident aus. Sie ist synchronistisch; indem das Ganze in drey Zeiträume, von 476 bis 800; von da bis auf den Anfang der Kreuzzüge 1096, von da bis auf die Reformation 1517 getheilt ist. Wir verkennen auch hier das Streben des Vf. nicht, eine deutliche Uebersicht der Geschichte dieses Zeitraums gegeben zu haben; nur scheint es uns, hat er in der Behandlung nicht das rechte Maaf getroffen; zum Lesen und Selbstunterrichte ist es zu kurz; und zum Handgebrauche ist das von Rüks weit zweckmäßiger eingerichtet.

Unter den zahlreichen Compendien der alten Geschichte erwähnen wir bloß das eines Veterans: Handbuch der alten Geschichte von Conrad Mannert, aus den Quellen bearbeitet; Berlin und Leipzig 1818 472 S. 8. Der Form nach ist es mehr zum Lesen als zum Lehrbuch eingerichtet; denn beide Zwecke möchten doch schwerlich mit einander zu vereinigen seyn. Wir ehren die Ansichten des Verf. wenn sie auch in manchen Stücken mit den unsrigen nicht übereinstimmen; aber zu Auseinandersetzungen davon ist begreif-

lich hier nicht der Ort; sie wären auch um so überflüssiger, da das was wir für die unsrigen zu sagen hätten, anderswo bereits ausführlich gesagt ist. Litterarische Nachweisungen sind nicht beygefügt. — Nach einem andern Plane ist das folgende Werk gearbeitet:

Vorlesungen über die alte Geschichte von Friedr. von Raumer; in zwey Theilen, Leipzig 1821. B. I. 436 S. B. II. 462 S. Der Titel spricht es also schon aus, daß wir hier kein Handbuch, kein Compendium zu erwarten haben; aber auch eigentlich keine Vorlesungen für die Schule, sondern für ein gebildetes Auditorium geschrieben, das nicht sowohl neue Forschungen, als eine geistreiche und geschmackvolle Behandlung des Gegebenen erwartet. Dieß scheint uns, nach den eigenen Aeußerungen des Vf. in der Vorrede, der Maasstab mit dem wir sein Werk messen müssen; und damit gemessen gestehen wir gern, daß wir lange nichts über alte Geschichte gelesen haben, das uns mehr angezogen hätte. Es fehlt noch immer unsrer Litteratur an solchen Werken; die zu der Belebung und Verbreitung der historischen Studien so vieles, mehr wie manche mühselige Compilation, beitragen können; mit welcher Geringschätzung auch häufig die fleißigen Compiler darauf herabzusehen pflegen. Ein geistreicher Schriftsteller erfordert aber eigentlich einen noch geistreicheren Recensenten; und da wir uns wohl hüten werden, uns in einen solchen Wettstreit einzulassen, so wollen wir uns lieber begnügen den Lesern ganz einfach zu sagen, was sie hier finden werden. Es sind ein und dreyßig Vorlesungen; die jedoch nicht die ganze alte Geschichte umfassen; sondern mit den Nachfolgern Alexanders endigen. Jede Vorlesung umfaßt eine Untersuchung über einen bestimmten Gegenstand; man hat hier also keinesweges eine chronologische fortlaufende Geschichte zu erwarten, wenn gleich im Ganzen das ältere dem spätern vorangeht. Auch beschränkt sich der Vf. nicht streng auf politische Geschichte: auch andere verwandte Gegenstände sind mit hereingezogen.

Die sieben ersten Vorlesungen umfassen die ältern Völker vor den Griechen. Nach einer Einleitung beginnt der Vf. sofort mit den Indiern; auf sie folgen die andern ältern Africanischen und Asiatischen Völker. In der achten Vorlesung kommt der Vf. zu den Griechen; die nebst den folgenden die mythischen Zeiten, und die Anfänge von Athen und Sparta enthält. Lycurg und seiner Gesetzgebung, so wie der des Solon, und nach diesen der des Zoroaster ist jeder eine eigene Vorlesung gewidmet; wobey stets die neuern und neuesten Untersuchungen benützt sind. Die dreizehnte und vierzehnte Vorlesung sind den Verhältnissen und Kriegen mit den Persern; die funfzehnte der Zeit vom Simonischen Frieden (den der Verf. nicht bezweifelt;) bis zum Ausbruch des peloponnesischen Krieges; eine eigne Vorlesung jedoch (die sechzehnte) ist Pericles und seinem Zeitalter gewidmet. Die letzten drey Vorlesungen dieses Theils bis zur neunzehnten enthalten die Geschichte jenes Krieges, mit eingestreuter Erörterung über Sicilien. Wir machen vor Allen auf die Vorlesung über Pericles aufmerksam. Wie manches über den großen Mann ist uns wie aus der Seele geschrieben! wie wahr der Hauptgedanke, daß die Fehler der Verfassung durch seine Persönlichkeit aufgewogen wurden! — Von den zwölf Vorlesungen des zweyten Theils sind die vier ersten Fortsetzungen der Geschichte Griechenlands und Siciliens, bis auf den Tod von Philipp, die drey folgenden sind überschriften: die Finanzen und der Handel; die Litteratur und die Kunst; die Philosophen. — Dann kehrt der Verf. zu der Geschichte zurück; und erzählt in den letzten vier Vorlesungen die letzten Schicksale der Persischen Monarchie, und Alexanders und seiner Nachfolger.

Wir verbinden mit diesen Anzeigen noch die zweyer größter Werke über die allgemeine Geschichte; wovon das erste zwar schon vor sechs Jahren erschien; aber eben jetzt in einer neuen und verbesserten Ausgabe herauskommt: Uebersicht der allgemeinen politischen Geschich-

te; insbesondere Europas; von Dr. Leonhard von Dresch, Hofr. und Professor (jetzt) zu Landshuth. Erster Theil zweite Ausgabe, Weimar 1822. XXII. und 554 S. Die erste Ausgabe von Th. II., das Mittelalter XLVIII und 710 S. und Th. III. die neue Geschichte umfassend 670 S. erschienen bereits 1816. Das Werk des Hr. v. Dr. ist keine Universalgeschichte im vollen Sinne des Worts; da es sich zufolge des Titels zunächst auf Europa beziehen soll; doch ist dieß nicht so streng zu nehmen, da in allen drey Bänden auch auf die andern Welttheile Rücksicht genommen ist. Die Seitenzahl der Bände beweiset schon, daß man hier auf eine ausführlichere Erzählung rechnen darf. „Ich wollte“, sagt der Vf. in der Vorrede, (welche wir, da sie die allgemeinen Ansichten des Vf. über Geschichte und ihr Studium auf eine erheben- und belehrende Weise darlegt, nicht zu überschlagen bitten) „ich wollte nicht bloß ein Lehrbuch der Geschichte schreiben, sondern ein Buch für viele Leser; von denen ich glaube, daß sie das Gerüstwerk der Geschichte weniger interessiren, als die großen Resultate derselben für das Leben zu erfahren; weniger Alles zu wissen was geschehen ist, als das Merkwürdige, Belehrende, Erhebende.“ Der Vf. bestimmt also sein Werk für das größere gebildete Publicum; und das Bedürfnis einer zweyten Auflage gibt den Beweis daß er seinen Zweck nicht verfehlt habe. „Neues, sagt er selbst, kann übrigens eine solche allgemeine Darstellung wenig liefern;“ auf das Verdienst Alles neu aus den Quellen gearbeitet zu haben, verzichtet er selbst; wogegen die Hauptwerke seiner Vorgänger mit Verstand benutzt sind. Auch unsre Aufgabe kann daher nicht eine Beurtheilung des Stoffs, sondern nur der Verarbeitung desselben seyn. Wir finden diese durchgehends verständig in ihrer Anordnung; und edel in der Ausführung. Wie sehr ist es jetzt durch ein Werk wie dieses, auch dem großen Publico, erleichtert, sich alle diejenigen historischen Kenntnisse zu verschaffen, welche dem gebildeten Mann im practischen Leben nützlich und nöthig sind! Welche Fortschritte hat hier besonders unsre Nation gemacht, wenn wir die jezige Zeit mit der vergleichen, wo man seine Geschichtskunde aus einem Topf oder Eschbolen mußte!

Noch bleibt uns Ein Werk zu erwähnen übrig, das seinem

Umfange nach dem vorigen ähnlich; in der Behandlung aber davon verschieden ist: Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung von Friedr. Chr. Schloffer; Hofr. und Prof. d. Gesch. in Heidelberg; Zweyter Band bisher Th. I. XIV u. 646 S. Th. II, VI u. 786 S. 1817. Nur diese zwey Theile, die mit dem Mittelalter anfangen, liegen vor uns; wir können uns aber um so mehr darauf beschränken, da der Vf. in der Vorrede den ersten, der die alte Geschichte umfaßt, gewissermaßen selbst besavouirt. Aber auch bey diesem zweyten fühlen wir uns durch die Aeußerungen des Vf. in der Vorrede so gut wie entwaffnet. Denn dürfen wir uns ohne Anmaßung „zu den Wenigen zählen, die den Plan des Verf. verstehen?“ (Vorr. S. IV). Und wenn uns ja etwas tadelhaft scheinen sollte, dürfen wir tadeln; wenn der Vf. S. XII ausdrücklich sagt: „er verarge es Niemanden, wenn er nicht seiner Meinung sey, nur solle man ihn nicht belehren wollen?“ Wir können also blos referiren; und erlauben uns nur den Wunsch, daß keineswegs das Werk, — wohl aber die Perioden zuweilen etwas kürzer hätten seyn mögen. Das Werk selbst nun betreffend, beginnt mit Doacur, und geht im zweyten Theile herunter bis auf den Tod von Gregor VII, 1085. Es zerfällt in 12 Abschnitte; und umfaßt sowohl den Occident als den Orient. Auch hier ist zwar der Synchronismus beobachtet; und auch hier, wie sich aus der Seitenzahl ergibt, ist die Erzählung ausführlich. Sonst ist es aber von dem, des Hr. v. Dresch in mehrfacher Rücksicht verschieden. Hier sind bloß die Quellen benutzt; keine frühere Bearbeiter; denn, was andere über die Thatfachen geurtheilt haben mögen, sagt der Vf. sey ihm völlig gleichgültig. Die Beweisstellen übrigens sind nicht blos citirt, sondern meist ausführlich in den Noten beygesetzt. — Dürfen wir es gestehen? Es hat uns bey aller Achtung für das Quellenstudium doch bisher immer gelehren, daß von den großen Meistern in der Bearbeitung der Geschichte auch noch manches zu lernen sey; wäre es auch nur, daß der Historiker stets für Belehrung offen seyn soll. — Die Leser sehen, wir laden sie durch die Anzeige dieser Werke zu einer reich besetzten Tafel ein, wo jeder wählen kann; schwere und leichte Speisen sind da. Im Ganzen ist es auch gut, daß so für Alle gesorgt wird; da die Bedürfnisse und die Geschmäcke so verschieden sind. An Behandlungen der allgemeinen Weltgeschichte wäre also unter uns kein Mangel. Auffallend ist es, daß so manche unserer Geschichtskreiber damit anfangen, womit doch eigentlich wohl erst der Beschluß zu machen wäre. Wie dem aber auch seyn mag, — wäre es jetzt nicht Zeit vielmehr zum Einzelnen herabzusteigen, wo noch so vieles zu thun ist; statt das so oft Gesagte noch einmal, etwas verändert, wieder zu sagen?

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30. Stück.

Den 22. Februar 1823.

L e i p z i g.

Bey Ambros. Barth 1822: Clavis Novi Testamenti philologica, usibus scholarum et juvenum theologiae studiosorum accommodata, auctore M. Christ. Abrahamo Wahl, verb. div. apud Schneebergenses ministro primo. Vol. I. A-M. (X. 1137 E.) 8.

Anstatt der Vorrede steht im Anfange, hinter dem Titelblatt und der Zueignung an den Grafen von Hohenthal, Libri ratio S. V. X., und hier kommt ein Doppeltes vor: zuerst, Angabe der Gründe, warum der Verf. das Werk ausgearbeitet, und dann, was für Gesetze er sich dabey vorzüglich vorgeschrieben. Erstere fangen an mit der Bemerkung, daß die gesammten früheren neutestam. Wörterbücher bis auf das letzte Schleusnerische den Anfängern in der theologischen Wissenschaft nicht mehr hinreichend zusagten, dieses letztere aber für dieselben schon zu viel Gelehrsamkeit und gelehrten Antiquitäten Vorrath besitze, als daß es ohne alle Gefahr und Besorgniß ihnen dürfte überlassen bleiben, zumal da der doppelte Standpunct seines Urhebers, als Wortforschers und Ausle-

D (2)

gers, bekanntlich eine nicht geringe unnöthige Mehrung der Bedeutungen bey einzelnen Wortartikeln so oft veranlaßt habe. Außerdem sey ja schon jetzt durch die Arbeiten neuerer Gelehrten mancher schätzbare Beytrag zur echten Sprachkenntniß hinzugekommen, und noch immer nicht rein vorsichtig genug als Hebraismus oder Hellenismus unterschieden, daß auch dies dem Verf. den Gedanken einer solchen neuen Arbeit erweckt habe. Dieses letztere gibt er selbst darauf S. VII als das erste der Befehle an, die er sich bey der Ausarbeitung vorgeschrieben, bey jedem Wort immer zuerst die rein griechische Bedeutung zu entwickeln, und dann erst den darauf übergegangenen *Α αἰ* . . . us folgen zu lassen, wie dieser als Bedeutung und Sprachgebrauch einzelner Verfasser sich darbiete. Höchstweise werden hierauf die spätern griechischen Schriftsteller, die sogenannten *κοινοί*, als erste Autorität, vor der früheren, den Atticisten, als minder bedeutenden für den neuteclam. Hellenismus aufgestellt: und eben so richtig dann die wahre Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung angekündigt, wodurch nun freylich die gewöhnliche Zahl der Bedeutungen öfters verringert, indessen die Wahrheit des Gedankens vom Autor nicht selten um vieles sicherer und reiner aufgefaßt worden. Endlich zuletzt nennt der Verf. noch das Wienerische Realwörterbuch als Leitfaden, das ihm bey den vielen antiquarischen Gegenständen gedient, so wie den Griesbachischen Text, mit beständigem Rückblick auf die Tittmannische Ausgabe desselben, welche ihm beständig vor Augen gewesen. So weit die Vorrede. Wir treten nun zu einer critischen Beurtheilung der Wörter selbst, nach den gesammten Rücksichten, welche vom Verf. anerkannt worden. Und hier nun zuerst das Alpha, welches als erster Buchstab des griechischen Alphabets angekündigt, dann mit seiner ganzen Bedeutung in der übrigen griechischen Wortbildung, auf die Grammatiker verwiesen wird. Unser Autor bemerkt von demselben

die im N. T. allein vorkommende Bedeutung: τὸ A est primus Apoc. 1, 8; auctor enim ipse c. 21, 6. 22, 15. explicat per πρῶτος et ἀρχή. Also nicht dabey erwähnt, daß dieser Gebrauch natürlich bloß eine symbolische Bedeutung mache, welches für die Jugend doch nicht hätte wegbleiben sollen; noch weniger die Erinnerung gemacht, daß zum wahren Sinn des neutestam. Schriftstellers hier beide Buchstaben, das Alpha und Omega, beständig zusammen anannt werden müßten, um die Idee der Gesamtheit hervorzubringen, auf welche doch alles allein ankömmt. Johannes, hat hier Zweifels ohne den heiligen Logos im Sinn, und an ihn knüpft sich der Gedanke einer Ausschließung aller übrigen Götter. Völlig parallel ist außerdem damit der hebräische Ausdruck bey Esaias 44, 6. Jehovah ist der erste und der letzte, und außer ihm kein anderer Gott. Die Gewohnheit selbst, durch Anfangs- und Schlußbuchstaben des Alphabets die Gesamtheit einer Sache auszudrücken, kommt häufig bey den Rabbinen auch jezt noch vor, als Jalkut Rubeni fol. 174. Adamus totam legem transgressus est ab Aleph usque ad Tau. — Bey dem folgenden Eigennamen Ἀαρών möchten wir nur die gráciffirende Aussprache der Alexandriner für den hebräischen, bey nahe dreysylbigen Ton, Aharon, nicht ausgelassen sehen, da es im griechischen als einiger Vocallaut, im hebräischen als getheilter an mehrern Consonanten vorkommt. — Das dritte Ἀβαδδών wird nach der gewöhnlichen Auslegung vom Verf. als Beyname für den Engel des Bösen, für den Fürsten der Unterwelt, mit der griechischen Erklärung, ἀπολλύων, angeführt. Wir gestehen, aber auch dies mit zu kalter Gleichgültigkeit der Gewohnheit nachgesprochen zu finden, und möchten uns eine ganz andere Bearbeitung des bedachten Wortes erlauben, nemlich folgende: Ἀβαδδών, ursprünglich ein Nomen appellativum der hebräischen Sprache, Vertilgung, Un-

tergang; ferner, Ort des Unterganges, der Scheol das Todtenreich. Bey den späteren Rabbinen bloß mit ἡ ἄβυσσος, ἡ γέεννα, Tehom, gleichbedeutend gebraucht; als Emek Hammelech fol. 15, 3 infimus Gehennae locus est Abaddon. Im N. T. kommt der Ausdruck als ἀπαξ λεγόμενον vor Offenb. 9, 11. Johannes spricht hier von einem ἀγγελος τῆς ἄβυσσου, dem Beherrscher der Gehennah, dem Schutzengel des unterirdischen Gefängnisses, welches er den Heuschrecken, den göttlichen Strafwerkzeugen als Aufenthalt anweist. Daß er darunter aber nicht Satan selbst, sondern einen seiner bösen Dämonen vor Augen hatte, welchen ebensowohl die Gehennah als Aufenthalt angewiesen, dafür spricht deutlich die beygefügte Namensklärung: ἀβαδδὼν, ἐν δὲ τῇ ἑλληνικῇ ὄνομα ἔχει ἀπολλύων — welche vom Satan nie gebraucht wird. Abaddon, was die beygesetzte griechische Erklärung zeigt, wird hier als abstractum pro concreto gebraucht. Vertilgung für Vertilger, was mit dem Geist der semitischen Sprachen durchaus nicht streitet. Ähnliche Geister und Diener vom Satan kommen vor 1 Cor. 10, 10. ὁ ὀλοθρευτής, von einem Pestengel, den die spätere jüdische Theologie aus dem Maschit, (Verderber, Todtschläger) dem symbolischen Ausdruck einer Pestseuche, ableitete. — Ferner Weisheit Salomos 18, 25. ὁ ὀλοθρεύων, wo Viel nachzusehen. — Vom folgenden Ἀββᾶ hätte doch nicht gesagt werden dürfen: nomen hebraicum, ab, h. pater, da es doch nur in der chaldäischen Aussprache mit dem Artikel am Schluß, abba, als Aramäismus erscheint. Und auch der Sinn des Wortes, wie es beständig im N. T. erscheint, nemlich als gewöhnliche Eingangsformel der jüdischen Liturgie bey ihren Gebeten, hätte darum nicht verschwiegen seyn sollen.

Aber auch in den übrigen Artikeln kommen dergleichen Differenzen, welche wir vom Verf. vermieden wünschen mußten, in zahlreicher Menge vor. Doch

wir dürfen sie nicht der Reihe nach aufzählen, also lieber noch ein einziges bedeutendes Wort, wo wir die neue Bearbeitung mit unserer Ansicht in Vergleichung bringen, nemlich *πνεῦμα*. Hier ist die noch in unseren Tagen so oft und vielfach vorgenommene Vereinzelnung des Sinnes, und dadurch unnöthig hervorgebrachte Mehrheit der Bedeutungen auch vom Verf. wie uns scheint, nicht mit gehöriger Feinheit und Schärfe des lexicographischen Urtheils aus dem Wege geräumt worden. Er zählt nemlich noch neun Hauptsignificate dieses Wortes auf, die nach dem besonders in ihnen unterschiedenen Sinn zusammen vierzig Bedeutungen ausmachen, ob bey Schleusner schon nach drey Hauptrücksichten im Ganzen bloß drey und zwanzig auftreten. Gegen diese spricht das Göttinger Pfinstprogramm von 1818 (*fragmenta quaedam Lexici in Scriptores Nov. Test. recens adornandi*): jene ersteren, gesteht Rec., enthalten ihm noch mehr Auffallendes und weniger Geordnetes im Allgemeinen sowohl, als im Besonderen. Die drey physischen Bedeutungen von *πνεῦμα*, als Hauch, Wind, Lebensathem, die, als Hauptrücksicht, nur Eins, nemlich das Physische, ausdrücken, haben freylich ganz unerklärbar bey unserm Verf. die ersten drey Plätze in den Hauptbedeutungen erhalten, ob schon er bey anderen vielumfassenden Ausdrücken die einzelnen in ihnen enthaltenen Significate sehr deutlich unterschieden hat. Darauf die vierte Hauptbedeutung muß jedem Verwunderung erregen, als: *anima mortui, anima a corpore sejuncta*, abgeschiedene Seele. Erst auf sie folgt darauf in der fünften Stelle der allgemeine Ausdruck: Geist, Gemüth vernünftige Seele, *id quod in homine cogitat, appetit, vult, sentit*, was der Zeit nach immer vor jener früheren vorangeht, und also auch diese frühere Stelle schon hätte einnehmen müssen. Freylich durfte dann durchaus nicht die nähere Bestimmung Geist, Gemüth, Seele im menschlichen

Körper, ausbleiben, so bald der Verf. eine abgesehiedene Seele unterscheiden will. Und daß er dies wirklich im Sinn gehabt, ist gleich aus dem folgenden sechsten Hauptartikel klar, wo $\piνευμα$ als spiritus, als körperlicher Geist überhaupt erscheint, und nun als solcher verstanden wird von Gott, Engeln, Dämonen, abgesehiedenen Menschenseelen, bey welchen letzteren zugleich die allein mit Eriherheit auf sie anwendbare Stelle (Luc. 24, 38.) anaeführt wird, gleich wie oben, wo es als Hauptbedeutung allein vorkommt. Hier finden wir es nemlich im Munde der Apostel von dem Wiedererstandenen, früher irdischer Mensch gewesenem Jesus gebraucht, als sie ihn nach seiner Auferstehung aufs neue erblickten. Dahin gehören aber nicht die beiden andern hier gleichfalls angegebenen Stellen (Hebr. 12, 23. 1. Petr. 3, 19), wo es nicht von ähnlichen, gleich nach ihrem irdischen Ableben sichtbar gewordenen Menschenseelen, sondern von solchen in ihrem gegenwärtigen, entfernten Zustande, als höher Gestiegene und -zum Theil auch wegen Unfrömmigkeit im Gefängniß Schwachtenden verstanden wird. Sehr wenig genau erscheint uns darauf die gegebene Entwicklung von $\piνευμα$ im fünften Artikel, wo es metaphysisch als Geist, Gemüth, vernünftige Seele genommen, und diese nun wiederum nach zwey Beziehungen, im Allgemeinen, als animi indoles, und im Besonderen, als sensus, unterschieden wird. Wer findet in diesem Unterschied einen natürlichen Sinn und Zusammenhang? Das erstere, die Geistesanlage, gehört doch bloß zur historischen Entwicklung und Darstellung des werdenden Geistes nicht aber zur synoptischen Uebersicht des Gewordenen, des Gebildeten. Und das Letztere hätte allerdings nach den verschiedenen Seelenkräften genauer angegeben werden müssen, deren selbst die biblischen Bücher vier bestimmt andeuten, als Erkennen, Gefühl, Wille, und besondere Seelenstimmung für jedes Geistige im Ein-

zeln. Derselbe metaphysische Inhalt folgt darauf getrennt an der sechsten Stelle, und freylich in geänderten Beziehungen auf Gott, Engel, Dämonen, was billiger schon jenem fünften hätte voraufgehen müssen. Aber auch hier wird außerdem etwas hinzugefügt, was nach unserem Urtheil nie metaphysisch aufgefaßt werden sollte, sondern nur metonymisch zu verstehen wäre. Es ist dies nemlich, was als Weisheitsidee, oder besondere Seelenstimmung mit einem Geiste erwähnt wird, gleichsam, als körperlich gedachte Personen, welchen der Geist nie abgehen durfte, als Geist des Glaubens, der Bruderliebe, der Milde, Mäßigung, des Kraftbewußtseyns. Hier gehört das Bildlich Metaphysische, so weit es erscheint, zum menschlichen Geist, und als besonderer Geist kann es doch nie, vielmehr nur als entlehnte, selbstgemachte Copie von jenem Original betrachtet werden, und eben dies gibt ihm den metonymischen Character. Dies genug als unsere Beurtheilung des Genannten, um die Vorzüge dieses Clavis, und was wir ihm etwa noch wünschten, hervorzuheben.

G o t h a.

Bey Keyhers Erben: Von der Entstehung und Einrichtung der evangelischen Brüdergemeinde von Christian Ferdinand Schulze, Professor am Gymnasium zu Gotha. 1822. 224 S. 8.

Dies ist ein sehr bündiger, gedrängter, in der Kürze viel umfassender, deutlicher und wohl geordneter Bericht von der Geschichte, Lehre und Verfassung der Brüdergemeinde. Schriften aller Art, von Mitgliedern, Freunden, Gegnern und parteilosen Beobachtern sind dabey zu Rath gezogen und untereinander verglichen. Auch handschriftliche Nachrichten und Actenstücke sind benützt. Man findet hier mehr und mannichfaltigeres beyammen, als in manchem weit größeren Werke über denselbigen Gegenstand. Neues wollte der Vf. nicht sagen, aber das Bekannte,

was sich in so vielen Schriften zerstreut findet, und zum Theil gar vielen unbekannt ist, zusammenfassen und sein Urtheil ist nicht gemein, sondern gesund, unparteyisch und billig. Er beschreibt den Zustand der Lutheris: eu Kirche am Ausgange des 17. Jahrhund., die Lebensgeschichte Zinzendorfs, die Geschichte der Mährischen Brüder bis zu ihrer Bekanntschaft mit ihm, die Stiftung der evangelischen Brüdergemeinde zu Herrnhut, die Ausbildung, Befestigung und Ausbreitung, so wie die Anfeindungen und Bedrängnisse derselben und ihres Stifters. Darauf folgt die Darstellung ihrer Lehre und Verfassung, wobey auch ihr Finanzwesen und ihr Verhältniß zum Staate in Betracht gezogen wird. Den Beschluß machen Bemerkungen über die Wirksamkeit und den gegenwärtigen Bestand dieser Gemeinde. Ueber das Missionswesen derselben hätte mehr gesagt werden können. Wir finden hier die Schriften von Olsendorp, Loskiel, Latrobe, Heckewelder nicht benützt.

P r a g.

In der Calveschen Buchhandlung: Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder und Völkerkunde. Zugleich eine fortlaufende Ergänzung zu Zimmermann's Taschenbuch der Reisen. Herausgegeben von J o h. G o t t f r i e d S o m m e r, Verfasser des Gemähltes der physischen Welt. Erster Jahrgang. Mit Kupfern u. Charten. 1823 484 S. kl. 8. So wichtig auch unserm Blatte alle neuen Entdeckungen der Länder u. Völkerkunde seyn müssen, so hat sich dasselbe doch zu bemühen, sie aus den Originalwerken selbst zu ziehen, und kann nur selten von den Sammlungen Kunde nehmen, die jene seltenen und kostbaren Werke Stellenweis in Auszug bringen, so sehr man auch wünschen muß, daß sie die vielen geistlosen Lesereyen, womit die deutsche Lesewelt von Messe zu Messe überschwemmt wird, verdrängen möchten. Eine Ausnahme müssen aber Anfänge neuer nützlicher Sammlungen der Art machen; und dieses ist die Ursache, warum wir dieses Taschenbuchs erwähnen, und es mit dem Wunsche in das Publicum begleiten, daß es seinem ehemals so nützlichen Vorgänger mit Glücke nachzueifern möge.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

31. Stück.

Den 22. Februar 1823.

Amsterdam, Gravenhage, u. Marburg.

Hier selbst sind erschienen: I. Bey P. den Hengst und Gebrüd. van Cleef: Verzameling van Wetten, betreffende het nieuwe eenvormige Stelsel van Maten en Gewigten, met vergelyking en daarop toepasselyke aanmerkingen. 1822; 11 Bogen gr. 8.

II. Bey J. Chr. Krieger: Die deutsche Bundes-Münze (,) oder über Einheit der Münze, des Maaßes und Gewichts in Deutschland und über ein allgemeines Weltgeld und Weltmaaß überhaupt u. von Dr. Alexand. Lips, d. Staats- und Nationalwirthsch. Lehre ord. Prof. in Marb. 1822; XII u. 89 S. gr. 8. Mit einer lithograph. Taf. abgebildeter neuen Münzen.

Unstreitig ist es eine angenehme Erscheinung, welche seit 30 Jahren das Streben der Völker und deren Regierungen, — die Bemühungen mehrerer gelehrten Gesellschaften, und die wissenschaftlichen Anstrengungen einzelner Gelehrten beseelt hat, den zahllosen Verwirrungen abzuhelpen, welche, in manchen Ländern Europens, durch die frühere Verschiedenheit der

Maassen, Gewichte und Münzen, den gesellschaftlichen Verkehr in einem und dem nemlichen Staate dergestalt erschweren, daß selbst der Inländer, wenn er von einer Provinz in die andere Handlungs- und Geldgeschäfte unternehmen wollte, sich vorher mit den Verhältnissen der heimischen Tauschmittel zu den der Provinz, wohin er seine mercantilschen Geschäfte zu leiten beabsichtigte, genau bekannt machen mußte, um nicht vervortheilt zu werden. Dies war bisher in mehreren Ländern, so auch im Königreich der Niederlanden der Fall, -- ein Uebelstand, der, um unsere Blicke nicht über die Grenzen unseres Deutschen Vaterlandes zu werfen, gerade in diesem noch jetzt so vielseitig und mannichfaltig ist, daß in mehreren Deutschen Bundesstaaten und deren Gebiets-Unterabtheilungen, die derartigen Tauschmittel oft so verschieden, als Orte und Gemeinheiten darinn abwechseln. Dieß lehrt noch im Anfang des J. 1823 die Erfahrung, wiewohl viele Deutsche Bundes-Regierungen, seit der Restauration von Europa, daran mit Nachdruck gearbeitet, wenigstens in Absicht der Maassen und Gewichte, innerhalb der Grenze ihres Staatsgebiets, jene nachtheilige Verschiedenheit derselben aufzuheben, und dagegen eine systematische Einförmigkeit dieser Tauschmittel, für den Handel und bürgerlichen Verkehr einzuführen. Dadurch ist zwar in einzelnen Bundesstaaten Etwas gewonnen. Allein, im Ganzen ist dadurch für Deutschland überhaupt noch bey weitem nicht das günstige Resultat herbeigeführt, und der so oft ausgesprochene Wunsch erfüllt, welchen der Deutsche Bund, in Hinsicht seiner jetzigen politischen Verfassung, des National-Characters seiner Bewohner, deren gemeinsamen Sprache, Sitten und Gewohnheiten, wegen allgemeiner Einführung gleicher Maassen, Gewichte und Münzen, verwirklichen könnte, wenn das besondere Interesse einzelner Bundesstaaten, der allgemeinen National- Wohlfahrt untergeordnet, und dieser Gegenstand auf dem

Bundestage, mit Zuziehung sachverständiger Gelehrten, systematisch gründlich, untersucht und abgehandelt würde. Dadurch würden eine Menge metrologischer Lehr- und Handbücher völlig überflüssig gemacht, und die Vergleichungstafeln der deutschen Tauschmittel gegen die des Auslandes höchst vereinfacht werden. Rec. ist gewiß weit entfernt, den Fürsten Deutschlands, in ihren Staatsverhältnissen zu ihren eigenen Völkern, wie zu den des Gesamtbundes, Winke zu ertheilen, die jenes Unternehmen andeuten, oder bewirken sollen; im Gegentheil hat er bey dieser Gelegenheit nur den, seit 1815 fast allgemein ausgesprochenen Wunsch, in Deutschland einerley Tauschmittel einzuführen, wieder in Anregung bringen wollen, wozu der Inhalt beider vorliegender Schriften, den wir unsern Lesern vorlegen, und mit einigen Bemerkungen begleiten werden, Veranlassung darbietet.

Nr. I. Enthält XXI Königl. Gesetze, Beschlüsse, u. wovon jedes besonders paginirt ist; daher hat diese Sammlung nur nach der Bogenzahl, nicht nach fortschreitenden Seiten bezeichnet werden können. Die unter den einzelnen Gesetzen angebrachten erläuternden Noten und angehängten Vergleichungs-Tafeln, rühren wahrscheinlich von einem ungenannten Gelehrten, nicht von den Verlegern her, die zu Ende jedes Gesetzes ihre Firma haben abdrucken lassen, indem derartige metrologische Bemerkungen, die in die mathematische Physik eingreifen, über den gewöhnlichen Buchhändler-Kreis weit hinausgehen.

1. Gesetz v. 21. Aug. 1816, welches v. 1. Januar 1820 an, die Einführung der, aus metrischen Grundsätzen abgeleiteten Einförmigkeit der Maassen u. Gewichte in den sämtlichen Provinzen des Königreichs, in 17 Sphen befiehlt. Der gleichsam vom Himmel entlehnte Meter, wird, als Urmaaß der Längeneinheit, Elle genannt, zum Grunde gelegt, worauf nach französischen Mustern, denen holländische Namen beygelegt werden, alle übrige Längen-Flächen-

Körper- und Hohlmaaße, so wie das neue Niederländische Pfund (das französ. Kilogram), genau basirt worden. 2. Gesetz vom 29. März 1817, das die, aus dem Französischen in die holländische Sprache frey übersezte Namen der neuen Maaße u. Gewichte, so wohl in ihrer auf- als absteigenden Größe der ursprünglichen Einheiten vorschreibt. Diesem gemäß wird die Längeneinheit Elle (Mètre = 443,295936, oder 443,296 Par. Lin.) und deren Decimal-Unterabtheilungen Palme, Zolle und Linien, so wie der erstern Vervielfachung Ruthe (Decamètre = 10 Mètre) und Meilen (Kilomètre = 1000 Mètre oder Niederl. Ellen) genannt. Diesemnach ist die neue Elle mit 3,185256 rheinl. Fuß verglichen. In einer Note wird bemerkt, daß dieser rheinl. Fuß nach der, vom vormaligen holländ. Finanz-Ministerio unterm 21. Februar 1808 getroffenen Bestimmung, jetzt angenommen worden. (Eigentlich verdankt diese Längeneinheit in Holland, ihr Daseyn den Untersuchungen des berühmten van Swinden, der die Länge des Lejdener Fußes, den Snellius schon 1615 maaß, zu groß, und den rheinl. Fuß, den Lulofs 1767 genau untersuchte, zu klein fand. Der classische Eisenschmidt und nach ihm alle vollgültige Metrologen bis auf Eitelwein, haben bekanntlich den rheinl. Fuß = 139,13 Par. Lin. gefunden, und darnach die Länge des Urmaaßes bestimmt. Dieses liegt auch, als Normallänge in dem Königl. Preuß. Gesetz v. 16. May 1816 in der Gesetz-Samml. für 1816; Nr. 10; Ges. Nr. 357. S. 149. §. 3. zum Grunde. Auch die Franzosen haben die Eisenschmidt'sche Bestimmung in ihren Vergleichungstafeln angenommen, wie aus der Base du syst. metr. und selbst aus J. F. G. Plalaifeau's Vergelyk. der Gew. en Mat. p. 15. Amst. 1812. gr. 8. hervorgeht.) In eben diesem Gesetze wird die Ruthe = 3,767358 Ellen (Mètres) und die Meile = 265438 rheinl. Ruthen (Kilom. = 1000 Mèt.)

bestimmt. Darnach ist die neue niederländ. Ruthe = 2,65438 rheinl. Ruthen lang. Zudem die erläuternden Noten unter dem Texte, alle gesetzliche neue Maassen auf Amsterdamer Maassen reduciren, wenigstens damit vergleichen; so scheint es, daß, da das Amsterdamer Fußmaass seit etwann einem Jahrhundert, so wohl bey dem Wasser- und Schleusenbau, — bey Anlagen der Canäle und Pegelanstalten, — im Schiff- und Deichbau, — selbst im Dortrechter Holzhandel und mehr andern Gegenständen, in der Provinz Holland u., in Anwendung zu bringen, üblich gewesen, — man dasselbe, wie in Frankreich die alten Pariser Maassen mit dem Meter, — so auch hier die Amsterdamer Maassen, mit der neuen metrischen Elle zu vergleichen, bemüht gewesen ist. Das neue Flächenmaass, oder die Quadrat-Elle (Mètre Carré) wird demnach = 10,145879 rheinl. □ Fuß, oder = 12,47438 Amst. □ Fuß, und die Ruthe (Decam. Carré) = 7,045574 rheinl. □ Ruth. od. = 7,3813 Amst. □ Ruth. bestimmt. Diese niederl. □ R. = 100 □ Ellen (Mètres), ist der französ. Are = 100 □ Meter völlig gleich, und die gesetzliche Einheit der niederl. Landmaasse. Eine natürliche Folge davon mußte in der höhern Bezeichnung des Flächenmaasses, einen neuen Namen und eine eigene Größe hervorbringen. Statt daß man bisher in Holland, Utrecht, Gelderland, im Cleveschen, und selbst in der Grafschaft Mark, nach niederrheinischer Gewohnheit, die Landmaasse nach Morgen = 600 rheinl. □ Ruth. berechnete, ertheilt das neue Niederl. Gesetz dafür den Namen Bänder (vom französ. bonnier, eigentlich hectare, oder 100 ares = 10,000 Niederl. □ Ellen). Diese werden mit 704,5574 rheinl. od. 738,33 Amst. □ Ruth. verglichen, wornach der Bänder = 1,1743 rheinl. Morgen d. i. 1 Morg. 104,5574 rheinl. □ Ruthen, od. = 1,2302 Amst. Morg. d. i. 1 Morg. 138,33 A. □ R. enthält. Diese gesetzliche Eintheilung und Ver-

gleichung, erstreckt sich nun auf alle neue Körper und Hohlmaassen, wobey die Cubik-Elle (Stère, od. Mètre Cube) zur Einheit aller vorkommender Ober- und Unterabtheilungen angenommen wird. Diesemnach ist der neue Scheffel (Boisseau) = 10 Cub. Kannen (Litron), und die Müdde (rasière) = 100 C. Kannen (hectolitre); dagegen die Last (lest) = 3000 Kannen oder 30 Müdden. Indem pag. 8 dieses Gesetzes, Anmerk. p.) alle diese Maassen mit den ältern Amst. Maassen in Verhältniß setzt, wird gezeigt, daß die bisherige Amst. Last = 3004 Litres, die neue dagegen nur 3000 niederl. Kannen (Litre) enthalte, folglich der Unterschied zwischen der alten und neuen Getraidelast, fast nicht nennenswerth sey. — Desto größer ist aber die Verschiedenheit zwischen dem alten und neuen Gewichte. Die Einheit desselben wird §. 16 durch das niederländ. Pfund (Kilogram) ausgedrückt, welches genau 2,031827 Pfd. Troygewicht wiegen soll. (Diese Schwere stimmt genau überein mit van Swindens früherer Bestimmung des französif. metrischen Pfundes in seiner Verh. over volm. Maat. en Gew. I. D. p. 339 und zu Ende des 2ten Theils. Tab. XXXIX A. Selbst die Erläuterung a. a. O. des Gesetzes Note q) ist im Wesentlichen von dem Hrn. v. Swinden l. c. I. D. p. 346 seq. §. 212 entlehnt.) Von dieser Gewichtseinheit werden alle Ober- und Unterab- und Eintheilungen desselben abgeleitet. — Ueberhaupt genommen würden wir die Grenzen unserer Blätter weit überschreiten müssen, wenn wir uns in ein ausführliches Detail aller, in diesem und den folgenden Gesetzen enthaltenen Gegenstände, einlassen wollten: Dazu mangelt uns Zeit und Raum. In der Hinsicht dürfen wir uns nur auf die in chronologischer Ordnung folgende kurze Anzeige dieser Gesetze, einschränken. 3. Gesetz v. 30. Novbr. 1817, so wie das 9te Gesetz v. 21. Octbr. 1819 enthält bloß das, aus jenem metrischen Pfunde abgeleitete

neue Medicinal = Gewicht. — 4. Gesetz v. 6. März 1819 wegen näherer Bestimmung der Einführung des neuen Maaß- und Gewichts-Systems. Daran schließt sich das aus 23 Sphen bestehende 5te Gesetz v. 8. Juny 1819, in Absicht der Gestalt, Materie und Zusammensetzung der neuen Gewichte, deren Vervielfachung und Unterabtheilungen der Einheit. Die Gestalt eines, oder mehrerer metrischen Pfunde in einem Körper, soll mehr eine cylindrische, als abgestumpfte Pyramiden-Form erhalten. Die Bestandtheile vom Pfunde an aufwärts, soll aus Eisen, das Pfund und dessen Unterabtheilung aber, aus Kupfer oder Messing bestehen. (Das ist auch bey den Franzosen der Fall). Eine ähnliche Bestimmung setzt das 6te Gesetz v. 25. July 1819 in Absicht der Ellen fest; sie wird, wie bisher, aus Holz in der gewöhnlichen Form verfertiget, zu unten mit Kupfer beschlagen, und ihre Unterabtheilungen mit Messing, oder Elfenbein ic., eingelegt. Die Messketten der Geometer, welche nach §. 19, zwanzig neue Ellen (folglich mehr als 60 Pariser Fuß) lang seyn müssen, werden wie zuvor, von Eisen mit Messingringen gemacht und nach dem metrischen System eingetheilt. 7tes Gesetz v. 28. Septbr. 1819, welches die Zeit bestimmt, wann die neuen Maaßen und Gewichte, nach vorhergegangener Verification und Eiche, durch die, von Staatswegen dazu angestellt werdenden Beamten, zuerst ausgegeben werden sollen. 8tes Gesetz v. 21. Octbr. 1819, im Betreff der Körpermaaßen überhaupt, so wie die Gestalt und Zusammensetzung der Brennholzmaaßen insbesondere. — Dieses, aus 12 Sphen bestehende Gesetz, ist sehr instructiv und durch die darunter angebrachten Noten und angehängten Vergleichungstafeln, vollständig erläutert. Das 9te Gesetz ist schon zuvor ad 3 erwähnt. 10tes Gesetz v. 18. Decbr. 1819. Dieses schränkt sich bloß auf die Art und Weise der Formen ein, die bey Einführung der neuen Maaßen und Gewichte am 1. Ja-

nuar 1820 zu beobachten sind (die aber, wie wir un-
 zen zeigen werden, nach dem Verschwinden von 3
 Jahren, noch bey weiten nicht überall in Holland
 bisher beachtet worden). Die unter dem Texte an-
 gebrachtten lehrreichen Noten und einige angehängte
 Tabellen, erklären das Gesetz völlig. Eben so um-
 fassend wird das 11te Gesetz von eben diesem Dato,
 im Betreff der Gestalt und des cub. Inhalts der
 Hohlmaassen trockener Dinge und des Salzes auf 1½
 Bogen erläutert. Die drey folgenden, Namens des
 Königl. Gouvernemens von den Deputirten Staaten
 von Nordholland, unter Nr. 12; 13 u. 14 erlassenen
 Bekanntmachungen v. 13. July und 7. Octobr.
 1820, betreffen die, bis dahin noch nicht geeichten
 Maassen und Gewichte, und was bey der ersten Eiche
 der neuen metrischen Tauschmittel, zu beobachten sey.
 Letzteres Publicandum gestattet so gar die Vergönnung,
 die alten Maassen und Gewichte so lange bezubehal-
 ten, bis die neuen metrisch allgemein eingeführt wer-
 den sollten, welches das Königl. Gesetz 15tes v. 8.
 Novbr. 1820, unabänderlich auf den 1. Januar 1821
 (tiewohl bisher vergeblich), festsetzt. Wie wenig dies-
 ses, selbst in Amsterdam, bisher gefruchtet hat, geht
 aus der 16ten) unterm 8. Januar 1821 vom Ma-
 gistrat daselbst erlassenen Aufforderung (Kennisge-
 ving) hervor, worin die Mitbürger dieser großen
 Handelsstadt ermuntert (opgewekt) werden, sich
 in ihren technischen Handelsverhältnissen, der neuen
 Maassen und Gewichte zu bedienen. Als dieses
 glimpfliche Mittel dennoch fruchtlos blieb, sah sich
 der Gouverneur von Nordholland genöthiget, in Nr.
 17. v. 20. Febr. 1821. bekannt zu machen, daß er,
 bey dem längern Widerstreben des Handelsstandes
 dieser Provinz die neuen Tauschmittel sofort einzufüh-
 ren gedrungen seyn würde, den deshalb bisher erlas-
 senen Königl. Verordnungen und Gesetze gehörigen
 Nachdruck zu verschaffen. Damit nun den desfallsigen
 Vorschriften überall strenge nachgelebt werde, ist fast

in allen diesen Gesetzen die Bestimmung enthalten: daß die sämtlichen neuen Maassen und Gewichte, (wie es in neuern Zeiten in mehreren Staaten geschieht), jährlich von neuem verificirt und geeicht werden sollten, um das Publicum gegen Bervorthellungen im Handel zu schützen. Die deputirten Staaten von Nordholland verordneten daher in Nr. 18. am 11. Januar 1822, daß die Eichmeister jährlich bey der vorzunehmenden Eiche der neuen Tauschmittel, einen Jahrbuchstaben beysügen sollten, wovon die erste Eiche den Buchstaben A, und jährlich so weiter fort enthalte. Das 19te Gesetz d. d. Brüssel v. 1. Octobr. 1821 betrifft das Eichen der Torsmaassen (hectolitre), welche im Kleinhandel und bürgerlichen Leben gebraucht werden, die aber von den Tors-tonnen, welche in den Mooren bey dem Stechen des Tors üblich sind, verschieden ist. 20tes Gesetz von 20. Decbr. 1821 enthält das metrische Gewicht der einzuführenden (und wirklich seitdem schon erschienenen) neuen niederländischen Münzen, und in so fern solches zum allgemeinen Gold- und Silberhandel des Reichs gebraucht werden soll. Diese Gewichte sollen, nach §. 1. bloß aus Kupfer oder Messing verfertigt und auf dem äußersten Einsatz geeicht werden. (Rec. behält sich vor, dieses neue Gewicht für edle Metalle, bey der nächstens in diesen Blättern vorzunehmenden Anzeige der Gesetze Königl. Niederl. neuen Münzen, näher zu analysiren, und mit dem früher deshalb bestandenen Gewichte, des Schrot u. Korns der holländischen u. Münzen zu vergleichen). Den vorläufigen Beschluß dieser Gesetz-Sammlung, macht eine Bekanntmachung der Deputirten Staaten von Nord-Holland v. 31. Januar 1822, wornach Reglements-mäßig die jährliche Eiche sämtlicher metrischen Tauschmittel, wenigstens in Nordholland, unabänderlich erneuert werden soll.

Welchen Effect alle diese gesetzlichen Vorschriften auf das niederländische Landes-Publicum bisher bez-

wirkt haben, geht aus der ganz neulich vom Könige d. d. Brüssel v. 18. Decbr. 1822 erlassenen, in 5 Sphen bestehenden strengen Verordnung (die Rec. vor einigen Tagen erhalten), hervor, nach welcher, auf den Grund der desfallsigen Gesetze, die finale Frist, zur Einführung der neuen Maaßen und Gewichte in allen Theilen des Königreichs, bis zum 28. Februar 1823 unabänderlich festgesetzt und unter Geldstrafe der Gebrauch der alten Maaßen und Gewichte, nicht nur durchaus verboten, sondern den Polizeybeamten und Eichmeistern aller Orten nachdrücklich aufgegeben wird: gegen Veruß der Straftheile auf die Uebertreter des Gesetzes genau zu wachen, und v. 1. März 1823 alle noch vorfindlichen alten Maaßen und Gewichte sofort wegzunehmen und zu vernichten. Dergleichen durchgreifende Maaßregeln der Regierung werden nöthig, wenn der löbliche Zweck, alle Verschiedenheit der Tauschmittel auszurotten, erreicht werden soll. Wie groß die Mannichfaltigkeit bloß der Getraidemaassen z. B. in Holland bisher gewesen sey, geht aus dem, ganz kürzlich bey J. Romann in Saltbommel erschienenen Handboek enz. hervor, in welchem 26 verschiedene Kornmaassen, welche in 80 Städten, Weilern und Dörfern bisher üblich waren, mit dem neuen metrischen verglichen werden. Inzwischen wird es sich bald zeigen: ob und wie der Erfolg der gerechten Erwartungen der Königlichen Regierung entsprechen wird. Die Macht der Gewohnheit mehrerer Geschlechter bey einem Volke, an die sich so leicht die Bequemlichkeit und das Interesse kettet, wirkt oft und besonders in der Tauschmittellehre, den trefflichsten Staats-Einrichtungen, zum Nachtheil des allgemeinen Bestens, der Gesellschaft hartnäckig entgegen. Dieß scheint auch, in Absicht der neuer Maaßen und Gewichte, in den Niederlanden der Fall zu seyn. Selbst Napoleon Bonaparte, war, bey aller seiner Macht und Gewalt, die ihm als Consul und

Kayser zu Gebote stand, nicht vermögend, das metrische Tauschmittelsystem im Kleinhandel des innern Frankreichs allgemein vorherrschend zu machen; immer wußte man das Geseß zu umgehen, und so wohl die Polizen, als ihre metrologischen Agenten zu täuschen. — Auch in Preußen ist das neue Maaß- und Gewicht-System v. 16. May 1816, das, wie bekannt, in der Anwendung auf das bürgerliche Leben, gar keinen Schwierigkeiten, wie das metrische in Frankreich und Holland unterworfen war, noch jezt in allen Theilen der Monarchie, wenigstens nicht überall in den neuen Provinzen von Westfalen und den Rheingegenden practisch angewandt worden. Daran ist aber, wie die Erfahrung bisher gezeigt hat, der Eigennuß schuld, der zugleich den übeln Willen hartnäckig leitet. Dieß mögen folgende Beyspiele rechtfertigen. Die neue Preuß. Getränkmaaße 10. (Quart.) wurde in Westfalen und den Rhein-Provinzen nicht so bald bekannt, und von den Eichungs-Commissio- nen Namens der Regierung eingeführt, als so- gleich die Kaufleute und Kleinhändler flüssiger Dinge, sich dieses neue Maaß gern gefallen ließen, indem die neue Quart = 57, 724 Par. L. Z., dagegen die, in Westfalen und am Rheine durchgängig übliche Cölnner-Schenkmaaße (Kannen) = 75, 5. Par. L. Z. enthält. Dieser bedeutende Unterschied bringt $30\frac{3}{8}$ Proct. reinen Gewinn für diejenigen, welche dem vorigen Preis der Dinge per Kanne, gegen den per Quart., entweder unbedeutend, oder in manchen Fällen gar nicht änderten. Diese Verwoorthheilung des Publicums konnte die Regierung unmöglich hemmen. — Allein die Einführung der Preuß. Elle und des Scheffelmaaßes, ist bisher mehreren Schwierigkeiten zwischen der Weser und der Maas unterworfen gewesen. Beide diese Tauschmittel sind größer, als in diesen Gegenden übliche Cölnn. Elle und das Scheffelmaaß; daher noch im Anfange des Jahres 1823 an vielen Orten dieser Provinzen, wenigstens im Privat-

verkehrt das Gesetz bloß aus Beyfornge umgangen wird: der Verkäufer, wenn er kein strenger Calculator ist, könne und würde Schaden leiden. Denn da die neue Preuß. Elle, nach den neuesten Untersuchungen von Eytelwein und Helius = 295, 65. Par. Lin.; die Cöln. gemeine Handels- oder Kaufelle = 254, 979. Par. Lin.; dagegen, nach eben diesen Untersuchungen, der neue Preuß. Scheffel = 2776, 742 Pariser Kub. Zoll, und das Cöln. Scheffelmaaß nur = 1805, 757 Pariser Kub. Zoll halten; so hat man sich in diesen Gegenden noch nicht überall bereitwillig gefunden, den Einschreitungen der Königl. Regierung nachzuleben. Doch sind, in Ansehung des Scheffelmaaßes, die Grafschaft Mark, das Herzogthum Cleve, das Fürstenthum Minden, und die Grafschaft Ravensberg, als alte Preussische Provinzen des ehemaligen Westfälischen Kreises, in welchen der frühere Berliner Scheffel gebraucht wurde, von jener Umgehung des Gesetzes ausgenommen. Das hat aber auch einen großen Zeitaufwand von vielen Jahren und die umsichtsvollesten Anstrengungen der Preussischen Regierung gekostet, bevor der Berliner Getraidescheffel, die 64 verschiedenen Kornmaaßen in besagten 4 Provinzen verdrängte, welches die kluge Beharrlichkeit Friedrichs des Einzigen bewirkte. - So geht es überall, wo dergleichen gemeinnützige Einrichtungen von Staatswegen getroffen werden. Immer sieht man in Staaten, wo die Regierung allgemeine Tauschmittel zum Besten der Staatsverwaltung einführt, daß dieser edle Zweck, von der öffentlichen Meinung oft Jahre lang aus Nebenabsichten bekämpft wird. Daher vergehen in der Regel mehrere Geschlechter, bevor die Erfahrung alte Vorurtheile vernichtet, die zum Theil ihren Grund in einem übel geleiteten Willen, theils aber im widerstrebenden Eigennutze finden, welcher sehr häufig die bürgerliche Gesellschaft verblendet.

Nr. II. Der Hr. Verf. hat diese Bogen der deut.

sehen hohen Bundesversammlung gewidmet, und verwahrt sich im Vorworte S. VIII schon im Voraus gegen den Gedanken, durch diesen Versuch nicht zu beabsichtigen, das darin enthaltene Problem definitiv zu lösen, sondern den schlummernden Gegenstand, durch diese Abhandlung von Neuem zur Discussion zu bringen. Dieser Zweck ist edel und verdient allen Dank deutscher Patrioten. Sey es uns daher vergönnt kürzlich zu zeigen, wie die hier vorgestellte Aufgabe zu lösen sey: S. X fg. wird davon ausgegangen: Um allen bisherigen Deutschen Münzverwirrungen vorzubeugen, müsse man 1) ein ganz neues, wissenschaftlich geordnetes deutsches Münz-System einführen, das dem Französischen sehr nahe käme; oder 2) das französisch-metrische Maas-Gewicht u. Münz-System annehmen, oder aber 3) den in Deutschland noch bestehenden Conventions 20 Gulden Fuß möglichst verbessern, und in seinen Unterabtheilungen dabey das Decimalsystem anwenden. Rec. ist mit dem Vorschlag ad 1), der recht gut auf den ad 3) angewandt werden kann, völlig einverstanden; nur mit dem, aus Meridiansmessungen abgeleiteten Urmaas ad 2) nicht, das — im Fall solches, durch Zeit und Umstände verloren geht, — nicht anders als mit grossem Zeit- u. Kostenaufwande sehr mühsam wieder gefunden werden kann. Ein richtiges, ohne viele Schwierigkeit und bedeutende Opfer wieder zu findendes Urmaas, aus Secunden-Pendellängen abgeleitet, ist unstreitig für jedes große Volk immer der sicherste Maasstab, welchen die Natur zu einem systematischen Decimal-Maas-Gewicht und Münzsystem darbietet. Darin sind alle sachkundige Gelehrten in u. außer Europa einverstanden. Zwar hat der Hr. Verf. S. 65 fg. S. 74 und in der Note daselbst darauf ebenfalls hingedeutet, nur nicht bemerkt, daß, wie bekannt, die französischen Academiker der neuesten Zeit, bemüht gewesen, die Pendellängen, mit dem bereits gefundenen Mètre-definitif in Uebereinstimmung zu bring-

gen, woraus ein günstiges Resultat für die gesammte Metrologie entstanden ist, das jetzt in Frankreich angewandt, und als Urlängenmaaß, *Mètre définitif matériel* genannt wird. Rec., der seit mehr als 20 Jahren, besonders aber seit dem Wiener-Congreß, in berufsfreyen Stunden beschäftigt gewesen, eine systematische Metrologie der Deutschen Bundesstaaten auszuarbeiten, hat dabey den Durchschnitt mehrerer, auf den vornehmsten Sternwarten Deutschlands genau beobachteter Secunden-Pendellängen, als Deutsches Urmaaß zum Grunde gelegt, selbiges mit dem Französischen *Mètre définitif* verglichen und möglichen genau in Uebereinstimmung gebracht, alsdann darnach decimaliter das metrische Maaß-Gewicht und Münzsystem, für das gesammte deutsche Vaterland nach seinen Kräften bearbeitet, wobey für die Einheit der deutschen Bundes-Münze, der darnach metrisch rectificirte Conventionalthaler angenommen worden, den auch Hr. Prof. L. mit Grund einzuführen beabsichtigt. Wir wollen ihm daher weiter folgen. S. 3-7 §. 1 und 2. wird der Welt- und Deutsche Handel überhaupt, so wie die verschiedenen Mauthsysteme, welche den innern Handel Deutschlands lähmen, insbesondere geachtet, und daraus werden S. 3-12 die großen Nachtheile gezeigt, die daraus und zugleich aus den mannichfaltigen, ganz verschiedenen Maaßen, Gewichte und Münzen unseres deutschen Vaterlandes entspringen. Dieß führt den Herrn Verf. S. 24-55 §. 13-54 zu der weitern Ausführung seiner Vorschläge, zuörderst im Betreff der einzuführenden neuen Bundes Münze, die, aus edlen Metallen geprägt, als Einheit, dennoch einfach und leicht in ihrer Decimal-Eintheilung den Verkehr und das gesammte Deutsche Rechnungswesen erleichtert. Diefemnach soll die Cöllnische Mark fein Silber = 20 Gulden, in 10 Stück Bundes (früher Conventions) Thaler, jeder derselben in 100 Kreuzer (Gröschel, Grote, Stüber, &c.) getheilt werden, so daß der halbe Bundes Thaler = 50; der vierte Theil = 25; $1/5 = 20$; und $1/10$ tel = 10 Kr. ausgeprägt würde. Auch damit sind wir völlig ein verstanden; nur nicht mit der Goldmünze, die S. 41. §. 35 einen Werth von 50 Gulden, zur Bequemlichkeit für den Handel, erhalten soll. Das ist, nach unserm Ermessen und den Erfahrungen aller Münzstätten in Europa, viel zu hoch angeschlagen. Freylich haben einige wenige Italiänische Staaten und Portuaal Goldmünzen prägen lassen, wovon einige so gar jenen Werth übersteigen; selbst die, seit 1671 in England geprägten fünffachen Guineen sind jetzt 50 Gulden Convent. Geld werth; aber das Gold arme Deutschland kann und darf einen solchen Aufwand nicht

machen. Ueberdem würde keine Einstimmigkeit der Münzbezeichnungen statt finden, wenn man der Silvermünze den Namen Bundes-Thaler, der Goldeinheit aber Guldenwert beylegen wollte. Man lasse daher dem Deutschen seinen Pistolenfuß, der ganz zu den Decimalien paßt. Die-
 nem nach dürfte die Goldeinheit, oder der Deutsche Gold-Thaler = 10, der Doppelte = 20; der halbe = 5; und der 4te Theil = $2\frac{1}{2}$ Thaler Goldwert seyn; alsdann würden im Handel und bürgerlichen Verkehr Gewohnheit und Bequemlichkeit erhalten. Als Schel-
 denmünze könnten 5, 4, 3, 2, und 1 Kr. Stücke in Kupfer geprägt werden. Daß aber das Kupfer zu den edlen Metallen gerechnet werden soll, kann durch die in der Note S. 29 angebrachte Bemerkung, keinesweges gerechtfertiget werden. S. 56-74: S. 55-94 wird von den Maaßen und Gewichten gehandelt. S. 63. S. 70 bemerkt der Hr. Verfasser ganz richtig: Das Längenmaaß sey die Basis aller übrigen Maaßen, selbst des Gewichts. Man erlaube uns hiebey die Frage: Woher kommt es dann, daß in dieser Schrift allenthalben die Münze, welche doch auf das, aus dem Urmaaße gefundene Gewicht, sich gründet, gegen alle systematische Ordnung der Metrologie vorgeht. — S. 71 fg. S. 91. wird (wahrscheinlich nach dem Muster des Hrn. Hofr. Wild — vergl. Gött. gel. A. J. 1822; 61 und 62 St. S. 604 ffg., welche Anzeige Hr. Prof. L. in der Note S. 72. besonders rühmt): zum Urmaaß der neuen Längeneinheit Deutschlands, $\frac{3}{10}$ des französischen Meters = 413,295 Par. Lin. in Vorschlag gebracht. Diese 3 Decimeter sollen einem rheinl. Fuß = 139,13 Par. Lin. gleich seyn. Das findet wir nicht; im Gegentheil nur = 132,9288 Par. Lin. Dieses Längenmaaß hat auch der Schweizer Canton Waadt unterm 27 May 1822 nach dem Baden'schen Muster, als Urmaaß angenommen, und darnach nicht nur alle Flächen- Hohl- und Körpermaaßen bestimmt, sondern auch zur Basis der Gewichte angewandt (s. Rapport sur les moyens d'introduire dans le Canton l'uniformité des Poids et mesures etc. en May 1822; 115 Pag. 8vo av. 9 Tables). So nach würde das neue deutsche Urmaaß dem altrömi-
 schen Fasse fast gleich kommen, den Eisen Schmidt zu 132,45 Par. Lin. bestimmt (s. De ponder. et mens. p. 102 et 177. ed. ult.) Diese Angabe sagt Hr. Hr. Heinrich als classisch fest (s. Bestim. des Maaß und Gewicht S. 125). Die früheren Franzosen, denen Hr. Cytelwein folgt, haben den pes roman. antiq. offenbar zu klein bestimmt. — Bey dem einzuführenden neuen deutschen Gewicht nimmt

Hr. L. das Cölnner Pfund von 2 Mark Cöln. als Gewichts-Einheit an, welches S. 72. nach den neuesten Untersuchungen der Franzosen = 9734,56 holl. \mathcal{A} s, oder 467,72 franz. metr. Grammen hält. (Damit stimmen auch die neuesten Untersuchungen des Hrn. D. B. R. Eytelwein überein, die er im Nachtr. zur Vergl. der Maas u. Gewichte zum Grunde gelegt hat). Uebrigens treten wir dem S. 72 f. geäußerten Vorschlage bey, daß — (bis daran die Pendellängen Deutschlands metrisch genau im Mittel gefunden worden —) der rheinl. Fuß = 139,13 Par. Lin., und das Cöln. Pfund = 9734,56 holl. \mathcal{A} s, als Muttermaassen und Gewichte, nach Decimalien auf- und abwärts eingetheilt, und diese mit einfachen deutschen Namen begleitet, in ganz Deutschland einzuführen seyn dürften. Um dadurch allgemeine Einförmigkeit deutscher Tauschmittel zu befördern, an welchen es seit Otto dem Großen bisher gemangelt hat. — Das was S. 74: 89, S. 95: 113 vorkömmt, hätte ohne im Mindesten dem Werthe dieser Schrift, die sehr viel Gutes, nur nichts Neues enthält, — entfernt zu schaden, füglich wegbleiben, dagegen, zur Vervollständigung des deutschen metrologischen Systems, mehr systematische Darstellung im Auffinden der Urmaasse durch Mittellängen des Secunden-Pendels verschiedener Orte Deutschlands angegeben werden können. Auch gehören die Noten S. 23 und 32 eben so wenig hieher, als die S. 27; 39; 51 u. a. D. m. ausgesprochene Idee einer allgemeinen Weltmünze, für Europa, die, wie allgemeine Maassen und Gewichte für unsern Welttheil, bloß illusorisch sind. Die Zeit ist vorbey, wo der berühmte La Place, seiner großen weltbekannten Gelehrsamkeit ungeachtet, sich dennoch hinreißen ließ, den damaligen Grundsaß der Franzosen aufzustellen: Europens Völker würden in Kurzem, einerley Religion, Geseze, Maassen, Gewichte und Münzen von Frankreich aus erhalten (s. Exposit. du syst. de monde. 4. edit. T. I. p. 142 en 8vo). Demzufolge würde es, nach unserm Ermessen, gerathener seyn, den franz. metrischen Goldmünzen = 20 Franken, statt denselben wie bisher, so auch von unserm Hrn. Verf. in der Note S. 33 geschehen, den Namen Napoleon- und Ludwigsd'or (seit 1814) beyzulegen, — dieselben schlechtweg Goldfranken zu nennen. Dadurch würde nicht nur in Ansehung des neuen Ludwigsgoldes, das an die alten französischen Pistolen von Ludw. XIV. erinnert, einer Münz-Namen-Verwechslung vorgebeugt, sondern auch eine natürliche Münzbenennung ausgedrückt, fast ähnlich derjenigen, die in England unter den Namen Guineen und Sovereigns bekannt sind.

Bj.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. S t ü c k .

Den 24. Februar 1823.

G ö t t i n g e n .

Eine am 2. Febr. der Königl. Societät von Hrn. Hofr. Gauß überreichte Vorlesung, überschrieben *Theoria combinationis observationum erroribus minimis obnoxiae, pars posterior*, steht im unmittelbaren Zusammenhange mit einer frühern, wovon im 33 St. dieser Blätter von 1821 eine Anzeige gegeben ist. Wir bringen darüber nur, kurz in Erinnerung, daß ihr Zweck war, die sogenannte Methode der kleinsten Quadrate auf eine neue Art zu begründen, wobey diese Methode nicht näherungsweise, sondern in mathematischer Schärfe; nicht mit der Beschränkung auf den Fall einer sehr großen Anzahl von Beobachtungen, und nicht abhängig von einem hypothetischen Gesetze für die Wahrscheinlichkeit der Beobachtungsfehler, sondern in vollkommener Allgemeinheit, als die zweckmäßigste Combinationsart der Beobachtungen erscheint. Der gegenwärtige zweyte Theil der Untersuchung enthält nun eine weitere Ausführung dieser Lehre in einer Reihe von Lehrsätzen und Problemen, die damit in genauester Verbindung stehen. Es würde der Einrichtung dieser Blätter nicht

angemessen seyn, diesen Untersuchungen hier Schritt vor Schritt zu folgen, auch unnöthig da die Abhandlung selbst bereits unter der Presse ist. Wir begnügen uns daher, nur die Gegenstände von einigen dieser Untersuchungen, die sich leichter isolirt herausheben lassen, hier anzuführen.

Die Werthe der unbekanntnen Größen, welche der Methode der kleinsten Quadrate gemäß sind, und die man die sichersten Werthe nennen kann, werden vermittelt einer bestimmten Elimination gefunden, und die diesen Bestimmungen bezulegenden Gewichte vermittelt einer unbestimmten Elimination, wie dies schon aus der *Theoria motus Corporum Coelestium* bekannt ist: auf eine neue Art wird hier a priori bewiesen, daß unter den obwaltenden Voraussetzungen diese Elimination allemal möglich ist. Zugleich wird eine merkwürdige Symmetrie unter den bey der unbestimmten Elimination hervorgehenden Coefficienten nachgewiesen.

So leicht und klar sich diese Eliminationsgeschäfte im Allgemeinen übersehen lassen, so ist doch nicht zu läugnen, daß die wirkliche numerische Ausführung, bey einer beträchtlichen Anzahl von unbekanntnen Größen, beschwerlich wird. Was die bestimmte Elimination, die zur Ausmittelung der sichersten Werthe für die unbekanntnen Größen zureicht, betrifft, so hat der Verfasser ein Verfahren, wodurch die wirkliche Rechnung, so viel es nur die Natur der Sache verträgt, abgekürzt wird, bereits in der *Theoria Motus Corporum Coelestium* angedeutet, und in einer im ersten Bande der *Comment. Rec. Soc. R. Gott.* befindlichen Abhandlung, *Disquisitio de elementis ellipticis Palladis*, ausführlich entwickelt. Dieses Verfahren gewährt zugleich den Vortheil, daß das Gewicht der Bestimmung der einen unbekanntnen Größe, welche man bey dem Geschäft als die letzte betrachtet hat, sich von selbst mit ergibt. Da nun die Ordnung unter den unbekanntnen Grö-

fen gänzlich willkürlich ist, und man also welche man will, als die letzte behandeln kann, so ist dies Verfahren in allen Fällen zureichend, wo nur für Eine der unbekanntten Größen das Gewicht mit verlangt wird, und die beschwerliche unbestimmte Elimination wird dann umgangen.

Die seitdem bey den rechnenden Astronomen so allgemein gewordene Gewohnheit, die Methode der kleinsten Quadrate auf schwierige astronomische Rechnungen anzuwenden, wie auf die vollständige Bestimmung von Kometenbahnen, wobey die Anzahl der unbekanntten Größen bis auf sechs steigt, hat indeß das Bedürfniß, das Gewicht der sichersten Werthe aller unbekanntten Größen auf eine bequemere Art als durch die unbestimmte Elimination, zu finden, fühlbar gemacht, und da die Bemühungen einiger Geometer *) keinen Erfolg gehabt hatten, so hat man sich nur so geholfen, daß man den oben erwähnten Algorithmus so viele Male mit veränderter Ordnung der unbekanntten Größen durchführte, als unbekanntte Größen waren, indem man jeder einmal den letzten Platz anwies. Es scheint uns jedoch, daß durch dieses kunstlose Verfahren in Vergleichung mit der unbestimmten Elimination in Rücksicht auf Kürze der Rechnung nichts gewonnen wird. Der Verf. hat daher diesen wichtigen Gegenstand einer besondern Untersuchung unterworfen, und einen neuen Algorithmus zur Bestimmung der Gewichte der Werthe sämtlicher unbekanntten Größen mitgetheilt, der alle Geschmeidigkeit und Kürze zu haben scheint, welcher die Sache ihrer Natur nach fähig ist.

Der sicherste Werth einer Größe, welche eine gegebene Function der unbekanntten Größen der Aufgabe ist, wird gefunden, indem man für letztere ihre durch die Methode der kleinsten Quadrate erhaltenen sichersten Werthe substituirt. Allein eine bisher noch nicht

*) z. B. Plana's. Siehe Zeitschrift für Astronomie und verwandte Wissenschaften Band 6, S. 258.

behandelte Aufgabe ist es, wie das jener Bestimmung bezulegende Gewicht zu finden sey. Die hier gegebene Auflösung dieser Aufgabe verdient um so mehr von den rechnenden Astronomen beherzigt zu werden, da sich findet, daß mehrere derselben dabey früher auf eine nicht richtige Art zu Werke gegangen sind.

Die Summe der Quadrate der Unterschiede zwischen den unmittelbar beobachteten Größen, und denjenigen Werthen, welchen ihre Ausdrücke, als Functionen der unbekannteu Größen, durch Substitution der sichersten Werthe für letztere erhalten (welche Quadrate, im Fall die Beobachtungen ungleiche Zuverlässigkeit haben, vor der Addition erst noch durch die respectiven Gewichte multiplicirt werden müssen) bildet bekanntlich ein absolutes Minimum. Sobald man daher einer der unbekannteu Größen einen Werth beylegt, der von dem sichersten verschieden ist, wird ein ähnliches Aggregat, wie man auch die übrigen unbekannteu Größen bestimmen, allezeit größer ausfallen, als das erwähnte Minimum. Allein die übrigen unbekannteu Größen werden sich nur auf Eine Art so bestimmen lassen, daß die Vergrößerung des Aggregats so klein wie möglich, oder daß das Aggregat selbst ein relatives Minimum werde. Diese von dem Verf. hier ausgeführte Untersuchung führt zu einigen interessanten Wahrheiten, die über die ganze Lehre noch ein vielseitigeres Licht verbreiten.

Es fügt sich zuweilen, daß man erst, nachdem man schon eine ausgedehnte Rechnung über eine Reihe von Beobachtungen in allen Theilen durchgeführt hat, Kenntniß von einer neuen Beobachtung erhält, die man gern noch mit zugezogen hätte. Es kann in vielen Fällen erwünscht seyn, wenn man nicht nöthig hat, deshalb die ganze Eliminationsarbeit von vorne wieder anzufangen, sondern im Stande ist, die durch das Hinzukommen der neuen Beobachtung entstehende Modification in den sichersten Werthen und deren Gewichten zu finden. Der Verf. hat daher diese Auf-

gabe hier besonders abgehandelt, eben so wie die verwandte, wo man einer schon angewandten Beobachtung hintennach ein anderes Gewicht, als ihr beygelegt war, zu ertheilen sich veranlaßt sieht, und, ohne die Rechnung von vorne zu wiederholen, die Veränderungen der Endresultate zu erhalten wünscht.

Wie der wahrscheinliche Fehler einer Beobachtungsgattung (als bisher üblicher Maasstab ihrer Unsicherheit) aus einer hinlänglichen Anzahl wirklicher Beobachtungsfehler näherungsweise zu finden sey, hatte der Verf. in einer besondern Abhandlung im ersten Bande der Zeitschrift für Astronomie und verwandte Wissenschaften S. 185 f. gezeigt: dieses Verfahren, so wie der Gebrauch des wahrscheinlichen Fehlers überhaupt, ist aber von der hypothetischen Form der Größe der Wahrscheinlichkeit der einzelnen Fehler abhängig, und mußte es seyn. Im ersten Theile der gegenwärtigen Abhandlung ist nun zwar gezeigt, wie aus denselben Datis der mittlere Fehler der Beobachtungen (als zweckmäßiger Maasstab ihrer Ungenauigkeit) näherungsweise gefunden wird. Allein immer bleibt hiebey die Bedenklichkeit übrig, daß man nach aller Schärfe selten oder fast nie im Besiß der Kenntniß der wahren Größe von einer Anzahl wirklicher Beobachtungsfehler seyn kann. Bey der Ausübung hat man dafür bisher immer die Unterschiede zwischen dem, was die Beobachtungen ergeben haben und den Resultaten der Rechnung nach den durch die Methode der kleinsten Quadrate gefundenen sichersten Werthen der unbekanntenen Größen, wovon die Beobachtungen abhängen, zum Grunde gelegt. Allein da man nicht berechtigt ist, die sichersten Werthe für die wahren Werthe selbst zu halten, so überzeugt man sich leicht, daß man durch dieses Verfahren allemal den wahrscheinlichen und mittlern Fehler zu klein finden muß, und daher den Beobachtungen und den daraus gezogenen Resultaten eine größere Genauigkeit beylegt, als sie wirklich besitzen. Freylich hat in dem Falle,

wo die Anzahl der Beobachtungen vielemale größer ist als die der unbekanntten Größen, diese Unrichtigkeit wenig zu bedeuten; allein theils erfordert die Würde der Wissenschaft, daß man vollständig und bestimmt übersehe, wie viel man hiedurch zu fehlen Gefahr läuft, theils sind auch wirklich öfters nach jenem fehlerhaften Verfahren Rechnungsergebnisse in wichtigen Fällen aufgestellt, wo jene Voraussetzung nicht Statt fand. Der Verf. hat daher diesen Gegenstand einer besondern Untersuchung unterworfen, die zu einem sehr merkwürdigen höchst einfachen Resultate geführt hat. Man braucht nemlich den nach dem angezeigten fehlerhaften Verfahren gefundenen mittlern Fehler, um ihn in den richtigen zu verwandeln, nur mit

$$\sqrt{\frac{\pi - \rho}{\pi}}$$

zu multipliciren, wo π die Anzahl der Beobachtungen und ρ die Anzahl der unbekanntten Größen bedeutet.

Die letzte Untersuchung betrifft noch die Ausmittlung des Grades von Genauigkeit, welcher dieser Bestimmung des mittlern Fehlers selbst beygelegt werden muß: die Resultate derselben müssen aber in der Abhandlung selbst nachgelesen werden.

P a r i s.

Bey Baudouin: Observations sur plusieurs points importants de notre législation criminelle; par M. Dupin, Docteur en droit et Avocat à la Cour royale de Paris. 1821. IV. und 333 S. in Octav.

Immer allgemeiner erhebt sich die Stimme gegen die noch beygehaltenen Napoleonischen Strafgesetzbücher! Während Berenger, Bavoux, Desriveaux, Guizot und überhaupt die Mehrzahl der Französischen Rechtsgelehrten auf ihre gänzliche Abschaffung, und auf die Entwerfung eines neuen in dem Sinne der

Charte und der constitutionellen Monarchie abgefaßten Criminalgesetzbuchs dringen, beschränkt sich der Verf. des vorliegenden Werks auf die Rüge einzelner Bestimmungen der bestehenden Criminalgesetzgebung und einzelner willkürlichen Handlungen der polizeylichen und gerichtlichen Behörden. In den meisten Fällen erscheint sein Tadel wohlbegründet, wenn gleich auch mannigmal Declamationen die Stelle von Verbesserungsvorschlägen vertreten, indessen, da er sich auf specielle gesetzliche Verfügungen und locale Handlungen bezieht, für Deutschland von wenigem Interesse. Nur einzelne Partien des Werks bieten ein allgemeineres Interesse dar, in so fern sie die Criminalgesetzgebung im allgemeinen betreffen, oder den argen Geist andeuten, in welchem die Strafrechtspflege in Frankreich gehandhabt wird. Als solche hebt Ref. aus: 1) die Rüge über den Mißbrauch der Telegraphen zum Verderben der Angeklagten. Er erzählt, daß dieselben nicht nur dazu gebraucht würden, um Todesurtheile schnell vollziehen zu lassen, wenn ein an den König gerichtetes Begnadigungsgesuch verworfen sey, wobey er freylich nichts zu erinnern findet, sondern auch, daß sie bisweilen die Stelle von Polizeybeamten verträten. Der König hatte ein Gesetz bestätigt, welches in einem gewissen Falle eine Amnestie für die Verbrecher einer gewissen Gattung verkündete, jedoch mit Ausnahme derjenigen, die schon in Untersuchung seyen. Der Minister kannte ein Individuum, das er verderben wollte. Er calculirte, daß das Gesetz erst in einigen Tagen an dem Orte ankommen könne, wo jenes verhaftet war, und sandte nun durch den Telegraphen die Ordre, sofort die Untersuchung gegen dasselbe anzufangen, und wenigstens einen Zeugen zu verhören, um es der Vortheile der Amnestie zu berauben. 2) die Rüge über das *Mettre au secret*, einer Verhaftung, die mit der gerühmten Oeffentlichkeit des Französischen Processes im schneidenden Widerspruche steht. Nicht allein wird jede Communication des Angeklagten mit seiner Familie streng gehindert, sondern man bedient sich auch moralischer Torturen — *menaces, bruits inattendus pour imprimer des terreurs soudaines, des reverbères devant*

les yeux pour fatiguer la vue du prisonnier u. s. w. 3) Die Rüge der Leichtfertigkeit, mit welcher Menschen in den Anklagestand gesetzt werden. In den Jahren 1813-1818 wurden 53836 Individuen in den Anklagestand gesetzt, von denen 36071 verurtheilt, dagegen 17765 freigesprochen werden mußten. 4) die Rüge der Bestimmung eines Minimum der Strafe in dem Code pénal, die auch leider bey manchen deutschen Strafgesetzbüchern Eingang gefunden hat, eine natürliche Folge des bösen Umstandes, daß man die Competenz der Gerichte, nicht nach der Gattung der Verbrechen, sondern nach der der Strafen regeln wollte. Mit Recht bemerkt er, daß es bey Bestimmung der Strafe auf die besondern Umstände ankomme, unter welchen ein Verbrechen begangen werde; daß manches Verbrechen, seiner abstracten Form nach, mit einer schweren Strafe bedroht, in dem einzelnen Falle, als ein bloßes Unrecht erscheine, z. B. der Einbruch in einen Garten, um eine Blume zu pflücken, u. dergl. mehr, so daß die individuelle Strafbarkeit auf Null herabsinke. Sey in diesem Falle ein Minimum vorgeschrieben, so bleibe dem Richter nichts übrig, als ein ganz unverhältnißmäßiges Straf-übel zuzufügen, oder den Verbrecher, der doch wenigstens eine verhältnißmäßige Strafe verdient habe, gänzlich frey zu sprechen. 5) die Rüge der auf den Duell gesetzten Todesstrafe, der der Vf. die Strafe des bürgerlichen Todes, von der er sich mehr abschreckende Kraft verspricht, substituiren will. Sehr interessant sind ferner die Nachrichten, welche der Vf. von den Arbeiten der Société pour l'amélioration des prisons S. 233 fg. mittheilt, wiewohl es zu beklagen ist, daß auch dort dieselbe noch keine heilbringenden Resultate hervorgebracht hat, was wohl der Launigkeit der Regierung, welche die patriotischen Bemühungen jener Gesellschaft nicht zu beachten scheint, zugeschrieben werden muß; die Ausführung des Vf., wie wünschenswerth es sey, daß die Witwe u. die Erben eines Verstorbenen das Recht hätten, den Verläumder der Ehre des letztern in Anspruch zu nehmen, wobei auf den bekannten Proceß der Marschallin Brune gegen Mortainville Bezug genommen wird, u. s. w. Das Buch selbst zerfällt in elf Capitel: I. De la Justice en général; II. Du Pouvoir judiciaire; III. Nécessité d'observer les formes; IV. Des principaux Vices de l'Instruction criminelle; V. De l'Accusation; VI. Des Débats; VII. Du Jury; VIII. Des Jugemens; IX. Des Peines et de l'Exécution des condamnations; X. Abus de Detail, qu'il dépendrait de l'autorité de faire cesser; -- Vices, non des lois mais des hommes; XI. Questions particulières. Angehängt ist ein Auszug aus einer Vertheidigungsschrift des Verf., Mémoire contenant des observations sur l'Ordonnance du 24 Juillet 1815.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. 34. Stück.

Den 27. Februar 1823.

W i e n.

Bey Carl Schaumburg u. Comp.: Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls, Fürsten Carl zu Schwarzenberg. Von A. Profesch, Oberlieutenant im Kaiserl. Oesterreichisch. Generalstabe. 346 Seiten in 8.

Verdient Fürst Carl zu Schwarzenberg gleich nicht einem Montecuculi, Prinz Eugen, Laudon, oder dem Erzherzog Carl, von Seiten der Feldherrn Talente zur Seite gesetzt zu werden, so glänzt doch sein Name mit Recht, unter den Helden Oesterreichs. Schon als solcher gehört er der Geschichte an. Aber Fürst Schwarzenberg stand in jenen merkwürdigen Feldzügen, die für die Befreyung Deutschlands gefochten wurden, an der Spitze der vereinigten Heere. Die stolzen Russen, die einst auf Oesterreich so eifersüchtigen Preußen, unterwarfen sich seiner Oberleitung. Waren es die überwiegenden Feldherrn-Talente, die dem österreichischen General diesen Vorzug einräumten? Wo hätte er diese entwickeln sollen, er der vorher nur Corps, und niemals eine Armee, als Chef befehligt hatt? Abgesehen daß die Politik

G (2)

es vielleicht wünschenswerth machte, einen Oesterreicher an die Spitze des Ganzen zu stellen; die persönlichen Eigenschaften — des Fürsten von Schwarzenberg hatten ohne Zweifel großen Einfluß auf seine Wahl. In einem so egoistischen und verdorbenen Zeitalter, als das unserige, war dieser Fürst eine seltene psychologische Erscheinung. Seine Biographie erscheint wenigstens um zwanzig Jahre zu frühe! Nehmen wir sie als eine Staudrede, gehalten am Grabe Schwarzenbergs von einem seiner wärmsten Verehrer, der ihn als Adjutant im Kriege begleitet hatte. Als solche hat sie großen Werth; sie zeigt uns in einer gefälligen Sprache, was Schwarzenberg als Mensch war. Halten wir uns an diesen Gesichtspunct!

Fürst Carl Philipp zu Schwarzenberg, wurde 1771 zu Wien geboren. Noch nicht volle 17 Jahre alt, folglich ehe seine militärische Bildung ganz vollendet war, begleitete er Lacy, als Lieutenant in der Infanterie im Türkenkriege. Lacy wünschte einige Gefangene zu erhalten. Schwarzenberg erfüllte seinen Wunsch, indem er sich persönlich der größten Gefahr aussetzte. Beym Sturme auf Sabacz zeichnete sich der Fürst so sehr aus, daß der Kaiser ihn zum Hauptmann ernannte, und ihm die Wahl des Regiments überließ, bey welchem er eine Compagnie haben wollte. Nach Lacy's Abgang vom Heere, erwarb sich der Fürst bald die Gunst seines Nachfolgers Laudon's. Er stieg fast mit jedem Jahre von einer Stufe zur andern. Seine hohe Geburt hatte unstreitig einigen Antheil an dieser schnellen Beförderung, mehr aber noch sein tapferes und ausgezeichnetes Betragen. Schwarzenberg war ein sehr schöner Mann. Er war persönlich tapfer und besaß eine Leutseligkeit und Freundlichkeit, die Jedermann gewann. Schon als Staabsofficier wurde er mit dem Commando von Avantgarden und bedeutenden Vorposten, beauftragt. Umsonst war Schwarzenberg nicht ein Schüler Lacy's gewesen. Niemand verstand besser als er, die

Kunst, eine Vorposten-Kette nach dem Terrain anzuordnen, eine Kunst, worauf die Oesterreicher damals nur einen zu großen Werth legten, eine Vorliebe, die sie theuer bezahlt haben. Aber Schwarzenberg stand in seinem Handwerk höher, als der größte Theil seiner damaligen Kriegsgefährten. Nicht bloß das ganze Meer vertheidigen zu wollen, wie viele von diesen, ging er zu offensiven Operationen über, wenn sich die Gelegenheit dazu darbot, und so weit die beschränkten Mittel, welche das Cordons-System übrig ließ, es verstatteten. Er machte mehrere glückliche Ueberfälle, und führte einige Cavallerie-Angriffe mit Geschicklichkeit und Tapferkeit aus.

Unter mehreren Beispielen von Schwarzenbergs Geschicklichkeit, Cavallerie gegen den Feind zu führen, gehört die Schlacht von Cateau, am 26. April 1794. Wir halten sie für die schönste Waffenthat des Fürsten. Prinz Coburg belagerte Landrecy, die Franzosen griffen die Stellung der Verbündeten an beiden Ufern der Sambre, mit 90,000 Mann an. 30,000 derselben, unter dem General Chapuis, rückten gegen den rechten Flügel des Heers, das der Herzog von York bildete, begünstigt durch dichten Nebel vor. Sie warfen die Posten der Verbündeten, nahmen bald darauf alle vor ihnen liegende Orte, und waren so weit vorgedrungen, daß sie aus dem Hauptlager bereits mit Kartätschen erreicht werden konnten. Der Herzog von York und der Kayf. General Otto, beide auf eine der nahe gelegenen Mühlen eilend, entdeckten, da jetzt der Nebel sich hob die Gefahr, die dem gesammten Heere drohete. "Nur ein Reuterangriff kann uns retten", rief der Herzog von York, und schnell entgegnete ihm Otto: ich kenne Jemand, der ihn führen wird". Er sandte nach Schwarzenberg, dieser, kaum das Schlachtfeld ins Auge gefaßt, erkannte, daß der Feind, im Wahne des gewissen Sieges die Deckung des linken Flügels vernachlässigte. "Gelingt es die Reuterey zu werfen; mit dem Fuß-

voll werden wir schon zu Ende kommen", sagte Schwarzenberg, und an der Spitze von dem Cürassier Regiment Zeschwitz und 12 Schwadronen englischer Cavallerie, begab er sich nach dem rechten Flügel, umging durch eine Niederung vom Feinde ungesehen, dessen linken Flügel. Hier angekommen griff er 2000 französische Reuterey an, schlug sie in die Flucht, und warf sich nun auf die französische Infanterie, die mit Hinterlassung von 3000 Todten und Verwundeten, und 30 Canonen sich in wilder Flucht auflösete. — Namenähnlichkeit, sagt der Verf., habe dem Fürsten den Ruhm des Siegs bey Cateau streitig machen wollen. Die Boshastigkeit ist noch weiter gegangen; mehrere Schriftsteller haben behauptet, Schwarzenberg sey in Kehl überfallen und zum Gefangenen gemacht worden, während der Fürst im Laufe seiner ganzen Dienstzeit niemals in, oder vor Kehl stand, niemals gefangen gewesen ist. Die Gesundheit des Fürsten hatte durch die Beschwerlichkeiten des Krieges, mehr aber noch dadurch gelitten, daß er zweymal mit dem Pferde gestürzt war, und sich Verletzungen zugezogen hatte, die später Veranlassung zu seinem frühzeitigen Tode wurden. Der Kayser ernannte ihn zum Oberst des Regiments Wallisch, das in Wien die Aufwartung hatte. Schwarzenberg bat dringend ihn im Felde zu lassen, und bot so gar an, auf die ihm zugedachte Beförderung Verzicht zu leisten. Der Kayser erfüllte seine Bitte; er gab ihm des Obersten Patent bey dem Regimente Zeschwitz.

Ein Mißgeschick waltete von nun an über die österreichischen Heere, aber dessen ohnerachtet fand der Fürst Gelegenheit neue Lorbern zu sammeln. In der unglücklichen Schlacht bey Hohenlinden, behauptete das Corps, das unter Schwarzenberg stand, allein den Theil des Schlachtfeldes, den es eingenommen hatte, bis spät in der Nacht. Moreau machte ihm nachher das schmeichelhafte Compliment: er habe bald

merken können, wo Schwarzenberg das Commando führe. — Während der Unglücks-Periode bey Ulm, befand sich Schwarzenberg in einer peinlichen Lage. Er stand seit Jahren in freundschaftlicher Verbindung mit Mack, den er als einen Mann von hohem Verdienste, von Talent und Erfahrung achtete. Oft hatte er Mack's Vertheidiger gemacht, wenn man seinem Rathe Schuld gab, was man der Art der Ausführung hätte bemessen sollen. Mack hatte ursprünglich den strategisch richtigen Plan, sich auf die Rückzugslinie des Feindes zu werfen, allein er gründete seine Operationen auf Voraussetzungen, von deren Unrichtigkeit er sich bald hätte überzeugen müssen. Er glaubte die Hauptkraft der Franzosen sey gegen die im Anmarsche befindlichen Russen gerichtet, die noch viele Tagemärsche weiter zurück waren, als er es vermuthete, während Bonapartes Plan war, ihr selbst einzuschließen. Gegen den Rath des Erzherzogs Ferdinands und des Fürsten, welche wollten, daß man die Bewegung auf das linke Donauufer nicht aufgeben, und Nördlingen gewinnen müßte, zog sich Mack mit der Armee nach Ulm. Schwarzenberg hatte noch am 12ten Oct. entscheidende Vortheile; er nahm dem Feind 10 Canonen; aber in der damaligen Lage, in welcher nur ein schleuniger Rückzug die Oesterreicher retten konnte, ward selbst ein gewonnenes Gefecht nachtheilig, weil man Zeit verlor. Schwarzenberg wandte nun jedes Mittel an, das ihm die Stellung des Freundes zum Freunde gab, Mack zur Verlassung von Ulm zu bewegen. Wirklich ward Wernick mit seinen Truppen am 12. Oct. von Ulm abgeschickt. Als aber Bonaparte an diesem Tage mit der Hauptmacht gegen die Iller und auf Ulm zu anmarschirte, da täuschte sich Mack abermals: er glaubte ihn von den Allirten verfolgt, in vollem Rückzuge begriffen zu seyn und theilte Dispositionen aus, die französische Armee seiner Seits, auf ihren Rückzuge zu beunruhigen. Allein bald mußte sich

Maß überzeugen, daß er eingeschlossen sey. Jetzt erklärte der Erzherzog Ferdinand, daß er sich mit der Cavallerie durchschlagen wollte. An der Spitze von 12 Schwadronen, welche Schwarzenberg befehligte, verließ er in der Nacht Ulm, schlug sich durch die feindlichen Posten, und vereinigte sich zu Wallerstein mit dem Fürst von Hohenzollern, der sich bey der Gefangennehmung des Werneck'schen Corps mit einigen Truppen gerettet hatte. Das Corps, das der Erzherzog Ferdinand jetzt bey sich hatte, betrug 3000 Mann, worunter 1800 Cavalleristen, dieß Corps mußte sich täglich und oftmals mehreremale in einem Tage, durch die Franzosen schlagen. Bey Gunzenhausen, wo der Erzherzog, wegen gänzlicher Ermattung des Corps, Halt machen mußte, ward er von dem französischen General Klein, mit einer sehr überlegenen Macht eingeholt. Alles kam jetzt darauf an Zeit zu gewinnen, um einen Vorsprung zu erhalten. Schwarzenberg wußte den General Klein anderthalb Stunden im Gespräch hinzuhalten. Er ertrug alle Pralereyen und selbst Sarcasmen des französischen Generals und seiner Umgebungen mit der ihm eigenthümlichen Ruhe. Während dessen gewann aber der Erzherzog Zeit zum Abmarsche. Indessen verlor er doch in den nachfolgenden vielen Gefechten, seine Infanterie und Canonen, und nur mit einem Theil der Cavallerie rettete er sich nach Böhmen. — Schwarzenberg war unter den Generalen, welche dem Kayser vor der Schlacht von Austerlitz, den nicht befolgten Rath gaben, sich damals in kein Haupttreffen einzulassen. — Nach wieder hergestelltem Frieden drangen viele Officiere und ganze Regimenter in ihn, sich um das Commandeukreuz des Theresien-Ordens zu bewerben. Mehrere Zeugnisse des Wohlverhaltens, sind wohl keinem östereichischen Officier, ungefordert zu Theil worden, als ihm. Lange widersezte sich Schwarzenberg diesem allgemeinen Wunsche. Die Vorstellung, daß er den Gesetzen des Landes huldigen müsse,

ließ ihn endlich diese Certificate eingeben. Aber des Ordens-Capitel erkannte ihm einstimmig, ohne die Zeugnisse anzusehen, das Commandeur-Kreuz zu.

Schwarzenberg sah mit Leidwesen den Ausbruch des preussischen Kriegs, dessen unglücklichen Ausgang er vorher sagte. Er nahm nun den lebhaftesten Antheil an den Rüstungen, welche Oesterreich jetzt anstellen ließ. Der Kayser zog ihn aus seiner militärischen Thätigkeit, und ernannte ihn, sicher gegen seinen Willen, zum Abgesandten in St. Petersburg. Auf seiner Hinreise sah Schwarzenberg den König von Preußen, erhielt aber nur sehr unbefriedigende Erklärungen über die Theilnahme Preußens, an dem bevorstehenden Kriege. Er fand den russischen Hof bereits durch eingeaangene Verpflichtungen gebunden, und er gewann durch geschickte Unterhandlungen nur so viel, daß Rußland mit dem vertragsmäßigen Theile seiner Streitkräfte nicht gleichzeitig mit Bonaparte in die Schranken gegen Oesterreich trat. Er kam noch zeitig genug nach Hause zurück, um Theil an der Schlacht von Wagram zu nehmen.

Ein unangenehmes Geschick traf Schwarzenberg nach wieder hergestelltem Frieden. Er ward Gesandter in Paris. Bekannt ist die schreckliche Brand-Geschichte des Tanzsaals, bey Gelegenheit eines Festes das er der französischen Kayserin gab, weniger vielleicht zwey merkwürdige Folgen, die dieser Vorfall hatte. Der Fürst verlor nach diesem Tage, — vielleicht aus Kummer über den Tod seiner Schwiegerin, die in den Flammen umkam, die Ruhe seines Geistes; die Heiterkeit wich von ihm und mit ihr der Schlaf. Jener unnatürliche halbe Schlaf, der keine Erquickung gibt, ward bis an das Ende seines Lebens, sein Loos. Seit diesem Schreckenstage faßte Bonaparte die zärtlichste Freundschaft für ihn, er mußte ihn überall begleiten. Nach den späteren Aeußerungen Bonapartes über Schwarzenberg, insbesondere über seine militärischen Fähigkeiten, sollte man fast

argwohnen, daß diese angebliche Anhänglichkeit und hohe Achtung, das Werk der Politik gewesen sey. Jetzt brach der Krieg mit Rußland aus. Oesterreich mußte 30,000 Mann Hülfstruppen stellen und Schwarzenberg befehligte sie. Die Franzosen haben behauptet, die Oesterreicher hätten zu ihrer Unterstützung nicht gethan, was sie hätten leisten können. Der Verf. vertheidigt sie; daß Schwarzenberg sich ziemlich unthätig verhielt, ist Thatsache. Auch Bonaparte schien nicht ganz mit dem Fürsten zufrieden zu seyn, zwar ernannte ihn der Kaiser auf ausdrückliches Verlangen Bonapartens zum Feld-Marschall. Als Schwarzenberg aber ihn gleich nach seiner Rückkehr in Paris sah, sagte er ihm: *Vous avez le baton de Marechal, le baton, cela veut dire schlagen celui qu'on a devant soi.* — “*Oui Sire*”, antwortete der Fürst, “*il faut le desirer, il s'agit de le pouvoir.*” — Dies war die letzte Unterredung, die diese beiden Männer mit einander hatten.

Aber jetzt kamen die vereinigten Mächte überein, dem Fürsten die Oberleitung ihrer Heere anzuvertrauen. Seiner innigen Bekanntschaft mit Bonaparte traueeten sie es zu, daß er, besser als ein anderer den Character des furchtbaren Gegners würdigen werde; seiner Freundlichkeit, und Herzensgüte, die widerstrebenden Stoffe zu binden, und zu einem gemeinschaftlichen Ziele zu führen.

Zwey Hauptpuncte sind es, die in der Art, wie Schwarzenberg das Obercommando führte, überall hervor scheinen: er legte auf die Persönlichkeit Bonapartes, als Feldherr, das größte Gewicht, und wollte daher, ohne ein sehr entscheidendes Uebergewicht an Streitkräften zu haben, in keine Offensiv-Operationen willigen; es lag ihm alles daran, die großen Häupter und die commandirenden Generale in guter Laune und Einigkeit zu erhalten: diesem opferte er nicht nur oft seine eigene Meinung, sondern, was

noch mehr ist, seinen eigenen Ruhm auf. Nur das innigste Zusammenhalten aller, nur die unabwieslichste Strenge in der Haltung des einmal angenommenen Operationsplans, nur die Unterordnung der Persönlichkeit jedes Einzelnen, konnte nach seiner Ueberzeugung, zum Ziele führen. Daher die Strenge, mit welcher er auf dem Satze beharrte: man müsse den Franzosen immer das Doppelte der Streitkräfte entgegensetzen. (Einem vertrauten Freunde, der ihn kurz vor Ausbruche des Krieges über seine Hoffnungen befragte, gab er die merkwürdige Antwort: wir werden viere gegen einen seyn, rechne ich zwey weg, weil wir zu viele sind, so bleiben noch zwey".) — Daher erwiederte er denen, die ihn tadelten, daß er so hartnäckig in seiner Stellung bey Töpliz beharrte: "ich weiche nicht von Töpliz, denn ob ich, ob Blücher, ob Bernadotte schlagen, ist für das Allgemeine gleichgültig, also auch für mich". Tadel achtete er nicht. So sehen wir ihn bey Troyes die benahe eben so sehr von den Verbündeten als vom Feinde gewünschte Schlacht, trotz manchem tief kränkenden Tadel vermeiden. "Ich kann es dulden," schrieb er damals, daß Journalisten und unkluge Eiferer vollauf schreien mögen: ach! hätte an der Spitze dieses Heers ein Anderer gestanden, was wäre da nicht Großes geschehen! — Aber ich mußte mich selbst verachten, wenn mein Gewissen mir sagte: du hast nicht den Muth gehabt, das Urtheil der Welt zu übersehen; du hast nicht nach deiner Ueberzeugung gehandelt, und darum ist ein schönes Heer zum Triumph Frankreichs zerstäubt." — Der Fürst besaß ein hohes Selbstgefühl, dieses gab ihm eine Gleichgültigkeit gegen das Urtheil der Welt, jene ihm oft vorgeworfene Sorglosigkeit, sein Handeln aus dem wahren Gesichtspuncte zu zeigen. Er hatte die Ansicht, daß der Werth der That im geraden Verhältnisse mit der Anspruchslosigkeit ihres Erscheinens stehe. Aber eben dies Selbstgefühl erzeugte auch bey ihm jene Gleichmüthigkeit,

die ihn in keiner Lage verließ. Seine Miene auf den Höhen von Dresden, als er das Heer den Rückzug antreten ließ, war keine andere, als die, womit er am Tage von Leipzig den Siegeseinzug befohl. Zu Frankfurt, als er den Winter-Feldzug bewirkte, — zu Langres, da die ganze Ansicht des Krieges eine neue, unerwartete Wendung bekam, — zu Brienne, da der Boden unter den Hunderttausend Verbündeten zu schwanken drohete, — zu Troyes, da er wirklich erbebt, und die Erschütterung bis in den Rath der Verbündeten drang, — zu Compepuis, wo der zweite entscheidende Wurf gethan werden mußte und ward, — im Angesicht der Tuilerien endlich, war Schwarzenberg derselbe Mann. — Der Fürst scheint uns als Feldherr in dem Augenblicke am größten, als er auf die Nachricht, daß Bonaparte dem von der Aube nach der Marne gehenden Blücher nachtheil, selbstständig zu dem Entschlusse griff, die rückgängige Bewegung, für die man sich entschieden hatte, aufzuheben, und den Feind bey Bar anzugreifen. Dieser Entschluß, so wie der darauf folgende, auf Paris zu marschieren, entschieden den Krieg.

Schwarzenberg war ein menschlicher Krieger; er schonete das Leben der Soldaten; er schützte das Leben und das Eigenthum des Feindes, so sehr er es vermochte. Er war kein Schöpfer in der Kriegskunst. In den öftern Unterredungen mit Bonaparte hatte er sich mehrere Grundsätze dieses Meisters zu eigen gemacht. Als erste Regel bey Führung eines Heers, hielt er die Kunst: Herr über seine Streitkräfte, so wohl im Gefechte, als in den Bewegungen zu bleiben. In tactischer Beziehung war er insbesondere dem Gebrauch der Colonnen und Massen sehr zugethan. Die Geschütze wollte er in großen Abtheilungen beisammen lassen. Reuterey in großen Massen anzuwenden, gestand er den Franzosen abgelernt zu haben. Er war dem regierenden Hause aufrichtig ergeben, liebte sein Vaterland über alles, und

hatte eine väterliche Zärtlichkeit für die österreichische Armee. Der Fürst redete besser, als er schrieb, welches letztere er überhaupt nicht gern that. Er war in einem hohen Grade uneigennützig. Er hat keine Reichthümer gesammelt. Mit großer Zärtlichkeit hing er an seiner Familie. Nur in der Mitte der Seinigen, ruhig auf seinen Gütern in Böhmen lebend, fühlte er sich wahrhaft glücklich. Seine thätige Laufbahn ließ ihn dieß Glück nur selten, und dann nur auf kurze Zeit genießen. "Seit vielen Jahren schrieb er", sehe ich mit angestrongter Aufmerksamkeit die ungeheueren Weltbegebenheiten in ihrer ganzen colossalen Form dicht an mir vorüber gehen; mächtig werde ich vom Strom ergriffen und fortgerissen; selbst werde ich von der Vorsehung bestimmt, Großes zu leisten: die unermessliche Last, die auf mir lag, der riesenmäßige Character des Ganzen, — alles dieses zusammen mußte mich nothwendig über Vieles abstumpfen; aber um so reizbarer bleibt das Herz für jeden Eindruck, den Liebe und häusliches Glück erzeugen."

Ein solcher war Schwarzenberg! Dürfen wir ihn nach dieser Zeichnung geeignet halten, bey gleichen Streitkräften mit Bonaparte in die Schranken zu treten? Wir zweifeln. Fragen wir lieber: eignete sich der Fürst zu dem nominalen Commando der Heere der Verbündeten? Daß die großen Häupter des Bundes ihn dieses hohen Posten würdig hielten, beweiset, daß Schwarzenberg wieder die Oberleitung des Ganzen führen sollte, als Bonaparte von Elba zurückkam. Was auf dem Posten, auf welchen Schwarzenberg gestellt worden war, nützliche Folgen für das Allgemeine hatte, möchte verderblich geworden seyn, wenn die Anführer der einzelnen Heere von gleichem Geiste beseelt gewesen wären. Wie, wenn Blücher auch so ängstlich das Verhältniß seiner Streitkräfte zu den feindlichen berechnet hätte, als Schwarzenberg? Aber der Fürst bleibt, was die Critik auch

sagen mag, ein Mann auf den Oesterreich und Deutschland mit Recht stolz seyn kann.

P e s t h.

Physiologia medicinalis, auctore Michaële a Lenhossék. M. D. in Universitate quae Pestini est Physiologiae et Anatomiae subl. Professore etc. mit dem Portrait des Verfassers. Volumen. I. 1816. 298 Seiten in Octav. Vol. II. 369 Seit. Vol. III. 517 Seit. Vol. IV. 1818. 549 Seit. Vol. V. 1818. mit dem Register der Autoren, und der vorzüglichsten abgehandelten Sachen. 400 Seit. Erwas spät erhielten wir dieses viel umfassende Werk, die Frucht einer seltenen Gelehrsamkeit und eines großen Fleißes. Wir müssen uns begnügen, von dem Ganzen, nach dem eigenen Plane des Verf. eine kurze Uebersicht zu geben. Im ersten Bande werden betrachtet, die Körper der Natur, hinsichtlich ihrer Eigenschaften als Materie, ihrer physischen und chemischen Kräfte, ihrer dynamischen Energie, ferner die Beschaffenheit der Imponderabilien nebst ihrer Polarität und die Umwandlungen und das Fortschreiten der Natur. So gelangt der Verf. nun zur Definition der Physiologie, und der Bestimmung ihres Objectes. Zur Methode des physiologischen Studiums gehören, die Kenntniß der Quellen, die Kunst zu beobachten, Erfahrung, Verstand, Gelehrsamkeit, Philosophie, Mathematik, Physik, Chymie, Pathologie, und medicinische Erfahrung am Krankenbette. Hieraus erhelle die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der medicinischen Physiologie aufs deutlichste. Einer kurzen Geschichte dieser Physiologie ist eine Auswahl der vorzüglichsten Werke beygefügt. In der Allgemeinen Physiologie, als dem Gegenstande der beiden ersten Bände, handelt der Verf. sodann von dem Leben im allgemeinen der Pflanzen, der Thiere und des Menschen, von dem verborgenen und offen-

baren Leben, von dem organischen, animalischen und propagativen Leben, und den dreysfachen Bedingungen desselben, von der Organisation, von der Lebenskraft, von den Reizen (*incitamentis*) und den drey allgemeinen Aeußerungen des Lebens, nemlich der Reproduction, Sensibilität und Irritabilität.

Der zweite Band handelt von dem Leben insbesondere. Auf die Betrachtung so wohl der entfernten oder elementarischen Bestandtheile des menschlichen Körpers (nemlich des Sauerstoffs, Brennbaren Stoffs, Azots, Kohlenstoffes und Wasserstoffes), als der näheren Bestandtheile desselben (nemlich des thierischen Leimes, des Eyrweissstoffes, Faserstoffes, Extractivstoffes und des schwarzen Pigmentes) folgt die Schilderung des Blutes, des Systems des Zellstoffes, des Systems der verschiedenen Membranen, nemlich der schleimigen serösen, fibrosen und gemischten, das System der Haut, das System der Gefäße (Arterien, Venen, Haargefäße und Saugadern) das nervöse System, als Gehirn und Ganglien, das System der Muskeln, das System der Drüsen und das System der Knochen und Knorpel. Die Betrachtung der besondern Reize (*incitamenta specialia*) begreift die Wirkungen des Lichtes, der Electricität, der magnetischen Kraft, des Climas und der Jahreszeiten. Der Betrachtung der Functionen ist untergeordnet, die Darstellung der Opposition der Functionen; der periodischen Actionen, der Adfociation, des Consensus, der Synergie, der Sympathie, der Temperamente und des Unterschiedes der Geschlechter und d.s. Alters.

Der dritte, vierte und fünfte Band ist der speciel-
len Physiologie gewidmet. Im dritten Bande folgt demnach auf die Lehre vom Hunger, Durste, und den Mitteln zu ihrer Stillung, die anatomisch physiologische Beschreibung der Organe des Kauens u. Schluckens, des Magens und des Dünndarmes, der Bauchspeicheldrüse, der Milz, des Chylus und des Dickdarmes, die Schilderung der Respiration enthält die

anatomisch-physiologische Beschreibung der dazu dienenden Organe, so wie der dabey vorkommenden Erscheinungen, die Betrachtung der Secretionen begreift auf gleiche Weise, die Hautausdünstung und Harnabsonderung. Auf die Lehre von der Absorption und Sanguification folgt die des Kreislaufes des Blutes, der Ernährung, der Erzeugung der organischen Wärme und der Entwicklung der übrigen Imponderabilien.

Der vierte Band handelt de iunctionibus Vitae sensiferae. Der Lehre von der Muskelbewegung, folgt die der Stimme und Sprache, der Functionen des Nervensystems, der fünf äußeren Sinne, der höheren Geisteskräfte und des Schlafes.

Der fünfte Band handelt de functionibus vitae propagativae. Den Betrachtungen über die Generation im Allgemeinen, folgt die anatomisch-physiologische Schilderung des männlichen und weiblichen Geschlechts- und Zeugungstheile, die der Brüste und der Milch, der Bildung des Foetus und seines Lebens, die der Schwangerschaft und Geburt. Die Abhandlung des Todes macht den Beschluß. Durchaus ist das nöthigste aus der vergleichenden Anatomie beigefügt, so wie überall die Quellen, aus welchen geschöpft worden genau angezeigt. Auch mangelt es nicht an eingestreuten, dem jetzt an die Universität zu Wien versetzten Verfasser, eigenen, sehr schätzbaren Beobachtungen und Bemerkungen.

M a i n z.

Annotatio de Steatomatibus, additis quinque figuris in aere ductis a. I. P. Weidmann M. D. 1817. 16 Seit. in klein Folio, sauber gedruckt. Der bescheidene, hocherfahrene, seitdem verewigte Verf. bemerkt selbst in der Vorrede, daß wenn auch seine Schrift nicht durch neue Vorschriften glänzte, sich dennoch die darin beschriebenen Geschwülste

durch Größe, und Verschiedenheit der Stellen und Gestalt ausgezeichneten. Steatoma nenne er, wie gewöhnlich, die reine Fettgeschwulst, welche ohne Bösartigkeit bloß durch ungeheure Größe lästig ja tödlich würde, und den dreisten (frühen) Gebrauch des Messers erforderte, weil Arzeneien gegen sie nichts vermöchten. Sie besäßen keine eigene Haut oder Balg; und verschonten keinen Theil des menschlichen Körpers. Indessen sah er doch mehrere solcher Fettgeschwülste an einem Manne, der deren 15, theils an den Armen, theils an den Füßen u. s. w. hatte, von selbst sich verlieren. Gewöhnlich zeigen sie sich äußerlich, doch gäbe es auch innerliche; So fand er selbst eine solche Geschwulst von der Größe eines Hühner-Eys im Gehirne eines Mannes der davon nichts im Leben gespürt hatte, so sah er den Uterus in eine ungeheuern Fettgeschwulst ausgeartet. Leider zeige sich auch in den Knochen eine, wenn auch nicht eine gleiche, doch wenigstens analoge Fettgeschwulst oder osteosteatoma, wie er ein solches Tab. V. am Schenkelbein von einem 19jährigen Mädchen abbildet, welches am Umfange selbst den Kumpf der Unglücklichen übertraf, dergleichen er nachgehends noch zwey sah. Die eigentlichen Fettgeschwülste seyen anfänglich ründlich, verändern aber beym Zunehmen nach Verschiedenheit der Stellen von welchen, oder zwischen welchen sie entstehen, gar sehr ihre Gestalt; z. B. die von dem Verfasser glücklich weggenommene und Tab. III und IV. abgebildete ungeheure Fettgeschwulst, welche vorn in der linken Weiche eines achtjährigen Mädchens entsprang, erstreckte sich allmählig zwischen den Beinen bis nach hinten, so daß sie die Schaamtheile und den After verbarg. Selten blieben sie auf einer Größe stehen, vielmehr wuchsen sie immer fort, bis zu 40 Pfunden. Die solche Geschwülste bedeckende Haut erhält sich oft lange Zeit gesund und unverändert, doch ihre Venen wer-

den stark ausgedehnt, und endlich wenn sie sich nicht weiter ausdehnen zu lassen vermag, röthet sie sich und geht in Eiterung über, wobey die Geschwulst bisweilen fast das Ansehen eines Sarcoma, ja selbst eines Krebses annimmt. In jüngern Personen fand der Verf. sie weicher, als in ältern, bisweilen so weich, das sie fast flüssig scheinen, bisweilen dagegen fast so hart als ein Scirrhus. Die eigentliche Ursache derselben sey unbekannt, denn nicht alle können einer äußeren Gewaltthätigkeit zugeschrieben werden. Einigemal, entstand nach anscheinend glücklicher Wegschneidung aus der Narbe ein tödlicher Krebs, besonders bey bejahrten Frauen. Er wendete nie einen Kreuzschnitt an. Die noch so sehr ausgedehnt gewesene Haut, zieht sich leicht wieder, nach einigen Tagen, zusammen, daher er nur höchstens die wirklich verdorbenen Stellen der Haut, gleich zu Anfangs der Operation wegzuschneiden rath. Ein zurückgebliebenes Stückchen eines Steatoms sah er nicht sich vergrößern. Gesunden Zellstoff dürfe man eher von der Geschwulst als von der Haut wegnehmen, auch gewöhnlich die Höhlung mit Charpie nicht ausstopfen, um die Eiterung zu befördern. Er habe darüber nachgedacht, ob man nicht etwa bey einem Osteostotoma durch eine künstlich bewirkte Necrosis helfen könnte, ohne die große Schwierigkeit eines solchen Unternehmens zu verkennen. Tab. I. versinnlicht ein Steatom, welches herabhängend fast die ganze Länge des Rückens einnahm. Tab. II. Ein ähnliches ungeheures längst des ganzen Oberarms und der Achselhöhle. Tab. III et VIII. Oben schon erwähntes Steatom zwischen den Beinen, von vorn und hinten dargestellt. Tab. V. Osteostotoma des linken Schenkelbeines. — Auf einen zierlichen präcisen Styl scheint ganz besonderer Fleiß verwendet.

S. 284. Z. 10. ist a ö g e s e h t wegzustreichen.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

35. Stück.

Den 1. März 1823.

W i e n.

Bey Anton Schmidt 1822. Josephi Dobrowsky institutiones linguae slavicae dialecti veteris, quae quum apud Russos, Serbos aliosque ritus graeci, tum apud Dalmatas Glagolitas ritus latini Slavos in libris sacris obtinet, cum tabulis aeri incisis quatuor LXVIII und 720 S. in 8.

Ausgedehnte Verbreitung und innerer Gehalt eines in wenigstens sechs oder sieben deutlich individualisirten Dialecten blühenden oder doch lebendig-regen Sprachstammes laden jeden europäischen Linguisten zur Forschung ein. Die mannigfaltigen Verzweigungen dieser mächtigen Sprache sind noch nicht einmal örtlich gehörig ausgemittelt. Daß z. B. innerhalb Ungarn eine Menge Slovaken wohnen, und daß sie dem böhmisch-mährischen Zweige zufallen, weiß man längst, wenigen unsern Lesern mag aber bekannt seyn, daß in den Comitaten Szala, Sümegh und Eisenburg südslavische Ueberreste, die eigentlichen nepotes von Cyrills Slaven, fort dauern; Schwartner nennt sie Winden, Wandalen, sie bekennen sich größtentheils

zum protestantischen Glauben, und besitzen seit 1771 ein N. Test. aus dem Griechischen übersezt; ihr dormaliger Hauptschriftsteller, der Prediger Mich. Barla hat hier zu Göttingen studiert, möge er oder ein anderer die noch unverglichenen Grammaticalien einer gewiß merkwürdigen Mundart mittheilen. Ueberhaupt so lehrreiche Vielheit der Formen bietet schwerlich ein anderer Stamm, wie der slavische, darin weicht ihm selbst der (an geschichtlichen Denkmahlen freilich reichere) Deutsche. Allein unabhängig von den fortlebenden, fortgebildeten aber auch abgeschliffenen Mundarten gibt es eine halbtodte, gelehrte, der früheren Formvollkommenheit treu gebliebene; der griechische und römisch-dalmatische Kirchendienst hat einen altslavischen Dialect fixiert, und bis auf unsere Zeiten beybehalten. Diese geistliche, im heutigen Gebrauch durch manche Russismen entstellte Sprache ist es, welche nunmehr Herr Abbé Dobrowsky (eines mit Geschichte und Sprache seines Vaterlandes vertrauteren, thätigeren Gelehrten haben sich wahrlich wenig Gegenden zu rühmen) zu reinigen unternimmt, und so gründlich behandelt, daß er alle Vorgänger in fernem Abstände hinter sich läßt, von glücklichen Nachfolgern (solchen die hinzulernen und fortschreiten wollen) auf lange hin zur Unterlage ihrer Studien wird genommen werden müssen. Große Schwierigkeiten sind von ihm besiegt worden, und große Erleichterungen leistet er uns. Alle früheren kirchenlavischen Grammatiken waren kirchenlavisch oder russisch geschrieben, und im tiefen Rußland gedruckt; wer konnte ihrer habhaft werden, wer sie verstehen! durch die lateinische Abfassung gewinnt sich das vorliegende, jedermann zugängliche Werk einen viel weiteren Kreis und was seine Brauchbarkeit in so hohem Grade steigert, es befolgt ganz die nicht nur in des Verfassers Lehrgebäude der böhmischen Sprache (wovon zwey Ausgaben vorhanden sind), sondern auch in des zu früh verstorbenen Buchmayers trefflichem Lehrgebäude der russischen

Sprache (Prag 1820) nachgeahmte Einrichtung. Man übersieht also den Geist und die Verschiedenheit dreier Dialecte aufs bequemste. Würden polnische, serbische, bulgarische, krainische Sprachlehren nach demselben Plane ausgearbeitet, so wäre der Vortheil noch einleuchtender. Wiewohl auch Verschiedenheiten der Methode fruchten, wer es irgend nur so frisch und gelehrt zu handhaben versteht, wie Kopitar in seiner krainischen Grammatik (Laibach 1808) der wir längst eine vermehrte Auflage (mit dem erweiterten Titel: slovenische) und Nachfolge eines (slovenischen) Wörterbuchs wünschen.

Herr Dobrowsky beginnt mit der auch seiner böhmischen Gramm. vorausgeschickten Unterscheidung sämtlicher slavischer Mundarten in zwey Hauptäste. Sie scheint uns, so viel treffendes sie aushebt, unvollendet und ungenügend. Westliche Slaven scheidet sie unbestreitbar von östlichen und südlichen. Bedenklicher ist, daß sie den nördlichen zu dem süd-östlichen schlägt, da ihn schon geographische Lage mit dem westlichen bindet. Laßt uns die aufgestellten zehn Kennzeichen betrachten. Das dritte und vierte (die epenthetischen l und d) sind die bedeutendsten, sie greifen durch viele Wörter. Nach Labialen (p. b. v. m) schiebt der erste Stamm (mit Ausnahme des Bulgaren jedoch) l ein, sobald die Vocale ja, jo oder das bloße Jer [aus Mangel altslavischer und russ. Typen behtlfen wir uns und suchen Jer durch ', Jerr durch " auszudrücken] oder auch en des part. praet. pass. (früher wahrscheinlich jen) folgen. Der Russe, Krainer, Serbe sagt z. B. toplen (calectus), der Böhme, Pole topen, topiony; altslav. —len (S. 47. 554). Dagegen liebt der zweyte Stamm d vor l einzuschalten, der Böhme setzt z. B. hrěso (guttur) gedle (abies) krzidlo (ala) radlo (vomer) wo der Serbe grlo, jela, krilo, ralo spricht: zwar hat auch der Serbe gleich dem Böhmen sedlo (sella), der Russe sjadlo, nicht selo, sjalo, vielleicht weil es aus dem deut-

5 (2).

schen Sattel hergenommen ist? Doch eine Menge Subst. Bildungen endigt der zweyte Stamm auf idlo, adlo, der erste auf ilo, alo, z. B. böhm. nosidla (nom. pl.) feretrum, serb. nosila; böhm. mydlo (sapo) serb. milo; böhm. motovidlo (girgilius) serb. russ. motovilo. Das erste Kennzeichen stellt raz, razum dem roz, rozum (S. 36. noch andere Anlaute la, ra dem lo, ro) entgegen, doch viele Ruffen sollen ebenfalls o nicht a sprechen. Daß sie wenigstens früherhin vy-dati neben oder statt iz-dati gebrauchten, und in andern Zusammensetzungen vy aelzen ließen, lehrte Hr. D. selbst in Elovanka S. 207 und in der Vorrede zu Puchmayer S. X. XI. Das zweyte Kennzeichen greift aber auch darum nicht weit ein, weil der Westslawe, außer dem vy-, in manchen Compositis z (= iz) duldet, der Böhme sagt z. B. zbaviti, der Pole zbavic, wie der Serbe izbaviti (liberare) der Böhme zauti (discalceare) serb. izuti (anderemahl freylich stammt das böhm. z aus wz, serb. uz). Das fünfte Kennzeichen setzt das altslav. moschtsch (vis) noschtsch (nox. peschtsch (furnus) dem westslav. motz, notz, petz gegenüber; eigentlich weicht der Russe auch ab, er hat motsch', notsch', petsch', der Serbe moch, noch, pech [ohne Typen, schreiben wir barbarisch schtsch, tsch und für Zemlja z, für Zi tz]. Das sechste beruht auf den Wörtern zvjazda (stella) und tzvjat (flos) wofür der zweyte Stamm gvjazda (hvêzda) und kvjat gebraucht, etwa wie althochd. für zuî dialectisch quî steht (Grimm S. 196) weshalb man das kwinge einer schlesischen Mundart für zwinge aus böhmisch-mährischem Einfluß leiten dürfte, vergl. quickezen, zwickezen, quihel und zwehel bei Schmeller S. 620 und das gangbare quer neben zwerch. Beygefügt werden kann auch zvizd (sibilus) böhm. hvizd, poln. gvizd (der Verf. führt es unter den Wurzeln zweymahl auf, S. 139. und S. 150 nach russ. Schreibung svist). Allgemein characterisirt aber

dieses Verhältniß wieder nicht, d. h. weder der erste Stamm meidet in andern Wörtern gv, kv, noch der zweite zv; kvas (fermentum) ist z. B. so gut böhmisch als serbischrussisch. Zum siebenten Kennzeichen dient das altslavische Demonstrativum t", windisch tj, serb. taj, krain. ta, böhm. poln. ten, welches ten gleich dem russ. tot" weitere Verstärkung des Begriffs scheint; dem croatischen Dialect gebricht es gänzlich. In den drey letzten Kennzeichen treten sich nur einzelne Wörter gegenüber: pepel (cinis) und popel [umgekehrt serb. topal calidus und böhm. teply, poln. cieply, womit das russ. teply stimmt]; pítza (avis) dem ptak; studenez (fons) dem studnitza; desnitza (dextera) dem pravítza, letzteres ist aber der später üblich gewordene Ausdruck, gerade wie im Hochdeutsch jetzt Rechte statt des früheren zesawa (dieselbe Wurzel mit desnitza und δεξιά) gilt oder wie die Westslaven jetzt vina (culpa, debitum) in der fünften Bitte statt dolg, dluh beten. Solcher Einzelheiten lassen sich aus den verschiedenen Mundarten gewiß noch manche gegeneinander halten, und sie verdienen es. Der Südslave hat mehrere Wörter mit der Kirchensprache gemein, die dem Russen, Böhmen, Polen fehlen, z. B. slana (pruina) russ. inej, böhm. gjnj; oder brzda S. 115 (frenum) krain. hersda [vgl. ital. briglia, franz. bride, span. brida, wo die sibilans fehlt, wie die liquida r im deutschen pizzal, angels. bitol, altn. bitill, beitsli; merkwürdig stimmt das litth.. brizgilis.] russ. uzda, das altsl. capistrum bedeutet. Noch mehr verdienen aber durchgreifendere Verhältnisse der Laute, Flexionen und Fügungen berücksichtigt zu werden. So schließt sich der Russe in der Neigung zu o für a seinem polnischen Nachbar an (S. 35. 36.), er setzt gorod" (arx, sepes) volos" (crinis) porog" (limen) cholod" (frigus) etc. wo der Südslave grad, vlas, prag, der Pole aber grod, prog, chlod, der etwas südlicher

gelegene Böhme schon hrad, vlas, prah, chlad sagt; das bestätigen die altrussischen Chronisten und Geseze (Vorr. zu Puchm. S. X.); wir bezweifeln, ob Herr D. (in Müllers Nestor S. 40. 41.) mit Recht grad, vladjeti dem gorod, volodjeti vorzog. Von dem Westslavischen rz für r (eigentlich r', rj) dagegen keine Spur im Russischen, vgl. hier S. 9. und 16; Beispiele: poln. brzoza (betula) böhm. brziza, russ. hereza, serb. breza; poln. grzech (peccatum) böhm. hrzich, krain. greh, russ. grjach" etc. das rz ist aber selbst dem Slovaaken unbekannt, der dem Böhmen so nahe steht. Bemerkenswerthe Einstimmung des Altflav. und Russ. erscheint darin, daß beide die erste Pers. des Präs. Sing. aller Conjugationen auf u endigen, während alle Südflaven und selbst die Slovaaken das ursprüngliche m behaupten, die Polen durchgehends geschwänztes e (d. h. mit Rhinesmus), die Böhmen in einigen Conjug. den Vocalausgang, in andern — m haben. Ganz auf ähnliche Weise hat im Deutschen das Gothische durchweg in derselben Person vocalische Flexion, das Althochd. bald vocalische bald consonantische. Ferner, die russ. und böhm. Syntax umschreibt (wie im Deutschen geschieht) das Futurum mit budu und dem Infinitiv: budu spati (dormiam); die krainische durch bodem und das Part. Prät. Act. 3. B. bodem (bóm) spal, bómdélal (operabor), d. h. eigentlich: ich werde geschlafen, gearbeitet haben. Der Pole umschreibt beides sowohl mit dem Inf. als dem Part. Prät. Act. Die alte Kirchensprache (S. 380) selten mit dem Inf. und Part. Act., öfter mit dem Part. Pass. Aus solchen und ähnlichen Wahrnehmungen schließt Rec., daß nicht nur eine Linie zu ziehen sey, welche die Verwandtschaft des Russischen mit dem südöstlichen Stamme darstellt, sondern auch eine andere, welche es dem nordwestlichen zuweist, das Russische steht folglich zwischen beiden Hauptstämmen mitten in; ursprüng-

lich dem westlichen näher, neigte es sich später dem südlichen zu; durch den Einfluß der Kirchensprache, die von letzterem (und zwar, wie Kopitar wahrscheinlich gemacht, eher aus dem pannonischen, als aus dem serbischen Slavenland) hervorgegangen war. —

In der Vorrede ertheilt der Verf. kritische Nachsicht von Uebersetzung der heil. Schriften in das Alt-slavische, von hin und wieder zerstreuten Handschriften, endlich von den ältesten und späteren, meistens seltenen Grammatiken, wozu drey Epimetra von Kopitar schätzbaren Nachtrag liefern. Den alten Ostromirischen Coder (S. XXIII) hat seitdem Wostokow im 17ten Hefte der Abhandlungen der Gesellschaft der Liebhaber russischer Litteratur näher geschildert.

Die Grammatik selbst zerfällt in drey oder eigentlich vier Theile. Die Einleitung S. 1-78. handelt von Buchstaben, deren Schrift, Aussprache und Betonung. Hierauf pars I. S. 79-458 von der Wortbildung, pars II S. 459-580 von der Wortbiegung, pars III. S. 581 bis 671 von der Wortfügung; eine so natürliche Ordnung sollte allen Sprachlehren zu Grunde liegen.

Lautlehre. Was uns Deutschen auffällt, sind zwey Hauptpuncte: 1) die Vocale spielen eine viel geringere Rolle, als bey uns, da ist von keinem Ablaut, von keinem Umlaut und keiner Assimilation die Rede. Bloß einige Iterativa nehmen statt des o, e, i, ou der Wurzel a, o und ov an (S. 36. 37.) Auch wird keine Kürze und Länge der Vocale unterschieden; zwar findet sich ω neben o, der Vf. sagt aber (S. 12): non differunt sono, sed usu vario. Gleichwohl dürfte sich ω nicht bloß auf spitzfündige Distinction der Grammatiker und Schreiber, sondern auf eine wirkliche alte Länge gründen und für die genaue Fassung mancher Flexion wichtig seyn. Folgt in alten Hff. Zerr auf eine Silbe mit ω ? Rec. fragt recht schülerhaft, liest aber hier S. 71. des Vf. Bemerkung: — om" pro — ω m", und hat die spe-

cimina S. 672-704 nur flüchtig durchgesehen. Auch von dem *i* und *ische* (H) heißt es S. 23: *non nisi usu differunt.* — 2) *duplicationem literarum non admittit lingua slavica* (S. 49) namentlich also keine Gemination der Consonanten, die im Lateinischen, Griechischen bekannt, in allen deutschen Zungen so beliebt ist, daß sich andere Consonantverbindungen, wo es nur angehen will, in sie aufzulösen pflegen [statt der vorhin berührten Epenthesis *dl* würde der Deutsche wahrscheinlich *ll* gebrauchen, vgl. das altnord. *milli f. midli*]. Höchstens finden einige Assimilationen statt (S. 50) und im adjectivisch construierten Particip gebrauchen einzelne Handschriften *nn.* — Beide Züge sowohl die Unbestimmtheit der Vocale, als die Unverdoppelung der Consonanten scheinen dem Rec. für die Sprachgeschichte überhaupt sehr merkwürdig; sie mögen theils untereinander, theils mit dem, slavischen Sprachforschern selbst noch räthselhaften, Wesen des *Jer* und *Jerr* zusammenhängen. Unleugbar geminiert die deutsche Sprache in vielen Fällen nur, um die ursprüngliche Vocalkürze aufrecht zu erhalten, z. B. wir schreiben: *himmel*, *gestatten*, *blatt*; damit man nicht *himel*, *gestäten*, *blät* lese. Hätte man jeden wirklich langen Vocal, sey es durch eigene Buchstaben, sey es durch übergesetzte Zeichen kenntlich gemacht, so würde auf kurze Vocale einfache Consonanz ruhig folgen können. Der Cursivschrift fallen aber, weil sie unterbrechen, übergeschriebene Circumflexe un bequem, die Deutsche bezeichnete lieber die Länge mit einem eingeschalteten *h*, seltner mit geminiertem Vocal, die Kürze mit geminierter Consonanz, beides undurchgreifend und beide Mittel oft verwirrend. Unser: *Jahr*, *Saat*, *Blatt* (d. h. *jår*, *såt*, *blåt*) würde man ungefähr mit dem slav *Jer* und *Jerr* treffen: *jar'*, *sat'*, *blat'*, sie dienen sagt Herr D. (S. 22) *pro vario soni* (mit Recht nicht *toni*; wiewohl er nur den Laut des Consonanten damit meint, nicht

den des vorstehenden Vocals) temperamento. Dieser Ansicht scheint auch Kopitar (krain. Gramm. S. 7. 8.) Der Slave schreibt: len" (linum) kon' (equus) krov" (tectum) und krov' (cruor) auszusprechen: len, kôn, krov und krôv; so scheidet sich im" (eis) von im' (eo) [umgekehrt gothisch imma, eo, im, eis]. Doch sind Schwierigkeiten da, namentlich α.) wenn Zerr auf alte Vocal Kürze deutet, warum steht es nach Consonantverbindungen, z. B. (perst" (digitus) unterschieden von persi' (humus)? Ist die Aussprache hier auch persi und pêrst? oder ruht hier das verschiedene mehr auf den Consonanten als den Vocalen? β) daß die Natur des Zerr vorzüglich auf den Consonant wirke, fließt aus dem Rhinesmus, womit heutige slavische Mundarten den Consonant begleiten, welchem die altsl. und russ. Mundart ein ' nachschickt. Der Bulgare mouillirt jedoch nicht. Dem Krainer, Polen, Böhmen lautet kon' (equus) nicht sowohl kôn, im Gegensatz zu kon" (series, ordo), als vielmehr konj, kong (wie das französische cogne). Es wird zum Halbvocal. γ) als Halbvocale erscheinen noch deutlicher Zerr und Zerr inlautend (S. 20): supplevit enim (codex antiquissimus) Vocalem o crasso", e vero leni ', und man braucht zur Bestätigung nur die heutigen Mundarten zu vergleichen, statt des russ. poln. (plenus) sot (falus) den' (dies) vert (hortus) steht altsl. p"ln, s"t, d'n', v'rt. Nur nicht jedes o und e kann mit " und ' vertauscht werden, und es bleibt zur genaueren Einsicht in die Beschaffenheit dieser Halbvocale zu wünschen, daß aus den ältesten Hff. alle Fälle, wo sie stehen oder nicht stehen, gesammelt werden mögen. Es kommt darauf an, den doppelten Dienst, welchen Zerr und Zerr leisten, indem sie bald den vorher gehenden Consonant (und Vocal?) bestimmen, bald halbvocalisch auftreten, aus einem höheren Grunde abzuleiten. —

Die einzelnen Consonanten werden S. 10. in

fünf Ordnungen geschieden 1) in labiales: v. b. p. m. 2) linguales: n. l. r. 3) dentales: d. t. 4) sibilantes: z. zh; s. sch. ichtsch; tz. tsch. 5) gutturales: g. ch. k. die reine Spirans h, so wie die Aspiration ph (f.) und th mangelt der Sprache, dafür sind die Zahn und Zungenlaute mit einer deutschen Organen schwer zu fassenden Feinheit entwickelt. Dem Rec. scheint die Absonderung der Liquidin in eine eigene Reihe vorthailhaft; hebt sich dort die Verwandtschaft des m zu den Lippenbuchstaben mehr hervor, so konnte aber auch des Parallelismus halben n, wo nicht l und r, zu den Dentalen gestellt seyn. Das ist alles System, womit es jeder Grammatiker einer besonderen Sprache nach Belieben halten darf; wichtig wird es erst für die allgemeine Sprachvergleichung, sich an tiefere Abstractionen zu halten. Merkwürdig, daß die Kehl-laute nur Zer, niemahls Jer, noch i hinter sich leiden (S. 17.); für ch schreiben die heutigen Krainer überall h (S. 8 und Kopitar S. 170.), die älteren südwestlichen Slaven wohl nur im Auslaut, hingegen an- und inlautend ch, gerade wie im Althochdeutschen (Grimm S. 186); deutsche Missionare haben wohl schon vor Cyrillus ihre Schreibweise auf slavische Sprache angewandt. In dem wichtigen Karantanischen Denkmahl, mit dessen critischer Ausgabe uns Kopitar bald erfreuen wird (vgl. Slovanka S. 249-251. und Wiener Jahrb. XVII. S. 101-107) steht greh (peccatum; aber grechou (peccatorum) und choku (volo) geschrieben. —

Wortbildung. Dieser ausführlichste Abschnitt des Ganzen ist mit sichtbarer Vorliebe gepflegt und wird Sprachforschern, die das Slavische nicht eigens treiben, unschätzbares Geschenk seyn. Von S. 81-254. allgemeines Grundwurzelverzeichnis; eine Fülle von Fleiß und Gelehrsamkeit. Die Materie ist so reich, daß sich kaum einzelnes berühren läßt. Nach den anlautenden Vocal und Consonantreihen werden die

Wurzeln in drey Classen vorgeführt: 1) die mit bloßem Vocal und einfachem Consonanzanlaut. 2) die mit zwey Consonanten. 3) die mit drey oder mehr Consonanten. Der Ueberschlag liefert in allen dreyen ungefähr 1600 einzelne Wurzeln. Bey jedem Buchstaben geht eine nach den Reihen der Auslaute sorgfältig eingerichtete Uebersicht voraus, dann folgen Erläuterungen; für den Nicht-slavisten hätte wohl den in der Erläuterung übergangenen Wurzeln die Bedeutung lateinisch zugesügt werden sollen; das Studium der ersten und zweyten Classe wird dadurch erschwert, in der dritten ist die Erläuterung reichhaltiger. Ob es nicht zweckmäßig gewesen wäre, aus der dritten Classe zwey zu machen? nachdem die Wörter mit doppelter Consonanz anlauten oder auslauten? Rec. gesteht, daß er erstere (z. B. das deutsche blasen, graben) für viel wurzelhafter hält, als letztere (z. B. werden, singen) und daß bey letzteren, schon nach dem gegenwärtigen Stand des etymologischen Studiums, weitere Auflösung näher liegt. Schwerlich darf die Theorie ein Wort als Wurzel anerkennen, auf dessen Vocal zwey Consonanten folgen. Zu vielen Wörtern der hiernach von der dritten getrennten vierten Classe getrauen wir uns die *litera servilis* nachzuweisen. Ein Paar Beyspiele. In dem Neutrum *solntze* (*sol*, S. 153) ist vorerst das *tze* bloße Bildung, wie in *serdtze* und vielen andern (S. 309.) aus *solno*, das *n* wieder Bildung wie in *okno* (S. 291.) aus *oko*, bleibt also die der zweyten Classe gehörige Wurzel *sol*, womit das latein. Wort, das goth. *sauil*, nord. *sól*, litth. *saule* einstimmt. Der nord. angehängte Artikel *sólin*, schwed. *solen* verdient hier keine Rücksicht. *siklo* (*vitrum*) hält der Verf. S. 161. für unslavischen Ursprungs, hätte aber statt *βαλος* und *glas* das litth. *stiklas* und goth. *stikls* (*poculum*) altn. *stikill* (*cornu, apex*) vergleichen können, Wurzel mag das deutsche *stikan*, *stëchan* seyn, man trank vor Alters aus

Hörnern, das l ist sicher nur formativ. Ein gleiches gilt von dem l in chmel' (S. 211.) lat. humulus oder in jablon' (malus) jabloko (malum) S. 112. litth. obelis (malus) obolys (malum) althochd. apfultra (malus) epfili (malum), Wurzel: jab, ob, apf. Warum soll in sokol (falco) S. 145 (litth. sakalas) das l radical seyn? weil es das versetzte l. des lat. falco wäre? Man dürfte aber auch das lat. c für versetzt halten. ang (agnus) S. 111. würden wir S. 289. neben ogn (ignis) stellen; der Verf. schwankt einigemahl selbst, wenigstens wird den' (dies) S. 271. 289 zu den Ableitungen, S. 92 zu den Wurzeln gerechnet, und bey Wörtern der zweyten Classe ist allerdings größere Vorsicht nöthig.

Fallen manche Wurzeln der Dobrowskyschen dritten Classe weg, d. h. in die zweite zurück, so schadet das der großen practischen Brauchbarkeit seiner Aufstellung wenig. Mehr Sicherheit in solchen Untersuchungen gewinnen werden wir dann erst, wenn in allen europäischen Sprachen die Function der Ableitungsbuchstaben so gründlich dargestellt seyn wird, als hier S. 259-458 geschieht. Dieser wichtige Abschnitt ist keines Auszugs fähig.

Die Unentbehrlichkeit der slavischen Wurzel- und Wortbildungslehre für unsere deutsche Etymologie berühren wir nur mit wenigem. Wörter wie Stiegliß, (S. 175) Peitsche (S. 88) Peitschaft, Dolmetsch (S. 133) verrathen ihre slavische Abkunft von selbst und sind minder wichtig, meist auch erst später übergetreten. Andere, wie Glet (S. 233.) Kren (S. 215) nur in oberdeutsche Volksmundarten aufgenommen. Bedeutender theils die slav. verwandten (der deutschen und slavischen Sprache, ohne gegenseitige Entlehnung gemeinschaftlichen z. B. srdtze und herze; tysjaschtscha und goth. thūsund, alth. dūsunt, heute tausend mit falscher tenuis geschrieben) theils die sehr frühe und tief in das Deutsche

eingegangene. Dahin gehört z. B. smrt (mors) [Rec. findet es S. 150 nicht angeführt, auch weder S. 122 unter mrt, noch S. 89 unter mr, mor] litth. smertis, woher das althochd. smërza (mit der veränderten Bedeutung: peinliches, tödtliches Weh) dessen sich nur Otfried bedient, später griff es weiter um, auch die angelsächs. Mundart scheint smëorte zu kennen, fremd ist es der gothischen und altnordischen. Undeutsch sind die Adj. böse und schlimm (die Lutherischen beten deutscher: Uebel), mit ersterem das litth. baisus (immanis) bêsas (cacodaemon) das russ. bes'' (der böse Feind, der Böse) serb. bijes rabies) [S. 88. Überganger] mit letzterm das slav. zlij zu vergleichen. Unser Oheim (avunculus) hat keine deutsche Wurzel und früher schwankende Schreibung (öhein, ôhein, ohem, oem); es ist das slav. yï, oyï (S. 30) russ. yja (veraltet aber) serb. yjak, böhm. vgec. vgl. litth. awynas. Das schwed. (und altnordische? Böörn nimmt es auf) torg, forum scheint aus trg, torg (S. 136) übergegangen, obgleich das altdeutsche zarge (septum, arx) Maria 23. 220. M. S. 2, 211. noch Erwägung verlangt. Auch hier entspricht das litth. turgus, lett. tîrgus, überhaupt hält der lettische Stamm eine bedeutende Mitte zwischen dem deutschen und slavischen. Ob perun (tonitru, jupiter tonans) poln. piorun wahrhaft slavisch und von peru (ferio S. 289) herleitbar ist, fordert erst mythologische Untersuchung, Nestor gedenkt zwar des Gottes (Jos. Müllers Uebers. S. 156. 177. 178); in der litth. Sage tritt er aber bedeutsamer auf, und die Sprache fügt einen Kehllaut zu: perkunas.

Wortbiegung. Hier kann Rec. nur lernen, kaum etwas bezweifeln, geschweige berichtigen. Den Flexionen zumahl der Declination, dünkt ihn, hätten die Ter und Terr der alten Hff. gelassen werden sollen. Denn was Hr. D. Seite 19. selbst lehrt: dativi pl. in im'' et om'' constanter crasso „distingue-

bantur a casu singulari (sociativo) wird S. 460. 461. 464. 466 ic nicht befolgt Sicher war die Unterscheidung nicht bloße Subtilität, vgl. den lith. Dat. pl. — ma, neben dem Sing. — m und Grimm S. 829. Warum steht S. 13. der Dat. Pl. om dem Eg. om entgegen? das ist doch nicht gleichviel mit om' und om'. —

Wortfügung; darüber etwas zu bemerken ist hier noch weniger Veranlassung.

Neusseres; mit den cyrillischen Buchstaben (minder nöthig mit den glagolitischen), muß man sich zwar bekannt machen, wird aber im Lesen oft gestört, einmal durch die besondere Unbequemlichkeit dieser Schrift (wie nahe kommen sich Buti und Bjeki!) hernach gerade durch ihre Abweichung vom Gemeinrussischen. Vertauschten doch alle cyrillischen Slaven ihre ungefüge Majuskel um die schönere, leichtere, lateinische Minuskel und verabredeten mit den übrigen Slaven für eigene Laute ihrer Zunge einförmige neue Zeichen! Welcher Vortheil allein für das Nachschlagen der Wörterbücher, die in jedem Dialect nothgedrungen anderer Ordnung folgen! Uebrigens, da sich Kopitar der Correctur unterzogen hat, ist der Druck dieser Grammatik höchst correct gerathen; S. 289, 12 siehet doch noch (so leicht vermischen sich Ische und Nasch) nspolin f. ispolin 498, 26 nm f. im.

Etwas allgemeineres: verfolgt man die Geschichte einer Sprache nach Jahrhunderten im Zusammenhang hinreichender Denkmahle, so wird sich ausweisen, daß früher immer mehr selbständige Dialecte da waren, als später. Gewissermaßen also eine der gewöhnlichen Annahme von Zerspaltung einer Ursprache in Töchter Sprachen widerstrebende Erfahrung. Deutschland besaß zu Tacitus Zeit ohne Zweifel mehr Mundarten als zu Carls des Großen und so haben sie sich ferner gemindert. Es steckt in der Sprache ein Naturprincip, dem das Gesetz geistiger Fortbildung entgegenwirkt. Erblüht in irgend einer Mundart geistiges Leben, so unterwirft sie sich angrenzende, seyen

diese auch von Natur begabter und nimmt sie nach und nach in sich auf. Ein rohes, wildes Volk könnte seine dialectische Verschiedenheit sehr lange unverändert fortpflanzen. Die frühere Bekehrung Oberdeutschlands zum Christenthum, das längere Heidenthum in Sachsen und Westphalen hat schon zuerst der niederdeutschen Mundart einen Stoß gegeben. Die hochdeutsche Poesie des zwölften und dreyzehnten Jahrhunderts befestigte die Herrschaft des hochdeutschen Dialects, die Reformation und die dem ganzen Volk zugängende Bibelübersetzung vollendete sie. Frühere theilweise Verdeutschungen der heil. Schrift, Evangelienharmonien von Orfried, Notker, einzelne Homilien und Lectionarien gewannen keinen Einfluß, weil sie nicht in kirchlichen Gebrauch und Werth kamen. Wäre durch das Unglück der edlen Gothen und die Barbarey der nächstfolgenden Jahrhunderte des Alphilas großes Werk nicht so gut wie verloren gegangen, hätte sich eine gothische Kirchensprache, gleich der altflavischen, gebildet, so möchten die Schicksale unserer Mundarten anders ausgefallen seyn. Der lateinische Ritus war ihrer Individualität hernach offenbar günstig. Ist die kirchliche Sprache zugleich ländlich so regelt sie den Ausdruck und das Streben der Volkssprache. Die lateinische Kirche kümmerte nicht, wie der gemeine Mann sprach, der seinerseits an ihrer Sprache kein Muster vor Augen hatte. So entwickelte sich aus weltlichen Mitteln und auf eigne Hand die hochdeutsche, niederländische, dänische, schwedische und englische Mundart. Im südwestlichen Slavenland lebten unter lateinischer Kirche die böhmische, polnische und krainische, jede eigenthümlich in Schrift und Pflege. Die breiteren Strecken, welche der nordöstliche Slave bewohnt, griechischem Cultus zugethan, machten weit mühsamer und später ihre Landesmundart geltend; auch in Serbien ist sie nun erwacht und vergeblich leugnet der Priester sie ab, seine ihm selbst veraltende geistliche Sprache reicht dem Leben nicht mehr aus. Das innere Deutschland sieht seit drey Jahr-

hundertten alle seine Bewohner unter eine Zunge versammelt, aber sie dienen ihr willig, nicht knechtisch; sie dürfen das Ganze aus den Quellen der eigensten Heimath fortwährend erfrischen.

L e i p z i g.

Bev Carl Enobloch: Der junge Arzt am Krankenbette, nach dem Italiänischen des Ritters Luigi Angeli von Imola für Deutsche Aerzte nach der dritten Auflage bearbeitet von D. Ludwig Choulant. 1823. XXXI u. 176 S. in 8.

Obgleich Ref. im Allgemeinen nicht sehr an den Einfluß allgemeiner, für das Verhalten des jungen Arztes bey Ausübung seiner Kunst geschriebener Maaßregeln glaubt, da sie wo der natürliche und künstliche Takt mangelt, leicht ihren Zweck gänzlich verfehlen, und im entgegengesetzten Falle schwerlich für nothwendig erachtet werden möchten, so will er dennoch sowohl dem würdigen Verfasser als auch dem umsichtigen Bearbeiter des vorliegenden Werckens, dessen Grundsätze sich so vortheilhaft vor demjenigen auszeichnen, was man unter dem Namen *Savoir faire* in die Medicin hat einschwärzen wollen, seine volle Achtung gern bezeugen. Das Buch selbst zerfällt in fünf Vorlesungen, von denen die erste von den Pflichten des Arztes gegen sich selbst, die zweyte von den Pflichten gegen Kranke redet; an die dritte, über das Zusammenseyn der Aerzte am Krankenbette, reiht sich die vierte, welche, die Pflichten des Arztes gegen die Religion im Allgemeinen, besonders aber Italiens kirchliche Verhältnisse berücksichtigend, vom Herausgeber, der für deutsche Aerzte schrieb, zweckmäßige Abkürzungen erlitt, während die fünfte, über die Vorsichtsmaaßregeln bey ansteckenden Krankheiten, augenscheinlich durch die Zusätze desselben gewonnen hat. Von besonderm Intresse waren Referenten die im Anhang mitgetheilten, von Vreta geordneten Arzneiformeln der academischen Klinik zu Padua, aus welchen er bestätigt sah, daß auch in Italien, gleichwie in Frankreich, die besonnene medicinische Eklectik neben einem exclusiven Systeme sich zu erhalten wisse.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stück.

Den 3. März 1823.

R o m.

Statt einer gewöhnlichen Buchhändler-Anzeige sey es dem Unterzeichneten erlaubt, von einem noch nicht gedruckten Buche, das zu den Quellen des Römischen Rechts gehören wird, vorläufig Nachricht zu geben, ohngefähr wie dies vor fünf Jahren mit den Institutionen von Gajus der Fall gewesen ist, freylich aber auch nicht ganz so, theils weil er selbst die Handschrift noch nicht gelesen hat, theils dann aber auch weil hoffentlich der Druck diesmal nur Monate, nicht wie damals mehrere Jahre lang, nach dieser Ankündigung vollendet seyn wird. Das Erste, was wenigstens der Unterzeichnete gedruckt darüber gesehen hat, sind einige Aufsätze in der Themis. Zuerst im 16ten Hefte Seite 95 aus mehreren andern Journalen die Nachricht, daß in der Vaticanischen Bibliothek 34 ganze Blätter und 24 unvollständige entdeckt worden seyen; welche Bruchstücke des ältern Römischen Rechts vor Justinian, wohl gar vor Theodos, enthielten. Im 17ten Hefte Seite 186 eine Nachricht, welche die Verfasser von dem Prälaten Mai selbst erhalten haben, und nach welcher

die erste Handschrift aus dem 5ten Jahrhundert 58 Seiten jede von mehr als 30 Zeilen, aber nur 34 Seiten vollständig enthalte. Darin seyen Bruchstücke zu folgenden 8 Lehren: 1) *Emti (et) venditi.* 2) *De usufructu;* 3) *De excusatione;* 4) *Quando donator intelligatur revocasse donationem;* 5) *De donationibus ad legem Cinciam,* dieser Titel sey der längste; 6) *De cognitoribus et procuratoribus;* 7) *De dotibus* und 8) *De re uxoria.* Dieses Werk sey unter Valentinian I gesammelt und enthalte Stellen von dreyßig Rechtsgelehrten und mehr oder weniger vollständige Auszüge aus dem Gregorianischen und Hermogenianischen Codex. Das zweite Manuscript besteht aus elf großen Blättern, die zu den drey letzten Büchern des Theodosischen Codex gehören. Ein großer Fehler der Gothofredischen Ausgabe und also auch des *Jus civile antejustinianum* ist, daß in der *c. ult. Th. C. 15, 1.* das nicht erst von Eujas, wie es hier heißt, sondern schon von Tilius gemachte Zeichen einer Lücke weggelassen worden ist. Gothofredus hat die Anfangssylbe *pa* mit dem Worte *tamen* zusammengezogen und frisch weg *patamen* nach der Art von *foramen* daraus gemacht. In der neu entdeckten Handschrift steht nun aber *quas nulla a platea aditus atque egresus Patens pervias facit, veterum usibus popinarum jubebit adscribi. His tamen ipsis, quae etc.* Die dritte Handschrift sey ein einzelnes Blatt der Burgundischen *lex Romana* (um Vieles besser als die von Amaduzzi herausgegebene *Ottobonische*). Diese drey Stücke von Handschriften seyen als Palimpsesten etwa im 10ten Jahrhundert zu einer andern christlichen Handschrift genommen worden. Der Prälat Mai habe 1821 hierüber drucken lassen: *Pezzi di iritto romano in un codice rescritto della biblioteca Vaticana.* (Vier Blätter aus dem *Giornale Arcadico.* Sept. 1821, von wel-

den denn Einiges zu berichtigen wäre, zum Beispiel, wie viele Juristen vor Justinian Pandecten in unserm Sinne, eigentlich Digesten im Sinne der Alten, geschrieben hätten, daß der Theodosische Codex die beiden frühern, also die Rescripten-Sammlungen, abgeschafft habe, daß Justinian's Digesten in der Handschrift zu Florenz auf uns gekommen seyen u. s. w.) Die Herausgeber der *Themis* hätten ihm hierauf Vorschläge gethan, um ihn zu der Herausgabe in Paris zu bewegen. Diese Vorschläge nun aber, sagt das 18te, wegen des Aufsatzes von Favigny schon mehrere Male erwähnte Heft, Seite 287, hätten keinen Erfolg gehabt. Freylich habe man dabey nicht einmal gewußt, wer die dreßzig Rechtsgelehrten seyen, wie viel von den Bruchstücken schon im *Corpus Juris* stehe u. s. w. In dessen habe Herr Professor Warkönig 400 Franken zu der "Erwerbung" dieser Handschriften geboten und ein Ungenannter habe sich gegen den Unterzeichneten (dessen Absicht natürlich nicht seyn konnte, dies zum Voraus öffentlich werden zu lassen) bereit erklärt, 100 (alte) Louisd'or als Beitrag zu den Kosten des Drucks herzugeben. Am Ende dieser Nachricht rufen die Herausgeber der *Themis* noch ihre Regierung an, ob sie nicht Frankreich die Ehre verschaffen wolle, solche wichtige Quellen der gelehrten Welt mitzutheilen.

Zu diesen gedruckten Nachrichten läßt sich nun folgendes hinzusehen. Durch Niebuhr ist der Prälat Mai bewogen worden, den Druck, wahrscheinlich unter dem Titel: *Fragmentorum ineditorum juris Romani antejustiniani collectio cum appendice additamentorum ad Theodosianum codicem*. Edidit Angelus Majus anfangen zu lassen. So wie ein Bogen in Rom gedruckt ist, wird er nach Berlin an Herrn Dümler geschickt, der vom Herausgeber sich das Recht erworben hat, eine zweyte Ausgabe in Deutschland drucken zu las-

fen. Die Stärke des Werks und also auch der Preis ist noch nicht bestimmt. Der deutsche Verleger glaubt aber nicht, daß es über einen Thaler zu stehen kommen werde.

H u g o.

L o n d o n.

An Analysis of the Egyptian Mythology, to which is subjoined a critical examination of the remains of Egyptian Chronology, by I. C. Prichard, M. D. Printed for John and Arthur Arch, Coruhill. 1819. 8.

Der Plan dieses Werks ist eine Vergleichung der Aegyptischen Mythologie mit Asiatischen Religionen, die mit einer ziemlich vollständigen Auseinandersetzung der ersten verbunden ist. Die Einleitung handelt von den Quellen unsrer Kenntniß von Aegyptens Religion, welche der Vf. eintheilt in 1) persönliche Beobachter, meist Reisende, 2) Alte Forscher der Mythologie, 3) die Schulen, deren Gründer ihre Lehre von Aegypten borgten, als Orpheus, Pythagoras, Thales, 4) die Vergleichung mit der Brahminenlehre. Schon hier ist die Zuversicht auffallend, mit welcher zu Quellen gemacht wird, was höchstens einer bescheidenen Vergleichung Anlaß geben kann; daß die Brahminens Dogmatik den Schlüssel der Aegyptischen Religion enthalten soll, befremdet einen Deutschen indessen nicht so, als daß auch die Väter der Griechischen Philosophie so ohne Weiteres Aegyptische Theologie lehren sollen, welche Meinung man bey uns seit des sel. Meiners Zeit selten so gradezu ausspricht. So wird denn auch das erste Buch "über die Volksreligion der Aegypter" sie uns schwerlich rein und unentstellt geben. Der Streit zwischen dem Stoiker Chaeremon und den Neuplatonikern, ob die Aegypter bloß die Erscheinungen und Gegenstände der sichtbaren Natur, oder einen in ihnen wirklichen Geist anbeteten, wird richtig dadurch geschlichtet, daß sie gar nicht auf solche

Weise Ursache und Wirkung (nach des Vf. Ausdruck) unterschieden. Sie sey eine pantheistische Religion gewesen — wird leider nur aus Fragmenten der Orphiker der spätesten Zeit bewiesen. Selbst wenn Ref. die Resultate für wahr hält, wie hier, scheint ihm die verkehrte Methode ein überwiegender Nachtheil für die Wissenschaft; da er nach seiner Ansicht halbe, einseitige Resultate auf wissenschaftlichem Wege gewonnen der glänzendsten Wahrheit, die im Traum erscheint, vorziehen muß. So geht der Vf. nun weiter mit Dionysos und Damater als von Orpheus gelehrt und verbreiteten Gottheiten — welcher Mißverständnis liegt schon darin! — an Osiris und Isis, um die angeblichen Prototype aus den Nachbildern zu erkennen. Wir würden unsre Leser ermüden, wenn wir auf diese Weise das weitläufige Buch auszuziehen fortfahren wollten. Wir versichern nur, daß die Kenntniß des Aegyptischen Gottesdienstes als solchen durch dasselbe nicht über den Standpunct Jablonskys fortgerückt ist. Hier und da werden Bildwerke verglichen, aber auch nach keinen festen Principien, sondern auf die gewöhnliche Weise nach einem gewissen Herkommen, dessen Grund man sich selbst nicht anzugeben weiß. Das zweyte Buch "über die philosophische Doctrin, esoterische Lehre, Kosmogonie u. s. w. der Aegypter" steht auf noch schwächerem Boden als das erste. Das dritte "eine Vergleichung der ägyptischen Lehre mit den Religionen des Ostens" würde nur dann Sinn haben, wenn wir über die erstre reine Ergebnisse erhalten hätten. Indes freuete es doch Ref. hier eine Uebersetzung des geistreichen Kapitels aus Fr. Schlegels "Weisheit der Inder" über die vier großen Religionssecten des Orients zu finden, welches in helleren und bestimmteren Zügen die geschichtlich gegebene Differenz auffaßt, als vorher geschehen. Das vierte Buch behandelt den exoterischen öffentlichen Cultus der Aegypter, und die mannigfachen bürgerlichen Einrichtungen, die von ihm

abhängen. Die Behandlung dieses Themas geht einen offenern Weg, und ist mindern Irrthümern ausgesetzt. Eine Vergleichung mosaischer Institutionen mit ägyptischen schließt das Kap., welche ein neues Beispiel gibt, wie wenig die englischen Alterthumsforscher und Mythologen die Sphäre des Glaubens zu trennen vermögen von dem Verfahren der Wissenschaft, da sie entweder von der Wissenschaft aus, wie S. W. Drummond, gegen altes und neues Testament polemisiren, oder, wie unser Vf., apologetisch oder conciliativ verfahren, der sich große Mühe gibt den Widerspruch zu lösen zwischen: die Beschneidung sey ein alter, vorabrahamitischer, ägyptischer Brauch, und dieselbe sey unmittelbar von Gott eingesetzt. — Angehängt ist "eine critische Prüfung der Uebersetzung Ägyptischer Chronologie". Der Hauptgedanke dieser sehr weitläufig ausgespinnenen Abhandlung ist "daß die Herrschaft der Hyksos in Ägypten nach Manethos Regentenreihe mit der Anwesenheit der Juden daselbst in der Zeit coincidire, und beide daher identisch seyen; daß dagegen Manethos Erzählung von der Austreibung der Hirten und Ausfägigen unter einem spätern König Amenophis nur eine irrige und unrichtig eingeschobene Wiederholung jener Geschichte sey. Nach dieser angenommenen Identität der Hyksos und Isracliten, — zwischen denen allerdings merkwürdige Aehnlichkeiten und Parallelen statt finden — wird in der Berechnung der Perioden das Zweifelhafte bestimmt und das Verworfene angeordnet; aber eben weil dies geschieht, ist die Coincidenz der Zeit kein Beweis mehr. In einer der Noten wird von der Entdeckung der Deutschen Bibelforscher von verschiedenen Urkunden in der Genesis geredet, das Urtheil aber dem Leser überlassen, indessen ein Werk eines engl. Geistlichen Wait "Einleitung in das Alte Testament" angekündigt, das auch die hauptsächlichsten Bemerkungen Deutscher Critiker aufnehmen soll.

R. D. M.

B e r l i n.

Bei Reimer: Ueber die Bildung der Aegyptischen Gottheiten von A. Hirt, mit elf Tafeln (aus den Schriften der Königl. Acad. der Wiss. zu Berlin vom Jahr 1821 besonders abgedruckt) 1821. 62 Seiten und 11 Tafeln.

Ref. schätzt an diesem Werke eben so den kühnen und umfassenden Vorfaß, die langvermißte Uebereinstimmung der bildlichen Darstellungen Aegyptens mit den uns erhaltenen Nachrichten über ihre Götterlehre auf einmal ans Licht zu stellen, als die einfache Klarheit und Bestimmtheit, mit der die Sache durchgeführt ist. Der Vf. bringt erstens die sieben Gottheiten zusammen, welche Herodot als das gesammte Göttersystem Aegyptens darstellend nennt, und weist denn alle mit ihren Attributen in Sculpturen nach. Doch findet hier gleich ein Zweifel über den Fundamentalpunct statt. Der Vf. nemlich versteht Herodot so, daß die erste Götterreihe acht begreife, die zweyte zwölf aber so, daß zu den alten acht nur vier neue hinzugetreten wären, die dritte endlich fünf davon verschiedene. Aber Herodots Ausdrücke (II. 43. 46. 145) kann man einfach nur so verstehen, daß die zweyten zwölf ganz verschieden waren von den ersten acht. Dann hätten wir im Ganzen 25 Götter, für die uns freylich nicht Namen genug erhalten sind, was aber bey unsrer so ganz fragmentarischen Kenntniß dieses Alterthums minder auffallend ist, als das Gegentheil seyn würde. Dann müssen wir freylich auch manche Unbekannte auf den Bildwerken vermuthen; und kurz, jene überraschende Uebereinstimmung der Nachrichten mit den Sculpturen wird sehr problematisch. — Von den einzelnen Bestimmungen des Vf. können wir nur einiges anführen. Die Bilder der Muttergöttinnen werden unter Buto, Isis u. Aa. getheilt, doch gibt es keine festen Kriterien der Scheidung. Den bocksfüßigen Pan findet der Vf. nur in einer der bekanntgeworde-

nen Kunstdarstellungen, aus den Grotten von Silsilis, doch ist diese grade sehr beschädigt, und die Gestalt differirt wenig von der bekannten des Typhon. Amun ist deutlich. Phthas und seine Rabiren werden in der breiten dickeibigen Zwerggestalt; die Sonne mit ihren Genien oder Dienern in den so sehr zahlreichen Sperberköpfigen Wesen gesucht, u. s. w. Beym Anubis werden hier wie anderswo der Fuchs- (auch Wolf- — besser Schakal- —) köpfige und Hundsköpfige für eins genommen, welche doch in der Kunst sehr genau unterschieden sind, und in sich keinen Grund der Identificirung geben. Der erstere kommt, so viel Ref. sich erinnert, nur als Todtenbereiter, Führer und Schützer vor, einer von den vier überall zusammenstehenden Kanoben hat stets den Schakalkopf; auch findet man ganze Figuren von stehenden und liegenden Schakals mit sehr langem graden Schweife häufig bey Mumien, deren Gestalt Niemand mit Hunden verwechseln konnte. Vermist haben wir nur unter den Göttern den Kneph, den indeß der Verf. für identisch mit Phthas zu halten scheint, und unter den Bildungen die mannigfachen und sehr bedeutsamen Compositionen mit Schlangen. Der Verf. braucht fast durchaus die Griechischen Uebersetzungsnamen, was doch immer, wo wir die wahren wissen, gegen den sonst in historischen Forschungen beobachteten Gebrauch ist; wer spricht noch in der nordischen Mythologie von Mercurius statt von Odin, oder wer nennt den Jehova des Alten Testaments deswegen Bacchus, weil mehrere alte Schriftsteller von den Juden direct sagten: Bacchum colunt? Die beygegebenen Tafeln machen das in geringem Umfange viel gebende Werk noch nützlicher; sie sind sehr sinnreich ausgewählt und für den Zweck mit hinlänglicher Sorgfalt ausgeführt.

R. D. M.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. Stück.

Den 6. März 1823.

B e r l i n .

Bey Dümmler: Geschichte des Handels und der gewerblichen Cultur der Ostsee-Reiche im Mittelalter bis zum Schlusse des sechszehnten Jahrhunderts mit besonderm Bezug auf Danzig, als Quartier-Stadt des Hanse-Bundes, und der sich in dieser Zeit entwickelnden innern Staatsverhältnisse Preußens von Goswin Freyherrn von Brederlow, Königl. Landrath des Preussisch-Eilauer Kreises, Inhaber des eisernen Kreuzes und Russischen Ehrendemens, Ritter des Rgl. Pr. St. Johanniter-Ordens. S. XX. VI. u. 379. 1820 in Octav.

Schon aus dem Titel wird man leicht abnehmen, wie Verschiedenartiges in dem Buche abgehandelt und mit einander verbunden ist; noch mehr wird man sich davon überzeugen, wenn man auch nur die, auf VI Seiten der Vorrede folgende, Inhaltsanzeige durchsieht. Es ergibt sich daraus, daß kein durchdachter Entwurf des Ganzen zum Grunde liegt. Sollte das Werk eine Geschichte des Handels der Länder der Ostsee während des Mittelalters seyn, so mußte die weitläufige Erzählung der Polnisch-Preussischen Hän-

del hinwegfallen, dagegen aber der Dänen, Schweden und Russen Schiffahrt und Handel mehr, als hier geschehen ist, entwickelt werden: sollte aber das Buch eine Geschichte Danzigs, des Handels und der Gewerbe dieser Stadt seyn — und das meiste hier Vorgetragene bezieht sich darauf — so mußte Anderes, was erwähnt worden, hinwegfallen, oder nur ganz kurz berührt werden. Wie aber der Verf. zu Werke gegangen ist, so findet man weder in dem Buche eine einiger Maßen befriedigende Geschichte des Handels und der Gewerbe der Länder, die an die Ostsee stoßen, noch eine solche in Bezug auf Danzig oder Polnisch-Preußen.

Es verlohnt sich nicht in eine nähere Untersuchung hier eben einzugehen, da in der zu Halle erscheinenden allgemeinen Litteratur Zeitung J. 1821. St. 126:129 ein in den Urkunden und der Preussischen Geschichte sehr unterrichteter Mann die vielen Fehler, die unser Verf. begangen hat, und dessen leichtfertiges Verfahren in Behandlung seines Stoffs und der von ihm benutzten Bücher hinlänglich gerügt und nachgewiesen hat. Einige Beyträge dazu könnte der Verf. dieser Anzeige noch hinzufügen, besonders in Bezug auf die Geschichte der Deutschen Hanse, doch wird er sich, der Sache gemäß, kurz fassen.

Woher unser Verf. das Ganze und Wahre über den Bund, was man in seinem Buche vorfindet, entlehnt habe, das kann jedem Unterrichteten füglich zu beurtheilen überlassen bleiben; vergebens aber wird man sich nach Unbekanntem, aus der fleißigen Forschung in den Quellen oder aus bisher ungedruckten Nachrichten und Urkunden entlehnt, umsehen. Aber an dreisten Behauptungen und Nachsprüchen fehlt es gar nicht, und auch nicht am Tadel des Buchs, welches in dieser Beziehung die Quelle seiner Kenntnisse ist; man weiß sich dieß kaum anders zu erklären, als entweder dadurch, daß ein ganz unbegrenzter Eigendünkel, oder ein großer Leichtsin, oder ein Be-

streben zum Grunde liege, durch den Tadel das Buch herabzusetzen, um die Nichtunterrichteten über die Quelle, die er benutzt hat, zu täuschen. Die Art des Verfahrens mögen einige Beispiele erläutern.

S. 78 in der Anmerkung heißt es: Cartorius gibt zwar an, daß Schweden damals (im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte) Kupfer u. Stangeneisen ausgeführt habe, da doch die Einwohner des Landes, erst unter Gustav Adolph, das Eisen zu bearbeiten gelernt haben u. f. Schlägt man nun des Getadelten Buch auf, so findet man Th. II. S. 421. Anmerk. 8. nur dieses. S. führt einen neuen Schwedischen Schriftsteller über den Handel seines Vaterlandes, Herrn Flintberg, für diese Zeit in einer Anmerkung an, welcher unter den von ihm erwähnten Gegenständen der Ausfuhr aus Schweden auch Stangeneisen, Kupfer und Silber erwähnt: Cart. fügt dann die Bemerkung hinzu: in dieser Periode wohl nicht und ferner: dieß Verzeichniß ist in einigen Puncten unzuverlässig, in anderer Hinsicht unvollständig. Nun urtheile der Leser! — S. 74 sagt unser Verf.: die Kaufleute in den Hansestädten hätten allein den Handel daselbst betrieben, denn es ist nicht erwiesen, daß es in den Hansestädten, wie dieß in den Niederlagen der Fall war, gewisse Waren — Wenthe Waren — gegeben habe, deren Handel Jedermann zustand; in der Anmerkung heißt es: Wahrscheinlich solche Waren, die weder in den Hansestädten gemacht wurden, noch aus den Ländern kamen, in denen sie Freyheiten erhalten hatten. Herr v. B. bekämpft hier Etwas, welches Niemand behauptet, und fügt Anderes hinzu, was freylich neu aber auch ganz falsch ist. Wenthe (nicht Wenthe) Waren konnten die Hansischen Kaufleute dahin führen und verkaufen, wohin und an Wen sie es für gut fanden, ohne an den Stapelzwang in den Niederlagen gebunden zu seyn, der für andere Waren galt. Unbezweifelt aber finden sich in den Ur-

funden unter jenen Waren z. B. Bier und Häringe, wovon das erste eben so gewiß in den Städten gewonnen ward, als die andern entweder an den vaterländischen Küsten oder auf Schonen, wo die Hansen zu diesem Zweck große Freyheiten besaßen, gefangen wurden: Also —!

Wie wenig sich unsers Verf. Kenntnisse über das von S. Gegebene erstrecken, davon findet sich mancher schöne Beweis. S. 25 kommt der bekannte Borchram (nicht Bochräm) aus der von Dreyer specjur. Lubec. S. 177 unvollkommen mitgetheilten Urkunde vor, den Lehberg in seinen vortrefflichen Untersuchungen bereits zum Butzgrafen umgewandelt hat, auch ist aus so eben entdeckten andern Urkunden die Richtigkeit dieser Verbesserung erweislich. S. ist deßhalb kein Vorwurf zu machen, denn Lehrbergs Untersuchungen sind später als sein Werk erschienen, er kannte nur den fehlerhaften Abdruck. Aber Herr v. B. hätte diese kennen und benutzen sollen, sie lagen ihm ganz nahe, und die Untersuchungen eines so unterrichteten mit den örtlichen Verhältnissen genau bekannten Mannes, als L. ist, würde Niemand, der sich mit dieser Geschichte befaßt, als nur Hr. v. B. übersehen haben.

S. 21 werden die Grisei panni a partibus (nicht portibus) orientalibus apportati erwähnt, welche in einem Freybriefe des Grafen Ludwig von Flandern v. d. J. 1360 vorkommen; S. der sie daraus anführte, hatte bescheiden hinzugefügt: eine nähere Bestimmung fehlt u. f. und sie fehlt wirklich. Unser Verf. weiß dagegen sehr bestimmt, daß sie aus den Preussischen Städten der Ostsee eingeführt wurden, da die Litthauer und Masuren eine Art groben grauen Tuchs aus reiner Wolle verfertigen, welches durch Verfilzung der Kuhhaare wasserdicht werde. Dieß kann seyn, und man hört stets gern Jemanden, der aus genauer Kenntniß der örtlichen Verhältnisse in der neuen Zeit, ältere Vorfällenheiten erläutert. Al-

lein bewiesen ist mit dem Allen nicht, daß jene grisei panni aus Litthauen nach den Niederlanden gekommen waren, der Absatz dahin findet nicht mehr Statt; man müßte denn annehmen, daß es gegründet sey, was nicht der Fall ist, daß unter dem Ausdrucke *partes orientales*, allein Preussische Städte verstanden würden. Das Wort Desterlinge wird allerdings im engerm Sinne auf die Livländischen und Preussischen Städte bezogen, eben weil sie unter allen Hanse-Städten am östlichsten lagen. Allein derselbe Ausdruck wird auch bey den weiter westlich belegenen Völkern in einem viel ausgedehntern Sinne gebraucht und zwar zur Bezeichnung der Hansen überhaupt: so geschieht es in Flandern, Brabant und in England. Das Wort Easterling wird in der allgemeinen und engerm Bedeutung genommen, und der bekannte Name Ostersches für Hansisches Haus in Antwerpen kommt häufig vor, obwohl die Desterlinge im engerm Sinne, nach archivalischen Nachrichten durch ihre bekannte Widersetzlichkeit wenig an diesem Osterschen Hause Theil nahmen, die westlicher Belegenen aber desto mehr. Ein Geschichtsforscher wird es daher billigen, wenn man bey jenem Ausdrucke *a partibus orientalibus* in einem Flandrischen Freybriefe sich zunächst vorsichtig ausdrückt, bis man nähere Aufschlüsse findet. Herr v. B. entscheidet rasch durch einen Wachtspruch. Sehr Vieles und Aehnliches wäre sonst noch anzumerken, allein der Verf. dieser Anzeige erinnert sich noch hoffentlich zur rechten Zeit, daß es hier der Ort nicht sey, in diese Untersuchungen weiter einzugehen, und einen Verf. zu widerlegen, der, wie unsere Nachbarn sagen, so cavalierement zu Werke geht. Er will nur noch in Einer Rücksicht eine Ausnahme sich erlauben, in Bezug auf die orientalischen Waren, welche die Hansen aus Rußland nach Deutschland geführt haben, da der Streit darüber eine allgemeinere Theilnahme sich versprechen kann. Vor allem Andern ist nöthig die Frage

recht zu stellen. Niemand zweifelt an einem Verkehr der Russen mit den Griechen, an der Handelsstraße von Constantinopel längs des Daepers nordwärts, nicht an anderen Handelsstrophen, welche Rußland östlich mit Indien, durch mehrere Zwischenhände, in Verbindung brachten, auch ist nicht die Frage, ob in ältern Zeiten die Bewohner der Ostsee-Länder auf diesem Wege orientalische Güter bezogen haben; die Frage ist: ob die verbundenen Deutschen Städte, nachher Hanzen genannt, im dreizehnten, vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderte diese Güter hier vornehmlich eintauschten, und ob eben dieß ihrem Handel mit Rußland die große Bedeutung gegeben habe, die sie selbst anerkannten. Denn daß auch einige wenige Indische Güter von da in dieser spätern Zeit hätten bezogen werden können, wird man um so weniger läugnen wollen, da man jetzt z. B. auch einigen Caravanen Thee über Rußland bezieht, während man auf andern Wegen die große Mehrheit dieser Güter und den Thee selbst wohlfeiler zu beziehen weiß. Dem Verf. der Hansischen Geschichte, hat es wahrscheinlich geschienen, daß der Werth und die Bedeutung des durch die Deutsche Hanse betriebenen Verkehrs mit Rußland in ganz andern Gegenständen gelegen habe, daß die Mongolisch-Tatarische Herrschaft einigen der alten Verbindungen der Russen mit dem weiter zurückliegenden Asien sehr nachtheilig gewesen, und daß durch die um diese Zeit und in verschiedenen Abschnitten derselben am schwarzen, am Caspischen Meer, in Palästina, an den Syrischen und Aegyptischen Küsten angesiedelten oder begünstigten Italiäner Deutschland und den Westen von Europa mit orientalischen Gütern damals versehen haben, und zwar das südliche Deutschland unmittelbar zum Theil von Italien aus, das nördliche von den beiderseitigen Niederlagen im Niederlande. Aus vorhandenen Urkunden und geschichtlich erhärteten Thatsachen war Nichts dagegen anzuführen, die daher entlehnten Gründe, verschwans-

den bey näherer Prüfung. Allein wir können nun sagen, daß seit der großen und rühmlichen Thätigkeit des Herrn Dr. Sievers zu Lübeck eine bedeutende Zahl Urkunden, den Deutsch-Russischen Handel betreffend, daselbst entdeckt worden sind, von denen, wie es scheint, auch der sel. Dreyer nicht die mindeste Kenntniß gehabt hat. Aus diesen aber wird sich die Frage ganz gewiß entscheiden lassen, und diese Entscheidung wird Denen, die Antheil daran nehmen, nicht vorenthalten bleiben. Einige Handelsgegenstände kommen darin vor, bey welchen es nicht ganz unbezweifelt klar ist, was darunter verstanden werde, aber so viel wir bis jetzt haben abnehmen können, so bleiben Wachs und Pelzwerke und einige andere Nordische Erzeugnisse die Hauptsache. Doch fordert der Gegenstand nähere an einem andern Orte fortzusetzende Untersuchungen, die man ohne Rücksicht auf frühere Behauptungen verfolgen wird. Diese Nachrichten waren Herrn v. B. unbekannt, ihm standen keine andere zu Gebot, als die, welche Allen früher zugänglich waren. Wie er sie gegen S. benützt, das mag Der in dem Buche nachlesen, welcher Lust dazu hat. Sein vornehmster Grund ist, warum denn selbst so kleine Deutsche Städte, nach Rußland gehandelt hätten, wenn nicht die orientalischen Güter dort zu finden gewesen wären? Aber dieser beweiset Nichts, wenn sie eben dieß ihr Bedürfniß auf andern Wegen leichter befriedigen konnten, Pelzwerk und Wachs aber nicht. Ueberall geht der Kaufmann dahin, wo er wohlfeil einkauft und mit Vortheil absetzt. Ziehen doch die Einwohner des Schwarzwaldes, der Thüringischen Gebirge und Tyrols nach allen Gegenden hin und selbst jetzt bis nach America, haben sie und besonders die ersten unter sich doch Handelsgesellschaften zu solchem Zweck gebildet, und führen sie ihre abgerichteten Vögel, Holzwaren u. a. ihres leidigen Vortheils wegen, ohne durch eine mächtige Verbindung wie die Hanse war, geschützt zu seyn, in so ferne Länder, ohne nach orientalischen Waren zu fragen! Ueberall scheint

unser Verf. mit Andern das Vorurtheil gemein zu haben, welches dem Verkehr mit dem Oriente einen so großen fast magischen Werth beylegt, welches doch nur auf einer ganz falschen Ansicht des Handels uad worin sein allgemeiner Nutzen bestehe, beruht.

Zum Schlusse sey es dem Verf. dieser Anzeige erlaubt, wegen der beabsichtigten Vervollkommung des hier vor zwanzig Jahren erschienenen Werks über die Hanse ein Wort und eine Bitte beyzufügen. In dieser langen Reihe verhängnißvoller Jahre hat er das Werk nie aus den Augen verloren, er glaubt einiges zugelernt zu haben. Zugleich haben jene unglücklichen Zeiten auch das Gute bewirkt, daß ihm Hülfsmittel zugänglich geworden sind, die mehrere seiner zum Theil bereits verstorben Freunde z. B. Büsch und Ebeling ihm nicht zugänglich machen konnten. Die Archive der Städte Lübeck, Bremen, Hamburg und Köln sind ihm geöffnet worden, gewiß die bedeutendsten diesseit der Oder. Aber die Archive der Städte in Preußen und Livland kann er nicht selbst benutzen, sie liegen ihm zu entfernt. Es ist nicht eines Mannes Sache in allen städtischen Archiven durch den gesammten Norden von Deutschland, selbst Untersuchungen zu machen, dazu fehlen die Zeit, die Kräfte, selbst die Geldmittel, um an allen diesen Orten sich länger aufzuhalten. Nichts desto weniger möchte man so gern dem einmahl begonnenenen Werke die möglichste Vollendung geben, und der Verf. wagt deßhalb die Bitte an Die, denen besonders die Archive von Danzig und Riga zugänglich sind, welche wahrscheinlich das Bedeutendere enthalten, zu diesem Zwecke sich mit ihm zu vereinigen. Er richtet seine Bitte an Männer von solchen Kenntnissen, wie sie der oben angeführte Recensent in der Hallischen Litteraturzeitung dargelegt hat, ob wohl er ihm nicht näher bekannt ist. Von vornehm absprechenden Herren als Hr. v. B. ist, steht Nichts zu hoffen. Uebrigens bedarf das Werk mehrere Berichtigungen, Erweiterungen u. f. im Einzelnen; allein nach Dem, was bis jetzt Neues entdeckt und dem Verf. bekannt geworden ist, zu urtheilen, so wird die Darstellung des Ganzen dadurch meist gerechtfertigt, und oft erhärtet, was zuvor nur vermuthet, und aus spätern Nachrichten geschlossen worden war.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

38. Stück.

Den 8. März 1823.

L o n d o n.

An Inquiry into the nature and treatment, of Gravel, Calculus, and other Diseases connected with a deranged operation of the urinary Organs. By Will. Prout, M. D. 1821. 227 Seit. in Octav.

In der Vorrede äußert der sehr bescheidene Verfasser, daß er seit vielen Jahren die kranken Beschaffenheit des Harnes besonders beachtet habe, vergleicht im Allgemeinen sodann die Eigenschaften des Blutes mit denen des Harnes, sowohl im gesunden als kranken Zustande, und betrachtet darauf die verschiedenen Bestandtheile des Harnes nach Berzelius unter verschiedenen Umständen. Wasser die Basis aller thierischen Flüssigkeiten, findet sich bald mehr bald weniger im Harn, enthaltend bald eine größere bald eine geringere Quantität des einen oder des andern seiner übrigen Bestandtheile. Albumen, Fibrin und die rothen Partikelchen, welche sich in Menge im Blute zeigen, finde man nie im gesunden Harn. Urea ist nicht bloß farbelos, sondern wie der Verf. schon 1817 in den Med. Chir. Transactions zeigte, auch meist

2 (2)

stens geruch: und geschmacklos. Zu der diabetes und einigen andern Krankheiten findet sich wenig Urea im Harn, daß es aber in der Leber-Entzündung dem Harn daran fehle, sey seiner Erfahrung zuwider, indem er alsdann eher einen Ueberschuß als Mangel dieses Bestandtheils wahrnahm. Stein- oder Harn-Säure (lithic or uric acid), welche man nicht im Blute findet, ist ein beständiger Bestandtheil des gesunden Harnes, doch nicht in einem reinen Zustande wie Berzelius meint, sondern mit ammonia combinirt. Da sie 10,000 Theile Wasser zu ihrer Auflösung erfordert, litmate of ammonia dagegen nur 480. Oxalic acid findet man weder im Blute noch im gesunden Harn, aber im kranken Harn mit Kalk verbunden. Benzoic acid. Scheele wollte es im Harn von Kindern gefunden haben, woran jedoch der Verf. mit Berzelius zweifelt. Carbonic acid. Ungeachtet Berzelius auch daran zweifelt, nahm er es doch mit Marcet wahr. Xanthic acid. Existirt nicht im Blute, ist auch nur einmal von Marcet (S. G. gel. Anz. 1819 St. 82 u. 1820 St. 135) in einem kleinen Nieren-Steine bemerkt worden. Cystic oxide. Ist dem Harn eigenthümlich, und bisweilen ganze Steine bildend. Zucker, findet man nicht im Blute, selbst nicht im Blute der Personen, welche an der Harnruhr leiden, auch nicht in gesundem Harn. Dieser Zucker nähert sich mehr dem Trauben-Zucker als dem gemeinen. Galle findet bisweilen den Weg in den Harn. Milchsäure und die sie begleitenden thierischen Stoffe. Existiren sowohl im Blute, als im Harn, nach Berzelius. Schwerlich ist es aber diese Säure, welche das Lackmus-Papier röthet. Der Verf. läugnet nicht einen Färbestoff im Urine, nur hat man ihn noch nicht abgefondert dargestellt, wenigstens bedeuten Brugnatellis Bemerkungen darüber nicht viel. Schleim existirt nicht im Blute sondern wird von den Häuten der Harnwege secernirt, und ist in pathologischer Hinsicht

höchst wichtig, weil er die erdigen Massen zusammenfittet. Es gäbe keine chemische Probe, um kranken Schleim von gesundem zu unterscheiden. Eiter ist oft schwer von Schleime zu unterscheiden, weil sich beide meist zugleich im Urin befinden. Schwefel, Schwefelsäure und Sulphate. Schwefel ist im Blute und im Harne vorhanden. Phosphor, Phosphorsäure und Phosphat. Existirt im Blute kaum oder nur in aeringer Menge, im gesunden Harne dagegen ungefähr mit der Schwefelsäure in gleichem Verhältnisse. Nicht selten findet man im Harne freye Phosphorsäure, durch Harnsäure niedergeschlagen. Phosphorsäure wird am fürchterlichsten wenn sie sich mit Kalk oder Magnesia zu unauflösllichen Phosphaten, der schlimmsten Species von Steinen, verbindet. Salzsäure, Muriates, kommt sowohl im Blute als Urine vor, und scheint also unverändert durch die Nieren zu gehen. Fluoric acid, will Berzelius im Urine gefunden haben. Soda, Potash, Ammonia existiren sowohl im Blute als im Harne. Kalk, Magnesia, Kiesel. Kalk und Magnesia finden sich beide im Blute und Harne, aber in sehr verschiedenem Zustande. Ob Kiesel sich im Harne findet sey doch noch nicht so ganz ausgemacht. Die Operationen der Nieren bestehen demnach hauptsächlich in einer acidification, diese Säuren befinden sich aber in einem Zustande von Combination nicht von Neutralisation. On the Diseases of the Urine. Das einfachste und zunächst liegende Princip zur Anordnung der Harnkrankheiten, gründe sich auf die Auflösbarkeit und Unauflösbarkeit der im Harne befindlichen Grundstoffe (principles). I. Krankheiten in denen die auflösllichen Grundstoffe im Urine, an Quantität oder Qualität krankhaft in Unordnung gerathen. II. Krankheiten, in welchen die unauflösllichen Grundstoffe auf ähnliche Art in Unordnung kommen. Zur ersten Abtheilung gehören 1) die verschiedenen Formen des albuminosen Urins, 2) die ungenannten Krankheiten

in welchen der Ueberschuß von Urea das charakteristische Symptom abgibt. 3) die Diabetes. Zur zweiten gehören, alle die verschiedenen Gestalten von Gries und Steinen. Diese Liste begreife freylich nicht alle krankhafte Beschaffenheiten des Harnes, so z. B. begleite ein verminderter Abgang des Harnes die activen Entzündungen, Hysterie, verschiedene Leidenschaften als Furcht und locale Reizungen der Harnwege. Die Schätzung der Quantität des in 24 Stunden gelassenen Urins von Haller zu 49, oder von Bostock zu 40 Unzen scheine ihm zu groß, 32 Unzen täglich im Durchschnitt des Jahres hindurch anzusehen, möchte wohl das richtigste seyn. Sect. I. Diseases in which principles soluble in the urine are morbidly deranged in quantity or quality. Chap. 1. Diseases in which the presence of an albuminous principle is the characteristic symptom. Diese krankhafte Beschaffenheit des Harnes kommt in allen möglichen Graden vor, von kaum merklichen Spuren des Eiweißstoffes, bis zum vollkommenen Chylus oder Blute. Leichtere Fälle sind nicht selten z. B. in der Wassersucht. Die Symptome des albuminösen Urins gleichen einigermaßen denen der Harnruhr. Er erzählt genau den Fall von einer Frau, wo der Harn dem blanc mangé glich, dergleichen von einem Manne. (War dieses nicht eigentlich Catarrhus Vesicae?) Die Ursachen sind langer Gebrauch des Quecksilbers, diuretica, heftige Leidenschaften, Verkältung u. s. f. Dr. Blackall empfahl dagegen Blutlassen, dem Verf. scheint Opium angemessener. Chap. 2. Krankheiten, in welchen ein Ueberschuß von Urea das charakteristische Symptom abgibt. Kommen meistens von Schwächung der Harnwerkzeuge, z. B. Masturbation. In den zwey erzählten Fällen schien Opium oder Hyosciamus zu helfen. Chap. 3 Diabetes. Da man mancherley Krankheiten unter dieser Benennung confundirt findet, so wünscht der Verf., daß man sie

bloß auf den Fall beschränkte, wo das Zuckerhafte den Urin characterisirt, welcher übrigens wenig Urea und wenig oder gar keine Harnsäure, doch bisweilen etwas Blut, und nicht selten dem Chylus analogen Eryweisstoff enthält. Ueber die Ursachen der Harnruhr wisse man nichts gewisses, nach der Analogie zu schließen sey es nicht unwahrscheinlich, daß sie von Beschädigungen des Rückgraths entstehen könne. Opium scheint dem Verf. das vorzüglichste gegen diese Krankheit. Man gab einen Skrupel Opium zweymal des Tags, doch brauchte man in den drey erzählten Fällen zugleich dabey auch noch animalische Diät und Blutlassen. Sect. II. Diseases of the Urine, in which principles insoluble in that secretion are morbidly deranged in quantity and quality. Chap. 1) Urinary Gravel and Calculi, with a summary Account of their Chemical Composition. Der Verf. unterscheidet drey Classen: 1) Pulverulent or amorphous sediments. 2) Crystalline sediment, usually denominated gravel. 3) Solid concretions or calculi formed by the aggregation of these sediments. Das jeder Classe Eigene wird kürzlich auseinandergesetzt und in Ansehung der Harnsteine Hn. Marcet gefolgt. (S. oben) Chap. 2. Data showing the Comparative Prevalency of the different Forms of Urinary Deposite, and the Order of their Succession. Observations founded upon these Data, illustrative of their General Pathology. Die erste Sammlung von 150 Harnsteinen, war die des Hunterschen Museums analysirt von Brande, Dr. Marcet untersuchte 181. In Guys Spital befinden sich 87. Zu Manchester 187 von Dr. Henry, zu Bristol 218 von R. Smith untersuchte Harnsteine. Der Verf. gibt tabellarische Uebersichten der Anzahl von Steinen, welche zu dieser oder jener Classe derselben gehören. 1) die Lithic acid calculi. Wenigstens zwey Drittel aller

Harnsteine entstehen durch lithic acid, 2) die mulberry calculi betragen $\frac{1}{7}$ der ganzen Anzahl, 3) Cystic oxide calculi $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{4}$. 4) Phosphate Calculi etwa $\frac{1}{4}$. 5) Alternating Calculi; diese sey in pathologischer Hinsicht bey weitem die interessanteste und wichtigste Species von Harnsteinen, und betrügen etwa $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{5}$. Diese ihre alternirende Beschaffenheit scheint nach dem südlichen und westlichen Theile Enlands verschieden. Im Manchester-Districte z. B. ist die mulberry species, im Bristoler die lithic vorherrschend. Die Bemerkung S. 108 the law, that a decided deposition of the mixed phosphates, is not followed by other depositions, appears to be general, scheint sehr wichtig. 6) Compound calculi, sind verhältnißmäßig selten, betragen etwa $\frac{1}{33}$. Auch scheint dem Verf. diese Benennung nicht deutlich genug definnirt. Diesem summarischen Berichte über die mechanischen Ablagerungen (deposites) von dem Harnе zufolge, lassen sich eigentlich nur vier elementarische Substanzen zur Bildung der Harnsteine annehmen: 1) The lithic acid, and its compounds. 2) The oxalate of lime. 3) The cystic Oxide und 4) The earthy phosphates, welche eben so viele Anlagen (diatheses) zu ihrer Erzeugung begründen, wie nun der Reihe nach gezeigt wird. Chap. 3. Of the Lithic Acid Diathesis in general, and on the best Means of counteracting it, so as to prevent the original Formation of Calculus, or its Recurrence after an Operation. Ein Ueberschuß von Steinsäure und Ablagerung des lithiate of ammonia vom Urine, kommt von Diätfehlern, zu vielen Fleischspeisen, ungegohrnem harten Brod, hart oder fett Gebäcknem, und einerseits sowohl von zu großer Leibes- oder Geistes-Anstrengung, als anderseits von Unthätigkeit, und von schwächenden Umständen. Der Verf. unterscheidet drey durch Illumination ver-

sinnlichte Hauptfarben der amorphen Sedimente des Urins, nemlich gelb oder Haselnußbraun, röthlichbraun oder Ziegelfarben, und Rosenfarben (pink) und von jeder dieser Hauptfarben wieder drey Schattirungen, nemlich eine helle, eine mittlere und eine dunkle. Crystallisirte Sedimente, oder rother Gries, bestehen aus fast reiner Stein-Säure, welche selbst aus gesundem Harn durch fast jede Säure sich scheidet, sie verrathen Diätfehler, auch wohl desorganisirte Nieren. Der Verf. schildert umständlich einen Anfall (sit) von Nierenstein. Die Disposition dazu sey theils erblich, theils giftisch, theils noch dunkel. Er erklärt sich gegen den Genuß der Suppen zu Anfange der Mahlzeit, und empfiehlt sich warm zu halten. Chap. 4. Of the Oxalate of Lime and Cystic Oxide Diathesis. Es sey zu bedauern, daß man die Form dieser Krankheit, wahrscheinlich ihrer Seltenheit wegen, so wenig kenne. Sie müsse gerade so wie die vorige lithicacid diathesis behandelt werden. Chap 5. Of the Phosphate or Earthy Diathesis. In den meisten dem Verf. vorgekommenen Fällen war eine Beschädigung des Rückgraths deutlich die Ursache z. B. ein Sturz vom Pferde. Auch sey es eine alte Beobachtung, daß Beschädigungen des Rückens, den Urin alkalisch machen, wie der Verf. auch bey Pferden und Hunden wahrnahm, ferner übermäßige Strapazen, örtliche Reizung der Harnblase, Stricturen in der Harnröhre, fremde in die Blase gerathene Körper. In schweren Fällen dieser Art lindert Opium, außerdem nützen stärkende Mittel, Peruvische Rinde, Eisen, uva Ursi, mineralische: oder Citronen: Säure, Galbanum Pflaster in der Gegend der Nieren. Mit Abführungen sey man vorsichtig, weil sie schwächen. Calomel, Alkalien, und Diuretica meide man. In leichten Fällen helfen der vereinte Gehräuch von Salzsäure, Hyosciamus und Bärentraube, nebst Fleisch:

diät. Doch mehr als Alles dieses nütze *Geistesruhe*. Vier Fälle werden umständlich erzählt. Bisweilen geht eine der beschriebenen Diathesen in die andere über. *Hyosciamus* ist dem *Opium* bey der lithic Diathesis vorzuziehen, weil *Opium* die Bildung der Steinsäure zu vermehren scheint. Chap. 6. On the Modes of Formation and future Increase of Calculi. On the symptoms produced by the different Varieties in different situations; and on the Medical Treatment to be adopted when they are lodged in different Situations. Diese Gegenstände werden sehr gründlich erörtert. Als Linderungsmittel sey bey der lithic acid diathesis, wie schon gedacht, der *Hyosciamus*, bey der phosphatic dagegen *Opium* vorzuziehen. Die wohlthätigste Form fürs *Opium* sey in diesen Fällen die eines Stuhlzapfchens. Das öftere Untersuchen des Harns der Steinkranken könne man nicht dringend genug anempfehlen. Chap. 7. General Observations on the Periods of Life, Sex, Climate, etc. most subject to Calculous Affections. On the Mortality attending the Operation of Lithotomy; with Observations on the Circumstances in which it ought or ought not to be recommended. Die Data in diesem Capitel verdankt der Verf. den Werken *Marcets* und *Smiths*. Da der Verfasser von steinauflösenden Mitteln, mit denen man sich im verfloffenen Jahrhunderte so viel beschäftigte, nichts erwartet, so übergeht er sie gänzlich. Bemerkung über die durch Farben hier versinnlichte Verschiedenheiten zwischen den gelben und den rothen Sedimenten des Harnes machen den Beschluß dieses schätzbaren Werkes, von welchem auch bereits eine deutsche Uebersetzung angekündigt worden.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

39. Stück.

Den 8. März 1823.

K ö n i g s b e r g .

In der Universitäts-Buchhandlung: Das Evangelium Marcion's in seiner ursprünglichen Gestalt, nebst dem vollständigsten Beweise dargelegt, daß es nicht selbstständig, sondern ein verstümmeltes und verfälschtes Lucas-Evangelium war, den Freunden des Neuen Testaments und den Critikern insbesondere, namentlich Herrn Hofrath, Ritter und Professor Dr. Eichhorn zur strengen Prüfung vorgelegt von August Hahn, Philos. et Theol. Dr. und der letztern ordentlichem öffentlichen Professor an der Universität zu Königsberg. 1823. 283 S. in 8.

Was sich irgend aufbieten läßt, um Marcion's Evangelienbuch als einen verstümmelten Lucas zu erweisen, das ist in diesem Buch aufs fleißigste zusammengestellt. Mag man auch noch so schwer daran gehen, einen christlichen Denker wie Marcion, der unter den Gnostikern durch den religiösen und practischen Gesichtspunct, von dem seine eigenthümlichen Meinungen durchdrungen sind, so ehrenvoll hervorragte, für einen Falsarius zu erklären, so erfordert doch, wenn einmahl durchgreifende Gründe dafür da
M (2)

wären, die Gerechtigkeit, es zu thun; ob man gleich dabey die Schwäche der menschlichen Natur, die einer solchen Mischung von Edelm und Uedelm fähig wäre, würde zu bedauern haben. Indessen sind uns doch noch Zweifel gegen die Untersuchung und das hervorgetretene Resultat des Verfassers übrig geblieben, die wir um so eher glauben vortragen zu müssen, da wir Marcion nicht aus seinen eigenen Aeußerungen richten können, sondern ihm bloß aus den Schmähungen seiner leidenschaftlichen und erbosten Gegner, des Tertullian und Epiphanius, sein Urtheil sprechen sollen.

Den Marcioniten hatte der Stifter ihrer Schule ein Evangelienbuch übergeben, das zwar nirgends seinen Verfasser angab, aber mit unserm Lucas die meiste Verwandtschaft hatte, nur aber kürzer, und in einzelnen Lesarten von ihm verschieden war. Marcion wird daher beschuldiget, er habe unter den vier catholischen Evangelisten den Lucas zur Verstümmung und Veränderung nach seinem System ausgewählt. Sollten aber die Grundprincipien, von welchen bey dem Verdammungsurtheil über Marcion als Verfälscher des Lucas ausgegangen wird, über alle Zweifel erhaben, und wenn sie es auch im Allgemeinen wären, sollten sie auf Marcion anwendbar seyn? Die Anklage geht davon, als einer Grundwahrheit, aus, daß so alt wie die christliche Kirche, so alt auch vier Evangelien wären; und es schon, wenigstens in der zweyten Hälfte des ersten christlichen Jahrhunderts, vier catholische, d. i. von der Kirche allgemein angenommene Evangelien gegeben habe. Und doch findet die geprüfte Geschichte erst im letzten Viertel des zweyten Jahrhunderts sichere Spuren von vier von der Kirche gebilligten Evangelien. Vor allen Dingen mußte also außer Zweifel gesetzt werden, daß noch vor dem Ablauf des ersten christlichen Jahrhunderts der Gebrauch von vier Evangelien von der catholischen Kirche festgesetzt worden wäre; dann erst könnte

bey Marcion im Jahr 138 nach Chr., um die Zeit, da er ohngefähr mit seinen Irrlehren hervortritt, eine Bekanntschaft mit vier Evangelien vorausgesetzt; und mit Irenäus verlangt werden, wenn Marcion hätte aufrichtig zu Werke gehen wollen, so hätte er nicht ein Evangelium, das des Lucas, sondern die vier catholischen Evangelien annehmen müssen. Wäre der so frühe alleinige Gebrauch derselben in allen Kirchen erst erwiesen; dann hätte man ein Recht mit Tertulian zu fragen: (et de his Marcion flagitandus), quod omissis eis (Matth. Marc. Jo.) Lucae potius institerit, quasi non et haec apud ecclesias a primordio fuerint, quemadmodum et Lucae (contra Marc. IV. 5.). Vorhanden waren nun allerdings die vier Evangelien in den verschiedenen Gegenden, wo sie entstanden, schon im ersten Jahrhundert; aber vorhanden, und allgemein bekannt und öffentlich eingeführt seyn, sind doch sehr verschiedene Dinge. Waren im Pontus, wo Marcion in frühern Jahren lebte, und wo keines der vier Evangelien entstanden ist, noch keine vier Evangelien im Anfang des zweyten Jahrhunderts öffentlich eingeführt, wie konnte man Marcion mit Fug und Recht fragen: warum er der öffentlichen Stimme der Kirche widerspreche? warum er gerade Lucas gewählt? warum er die drey andern Evangelien verworfen habe? Was man gar nicht kennt, kann man nicht verwerfen. Und er kann die vier Evangelien nicht gekannt haben. Johannes Evangelium sicher nicht: denn hätte er es gekannt, so würde er es gewiß allen andern vorgezogen haben, weil es am besten zu seinem gnostischen System stimmte. Hat er aber Johannes nicht gekannt, so muß ihm noch nichts von vier von der Kirche gebilligten Evangelien bekannt gewesen seyn. Denn seitdem vier catholische Evangelien in der Kirche angenommen waren, ist Johannes immer und unbestritten eines derselben gewesen. Wer

daher Johannes nicht kennt, muß noch nichts von vier catholischen Evangelien wissen.

„Was aber die ältesten Zeugen einstimmig behaupten, muß gelten, wenn gegen die Unmöglichkeit der Wahrheit kein Grund vorhanden ist.“ Sey auch dieser Grundsatz im Allgemeinen ganz unbezweifelbar, so leidet er, wenigstens auf den vorliegenden Fall, keine Anwendung. Zeugen können nur Zeitgenossen seyn; und es ist nicht nur kein Zeitgenosse vorhanden, der Marcion einer Verstümmelung des Lucas beschuldigt hätte, sondern unter den spätern Bestreibern der Marcioniten beruft sich auch keiner bey dieser Beschuldigung auf einen Zeitgenossen; sie suchen dieselbe vielmehr durch künstliche Beweise glaublich zu machen. Irenäus (gest. 202) ist der erste, der Marcion einer Verwerfung der vier catholischen Evangelien und einer Verstümmelung des Lucas anklagt: er spricht aber nicht als Zeuge; denn er lebte 40-50 Jahre später, als sich Marcion (etwa 138) den Frevel erlaubt haben soll. Auch beruft er sich dabey auf keinen frühern Kirchenvater, als Zeitgenossen; er konnte sich auch nicht wohl auf einen dem Marcion gleichzeitigen Schriftsteller berufen: denn ein solcher hätte Marcion nicht zugleich einer Unmöglichkeit beschuldigen können, daß Marcion die vier catholischen Evangelien verworfen habe, weil er selbst noch nichts von vier von der Kirche zum allgemeinen Gebrauch festgesetzten Evangelien gewußt hätte. Doch vielleicht kann uns Irenäus Schoosjünger, Tertullian, das ergänzen, was etwa sein Lehrer aus Vergessenheit oder Uebereilung ausdrücklich zu melden unterlassen hatte, nemlich den Namen eines Zeitgenossen, der als Zeuge für die Beschuldigung einstände. Auch das nicht; vielmehr geht aus Tertullian klar hervor, daß für dieselbe kein Zeugniß zu hoffen ist. Tertullian bleibt bey dem stehen, worauf ihn Irenäus Urtheil geleitet hat. Nach einer Stelle scheint er so gar seines Lehrers Urtheil bloß für eine Vermuthung

auszugeben, durch die sich aber die bemerkte auffallende Erscheinung, die Uebereinstimmung des Evangeliums Marcions mit Lucas auf der einen Seite und auf der andern wieder seine Abweichung von ihm, am leichtesten erklären lasse (die Probe einer glücklichen Vermuthung) — *Lucam videtur Marcion elegisse, quem caederet* (contra Marc. IV c. 2). In diesem Falle wäre die Beschuldigung der Kirchenväter nicht aus der Geschichte, nicht aus dem Munde glaubwürdiger Zeugen genommen, sondern ein Problem, aus der Vergleichung der beiden Evangelien, des Marcion und Lucas abgefloßen, das erst die Critik lösen müßte. Um nun der Critik die Entscheidung nicht zu überlassen, wird darauf gedrungen, *videtur für cernitur*, „es ist offenbar, daß Marcion den Lucas zum Verstümmeln gewählt hat“, zu nehmen: eine Latinität, die allerdings bey Tertullian nicht befremden dürfte, der sich aber auch ausweichen ließe, wenn man *videri*, wie bey den besten Schriftstellern für einen Pleonasmus ansähe, und wie *esse videtur für est*, so *elegisse videtur für elegit*, annähme. Doch wäre damit nichts gewonnen. Einmahl vorausgesetzt, aber nicht zugegeben, der Sinn der Stelle sey: „es ist offenbar, daß Marcian den Lucas zur Verstümmelung gewählt habe“, so entsteht die Frage: woraus es offenbar sey? etwa aus der Geschichte? aus dem Zeugniß eines Zeitgenossen? Nein; Tertullian weiß nichts aus gut beglaubigter Geschichte bezubringen: vielmehr sagt er: *non dissimulamus, quod ex nostro* (evangelio, d. i. nach Tertullians beständigem Sprachgebrauch, aus den vier catholischen Evangelien) *intelligi potest nemlich, wie folgt: Lucam videri Marcionem elegisse, quem caederet*. Was er behauptet ist also etwas bloß aus der Vergleichung der catholischen Evangelienbücher mit Marcions Evangelium Herausgebrachtes.

Und wozu hätte Tertullian für seine beiden Bes

Hauptungen, Lucas liege Marcions Evangelium zum Grunde, und er habe ihn verstümmelt, eines künstlichen Beweises bedurft, wenn er für beides einen Zeugen gehabt hätte? Seine erste Behauptung, beweiset er aus den vier catholischen Evangelien — ex nostro Evangelio potest intelligi — ; die zweyte so: (IV. 4) ego meum (evangelium) dico verum, Marcion d. i. Marcionitae suum. — (denn Tertullian lebte wenigstens um ein ganzes halbes Jahrhundert später als Marcion, und konnte nicht mehr mit ihm, sondern nur mit seinen Anhängern disputiren). — Ego Marcionis affirmo adulteratum, Marcion (Marcionitae) meum. Quis inter nos determinabit nisi temporis ratio, ei praescribens autoritatem, quod antiquius reperietur, et ei praejudicans vitiationem, quod posterius revincetur (invenietur). Und nun folgen Tertullians Paralogismen: was man soll verfälschen können, muß schon da seyn; nun hat Marcion den Lucas verfälscht, also ist Lucas der ältere. (Was erst erwiesen werden soll — Verfälschung — , setzt er schon als erwiesen voraus; und denkt gar nicht an einen andern möglichen Fall, daß ein Evangelienbuch, wie das des Marcion, unter Lucas Quellen (Lucas 1, 1-4) gehört haben könne; und nun als diese doch älter wäre, als Lucas). Weiter unten geht sein Beweis von dem höhern Alter des Lucas (wenn wir den welschen Kirchenvater recht verstehen) dahin zusammen. Das vollständige ist älter als das unvollständige; nun ist der catholische Lucas der vollständigere, und der des Marcion der unvollständigere; also ist jener älter als dieser. Nur dem Kirchenvater konnte es vor einem so elenden Beweise nicht eckeln. Genug, die künstlichen hinkenden Beweise, auf die Tertullian ausgeht, sprechen laut dafür, daß für Marcions vorgebliche Verstümmelung des Lucas keine Zeugen vorhanden waren, sonst würde er ihren bündigern Beweis nicht verschmäht haben. Der von einstim-

migen Zeugen gegen Marcion hergenommene Grundsatz fällt daher hin: Irenäus und Tertullian leben zu spät, um selbst Zeugen heißen zu können; und wissen sich auch auf keine andere als Zeugen zu berufen.

„Wenn die anderswoher bekannte Persönlichkeit des „Mannes für die Richtigkeit der (einstimmig bezeugten) Beschuldigung spricht, so wächst die Wahrscheinlichkeit derselben“. Von Marcion's Persönlichkeit weiß man außer der vorgeblichen Evangelienverstümmelung nichts Nachtheiliges, was sich erweisen ließe, wie selbst die neuesten Geschichtsforscher eingestehen, welche seine Verfälschung des Lucas nicht bezweifeln. Wir wissen von ihm wenig mehr als seine gnostischen Lehren aus den Schriften seiner Gegner. Und deren innerer practischer Gehalt zeichnet ihn vor allen Gnostikern aus; ja er steht mit der Beschuldigung vorgeblicher Verfälschungen des Lucas in solchem Contrast, daß man durch ihn veranlaßt werden muß, an ihrer Wahrheit zu zweifeln.

„Wenn aber das Religionsystem erfordert, daß er „das, wessen er beschuldigt wird, gethan haben muß, so ist kaum noch etwas zur Bestätigung der Beschuldigung zu wünschen übrig“. Und diesen Grundsatz könnte man im Allgemeinen gelten lassen? Einem der Gegner des Beschuldigten mag es wohl so scheinen, daß er das, dessen er beschuldigt wird, gethan haben müsse; dem Beschuldigten selbst mag es nicht so vorkommen. So scheint uns manches im Evangelium Marcions seinem gnostischen System zu widersprechen; ihm selbst aber schien es nicht so: denn nach seiner Interpretation stimmte es zu demselben.

„Wenn das Werk des Mannes, den man anklagt, „die ihm gemachten Beschuldigungen selbst bestätigt, was ist dann einzuwenden?“ In der Anwendung dieses Grundsatzes auf Marcion dieses, daß sein Evangelium die ihm gemachten Beschuldigungen nicht bestätigt.

„Wenn der Beschuldigte die ihm gemachte Beschuldigungen selbst eingesteht, nur aber behauptet, er habe es in der besten Absicht gethan, was wäre gegen sein Selbstgeständniß einzuwenden?“ In der Anwendung auf Marcion dieses, daß weder Marcion selbst die ihm gemachte Beschuldigung eingeräumt, noch je die Marcioniten eingeräumt haben, daß Marcion sein Evangelium erst gemacht habe.

Wer nun die Principien, die bey dieser so fleißig gearbeiteten Schrift, die wir anzeigen, zum Grunde liegen, nicht zugibt, der kann mit ihrem Verfasser auch nicht zu gleichen Resultaten kommen. Aber wie leicht ist es nicht möglich, daß man in Ansehung des Evangeliums Marcion in die Irre geführt wird, wenn man sich blos an Tertullians und Epiphanius Worte hält. Sie apostrophiren immer an Marcion, gleich als ob sie mit ihm selbst Worte wechselten, und haben es doch eigentlich mit den Marcioniten zu thun: wer nun vergißt an die Marcioniten zu denken, wo Marcions Name steht, dem sind irrige Vorstellungen unvermeidlich. So wurden erst zur Zeit der Marcioniten vier catholische Evangelien festgesetzt; und wollten sie den Lehren ihres Oberhauptes treu bleiben, so konnten sie kaum anders als die von ihrem Evangelium ganz abweichenden Evangelien für interpolirt erklären. Da nun Tertullian und Epiphanius immer an Marcion ihre Rede richten, wo sie doch zu Marcioniten sprechen, so ist man zu der irrigen Vorstellung gekommen, daß Marcion selbst die catholischen Evangelien für interpolirt erklärt habe.

Ein kürzerer Lucas war aber nicht erst von Marcion verfertigt; und allem Anschein nach ließ er sein Evangelium so, wie er es aus der Hand der Zeit empfangen hatte. Von seinem Lehrer Cerdon hatte er es wahrscheinlich bekommen; und von dessen Evangelium sagt selbst Tertullian (*de praescript. haeret. c. 51*). (*Cerdon*) *solum evangelium Lucae, nec tamen totum recipit. — Post hunc discipulus ip-*

sus emersit Marcion quidam nomine, Ponticus genere, — qui — haeresin Cerdonis adprobare conatus est, eademque dicere, quae ille superior haereticus ante dixerat.

Sollte nun Marcion dessen ohnerachtet Lucas Evangelium verfälscht haben, so müßte es von ihm geschehen seyn, damit es sein gnostisches System unterstützen möchte. Aber dann müßte er ganz unbegreiflich flüchtig und nachlässig, eher zum Nachtheil als zum Vortheil seiner Lehrmeinungen, weggelassen, zugesetzt und verändert haben: denn es widersprach in vielen Stellen seiner Lehre. Glaubten nicht Tertullian und Epiphanius die Marcioniten, selbst aus dem Evangelium, das ihnen das Oberhaupt ihrer Partey übergeben hatte, widerlegen zu können? Und finden sich nicht in den Auszügen aus demselben, welche Epiphanius (um bey diesem vorbedächtlich stehen zu bleiben) uns erhalten hat, recht auffallende Stellen, die im geradesten Widerspruch mit Marcions Lehrmeinungen stehen? Wie konnte z. B. der Docete Marcion, wenn er einmahl ändern wollte, eine ganze Reihe von Stellen stehen lassen, welche aufs deutlichste sagten, daß Jesus keinen Scheinkörper, sondern einen wahren menschlichen Körper gehabt habe? Wie konnte Christus zu seinen Jüngern bey einer Erscheinung nach seiner Auferstehung sagen, wie Marcions Evangelium nach Tertullian und Epiphanius erzählte: *τί τεταραγμένοι ἐστέ; ἴδετε τὰς χεῖρας καὶ τοὺς πόδας ὅτι πνεῦμα ὁστέα οὐκ ἔχει, καθὼς ἐμὲ δεωπεῖτε ἔχοντα.* Es wäre nicht nöthig (wenn es auch der Raum verstattete) mehrere Beispiele zu sammeln, da schwerlich von den ältesten Zeiten an einer der Ankläger des Marcion sich hat beymommen lassen, zu leugnen, daß eine bedeutende Zahl von Stellen in Marcions Evangelium mit seinen Lehrmeinungen in Widerspruch gestanden haben. Nun sind nur zwey Fälle möglich, entweder anzunehmen, daß der sonst scharfsinnige Marcion ohne

allen Verstand müßte geändert, und selbst seinen Gegnern durch sein Evangelium die Waffen gegen sich in die Hände gegeben haben, oder er muß das Evangelium seines Lehrers Cerdon, wie er es von ihm erhalten hatte, auch seiner Schule übergeben, aber ein Mittel gekannt haben, wodurch er die seiner Lehre widersprechenden Stellen ihr unschädlich machte. Und dieses war Interpretation. Wir finden ja noch hie und da von Tertullian und Epiphanius die Auslegungen beygebracht, durch die er solche ihm zu widersprechen scheinende Stellen mit seinem System vereiniget hat. Seyen sie auch noch so gezwungen, ja, wie der Verf. hie und da von ihnen sagt, unter aller Critik, so läßt sich doch nicht erklären, wie er, wenn er einmahl den Lucas castrirt hätte, das leichte Mittel der Auslassung hätte verschmähen mögen, um sich für ein Mittel der Verzweiflung, ungerheimte Auslegungen, anzustrengen. Eben darum, weil er in dem von seinem Lehrer Cerdon überkommenen Evangelium nichts ändern wollte, übergab er es seiner Schule mit Antithesen, welche ihnen über die schwierigen Stellen Auskunft geben sollten. Es ist zwar wahrscheinlich, daß Marcions (verlohrne) Antithesen seinen ganzen gnostischen Lehrbegriff in einer Uebersicht enthalten haben, aber außerdem sollten sie auch seiner Schule zur Aaleitung beym Gebrauch seines Evangeliums dienen. Selbst nach Tertullian (IV. c. 1) hat Marcion seine Antitheses in der Absicht geschrieben, ut exinde evangelio, secundum Antitheses credendo, patrocinaetur; seine Schüler sollten seinem Evangelium nur in so weit glauben, als es mit seinen Antithesen übereinkomme. Und haben nicht mehrere Häretiker dasselbe gethan, ohne die h. Schriften zu bestreiten? Alle diese Stellen sind dem Verf. sehr wohl bekannt; ihre verschiedene Beurtheilung rührt bloß von der pölig verschiedenen Ansicht der dabey angenommenen Grund-Principien her.

Besonders abweichend ist er von fast allen seinen Vorgängern in der Schätzung der Genauigkeit, die er Tertullian in dieser Materie einräumt: und diese hervorzuheben, bemüht er sich in einem großen Theil seines Buchs. Besonders legt er viel Gewicht darauf, daß Tertullian wiederholt versichert, er werde Marcion aus seinem eigenen Evangelium widerlegen; nur, ob es auch geschehen, ist eine andere Frage. Tertullian übergeht manche Eigenthümlichkeiten des Evangeliums Marcions, die Epiphanius anführt, mit Stillschweigen; und polemisirt über manche Stelle unsres Lucas, die nach Epiphanius im Marcionitischen Evangelium nicht gestanden hat. Beides will sich mit einer Widerlegung Marcions aus seinem eigenen Evangelium nicht vereinigen lassen; wäre aber erklärt, wenn er sich in seiner Polemik nur an Marcions Antithesen und an seine Handschrift von den vier catholischen Evangelien gehalten hätte. Weil nun aber die Marcioniten auch noch manche Stelle die ihr Meister hatte stehen lassen, sollen ausgelöscht haben, so erklärte sich der Verfasser die letztere Erscheinung, daß Tertullian in seine Polemik gegen Marcion mehr als Epiphanius hineinzieht, daraus, daß Tertullian das Marcionitische Evangelium aus einem frühern vollständigern und Epiphanius aus einem spätern, noch mehr castrirten Exemplar citire. Da nun aber die Marcioniten, nur manches aus Marcions Evangelium sollen weggenommen, aber nichts zugefügt haben, wie läßt sich eben so leicht das Uebergehen von manchen für die Polemik wichtigen Stellen erklären, die nach Epiphanius im Marcionitischen Evangelium standen, und Tertullian mit Stillschweigen übergeht, so erwünscht auch ihr Inhalt seiner Polemik hätte seyn müssen? Man sollte denken, solche Stellen dienten zum Beweis, daß Tertullian kein Exemplar des Evangeliums Marcions bey seinen Widerlegungen vor sich gehabt, und er deswegen diese Stellen nicht kenne, weil er sich dabey eines Exem-

plars des catholischen Lucas bedient habe, aus dem sich nicht genau bestimmen ließ, wie viel Marcions Evangelium hatte, wie z. B. der Fall ist Luc. 10, 42-45. Doch dem sey wie ihm wolle, so läßt sich doch nur wahrscheinlich machen, daß er höchstens bey einem sehr kleinen Theil des vierten Buchs gegen Marcion c. 6-9 Marcions Evangelium vor Augen gehabt habe: in den übrigen Theilen des weitläufigen Werks ist es ihm gleich viel, ob er den Stoff zu seinen Bestreitungen aus Marcions Antithesen, oder aus dem catholischen Lucas oder aus den vier catholischen Evangelien nimmt. Wie käme es sonst, daß er Stellen, die nur Matthäus allein hat, den Marcion aus dem Lucas ausmerzen läßt: IV. 7 Marcion erasit, non ut legem et prophetas dissolveret, sed ut potius adimpleret, und diese Worte hat doch nur Matth. 5, 7 oder c. 17. ingeniose detraxisti illi (Lucae) pluvias et soles, was nur Matth. 5, 45 steht; die *μάχαιραν* des Lucas (12, 51) soll Marcion nach Tertullian in *διαμερισμὸν* verwandelt haben; und doch hat Lucas *διαμερισμὸν* und nur Matthäus (10, 34) *μάχαιραν*. Kann er bey solchen Misgriffen Marcion's Lucas vor Augen gehabt haben? Noch unbedenklicher führt Tertullian seine Sache gegen Marcion schlechthin aus Lucas: er ist ja (wie er sich ausdrückt) *communis Lucas*. Und weil Lucas ihm ein *communis Lucas* war, so waren Marcions Antitheses eben so gut dem Lucas als dem Evangelium Marcion's entgegengesetzt, und was er seinen Schülern übergab war eben sowohl *evangelium secundum Antitheses credendum*, als *Lucae evangelium, quod (Marcion) per Antitheses suas arguebat*. Da nun Tertullian hauptsächlich aus Lucas Evangelium citirt, so hat er denn auch Luc. 5, 14 *ut sit vobis in testimonium* wie im catholischen Lucas angeführt, und doch hatte der des Marcion nach Epiphanius *εἰς μαρτύριον αὐτοῖς*. Lucas 12, 8 sollen die Worte

ὁ Θεὸς ἀμφιέννοι τὸν χορτὸν Marcionitisch seyn, weil sie in dem vor ihm liegenden catholischen Lucas stehen, sie fehlten aber im Marcionitischen. Hätte Tertullian letzteres bey dem Widerlegen wirklich vor sich gehabt, so würde er nicht unbemerkt gelassen haben, das Luc. 10, 12-15 mit Marcion's System im schreienden Widerspruch stehe; eben so wenig würde er Luc. 11, 5 und 29 mit Stillschweigen übergangen haben u. s. w. Höchstens kann man Tertullian (wenn man recht freygebig seyn und ohne alle Rücksicht auf das Citat IV. 7, nachgeben will) zugestehen, daß er das Evangelium Marcions ein paar Capitel hindurch vor sich gehabt habe (und dieses kaum und nicht recht wahrscheinlich). Wenigstens hinter ihnen nimmt er c. 11 wieder ausdrücklich Marcion's Antithesen zum Text gegen den er polemisiert — ad praesentes articulos respondendum est — und darum wird in dem größten Theil der Bücher gegen Marcion von Tertullian gar nicht angezeigt, worin Marcion's Verfälschung des Lucas bestehe, was von ihm gewiß nicht unterlassen worden wäre, wenn Marcions Lucas vor ihm gelegen hätte. Bey diesem Verfahren des Tertullian, bey dem doch sein Vorgeben aufrecht erhalten werden sollte, er streite überall gegen Marcion aus dessen Evangelium selbst, konnte es gar nicht fehlen, daß die Auszüge aus Tertullian von ganz falschen Grundsätzen geleitet wurden. Berührt Tertullian eine Stelle nicht, so soll sie auch in Marcion's Evangelium nicht gestanden haben, so bald man auf sie den Verdacht werfen könne, daß sie gegen sein System möchte gewesen seyn, gesetzt, daß sie auch nach Epiphanius in Marcion's Evangelium gestanden haben müßte; hingegen bringt Tertullian etwas bey, das keinen Widerspruch gegen Marcion's System enthält, und im catholischen Lucas nicht steht, so soll es eine Erweiterung des Marcionitischen Evangeliums gewesen seyn, wenn gleich Epiphanius keinen solchen Zusatz kennt. Die Kürze,

der wir uns zu befeisigen haben, erlaubt es nicht; Stellen der Art zu analysiren; zum Beyspiel können aber dienen Luc. 4, 24 (wo Tertullian, um dieses im Vorbeygehen zu sagen, gewiß *Ναζαρινὸς* gefunden hat; er sagt auch nicht, daß es von Marcion ausgestrichen sey) Luc. 6, 12. 9, 30. 11, 42 u. s. w. — Es ist blos Hochachtung gegen die aufrichtige Absicht und den mühsamen Fleiß des Verfassers, was den Recensenten bewogen hat, so umständlich, und vielleicht für den engen Raum dieser Blätter zu umständlich, über Marcions Evangelium zu sprechen; sonst hat er es immer sein ganzes langes Leben hindurch der innern Kraft seiner Vorstellungen und den Gründen, mit denen sie begleitet sind, überlassen (und hätte er sich dessen je reuen lassen dürfen?) sich selbst durchzukämpfen; und in dem vorliegenden Fall hätte er es um so mehr thun können, da die Beantwortung der Frage; ob Marcion das Evangelium Lucæ verfälscht habe oder nicht, glücklicher Weise ein sehr eingeschränktes Interesse hat, mehr ein persönliches, Marcion's Rechtlichkeit betreffend, als ein allgemeines, das die Stiftung des Christenthums betrafte. Denn es ist völlig ungegründet, daß vom Ursprung des Marcionitischen Evangeliums großentheils die Ueberzeugung abhängt, ob wir in unsern Evangelien ein authentisches Leben Jesus haben oder nicht. Wie vermöchte doch Marcion zu der Apostel, Matthäus und Johannes, Auctorität etwas zuzusetzen oder etwas davon wegzunehmen? Sie als Zeugen stehen oben an und entscheiden; den zweyten Platz nehmen Lucas und Marcus, wegen ihres Umgangs mit Augenzeugen, ein; hat es auch mit Marcions Evangelium eine völlig aufrichtige Bewandniß, so enthielt es doch nur eine namenlose Relation, welcher kein Geschichtsforscher ein Gewicht beylegen wird; am wenigsten, da sie neben den Aussagen glaubwürdiger Zeugen stände. Selbst für den Ursprung unsrer drey ersten Evangelien aus einem geschriebenen Urevange-

lium, den, so viel auch mit Mühe dagegen versucht worden, noch niemand wankend gemacht hat, ist die Frage von Marcions Evangelium ohne allen Belang; die Sache eines geschriebenen Urevangeliums kann, wie sie auch beantwortet werde, durch das Resultat der Beantwortung weder gewinnen noch verlieren. Desto gleichmüthiger läßt sie sich untersuchen.

H a n n o v e r.

Hülfs-Buch für Landwirth, besonders für Guths-Besitzer, Oeconomie-Administratoren, Verwalter und Lehrlinge. Aus practischer Erfahrung bearbeitet von August Mackensen. Zweyter Theil. Vom Ackerbaue, der Wiesen-Cultur und der Viehzucht. 1822. In der Hahnschen Hof-Buchhandlung. Auf IV. und 208 S. in 4.

Der Verfasser fährt mit der Belehrung und Unterhaltung des Publicums, das er sich gewählt hat, in diesem zweyten Theile nicht minder gut fort, als es im ersten von ihm geschehen ist; und wir finden daher auch keine Ursache, an dem Urtheile, das wir über den ersten gefällt haben, Etwas zu ändern. Wenn er indessen meint, S. 20 und 21. die Chemischen Grundsätze der Boden-Kunde vorgezogen zu haben; so müssen wir ihm darunter widersprechen. Er hat ja nicht mehr gesagt, als daß die Chemie gewisse Grund-Erden jetzt noch anerkenne; und wie konnte er auch mehr sagen; da die Chemie mit dieser Lehre selbst bey Weitem noch nicht im Reinen ist; und wenn sie es auch wäre, doch zwischen der Theorie und der Anwendung derselben auf den Ackerbau noch eine unübersehbare Kluft liegt. Uebrigens stimmen wir dem Verf. zwar in seinen meisten Aeußerungen bey; in vielen sind wir aber doch auch anderer Meinung, z. B. bey der Schweinezucht. Wenn er hier sagt, daß das Schwein die Träbern noch fresse, wenn sie schon in Fäulniß übergehen; so schränken wir es dahin ein, daß das Schwein von in Fäulniß übergehenden Träbern nur

das aufresse, was davon noch gut sey; nicht aber das wirklich faul gewordene. Die Schweine-Weide scheint uns der Vf. nicht gehörig zu würdigen: indem er weder das, was sie zur Unterhaltung des Thiers selbst beytragen kann, noch ihre Wirkung auf die so nöthige Reinigung des Bodens besonders von Ungeziefer in das Licht stellt. Wir können es nicht billigen, wenn er die Ferkeln nicht, so wie sie geworfen werden, sondern erst nachdem sie abgesetzt werden, in die Rechnung eingeführt wissen will. Zu Verhütung der Beirügererey von Seiten der Viehwärter ist das Erstere durchaus nöthig. In Ansehung der Wahl der Rassen zeigt der Verf. eine zu große Gleichgültigkeit. Ungern vermissen wir auch eine Belehrung, wie der Landwirth, der die Schweinezucht nun einmal nicht entbehren kann, sie nach seiner Nertlichkeit am zweckmäßigsten einzurichten habe. Den Nutzen von der Zucht schlägt er unstreitig zu niedrig an: wenn sie gehörig in Acht genommen wird, ist er gewiß nicht geringer als von den andern Vieh-Arten.

Tübingen.

Bey C. F. Olander: Erklärung alter Wörter und ungewohntlicher Redensarten in der heiligen Schrift. Von J. G. W. Schmidt 1821. 155 S. 8.

Da die Bibel jetzt wieder allgemeiner u. eifriger gelesen u. von den Bibelgesellschaften auch in Deutschland, aber ohne Anmerkungen immer weiter verbreitet wird, so wollte der Vf. den Bibellefern durch die vorliegende Schrift zu Hülfe kommen. Er vereinigt darin Deutlichkeit und Kürze, auf die Gründe der von ihm angenommenen Erklärungen der Schriftstellen läßt er sich nicht ein, um ein Buch, das sich auch Aermere sollten anschaffen können, nicht zu vertheuern. Die Wörter und Redensarten sind in alphabetischer Ordnung u. am Ende wird noch ein nachweisendes Verzeichniß der angeführten und erklärten Schriftstellen beygefügt. Im Anhang findet sich noch eine Vergleichung des in der Bibel vorkommenden Gelds, Gewichts und Maasses mit dem unsrigen und Etwas über die Monate der Juden. Zu wünschen wäre gewesen, daß die Ausgabe der Lutherischen Bibelübersetzung, welche zum Grunde gelegt ist, angegeben worden wäre, weil die Ausgaben besonders in solchen Wörtern und Redensarten, die hier in Betracht kommen, abweichen. Es heißt nur hier und da überhaupt, daß neue Ausgaben etwas Anderes haben, welches dann auch angezeigt wird. Gewisse Artikel sind nicht befriedigend. S. E. unter Gewissen findet man nichts, als Röm. 14, 1 und eine Verweisung auf Verwirren, wo der Ausdruck: die Gewissen verwirren, vorkommt, da jenes Wort im N. T. mehrere verschiedene und seltene Bedeutungen hat.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.

Den 10. März 1823.

W i e n.

Grundgesetze des Ackerbaues nebst Bemerkungen über Garten-Bau, Obstbaum-Zucht, Forst-Cultur und Holz-Pflanzung, von Sir John Sinclair, Gründer der Königlichen Gesellschaft des Ackerbaues in Großbritannien. Mit 9 Kupfern. Auf Veranlassung der K. K. Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien aus dem Englischen übersetzt von Joseph Ritter von Schreibers, Mitgliede der Gesellschaft. 1819. Im Verlage bey J. G. Hübner. Auf XIV. und 762 S. mit einem Anhange von 79 S. in 8.

Was wir unsern Lesern vor mehr als 25 Jahren bey unserer ersten Anzeige der allgemeinen Uebersichten der Landwirthschaft der verschiedenen Grafschaften des vereinigten Königreichs angekündigt haben, daß am Ende ein Auszug daraus, der nur das Besondere, das Neue, und überhaupt das vorzüglich Interessante enthalten solle, gegeben werden werde; das ist schon im Jahre 1817 geschehen, und so gut geschehen, als es nur hat gewünscht werden können. Der Gründer der großen, in ihrer Art noch immer

einzigem Unternehmung hat die Redaction des Werks selbst übernommen, und seiner — wie auch nicht anders zu erwarten war — völlig würdig ausgeführt. Zwar hat er es nicht als Auszug, sondern in einer Art von systematischer Form geliefert; dadurch ist aber die Brauchbarkeit der Sammlung mehr befördert als vermindert worden: indem die nach ihrer natürlichen Verbindung geordneten Sachen in dieser Form viel leichter verstanden und übersehen werden können. Wenn die general views bey ihrem ersten Erscheinen dem sachverständigen Leser die belehrendste Unterhaltung gewährten, indem sie ihm von Allem, was in jeder Grafschaft über die Landwirthschaft bis dahin erforscht worden war, das letzte, beste Resultat mit einem Male vor die Augen brachten: so muß es der gegenwärtige Auszug noch viel mehr thun: indem er gleichsam nur den Geist der langen Reihe jener schönen Schriften enthält. Ref. kann sich daher auch schon damit begnügen, daß er nur diesen Gesichtspunct des Werks hier angibt — überzeugt, damit Alles gesagt zu haben, was zum Lobe desselben gesagt werden kann.

Die Uebersetzung war kein leichtes Geschäft. Der Uebersetzer hat dazu aber Sprach- und Sachenkenntniß genug mitgebracht, und es damit überhaupt recht gut bestanden. Nur bey einzeln Stellen ist er zweifelhaft gewesen. Um bey diesen aber den Leser nicht irre zu leiten, ist er in seiner Gewissenhaftigkeit so weit gegangen, daß er den Grundtext dabey gesetzt hat. Einige von diesen Stellen, jedoch ohne Wahl, sondern so, wie sie uns vorkommen, führen wir nebst unserer Meinung hier an. S. 10. gibt der Uebers. das autumnal frosts durch Frühfröste; obwohl mehr weil er glaubt, daß der Verf. nur aus Versehen autumnal statt vernal gesetzt habe, als weil er wegen Bedeutung des Worts ungewiß gewesen wäre. Uns dünkt aber, das autumnal hier wohl behauptet werden zu können. S. 189 wird cappiceland etwas

unverständlich durch angeflogene und noch wachsende Waldungen übersetzt: wir verstehen darunter Forstgrund, der hier und da mit Holze, das wie Schlagholz genutzt wird, bestanden ist. S. 198 sagt der Uebers. 140000 geladene Karren, und setzt dabey das engl. Wort tombrils, als ob es eine besondere Art Karren bedeuten könnte, hinzu. Unter diesem Worte werden aber nur die gewöhnlichen Karren verstanden, wie sie in England bey dem Landbaue, besonders zum Weistfahren gebraucht werden. S. 211. möchte das fee simple durch Erbeigenthum fast noch deutlicher als durch frey vererbliches Nutz-Eigenthum haben ausgedrückt werden können. S. 307. übersetzt der Verf. wire worm zu unbestimmt durch kriechendes Ungeziefer. S. 372. gibt derselbe scarifying durch Harten; es bedeutet aber Durchziehen des Bodens mit dem Scarificator. S. 402. gibt er ploughing Matches durch Pflug-Gesellschaften; es sind aber Wette-Pflügungen. S. 523. heißen vicarial tithes geringere Zehnden. Das sind sie nun zwar auch; aber das Wort drückt doch die Sache nicht aus, sondern es müßte das Wort vicarial (Zehnden) beybehalten werden. S. 559. würden, wie uns dünkt, die Worte Glas-Kasten und Glocken den Sinn des Originals richtiger ausgedrückt haben. S. 655. gibt der Uebers. Old Mayday durch letzten May; wir begreifen nicht, warum er hier von der wörtlichen Bedeutung des Ausdrucks abgeht. Am meisten befremdet es uns aber, daß der Titel des Buchs "code" durch Grundgesetze gegeben wird; da das Buch doch nichts weniger als Grundgesetze, sondern nur eine Sammlung von Beobachtungen, Erfahrungen, Gedanken, Vorschlägen, ausgefundenen Maßregeln und allenfalls Lehren ic. enthält. Es war ein Spiel des Wises, das durch eine dunkle Vorstellung von codex Iustinianus, code Napoleon veranlaßt seyn mochte, wenn es der englische Verfasser code nannte; übersetzen ließ sich das Wort aber nicht, son-

bern es mußte beybehalten, und wenn man wollte, erklärt werden.

L o n d o n.

Bey Longman; Hurst, Keest, Orme und Brown: A voyage of the persian gulf and a journey over land from India to England in 1817. Containing notices of Arabia felix, Arabia deserta, Persia, Mesopotamia, the garden of Eden, Babylon, Bagdad, Koordistan, Armenia, Asia minor etc. By Lieutenant William Heude, of the Madras military establishment. 1819. G. X. 252. In Quart.

Was man in dieser sehr lebendig und unterhaltend geschriebenen Reisebeschreibung zu finden habe, besagt so ziemlich der weitläufige Titel, ja er verspricht selbst noch mehr als der Verfasser wirklich gegeben, indem die Erzählung der Rückreise mit der Ankunft zu Constantinopel aufhört. Gründliche Untersuchungen und bedeutende neue Entdeckungen darf man hier nicht erwarten; bey der Eile, mit der der Verf. seine Reise, namentlich den Theil derselben von Bagdad bis Constantinopel vollbrachte, indem er mit einem Tartar oder Courier der hohen Pforte reisete, vermochte er über die Länder, die er im Fluge durchstreifte, auch nur flüchtige Bemerkungen zu geben; nur über einzelne Punkte, auf denen er zufällig länger verweilte, wie z. B. über Mascate, Bassora und vornemlich über Bagdad und dessen Geschichte, theilt er weitläufigere Bemerkungen mit. Wenn aber auch größtentheils wenig ausführlich und wenig neues enthaltend, interessirt nichts desto weniger die Erzählung des Verf. durch die Richtigkeit und die Schärfe seiner Bemerkungen, durch den graden, unverdorbenen Sinn, der sich in jeder seiner Aeußerungen ausspricht und durch die eigenthümliche Naivität seiner Darstellung. Nach einigen vorläufigen Bemerkungen über

die Küste Malabar, bey welcher Gelegenheit der Verfasser auf das dringendste vor dem unklugen Bekehrungseifer mancher Missionarien warnt, der leichter als irgend etwas der brittischen Herrschaft in Indien verderblich werden könne, beginnt er die eigentliche Beschreibung seiner Reise mit der Abfahrt von Bombay nach Mascate, um von dort allein über Land nach seinem Vaterlande zurückzukehren, ein Entschluß, wozu ihn hauptsächlich seine frühe Gewöhnung an eine harte kriegerische Lebensweise und die Begierde seine Kenntnisse und Erfahrungen zu erweitern, seiner Angabe nach bewog. Von Mascate, von wo er wiederholt, aber vergeblich, Streifereien in die Umgegend vorzunehmen versuchte, ging die Reise weiter auf einem arabischen Schiffe nach Busheer und Bassora nicht ohne Gefahr wegen der Seeräuber, die den persischen Meerbusen unsicher machen, bey welcher Gelegenheit sich der Verf. bitterlich über die Politik seines Vaterlandes beklagt, welches statt dieses Gesindel mit leichter Mühe auszurotten und zu vertilgen, mit demselben kostbare Unterhandlungen pflege und unsichere Verträge abschließe. Ueber die Verhältnisse und namentlich den Handel von Busheer und Bassora, so wie auch über die Ausdehnung des englischen Handels zwischen Bombay und dem persischen Meerbusen, werden zugleich manche interessante Angaben mitgetheilt. Am 17. Januar 1817 trat der Verf. von Bassora aus, in Begleitung eines türkischen Chiouse oder Boten, Aly Aga, eines unverschämten, feigen, betrügerischen Trunkenboldes — Eigenschaften, die überhaupt unter den Türken sich häufig zusammen befinden sollen, die Reise nach Bagdad an. Eben damals stritten zwey Paschas Sayud Pascha und Daoud Effendi um den Besitz der Herrschaft dieser Stadt, die arabischen Stämme der Wüste hatten für den einen oder den andern Partey genommen und um so gefährlicher und beschwerlicher ward die Reise. Wider sein Erwarten, fand jedoch unser

Verf. aller Orten bey den Beduinen, die freundlichste Aufnahme; die viel berühmte arabische Gastfreundschaft bewährte sich auch bey ihm, wie er denn überhaupt von den Arabern ein ungleich vortheilhafteres Bild als von den Türken entwirft. Wiewohl grausam und räuberisch gegen den unbekanntnen Fremden, ist dagegen der Araber zugleich der treueste Freund und Beschützer, so bald er einmal seine Gastfreundschaft zugesagt; Feigheit, Falschheit, Trunkenheit, und Scheinheiligkeit, die gewöhnlichen Laster der Türken, fand der Verf. unter den Beduinen nirgends. Am ausführlichsten läßt er sich über Bagdad aus, wo er wegen des noch obwaltenden Kriegs, zwischen den beiden über die Herrschaft kämpfenden Paschas längere Zeit zu verweilen genöthigt war. Er gibt selbst eine ziemlich vollständige Uebersicht der Geschichte von Bagdad, von dem Jahre 1638 an, in welchem die Stadt, als der Hauptort eines Paschalißs, von Amurat den Persern wiederum entrisen ward, bis auf die Zeit seiner eigenen Ankunft daselbst. Noch während seiner Anwesenheit erlebte er die Catastrophe von Sayud Pascha, der nachdem Daoud Effendi sich endlich der Stadt bemächtigt, mit der bey den Türken gewöhnlichen Treulosigkeit, trotz aller von seinem Gegner ihm gethanen Versprechungen, auf dessen Befehl ermordet ward. Die vornehmsten seiner Anhänger hatten dasselbe Schicksal; die Menge blieb bey allen diesen Vorgängen in gewohnter Apathie. Die Zahl der Einwohner von Bagdad wird noch gegenwärtig auf 200,000 geschätzt, die Befestigungen der Stadt aber sind unbedeutend und nach dem Urtheile des Verfassers nicht im Stande, einem einigermaßen disciplinirten Feinde längeren Widerstand zu leisten. Am 28. Februar verließ endlich der Verf. Bagdad, in Begleitung des Tartaren, der den Kopf des ermordeten Paschas nach Constantinopel zu überbringen bestimmt war. Durch Kurdistan, über Mosul, Nisibin und Merdin, zum Theil durch gänzlich unbe-

kannte, noch von keinem europäischen Reisenden besuchte Gegenden, unter tausend Gefahren und Beschwerclichkeiten, ging die Reise nach Constantinopel, wohin ihm bereits sein Tartar unterwegs vorausgeeilt war, mit solcher Schnelligkeit, daß er selbst schon am 12. April in der Hauptstadt des türkischen Reichs anlangte. F. C.

Breslau.

Lehrbuch der Weltgeschichte für Töcherschulen und zum Privatunterricht heranwachsender Mädchen. In zwey Theilen. Von Friedr. Mößelt. 1 Th. 1822. XVI. 494 S. 8. 2. Th. 1823. VIII 678 S. Preis zusammen 4 Rthl. —

Wenn es auch nicht in dem Plan dieser Blätter liegt, Schriften für die Jugend anzuzeigen oder zu beurtheilen, so wäre es ihm doch entgegen, das vorliegende Werk ganz mit Stillschweigen zu übergehen, weil es eine bedeutende Lücke in der deutschen Litteratur auf eine befriedigende Weise ausfüllt.

Der geistlose Vortrag der Geschichte in den Knabenschulen, der früher bloß im Auswendig-Lernen einer Menge von Namen und Jahreszahlen bestand, wurde von Bredow erkannt, und dieser half dem Uebelstande durch seine allgemeine Weltgeschichte für Knaben-Schulen ab. Das trockene Gerippe der Geschichte erhielt dadurch Leben und Bewegung, und die sich noch immer vervielfältigenden Auflagen seines Buches zeigen deutlich, wie nöthig und nützlich seine Darstellung war.

Allein anders muß der Vortrag der Geschichte für Knaben, anders für Mädchen seyn. Jene sollen in den Anfangsgründen einer Wissenschaft unterrichtet und zugleich in den Stand gesetzt werden, dieselbe später entweder selbst gründlicher anzubauen, oder wenigstens die gründlichern Schriften darüber verstehen und beurtheilen zu können, diese sollen die Haupt-

data der Geschichte nur kennen lernen, in so fern dieselben einen wohlthätigen Einfluß auf ihren Character haben, ihr Gefühl für Menschengröße erhöhen, ihren Glauben an eine ewig alles zum Guten lenkende Vorsehung befestigen, u. den Abscheu gegen das Laster vermehren können oder auch nur die Kreise des gebildeten Lebens berühren. Der Vortrag muß mehr gemüthlich als gelehrt seyn, und alles darin vermieden werden, was die Zartheit des weiblichen Geschlechts beleidigen könnte. — Der Verf., schon durch mehrere historische Schriften hinlänglich bekannt, und selbst Vorsteher einer blühenden Töchterschule, hat auf alles dieses sorgfältig Rücksicht genommen. Mit der größten Rücksicht auf Schicklichkeit hat er die Gegenstände der alten Mythologie, in ein Gewand einzuhüllen gewußt, welches ohne der Wahrheit Eintrag zu thun, jeden Anstoß hebt, den Eltern und Erzieherinnen daran nehmen könnten. Sein Vortrag ist lebendig und oft sogar in das Specielle der Hauptdata eingehend, mahlerisch schön. Oft sind deshalb die Quellen-Schriftsteller selbst, in der Regel aber die besten Hülfss-Schriftsteller benutzt, ohne daß die nothwendige Form des Buches dem Verfasser erlaubt hätte, seine Autoritäten anzuführen.

Um für diese specielleren Darstellungen, welche das größte Interesse gewähren, Platz und beym Vortrage in der Unterrichts-Anstalt selbst Zeit zu gewinnen, hat der Verfasser alle unbedeutendere Ereignisse und die Geschichte aller Völker, welche keinen großen Einfluß auf den Gang der Weltgeschichte hatten, entweder ganz übergangen oder nur mit kurzen Worten berührt. Doch theilt dieses Loos auch die Geschichte des Jüdischen Volkes, aber nicht deswegen, weil der Verf. dieselbe für unwichtig hielt, sondern "weil sie allen aus der biblischen Geschichte bekannt seyn werde". Wenn wir theoretisch diese Ansicht auch nicht billigen: so müssen wir practisch doch dem Verf. Recht geben, da die biblische Geschichte in fast allen Unterrichts-Anstalten besonders gelehrt wird. — Jedem wir überzeugt sind, daß das vorliegende Werk nicht nur für Eltern, Lehrer und Erzieherinnen des weiblichen Geschlechtes, sondern auch für diejenigen, welche, der Schule entwachsen, keinen befriedigenden Unterricht in dem Wissenswürdigsten der Geschichte genossen haben, ein angenehmes Geschenk seyn wird: hoffen wir, daß der Vf. durch die allgemeinste Anerkennung seines verdienstlichen Unternehmens, für seine daran gewandte Mühe reichlich belohnt werde.

Schließlich bemerken wir noch, daß der Verf. um den Ankauf des Buches für Schulen zu erleichtern, denen, die sich direct an ihn wenden bey Bestellungen von 30 Exemplaren einen Rabatt von 25 Proc. und für die ärmern Schülerinnen bald einen wohlfeileren Auszug des Werkes verspricht. Rr.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. Stück.

Den 13. März 1823.

Schleswig.

Im Königl. Taubstummen Institut: die Authentie der Schriften des Evangelisten Johannes untersucht von J. E. Hemsen, Doctor der Philosophie, zweytem Universitätsprediger und Privatdocent zu Göttingen. 1823. 382 S. in 8.

Daß der Angriff auf die Aechtheit der Schriften des Evangelisten Johannes, welchen Hr. Dr. Bretschneider unlängst durch seine Probabilia machte, Widerspruch erregen würde, sah der gelehrte Hr. Verfasser derselben nicht bloß vorher, er schien es selbst zu wünschen. Er konnte auch nicht wohl anders, da er gewiß mit redlicher Wahrheitsliebe seine Forschungen unternahm, und also eine genaue Prüfung derselben ihm ganz mit seinem Zweck übereinstimmend scheinen mußte. Vorliegende Schrift enthält den Versuch einer Widerlegung aller, von dem Hrn. Dr. Br. gegen die johanneischen Schriften gemachten Einwürfe. Sie zerfällt, wie es der Gegenstand forderte, in zwey Theile: den historischen und exegetischen. Der Verf. fand es zweckmäßig, jenen voranzuschicken, da es ihm schien, daß die Geschichte zuerst befragt wer-

D (2)

den müßte in einer Sache, deren Entscheidung ja hauptsächlich von ihr abhängt. Dann aber schien ihm auch der polemische Zweck, diese Anordnung zu empfehlen, indem die Gegner der johanneischen Schriften besonders auf innere Gründe sich berufen, und daher dieser Theil der Untersuchung, als für diese am meisten entscheidend, am angemessensten zuletzt gegeben werden dürfte. Jedoch sieht jeder leicht ein, daß die Gültigkeit der besonderen Resultate von dieser Hauptanordnung nicht abhängen kann, und daher im Ganzen wenig darauf ankommt, welche man vorzieht. Gegen die Eintheilung, welche Hr. Dr. Br. von den historischen Zeugnissen machte, konnte der Verf. nichts einzuwenden haben, da er sie ganz der Natur der Sache gemäß fand. Aber viel zu gering schien ihm der Werth dieser Zeugnisse selbst von Hrn. Dr. Br. angeschlagen zu seyn. Gar oft vergaß Hr. Dr. Br. das Zeitalter, von welchem die Rede war, und machte Forderungen an eine schriftarme Zeit, die nur auf unsere alles beschreibende berechnet waren. In der Behandlungsart der historischen Nachrichten schien Hr. Dr. Br. dem Verf. nicht selten eine gewisse Willkühr walten zu lassen, die durch nichts gerechtfertigt werden konnte. Diese mußte immer da am meisten auffallen, wo die Geschichte am augenscheinlichsten unsere johanneischen Schriften, besonders das Evangelium, begünstigte. Das schien dem Verf. sehr hervor zutreten, in den Urtheilen des Hrn. Dr. Br. über Polykarp, Ignatius, Justin, Tatian, Celsus, Valentin und die Valentinianer, am meisten jedoch in der Würdigung der Zeugnisse des Irenäus und Theophilus. Namentlich glaubte der Verf. die Glaubwürdigkeit des Irenäus, der durch seine Verbindung mit Polykarp, welche ebenfalls zu wenig von Hrn. Dr. Br. beachtet wurde, so wichtig für die Geschichte des Evangeliums Joh. insbesondere ist, viel zu sehr herabgesetzt. Man darf doch gewiß deswegen die Aussagen des Irenäus nicht verwerfen, weil er

sagt, daß er den Polykarp *ἐν πρώτῃ ἡλικίᾳ* gesehen habe, um so weniger, da er selbst diesen Ausdruck genauer bestimmt durch die ausführliche Art, wie er des Polykarp und seiner Mittheilungen über Johannes und andere Apostel gedenkt. (S. d. merkwl. Fragm. des Briefes Iren. ad Florin. bey Euseb. h. e. V, 20). Eben so wenig darf man die Glaubwürdigkeit dieses Kirchenvaters deswegen überhaupt bezweifeln, weil er im Geschmack seines Zeitalters auf Typologie etwas hält, und nicht gerade immer streng kritisch verfährt. Man darf nicht vergessen, daß Irenäus gegen Gnostiker schrieb, die nicht sowohl mit Geschichte, als mit sogenannten philosophischen Gründen bekämpft seyn wollten. Unbegründet schien ebenfalls dem Verf. das Urtheil des Hrn. Dr. Br. über den Theophilus, dessen ausdrückliches Zeugniß für das Ev. Joh. allein darum verworfen wird, weil er als alexandrinischer Philosoph „vielleicht“ aus philosophischer Vorliebe dasselbe annahm. — Wenn auch die Nachrichten aus dem 1. und 2. Jahrh. über das Ev. Joh. von der größten Wichtigkeit sind: so hätte doch den gleich folgenden Vätern, Clemens, Tertullian, Origenes und Eusebius, wohl ein Urtheil in der Sache zugestanden werden müssen. Der Verf. hat deswegen die vorhergehenden Zeugnisse durch die Aussprüche dieser Väter bestätigen lassen (S. 105 f.), und glaubte um so mehr nun seine historischen Untersuchungen über das Ev. mit folgenden Resultaten schließen zu können: 1. daß kein einziger Schriftsteller der ältesten christlichen Kirche sich gegen die Richtigkeit desselben erklärt; 2. daß es von allen, die desselben ausdrücklich erwähnen, für ächt gehalten wird; 3. daß alle historischen Gründe gegen die Richtigkeit desselben aus dem Stillschweigen hergenommen und also alle negativer Art sind.

Die zweyte, oder exegetische Abtheilung zerfällt in zwey Abschnitte. Der erste umfaßt die Untersuchung über das Evangelium (S. 117: 340); der zweyte be-

schäftigt sich mit der Offenbarung und den Briefen (S. 340-382). Nach einigen vorläufigen Bemerkungen über das Ev. Joh. (S. 117-124), wird im ersten Abschnitte gehandelt I. von dem Ev. Joh. in seinem Verhältniß zu den drey ersten Evangelien, oder von dem Geiße des Evangeliums Joh. Hier sucht der Verf. zu zeigen, daß obgleich Jesus in der Darstellung des Johannes anders erscheint, als in den drey ersten Evangelien, dennoch von keinem Widerspruch die Rede seyn könne, sondern höchstens von einer Verschiedenheit, und daß daher die Behauptung des Hrn. Dr. Br: "eine dieser Darstellungen müsse falsch seyn", durchaus unstatthaft sey (S. 124-137).

II. Von dem Zweck des Evangeliums. Diesen gibt Joh. selbst an R. 20, 31. Der Verf. erklärt sich sowohl dagegen, daß der Zweck des Ev. Joh. ein dogmatisch-polemischer, als dagegen, daß er ein historisch-ergänzender seyn könne. Gegen Lücke sucht er darzuthun, daß man weder von einem eigentlich polemischen Zwecke des Ev. reden könne, noch — und dies am wenigsten — von "einer absichtlosen und unbewußten" Polemik, welche einen innern Widerspruch enthalten müßte; daß man dagegen den Zweck des Ev. einen apologetisch-didactischen nennen dürfe, wenn ein Kunstwort noth sey (S. 137-142). Die von Eusebius (h. e. VI. 14. III, 24.) zuerst veranlaßte, und neuerdings wieder von Hug (Einl. Th. 2. n. Ausg. S. 183 ff.) scharfsinnig vertheidigte Hypothese, von einem historisch-ergänzenden Zwecke des Evangelisten, sucht er, als eine bloße Vermuthung des Eusebius zu widerlegen. (S. 143-146).

III. Von der Glaubwürdigkeit des Evangeliums. Hier werden die Meinungen mehrerer Kritiker über die historische Treue des Johannes geprüft. Der Verfasser findet das nähere Verhältniß des Apostels zu Jesu keinesweges unbedeutend für seine Glaubwürdigkeit. Ganz unerweislich und überflüssig dagegen scheint ihm Bertholdt's Hypothese von schriftlichen Bemerkungen,

die Johannes während der Lebzeiten Jesu gemacht, und nachher nicht recht zu benutzen verstanden haben soll. Sehr viel für sich hat ihm aber die Ansicht des Hrn. G. J. R. Eichhorn und Henke's, nach welcher die Erklärungen, welche Johannes dunklen Stellen hinzuzufügen pflegt, für seine Glaubwürdigkeit zeugen. Ebenfalls tritt er der Meinung bey, daß aus dem dogmatischen Sprachgebrauch die gewissenhafte Treue des Johannes bestätigt werde, und sucht dieselbe gegen den Hrn. Dr. Br. zu vertheidigen. (S. 146:179). Darauf werden noch die Reden Jesu im Ev. Joh. A. in Vergleich mit denen, welche wir in den drey ersten Evangelien finden (S. 179:190.) und B. nach ihrer innern Beschaffenheit (S. 190:238.) geprüft, und die Behauptungen des Hrn. Dr. Br., welche denen, die im Ev. Joh. vorkommen fast allen Werth abgesprochen und viel Unbegründetes von ihnen aussagen, als unhaltbar gezeigt. IV. Von den Quellen des Evangeliums. Die Meinung des Hrn. Dr. Br., daß der Evangelist aus der Tradition geschöpft habe, wird widerlegt und gezeigt, daß es vergebliche Mühe sey, aus dem Bericht des Evangelisten selbst beweisen zu wollen, daß er nicht Zeuge der Begebenheiten gewesen seyn könne, die er erzählt. (S. 238:254). V. Ueber die Behauptung, daß der Verfasser des Evangeliums weder ein Palästiner noch ein Jude gewesen sey. Der Verf. sucht hier zu beweisen, daß es 1. weder aus dogmatischen Aeußerungen, noch 2. aus Redensarten, welche ein geborner Jude nicht gebraucht haben würde, noch 3. aus [angeblich] irrigen Erläuterungen jüdischer Alterthümer, noch 4. aus der [angeblich] unrichtigen Erzählung vom letzten Ostermahl, noch endlich 5. aus der Art, wie der Evangelist sich zu erkennen giebt und aus der [angeblichen] Aengstlichkeit, mit welcher er um seine Glaubwürdigkeit besorgt ist, hervorgehe, daß derselbe weder ein Palästiner, noch ein Jude gewesen seyn könne. (S. 254:294). Hier fand der Verf. es zweckmäßig die Re-

sultate der bisherigen Untersuchung über die innern Gründe für die Aechtheit des Evangeliums kurz zusammen zu fassen (S. 294-296.), damit man desto leichter das Folgende zu würdigen vermöge. Dies ist VI. die Prüfung der angeblichen Entstehung des johanneischen Evangeliums, in welcher die Behauptung des Hrn. Dr. Br., daß man in dem Ev. Joh. eine von einem Heidenchristen in der letzten Hälfte des 2. Jahrh. verfaßte Apologie, und keine Geschichte vor sich habe, widerlegt und dargethan wird: 1. daß sie weder durch die Auswahl der mitgetheilten Wunderbegebenheiten, noch 2. aus der Abweichung dessen, was Jesus im Ev. Joh. vorträgt, von dem Inhalte der übrigen Evangelien, noch 3. aus der Art, wie der Evangelist die Würde des Logos in seiner Darstellung des Lebens Jesu hervortreten läßt, noch endlich 4. aus der Bedeutung einzelner Stellen des Evangeliums, — sich rechtfertigen lasse. Am wenigsten konnte der Verf. die Art billigen, wie der Hr. Dr. Br. den von ihm angenommenen apologetisch-polemischen Zweck in einzelnen Stellen des Ev. nachzuweisen suchte, und nicht selten schienen hier die auffallendsten Anachronismen und Widersprüche begangen zu seyn. (S. 296-338). Die Resultate, welche sich aus der Prüfung der Hypothese des Hrn. Dr. Br. ergeben, stellt der Verf. S. 338 und 339. zusammen, um aber diese Anzeige nicht über die bestimmten Gränzen auszudehnen, muß er sich enthalten, sie hier mitzutheilen. Der zweyte Abschnitt handelt I. von der Offenbarung und sucht gegen Hrn. Dr. Br. die Identität des Verfassers des Evangeliums und der Offenb. zu verteidigen. Da es nicht in seinen Plan gehörte, sich in ausführliche Untersuchungen über die Offenbarung einzulassen, so beschränkte er sich darauf die beiden Fragen zu beantworten: 1. ob die Verschiedenheit der Sprache des Ev. und der Offenb. wirklich so bedeutend sey, als Hr. Dr. Br. behauptet? Und 2. ob die Uebereinstimmung zwischen

beiden, welche besonders von dem Hrn. G. J. R. Eichhorn nachgewiesen worden sind, von Hrn. Dr. Br. widerlegt sey? Beide Fragen beantwortet der Verf. verneinend. II. von den Briefen. Da Hr. Dr. Br. die Identität des Verfassers der Briefe und des Evangeliums nicht zu bestreiten wagt: so kommt er hier in die unangenehme Nothwendigkeit die, durch das Zeugniß des Eusebius (h. e. III, 39.), welches er von Papias erhielt, so wohl begründete Aechtheit des ersten Joh. Briefes anzugreifen. Der Verf. hofft auch diese, wie die übrigen unbedeutenden, Zweifel gegen die Aechtheit der Briefe gehoben zu haben. Hemsfen.

H a n n o v e r.

Bei Hahn: Sammlung der Verordnungen und Ausschreiben, welche für sämtliche Provinzen des Hannoverschen Staats, jedoch, was den Lüneburgischen, Calenbergischen, und Bremen- und Verdenschen Theil betrifft, seit dem Schlusse der in denselben vorhandenen Gesessammlungen, bis zur Zeit der feindlichen Usurpation ergangen sind. Mit Genehmigung des Königl. Cabinetsministerii herausgegeben von Ernst Spangenberg, Dr. d. R. u. Königl. Großbr. Hannov. Hof- u. Canzleyrath in der Justizcanzley zu Zelle. Viertes Theil, zweite Abtheilung —, auch unter dem Titel; "Corpus constitutionum ducatus Lauenburgici, oder Sammlung der für das Herzogthum Lauenburg ergangenen Verordnungen und Ausschreiben". 1822. IV und 638 Seiten in Quart.

Mit der vorigen Sammlung ist die allgemeine Verordnungsammlung bis zu dem bemerkten Zeitpuncte geschlossen, und die Lücke ausgefüllt worden, welche bis dahin statt fand. In der gegenwärtigen ist eine Sammlung der für das Herzogthum Lauenburg ergangenen Verordnungen bis zum Jahre 1739 einschließlich versucht worden, so daß diese Abtheilung als selbstständiges Werk, dem ersten Bande der Ver-

ordnungsammlung, welcher mit 1740 beginnt, vorgefetzt werden kann, damit auch die Bewohner von Lauenburg, welche die Calenbergische, Lüneburgische, und Bremen-Berdensche frühere Gesefzsammlung nicht interessirt, ein vollständiges Corpus constitutionum vom Anfange an bis 1811 besigen. Deshalb hat diese Abtheilung einen besondern Titel, und ein eigenes Register erhalten. Ein Gleiches wird in Hinsicht der dritten Abtheilung, welche die Hadelnschen Verordnungen enthalten soll, geschehen. Was nun diese vorliegende Abtheilung anbetrifft, so rechnet der Verf. um so mehr auf Nachsicht, als eine Sammlung Lauenburgischer Verordnungen mit den größten Schwierigkeiten verknüpft ist, und daher schon zwey Entwürfe zu einer solchen, die von dem Canzler Schulz, vermöge des Landesrecesses von 1585, und die von dem verewigten Landdrosten, Grafen von Kielmannsegge, nach einem Königl. Rescripte von 1748, beabsichtigte, gescheitert sind. Glücklicherweise haben sich die Materialien zu der letztern erhalten, und so haben dieselben bey der vorliegenden Sammlung zum Grunde gelegt werden können. Daß jedoch hiebey bedeutende Ergänzungen nothwendig waren, versteht sich von selbst; mit möglichstem Fleiße sind dieselben aus allen zugänglichen Quellen eingeschaltet, und die Sammlung selbst nach dem heutigen Bedürfnisse und Standpuncte redigirt worden, so daß sich der Verf. schmeichelt, wenigstens eine relativ vollständige Arbeit geliefert zu haben, in welcher man eine irgend noch practischgültige Verordnung nicht leicht vermissen dürfte. Daß z. B. selbst in Raseburg und in den Lauenburgischen Amtsregistraluren manche Verordnung ganz abhanden gekommen, und nicht ein einziges Exemplar derselben dort aufzutreiben gewesen sey, (welches aber in dieser Sammlung wieder abgedruckt ist), besagt v. Ompteda in der neuen vaterländischen Litteratur, S. 461.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. Stück.

Den 15. März 1823.

B e n e d i g.

Außer dem Armenischen Titel führt das vor uns liegende Werk den lateinischen: *Philonis Iudaei Sermones tres hactenus inediti I. et II. de providentia et III. de animalibus, ex Armena versione antiquissima ab ipso originali textu Graeco ad verbum stricte exequuta nunc primum in Latium fideliter translati per P. Jo. Baptistam Aucher Ancyrantum, Monachum Armenum et Doctorem Mechitaristam. Typis Coenobii Pp. Armenorum in insula S. Lazari. 1822. 40 Seiten ohne Zahl, XII und 178 S. 4.*

Aus derselben Quelle, aus welcher wir kürzlich ein vollständigeres Chronikon des Eusebios erhielten, empfangen wir jetzt zwey Werke Philons, von denen das erste der genannte Kirchenvater selbst als ein opus aureum auszeichnet. Im 5. Jahrhundert unter dem Jüngern Theodosius, welche Zeit die Periode der Uebersetzungen für Armenien war, wurde auch eine Anzahl Schriften des Philon in die lingua Haicana übertragen, welche Uebertragung schon Moses von Chorene, dessen Bruder Nambre und Eli-

säus kennen. Es sind darunter viele Inedita, namentlich die beiden hier herausgegebenen, außer diesen τὰ ἐν Γενέσει ζητήματα καὶ λύσεις, ferner τὰ ἐν ἔξοδῳ ζ. κ. λ. dann Dialogen über Simson, Jonas, die drey Jünglinge bey Abraham etc. (dies etc. ist vom Herausgeber), die vielleicht später ans Licht treten werden. Der Herausg. kannte 3 Handschriften, wovon er indeß nur eine angewandt zu haben scheint, die unter dem Armenischen König Hethum 1299 nach Chr. Geb. geschrieben den andern nach seinem Urtheil vorzuziehen ist. Die armenische Uebersetzung ist wörtlich gemacht, mit jener Treue, welche um den Sinn unbekümmert die einzelnen Worte wiedergibt, die eigenthümlichen Ausdrücke der platonischen Philosophie sind entweder im gewöhnlichen Sinn genommen, oder nach dem Erymon übersezt; wie man besonders durch Vergleichung der in Eusebios erhaltenen, in dieser Ausgabe untergesetzten Stellen einsieht. Auf dieselbe Weise hat nun wieder im Ganzen der Vater Aucher ins Latein übersezt, und je treuer er derselben geblieben ist, um desto mehr hat er einem zukünftigen Bearbeiter sein Geschäft erleichtert. Ein lächerlicher Fehler, der aber doch auch diese Treue beweiset, steht S. 11. Pythagoras Mnes regis filius, was aus der Trennung Μνησ - αρχου entstand. Nur bey einer Stelle können wir dem Armenischen Uebersetzer eine sehr ungenaue Uebertragung nachweisen, nemlich S. 97. bey dem Fragment aus Pindars Gedicht auf eine Sonnenfinsterniß, welches wir schon aus Dionys. Halic. de admir. vi dic. Demosth. p. 167, 18 Sylb. (s. jetzt Böcks Ausg. T. II. p. II. p 600) kannten, aber nur mit großer Mühe in dieser Gestalt wiedererkennen.

Was aber die beiden Schriften des Philon anbetrißt: so müssen wir uns hier mit einer ganz allgemeinen Anzeige begnügen. Sie gehören sicher zu den schätzbarsten dieses Kenntnißreichen aber oft unklaren,

oft wirklich sophistischen, (wie in dem Beweise, daß wer die Vorsehung läugne, selbst keine habe, also davon nichts wisse), und meist sich in rhetorischem Pomp der damals herrschenden Schriftstellerey gefallenden Philosophen. Die zweyte Schrift, welche darzuthun bestimmt ist, daß der Instinct der Thiere nicht eine aus besonderer Geistesthätigkeit entstehende Klugheit, sondern nur der Antheil derselben an dem allgemeinen Leben der Natur sey, enthält einige sonst unbekante und vielleicht für die Naturgeschichte interessante Notizen. Wir geben zum Schlusse eine Stelle aus dem ersten Dialog über die Vorsehung S. 21. zum Beweise, daß die Alten wenigstens Uhrscheiben (denn von einer Bewegung ist freylich nicht die Rede) kannten: *ex materia aerea elegantis artis peritus artificiosam machinam solerti ingenio perficiens instrumentum tempora discriminans dabat civitati, ut temporum quantitatem per mensuras divisionis distributam praestaret iis, qui vellent assequi plenam notitiam ejus rei. Siquidem circuli artificiosus gyrns duodecim horarum diem suggerebat per regulatas distantias.* —

R. D. M.

S u l z b a c h.

Caji Julii Caesaris commentarii de bello civili. Mit Anmerkungen von Dr. J. E. Held, Königl. Baierschem Professor am Gymnasium zu Baireuth. Sulzbach, in des Commerzienraths J. E. Seidel Kunst- und Buchhandlung. 1822. XVI und 247 Seiten in Octav.

Der Herausgeber dieser Bücher Cäsars vom bürgerlichen Kriege unterscheidet sich von vielen andern Erklärern des Cäsar und aller übrigen Römischen Schriftsteller durch die bestimmte Feststellung eines Gesichtspunctes, von dem aus die Auswahl und An-

ordnung des Einzelnen und der Inhalt des Gegebenen geleitet wurde. Jener Gesichtspunct ist ungefähr folgender: Alle Schriftsteller des Alterthums müssen lexicalisch und grammaticalisch durchforscht und erklärt werden, bevor der philologische Theil der Alterthumskunde auf sicherem Grunde ruhen, durch feste Gränzen eingeschlossen und vor den Launen der blinden Willkühr gesichert seyn kann. Um dieses Ziel an sich selbst zu erreichen, soll schon der Lehrling anfangen, einen Schriftsteller, der wo möglich in der Mitte der Litteratur seines Volkes steht, in jenem Geiste zu studiren und erst nach Vollendung dieses Studiums nach allen Richtungen zu den andern übergehen, um durch Vergleichung mit der Eigenthümlichkeit des ersteren in immer weiteren Kreisen, sich feste Beziehung aller Wahrnehmung auf etwas Gegebenes und höhere Richtung des Urtheils auf das Princip der Einheit in der Mannichfaltigkeit zu erwerben. Der Anfang jenes Studiums soll gemacht werden, so bald die gewöhnlichen Regeln der Grammatik gefaßt sind und das Verständniß der vorgetragenen Sachen dem reisenden Verstande keine Schwierigkeiten mehr macht. Für das Griechische soll Homer, für das Lateinische ein classischer Schriftsteller des goldenen Zeitalters der Stützpunkt alles ferneren Studiums seyn und Cäsar sich ganz besonders zu diesem Endzweck durch die Leichtigkeit seines Verständnisses, durch den classischen Werth seiner Sprache und den geringeren Umfang seiner Werke empfehlen, weshalb auch zum Muster einer solchen Interpretation eben diese Bücher gewählt wurden.

Die diesen Ideen zum Grunde liegende Ansicht ist allerdings lobenswerth wegen des darin enthaltenen Strebens nach Gründlichkeit und der davon zu erwartenden Genauigkeit der Wahrnehmung, Berücksichtigung aller vorkommenden Fälle und durch Vorsicht begründeter Sicherheit, allgemeine Regeln und Vorschriften der Sprache und des Studiums über-

haupt, aufzustellen und zu befolgen. So lange sie indessen nur mit wenigen Worten angedeutet und in allgemeinen Aeußerungen abgehandelt werden, läßt sich auch ihre practische Brauchbarkeit und Anwendbarkeit gründlich weder vertheidigen noch widerlegen. Für einen Philologen oder Herausgeber und Erklärer eines Schriftstellers ist die letztere freylich nicht zu bezweifeln, aber die Vorschriften unster Pädagogik über die Lectüre der Classiker danach umformen zu wollen, möchte etwas voreilig seyn, und Ref. ist davon überzeugt, daß die Bildungsstufe derer, die eben bis zur Lectüre des Cäsar gelangt sind, in der Regel viel zu nied. ist, als daß sie jene höheren Ideen von Durchschauung und Absonderung einer litterarischen und linguistischen Individualität auf sich zu nehmen vermöchte, abgesehen davon, daß äußere Verhältnisse und Beschränkungen so wie die bestehende Anordnung des öffentlichen Unterrichts die Ausführung solcher Gedanken fast eben so unmöglich machen, als die der Vorschrift des Ruhnkenius, daß man alle Schriftsteller des Alterthums in chronologischer Ordnung durchlesen müsse, ehe man das Einzelne durchdringe.

Da indessen die Erörterung über practische Brauchbarkeit für die Erziehung und Bildung nicht zum Zwecke dieser Blätter gehört, so begnügen wir uns, den wissenschaftlichen Werth anzudeuten, welcher der Behandlung des Schriftstellers nach jenen Ideen eigenthümlich ist. Dieser besteht vorzüglich darin, daß ein nachahmungswerthes Muster gegeben ist, wie man einen Schriftsteller in und durch sich selbst erklären muß, um die in der Sprache ausgeprägte Individualität desselben mit scharfen Umrissen zu bezeichnen. Dies ist geschehen vorzüglich durch Sammlung einer Menge neben einander abgedruckter Beispiele zur Erweisung und Erläuterung jedes vorkommenden Sprachgebrauches, dessen Daseyn immer mit kurzer Angabe der bestehenden Regel und des im Cäsar besonders vorkommenden und üblichen anschaulich

gemacht wird. Dies geschieht fast gleichmäßig in allen Theilen der Lateinischen Syntax, wobey nur wünschenswerth bleibt, daß alle Ausgaben an die Belehrenngen einer guten und bekannten Grammatik sich anschließen möchten. Durch seinen eignen Sprachgebrauch wird Cäsar hier sein eigener Erklärer, und fast nirgends ist außer ihm ein anderer Schriftsteller citirt worden. Dabey ist freylich wohl manchmal der Scharfsinn des Beobachtungsgeistes zu sehr geschärft worden, um Distinctionen abzustechen, so fein, daß sie dem Auge des Geistes fast entschwinden, z. B. wenn I, 20 aus Gründen a priori gezeigt werden soll, daß *videretur* besser sey als *videtur*, da doch offenbar an dem ersteren mancher Leser, an dem letzteren kein einziger Anstoß nehmen kann, das erstere also höchstens richtiger, nimmermehr an und für sich besser ist. Ueberhaupt macht die *consecutio temporum* dem Herausgeber sehr viel zu schaffen; doch finden sich keine bestimmtere Andeutungen, daß die neuesten Untersuchungen darüber bey der Behandlung zum Grunde gelegt wären; ein Mangel, der jedoch um so weniger fühlbar ist, da die alten Schriftsteller selbst hierin so wenig deutlich ausgesprochenen oder gedachten Regeln gefolgt sind, daß sich vielmehr jede grammatische Vorschrift der Art leicht durch einzelne meist ziemlich zahlreiche Beispiele der Schriftsteller widerlegen läßt. Der Erklärer, der dennoch jene Regeln immer festhalten will, sieht sich alsdann nicht selten genöthigt, bey vorkommenden Widersprüchen und Anomalien eine Menge Entschuldigungsgründe zu ersinnen, die sich bey größerer oder geringerer innerer Wahrscheinlichkeit zwar sehr verschieden gestalten, aber doch nicht selten wie aus der Luft gegriffen sind, z. B. wenn II, 27 *habuerant* für *habebant* entschuldigt werden soll. Ueberhaupt werden, wenn man absichtlich darauf ausgeht, Sprachbemerkungen allerwärts anzubringen, der Sprache selbst leicht Feinheiten angedichtet, an welche die Römer

selbst wohl nicht gedacht haben mögen, und welche sich deshalb auch bey fortgesetzter Beobachtung nicht bestätigen, z. B. wenn III, 15 ein wirklicher Unterschied des Sinnes und Gebrauches zwischen den Redensarten *consilium capiendi spatium* und *consilii capiendi spatium* behauptet wird. Die Erklärung schwererer und anstößiger Stellen, deren hier mehr als in den Büchern vom Gallischen Kriege vorkommen, ist meist richtig und treffend; auch sind wirkliche Schwierigkeiten nirgends absichtlich mit Stillschweigen übergangen worden, dagegen finden sich einigemal Paraphrasen, die wenig oder nichts aufhellen können, und die deshalb besser ganz weggeblieben wären, wie I, 4 die über *aeris alieni magnitudo*. Dagegen sind die Realien der Alterthümer, der Geographie und Geschichte fast ganz unberücksichtigt geblieben, was in Fällen, wo die Belehrung vorzüglich interessant seyn konnte, nicht zu billigen seyn möchte; so könnte eine Ergänzung der Geschichte von Pompejus letzten Schicksalen selbst dazu dienen, Cäsars Character als Geschichtschreiber genauer ins Auge zu fassen. In andern Fällen verursacht jener Mangel an Real. Erklärungen selbst ein ungewisses Schwanken der Vorstellungen in dem Leser, besonders in einigen geographischen Details, für welche das geographische Register von vier Seiten mit bloßer Angabe der Landschaft und meist auch des heutigen Namens, nicht zum gültigen Ersatz dienen kann. — Critik ist nicht durch neue Entdeckungen und Conjecturen, sondern durch Benutzung und Beurtheilung des bereits vorhandenen geübt worden, und darum sind die Resultate derselben mehr durch Richtigkeit und Schärfe des Urtheils als durch Neuheit ausgezeichnet, und gar manches ist behandelt, was schon von andern Herausgebern eben so weit gebracht war. So sind auch hier manche Stellen dunkel und unverständlich geblieben, die ihre Verbesserung lediglich von neuer Entdeckungen in Handschriften erwarten. Dahin ge-

hört selbst die ganze letzte Hälfte des 29ten Capitels im 2ten Buche, die auch hier noch wie in allen früheren Ausgaben ein Aggregat abgerissener Wörter ohne Sinn und Zusammenhang geblieben ist. Der Text ist übrigens ganz nach der Morus-Oberlinschen Ausgabe abgedruckt, und die gebilligten Verbesserungen sind nur in den Noten bemerkt gemacht, was, da eine neue Recension des Textes nicht geliefert werden konnte, durchaus Billigung verdient.

Die Behandlung einzelner Stellen zu beurtheilen, erlaubt der Raum nur an wenigen zum Beyspiel. — I, 2. Hier wird der einfache Accusativ cum Infinitivo: *Caesarem timere*, der in der *oratio obliqua* abhängig ist von *censebat*, gänzlich verkannt, wenn dabey als Subject: *Accusativ* so supplirt werden soll, was den Sinn und Zusammenhang mit dem folgenden höchst schwerfällig macht. Freylich wird oft das Subject des abhängigen Satzes zum Object des vorhergehenden Hauptsatzes nach Griechischem Sprachgebrauche gemacht, allein nur wenn jenes der Nominativ, dieses der Accusativ ist; man kann also wohl sagen: *timeo Caesarem, ne adveniat*, aber nicht *timeo Caesarem, ne Pompejus ei noceat* (für *timeo ne Caesari Pompejus noceat*); weil hier der abhängige Satz kein eignes von dem Object des vorhergehenden verschiedenes Subject in dem Worte *Pompejus* hat. — I, 25. An dem *extremis Italiae partibus regionibusque Graeciae* ist kein Anstoß zu nehmen und keine Proposition zu suppliren, sondern es ist wie *tota urbe, totis castris* und andere Ablativen der Art bloße Ortsbestimmung, um die Gegend zu bezeichnen, wo Italien und Griechenland zu Ende gehen und sich an den äußersten Spitzen annähern, nemlich die Meerenge zwischen *Brundisium* und *Dyrhachium*, in welchem Standpunct die Herrschaft über das ganze Adriatische Meer behauptet werden konnte. — II, 32. „*illi gravissime judicarunt, sie fällten ein Urtheil über euch, in welchem sie die Wichtigkeit der That anerkannten und bezeugten*“. Dieser Sprachgebrauch des *gravissime* läßt sich nicht erweisen, auch fordert der Gegenstand gegen *amicissimem* vielmehr eine Erklärung durch feindlich oder übel urtheilen, welche Bedeutung auch das *graviter dicere* in aliquem bey *Terentius* hat; nur muß dann das dem *Caesar* entgegenstehende *illi* nicht auf die Bewohner der Municipien, sondern auf *Caesars* Feinde bezogen werden, wie denn so oft auch in *Ciceros* Reden Abwehrende und Gegner durch *illi* bezeichnet werden. — Schließlich wiederholt Ref. seine Ueberzeugung, daß von einer solchen Behandlung besonders der schwereren profaischen Schriftsteller der Römer ganz besonderer Vortheil für den linguistischen Theil der Alterthumskunde zu erwarten stehe.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

43. Stück.

Den 15. März 1823.

L o n d o n.

For Longman, Hurst etc.: Medico chirurgical transactions published by the Medical and chirurgical society of London. Volume XI. part. II from p. 235 to 451. 1821.

1. Cases of bronchocele or goitre treated by seton with observations by A. Copland Hutchinson. Esq.

Bekanntlich schlug Dr. Quadri zur Heilung des Kropfes (bronchocele) die Durchziehung eines Haarfeils durch die Geschwulst vor und machte mehrere Fälle bekannt, wo diese Behandlungsart vom glücklichsten Erfolge gewesen war und die Heilung ohne üble Zufälle statt gehabt hatte, obgleich wegen der Größe der Geschwulst diese Operationsart bey einer und derselben Person verschiedentlich hatte wiederholt werden müssen. Von dieser Operation, die schon nach dem Verf. Fodère vor mehr als 50 Jahren vorschlug, werden in diesem Aufsage mehrere Fälle theils vom Verf. selbst theils von Cuning, Thomson und James erzählt, die alle einen glücklichen Ausgang hatten und wobey die Geschwulst gänzlich verschwand,

Q (2)

ausgenommen einen, in welchem der Tod erfolgte und nach demselben die innere Haut der trachea entzündet gefunden wurde.

Die Ursache des Verschwindens der Geschwulst nach dieser Operation ist theils in der Eiterung und der dadurch bewirkten Schmelzung der verdickten und verhärteten Partien, theils in der durch den Reiz des Haarseils hervorgebrachten Aufregung der absorbirenden Gefäße zu suchen. Eben dieser letzte Proceß, der immer durch einen gewissen Grad von Entzündung bedinget war, ist aber auch die Veranlassung mancher bedenklicher Zufälle, als Entzündung in der Luftröhre und ihren Zweigen, Erstickungsanfalle, Husten u. dgl. die nicht allein die Entfernung des Setons sondern auch eine entzündungswidrige Behandlung nothwendig machen. Der Verf. unterscheidet zwey Arten des Kropfes, auf welche bey dieser Operation besonders Rücksicht genommen werden muß, nemlich die feste, harte aus mehrern Lappen bestehende und die weiche nachgebende Geschwulst. Die erstere stehet mit der Luftröhre in genauerer Verbindung und bey ihr muß das Seton nur durch einen kleinen Theil derselben und oberflächlich durchgezogen, wenn es aber nöthig ist wiederholt werden. Bey der andern aber kann es durch den größten Theil derselben dreist durchgeföhret werden.

Nachträglich wird noch vom Verf. der Entdeckung Coindet's vom Nutzen der Jodine Erwähnung gethan, von welcher er aber selbst keine Erfahrung zu haben scheint.

2. Observations on the scrofulous inflammation of the peritoneum occurring in children and frequently denominated marasmus. By George Gregory M. D.

Diese Bemerkungen verdienen alle Aufmerksamkeit der Practiker; denn sie betreffen eine Krankheit, die leider oft bey Kindern vorkömmt und nur in ihren ersten Stadien eine Heilung zuläßt. Auszehrung oder

Atrophie der Kinder wird durchgängig von den Schriftstellern als eine Krankheit angesehen, die von Verstopfungen der Gekrösdrüsen herrühret; daß dieses aber nicht der Fall sey, sondern eine chronische Entzündung, deren Folgen Desorganisation der Gedärme und ihrer Umgebungen ist, dazu die Veranlassung gebe, beweisen die Beobachtungen des Verfassers und ist vom Ref. oft wahrgenommen worden. Dr. Pemberton in seinem Buche über die Krankheiten des Unterleibes beschreibt ein remittirendes Fieber bey Kindern, bey welchem diese Drüsen angeschwollen sind, das aber ganz von der gewöhnlich sogenannten Atrophie oder wie der Verf. sich ausdrückt Marasmus verschieden ist, und viele Aehnlichkeit mit dem Hydrocephalus internus hat, aber von einer krankhaften Reizung des Darmcanals und vielleicht von der Absorption faulichter Stoffe in demselben herrührt, wobey nach dem Tode die Gedärme sehr ausgedehnt und die Gekrösdrüsen etwas angeschwollen gefunden werden.

Dr. Baillie beschreibt eine scrophulöse Vergrößerung und Vereiterung der Gekrösdrüsen, die ähnliche Zufälle wie die gewöhnlichen Würmer hervorbringen. Nach des Verf. Ansichten gibt es dreyerley Arten von remittirenden Fiebern bey Kindern, in deren Begleitung Abzehrung ist, nemlich a) eine Innormalität in der Function des Darmcanals ohne organische Fehler; b) krankhafte Affection der Schleimhaut der Gedärme, die sich mit Exulceration in denselben endiget und wobey die Gekrösdrüsen mehr oder weniger vergrößert sind. Er sieht diese Krankheit als eine Folge der durch erstere hervorgerufenen Entzündung, gleichsam als das zweyte Stadium derselben an. c) eine von der Entzündung des Darmfelles entspringende Desorganisation der Gedärme, des Darmfells und des Gekröses. In allen Fällen, wo er die Gekrösdrüsen abweichend fand, konnte er ihre Fehler von den Gekrösen und Schleimhäuten des Unterleibes herleiten, und

in andern, welche von Fehlern in diesen Drüsen herühren sollten, fand er dieselben unbedeutend ergriffen. Weil aber diese Krankheit gewöhnlich scrophulöse Kinder befällt, und dabey ein dicker unvollkommener Eiter gebildet wird, hat er sie scrophulöse Entzündung des Darmfells genannt.

Die Zufälle derselben sind, Empfindlichkeit des Unterleibes und Schmerz in demselben bey der geringsten Berührung, worauf von Zeit zu Zeit schießende und schneidende Schmerzen folgen, anfangs vielleicht nur ein oder zwey Mal im Tage, allmählich aber alle 5 oder 10 Minuten; in den Zwischenräumen ist das Kind munter. Anfangs sind dieselben nur auf eine Seite des Unterleibes beschränkt, allmählich aber nehmen sie ihn ganz ein. Dabey ist derselbe in der ersten Zeit aufgeschwollen, in der Folge fällt er aber wieder bey. Der Puls ist geschwind, voll und hart, die Zunge rein, der Appetit unregelmäßig. Der Stuhlgang häufig anfangs grün, schleimicht, übelriechend, zuletzt weiß und braunweiß. Die Krankheit kann 4 bis 5 Monate dauern und die Abzehrung nimmt in dieser Zeit immer zu. Nach dem Tode findet man Gefröße, Gedärme und Bauchfell in einen Haufen verwachsen, die Schleimhaut der Gedärme besonders der dünnen exulcerirt, durchlöchert und mit Eitergängen, die in die desorganisirte Masse dringen.

Die Heilung erfordert Blutentziehungen, gelinde abführende Mittel, Mercurialien und zuletzt stärkende, ist aber schwer und in den mehrsten Fällen unmöglich.

3. Case of fractured os pubis successfully treated by Henry Coater Esq. — Bey dem Umsturze eines Wagens, wobey 3 Männer auf eine darausgestürzte Frau fielen, wurde das Schambein an seiner Verbindung mit dem Sitzbeine gebrochen, und die Folgen davon waren sehr heftige Schmerzen. Durch eine Entzündung verhindernde Behandlung, so wie durch eine gute Behandlung und zweckmäßige

Lage, wurde dieser Schade in einer Zeit von 6 Wochen glücklich geheilet.

4. Case of sudden death in which a hydatid was found in the substance of the heart by David Price. — Ein Knabe, der beständig gesund gewesen war und niemals Athmungsbeschwerden, Beängstigung oder sonst einen Zufall von Herzaffection gehabt hatte, fiel plötzlich um und war todt. Die Section zeigte keine Abweichung als etwas Wasser im Herzbeutel und eine große Hydatide in der Muscularsubstanz des Herzens.

5. A case of aneurism of the carotid artery by Henry Coater. — Diese Pulsader-Geschwulst der linken Carotis hielt $5\frac{1}{2}$ Zoll in der Länge und 4 in der Tiefe und breitete sich bis zum processus mastoideus, dem Ohre, der ganzen untern Maxill, dem Kinn und dem Schlüsselbeine aus und hatte, wie die angebogne Zeichnung zeigt, eine eigene konische Form. — Der Kranke litt dabey an heftigem Kopfschmerz, beschwerlichem Athmen, Husten und schwerem Schlingen, auch war die Sehe des linken nur schwach sehenden Auges zusammengezogen. — Am 3. Januar wurde die Unterbindung der Carotis unternommen und glücklich ausgeführt. Der Patient hatte nach derselben große Erleichterung seiner Beschwerden und in der ersten Zeit verminderte sich die Geschwulst bis auf zwey Drittel ihrer Größe. Allein diese gute Aussicht verschwand wieder, die alten Beschwerden kehrten zurück, die Geschwulst vergrößerte sich aufs neue, es entstanden entzündliche Zufälle an derselben, mehrmalige Blutungen und bey ihrer spätern Oeffnung drang viel geronnenes faulichtes Blut hervor. Endlich starb der Kranke entkräftet und bey der Section zeigte es sich, daß der Stamm der Carotis durch die Unterbindung zum Verschließen gebracht ward, der Tod also wohl der später wieder erfolgten Ausdehnung, Entzündung und den wiederholten Blutungen bezumessen sey.

6. Case of malformation of the heart by George Gregory, M. D. — Ein 18jähriger Knabe starb nach Blutspeyen und Eiterauswurf an der Abzehrung, der von Jugend eine blaue zuweilen schwarze Farbe gehabt hatte, und dessen Athem so kurz gewesen war, daß ihm Gehen und Bewegung äußerst beschwerlich wurden. Nach dem Tode fand man Tuberkeln und Vereiterungen in den Lungen und dem Ursprung der arteria pulmonalis und aorta aus dem rechten Herzventrikel. Die Herzscheidewand fehlte an der Basis des Herzens auf einer Strecke die etwas größer als der Durchmesser der aorta war, die arteria pulmonalis war nicht viel kleiner als natürlich und an ihrem Ursprunge mit knorpelartigen Fasern umgeben, zwischen welchen und den halbmondförmigen Klappen ein kleiner Sack gebildet war. Die Oeffnung in der Scheidewand correspondirte genau mit dem Ursprunge der aorta, so daß ein Theil des Bluts aus dem linken Ventrikel leicht in sie dringen konnte, ein anderer davon aber mit dem Blute in dem rechten in Mischung treten mußte.

7. A case of Chorea successfully treated by arsenic by George Gregory. — Dieser unbedeutende Fall zeigt weiter nichts, als daß ein unwillkürliches Zittern und Bewegen der Gliedmaßen, wie es oft bey Kindern vor dem 12ten Jahre gefunden wird; nach kurzer Dauer desselben durch liquor arsenicalis zu 5 bis 8 Tropfen dreyimal des Tages bey einem siebenjährigen Mädchen geheilet worden sey.

8. On the efficacy of the bark of the pomegranate tree in cases of taenia by St. Breton. surgeon to the Rhamburg bataillon in the east Indies, communicated by Dr. Roget. — Acht Fälle von glücklichem Abgange des Bandwurms durch den innern Gebrauch der Rinde der Granatbaumwurzel. Diese wurde in einem Decoct bald frisch bald getrocknet gegeben und zwar 2 Unzen davon in $1\frac{1}{2}$ Pinten Wasser bis zu $\frac{3}{4}$ Pinte eingekocht und davon

ein Glas voll jede halbe Stunde gegeben, bis vier Dosen gereicht waren, worauf der Wurm abging. Auf den Gebrauch dieses Mittels erfolgen keine unangenehme Zufälle außer Uebekkeit und Ohnmacht, besonders wenn die trockene Wurzel gegeben ist. Man kann sie auch in Pulverform reichen, jede Stunde oder jede halbe Stunde einen Skrupel mit Wasser. Die Wirkung ist die nemliche und immer sicher.

9. On the efficacy of the bark of the swietenia, febrifuga as a substitute for that of the chinchona by St. Breton. — Von dem Verf. sowohl als von mehreren Aerzten in Indien sind hier Beispiele von dem Nutzen der erwähnten Rinde in remittirenden, bilösen, faulichten und intermittirenden Fiebern, so wie in Gangrän und profusen Eiterungen gegeben, die sie zum Range eines vollkommenen Substituts für die China erheben. Ihres vielen adstringirenden Principis wegen, kömmt ihr Extract dem Gummi Kino sehr nahe.

10. On the physiology of the ear by Joseph Swan Esq. of Lincoln. — Die Idee des Verf. geht dahin, daß, wenn der äußere Gehörgang verschlossen ist und ein tönender Körper an das Gesicht gehalten wird, die Töne nicht mechanisch zu dem Gehörnerven gebracht werden, sondern durch Hülfe der sich im Gesichte verbreitenden Nerven, und er ist der Meinung, Taubgeborne könnten bey Verschließung des äußern Gehörganges durch Hülfe der Facial-Nerven leicht zum Hören gebracht werden. — Als Bestätigung dieser Meinung führt er das Beispiel einer Taubgeborenen an, welche selbst in der Entfernung von 12-15 Fuß hören konnte, wenn gegen ihr Gesicht gesprochen wird. Sie hörte das Anschlagen einer Uhr, wenn sie mit dem Gesichte oder mit der Mundhöhle in Berührung war. Ward das Gesicht mit dicken wollenen Decken belegt, so hörte sie nicht. Die Töne eines musicalischen Instruments, eines Fortepianos wurden von ihr in einer Distanz von 7 bis

8 Fuß gehört und am stärksten, wenn das Gesicht oder die Zähne damit in Berührung waren. Seiner Meinung nach sollte hierauf beyrn Unterrichte der Taubstummen Rücksicht genommen und darauf gesehen werden, die Thätigkeit ihrer Gesichtsnerven durch Uebung derselben zu erhöhen.

11. Case of amputation of part of the tarsus and metatarsus and preservation of the shape and usefullness of the foot by John Dunn Esq. surgeon at Scarborough. — Es wurden in diesem Falle mehrere Knochen des Tarsus und auch etwas von den Phalangen des Metatarsus weggenommen, welche Operation zwar schwierig war, aber doch den glücklichen Erfolg hatte, daß der Fuß nicht allein erhalten wurde, sondern auch die zum Gehen und zur Bewegung nöthige Festigkeit und Beschaffenheit erhielt. Hr. Copland Hutchinson empfiehlt in einer beygefügten Note nicht allein diese Operation, sondern führet selbst einen glücklichen Fall derselben an, und so kann auch Ref. versichern, daß er sie schon vor mehreren Jahren mit dem besten Erfolge habe machen lassen.

12. An account of a case in which numerous calculi were extracted from the urinary bladder without the employment of cutting instruments by Astley Cooper Esq. — Dieser Fall von einem unsrer ersten Wundärzte beobachtet, behandelt und beschrieben, verdienet alle Aufmerksamkeit, da durch die hier anaewendete Methode, Steine aus der Harnblase zu ziehen, die immer gefährlich und schmerzhaft seyende Operation des Schnitts vermieden wird. Bey Frauenzimmern ist es schon länger im Gebrauch gewesen, durch Erweiterung der Harnröhre sich den Weg zur Entfernung der Steine aus der Blase ohne Schnitt in derselben zu bahnen, aber eine ähnliche Methode bey Männern ist dem Ref. nicht bekannt. Die welche hier vom Verf. angewendet ist und einen ganz erwünschten Erfolg hatte, wurde da:

durch veranlaßt, daß mehrere Steine von selbst abgingen. Nun versuchte es der Verf. dem Winke der Natur zu folgen, suchte erst durch Bougies die Harnröhre zu erweitern und ließ sich dann eine die Dicke und Weite eines Katheters habende und aus zwey Blättern bestehende Zange machen, welche geschlossen durch die Harnröhre gebracht und in der Blase geöffnet wurde. Mit dieser suchte er die Steine einzeln zu fassen und zog sie nun heraus, welches ohne viele Schmerzen geschah, und hatte die Freude, auf diese Weise den Patienten von 84 Steinen zu befreien, wovon einige die Größe einer Pferdebohne hatten. — Daß diese Methode nur dann Anwendung finden kann, wenn kleine Steine vorhanden sind, nicht aber, wenn nur ein oder mehrere große sich in der Blase befinden, versteht sich von selbst. Bey der Gegenwart dieser kleinen Steine ist gewöhnlich die Prostata angeschwollen und hinter ihr hat sich ein Sack gebildet, in welchem sie enthalten sind. — Die zu diesem Aufsatze gehörende Kupfertafel zeigt das gebrauchte Instrument, die Blase mit der Prostata und die weggenommenen Steine von verschiedener Größe.

13. On sloughing phagadaena by Richard Wellbank. — Das hier gemeinte Uebel zeigt sich anfangs als eine empfindliche und schmerzhafteste Pustel, die mit einem rothen entzündeten Hofe umgeben ist. Die Kranken haben dabey gewöhnlich einen Schleimausfluß aus der Scheide und eine ausgebreitete Röthe in der Nähe der Genitalien. Der Sitz desselben ist gewöhnlich zwischen den Hinterbacken, in den Weichen und an der innern und obern Seite der Schenkel, der erhabenste Punct der entzündeten Stelle erhebt sich in einer Blase, welche beym Zerplagen einen eignen Character annimmt, nemlich von Zeit zu Zeit sehr schmerzet, eine zähe, eiterartige Flüssigkeit absondert und eine gelbe fleckenähnliche Oberfläche hat, die mehrentheils einen dunkelrothen Punct hat. So wie sich die Oberfläche vergrößert, wird der Mittelpunkt

eingedrückt und der Umkreis bekommt dicke rothe Ränder mit einem dunkelrothen Umfange. Es entstehen Blutungen aus den rothen Puncten, in starker faulichter Geruch, und die Absonderung einer rothbraunen Chocoladefarbenen Flüssigkeit. Die Geschwulst fühlet sich brehartig an, und endlich sondern sich ganze Stücke einer faulen weichen Masse ab. Die Schmerzen halten an, und werden immer heftiger und unausstehlicher. Das Zellgewebe und die Fetthaut sind die vorzüglichsten Punkte, in welchen sich die Krankheit zeigt. Hiebey sinken die Kräfte, es entstehen Fieber und Colliquationen, deren Ende der Tod ist. — Alle bisher gegen diese Krankheit gebrauchten Mittel sind bisher unwirksam gefunden worden, Mercur und China schaden, Ueberlassen ist zuweilen im Anfange nützlich, nährende und die Kräfte erhaltende Mittel sind nothwendig, und als unfehlbar helfend hat der Verf. die Salpetersäure äußerlich angewandt selbst concentrirt gefunden, und bestätigt dieses durch 6 Fälle, in welchen dadurch unmittelbare Hülfe geleistet und eine schnelle Heilung bewirkt ist.

14. An account of a case of tetanus successfully treated by M. A. Burmester at Chelsea. — Der Kranke, ein junger starker Mann, kam wegen eines gefahrlos scheinenden Fiebers ins Hospital und wurde wenige Tage nachher von heftigen Krämpfen im ganzen Körper, Starrkrämpfe und Verschließung des Mundes befallen, wovon man keine andere Ursache entdecken konnte, als eine vierzehn Tage vorher erhaltene unbedeutende Wunde an einem Finger, in der Nähe der Verbindung desselben mit den Mittelhandsknochen, die aber fast geheilet war. Wiederholte Ueberlässe, Abführungen, Mercur innerlich und äußerlich bis zum Speichelflusse, warme Bäder, schweißtreibende Mittel mit Opium, stellten ihn allmählich wieder her. Der Verf. rühmt den großen Nutzen der warmen Bäder in ähnlichen Fällen, warnet aber vor Anwendung der kalten.

15. Case of a separation of a portion of the Uterus during severe labours by R. M. Scott, of Norwich. — Nach einer lang anhaltenden zaudernden Geburtsarbeit mit sehr heftigen Wehen, bey welchen der Muttermund weder gehörig eröffnet noch in seinem Rande verdünnet wurde, fühlte die Gebärende einen sehr heftigen Schmerz, hatte die Empfindung als wenn etwas im Leibe zerrissen wäre, und sie sowohl als die Umstehenden vernahmten einen besondern Ton. Bey der darauf folgenden Untersuchung fand man den Abgang von vielem Blute und bey demselben einen häutigen Körper, welchen man bey näherer Beleuchtung für einen Theil des abgerissenen Mutterhalses mit dem Muttermunde erkannte. Bald nachher erfolgte eine glückliche Entbindung und die Wöchnerin, obgleich sie noch einige Zeit an Unterleibs-Beschwerden litt, erholte sich allmählich gänzlich und tränkte ihr Kind. Bey späterer Untersuchung fand man den Fruchthälter wirklich eines Theiles seines Halses mit der Oeffnung beraubt.

16. A case of inguinal aneurisma successfully treated by tying the external iliac artery, by Edward Salmon. — Diese Pulsader-Geschwulst ging ganz bis an das Poupartsche Band, wodurch der Verf. genöthigt wurde, die Unterleibshöhle durch Durchschneidung der Bauchmuskeln bis aufs Bauchfell zu öffnen, hinter diesem die iliaca externa aufzusuchen und zu unterbinden, welches glücklich vollbracht wurde, worauf die Cur einen so glücklichen Fortgang hatte, daß der Patient das Hospital nach 2 Monaten gesund verlassen konnte.

17. On lithotomy by Philip M. Martineau surgeon to the Norfolk and Norwich hospital. — Nachdem der Verf. die Gründe wiederlegt hat, welche besonders von Carpue für die hohe Operationsart angeführt, und sich für den Seitenschnitt erklärt hat, vermittelst welchem von ihm in 17 Jahren 84 Steinkranke so glücklich operirt worden sind,

daß er nur 2 verloren hat, gibt er von seiner Methode Nachricht, welche größtentheils die Cheselden'sche ist. Er bedient sich dabey einer Sonde, deren Rinne viel tiefer wie gewöhnlich ist, und macht, nachdem diese gehörig eingebracht, und durch einen Gehülfen fest gehalten ist, den ersten Einschnitt parallel mit der Napha lang und tief, bringt dann die Spitze des Bistouris in die Rinne und schneidet durch die Urethra, Prostata und Blasenhal, welchen Schnitt er nach dem Sitzbeine hin verlängert. Nun nimmt er die Sonde selbst in die Hand und bringt mit der andern das stumpfe Vorgeeret in die Rinne; dann suchet er mit dem Finger sich von der Lage des Steins zu unterrichten, führet dann eine lange Zange ein, gibt die Handgriffe einem Gehülfen zum Anziehen und untersucht nun ob dabey auch unzerschnittene Faser sich hervordrängen, die er nun durchschneidet und so das Ausziehen des Steins erleichtert. Nach der Operation macht er den Verband so leicht als möglich und sucht die Heilung durch die geschwinde Vereiniung zu bewirken. Vor Blutlassen warnt er.

18. Case of cynanche laryngea. By William Henry Porter.

Obgleich die Entzündung des Larynx zu den nicht ganz gewöhnlichen Krankheiten gehöret und die Monographie derselben noch nicht häufig gegeben ist, so kömmt sie doch gewiß nicht ganz selten vor und ist auch schon öfter auch von Deutschen Aerzten, besonders bey den vielen geschichtlichen Darstellungen des Croups, wozu sie mit Recht gezählt werden kann, obgleich ihr im Ganzen der exudative Character fehlt, mit beschrieben worden. — Der Fall, von dem in diesem Aufsätze die Rede ist, betraf einen Mann in den dreßziger Jahren, der an einer so großen Beängstigung und Athmungsbeschwerde litt, daß man jeden Augenblick Erstickung befürchten mußte, und dabey die Sprache verloren hatte. Ihm wurde Blut gelassen, Quecksilber gegeben und ein Blasenpflaster ges-

legt, welche Mittel nicht die geringste Wirkung hervorbrachten. Wahrscheinlich würde das Anlegen einer gehörigen Anzahl von Blutegeln einen glücklichen Erfolg gehabt haben, aber diese wurden nicht angewandt. Der Verf. machte dagegen den Luftröhrenschnitt, worauf gleich große Erleichterung erfolgte. Da die Krankheit aber im Wesentlichen nicht dadurch gehoben wurde, so nahm man zum stärkern Gebrauch des Mercuri seine Zuflucht, gab ihn innerlich und machte äußerliche Einreibungen mit demselben, bis ein starker Speichelfluß entstand, worauf freyer Athem erfolgte und die Sprache heller wurde, welches selbst statt hatte, wenn die in der Luftröhre gemachte Oeffnung verschlossen wurde, woraus man mit Recht schloß, daß das Hinderniß in dem Luftröhrenkopfe nachlasse, und die Luft freyer durchdringen konnte. Allmählich genas der Kranke gänzlich, nachdem sein Uebel im ganzen ohngefähr 4 Wochen gedauert hatte.

Der Verf. ist der Meinung, daß in dieser Krankheit weder Aderlassen noch Blasenpflaster als nur im ersten Beginnen nutzen können und allein Hülfe vom Mercur und dem Luftröhrenschnitte zu hoffen sey. Allein diese Behauptung möchte wohl schwerlich besonders in Deutschland viele Anhänger finden, da wir wissen, wie viel durch eine kräftige entzündungswidrige Behandlung ausgerichtet werden kann, und sich von dem Luftröhrenschnitte doch nur dann Hülfe erwarten läßt, wenn die Luftröhre ganz von verdickter gerinnbarer Lymphe frey und für die Luft durchgängig ist, welches wohl selten der Fall seyn mag.

19. Case of a large adipose tumor successfully operated by Astley Cooper.

Diese Speckgeschwulst, welche aus einer Erbsengroßen Hervorragung zwischen dem Nabel und der Herzgrube ihren Anfang genommen hat, war in 29 Jahren zu der ungeheueren Größe von $1\frac{1}{2}$ Yard im Umkreise herangewachsen und hieng bis auf die Knie herunter. — Die Operation ging glücklich von stat-

ten, der Patient genas bald und die Geschwulst hatte ein Gewicht von 37 Pfund 10 Unzen. Das beygefügte Kupfer gibt die Ansicht derselben.

Beygefügt sind diesen Beobachtungen zwey Anhänge, der eine von Dr. William Kuffel in Jamaica, welcher die kurze Geschichte einer Negerin enthält, deren äußere Genitalien, so verwachsen waren, daß nur noch eine so kleine Oeffnung restirte, worin kaum ein weiblicher Katheter dringen konnte. Dennoch war sie schwanger geworden und mußte erst, ehe Entbindung erfolgen konnte, von der Verwachsung durch den Schnitt befreyet werden. Die andere betrifft die Geschichte eines Knaben von 3 Jahren, bey welchem alle Zeichen der Pubertät vorhanden waren, von Dr. Wilh. Breschet. Der Dr. Spurzheim wollte bey ihm eine besonders starke Entwicklung des kleinen Gehirns wahrnehmen, welches aber ersterer nicht zugeben will.

Hfn.

L e i p z i g.

Bey Brockhaus: Anweisung zur zweckmäßigen Abfassung der gerichtlichen Vertheidigungsschriften, theils durch eine kurze Theorie, theils und hauptsächlich durch Mittheilung und Zergliederung wirklich bey Gericht eingereichter und größtentheils erfolgreich gewesener, die gewöhnlichsten Verbrechen und Verbrechen betreffender Schutzschriften. Nebst einem Anhang, in welchem die wenigen, wahrhaft abweichenden Regeln für die mündliche Vertheidigung vor den Geschwornengerichten, entwickelt und durch Beispiele erläutert werden, von Carl Friedrich Wilhelm Gerstäcker, d. R. Dr. Königl. Sächsisch. Oberhofgerichts- und Consistorialadvocaten zu Leipzig. Erster Theil, welcher, außer der kurzen allgemeinen Theorie, mehrere auf die Verbrechen des Todtschlages, der Brand-

stiftung, des Raubmordes, Straßenraubes und Kindermordes sich beziehende Bertheidigungsschriften nebst den Vorbereitungsarbeiten zu ihnen enthält. 1822. XX und 464 S. Zweyter Theil, welcher vornehmlich auf folgende Verbrechen: Marodirung, Duell mit Tödtung, Aufruhr, Wilddiebstal, Nachahmung des landesherrlichen Stempels, Ausstellung falscher Wechsel, betrügerisches Aufbotzen, Ehebruch, große und kleine, versuchte und vollbrachte Diebstäle, Betrug, Mißhandlung der Eltern sich beziehende Schußschriften, nebst einigen Vor- und Bearbeiten in sich faßt. 1822. LV und 396 Seiten in Octav.

Was man in diesem Buche zu finden hat, ergiebt der ausführliche, etwas viel versprechender Titel; aber auch mit diesen beiden Bänden ist der Umfang des Werks nicht geschlossen, sondern der Verfasser verspricht noch einen dritten, in welchem Schußschriften für die übrig bleibenden Verbrechen, und der auf dem Titel gedachte Anhang über die Bertheidigung vor den Geschwornengerichten, mitgetheilt werden sollen. Das Erscheinen eines Werks, wie das vorliegende, vermag Referent nicht zu tadeln, denn es gibt leider viele Lahme, die der Krücke bedürfen, und solchen mag eine Sammlung von Musterarbeiten — denn darin besteht wirklich der größte Theil der von dem Verfasser aus seiner eigenen Praxis mitgetheilten Bertheidigungsschriften —, nicht unwillkommen und auch wohl ersprießlich seyn. Vorzügliches Lob verdient die vorausgeschickte, zwar kurze, aber deutliche, und die wichtigsten Regeln enthaltende Anleitung, hier genannt "Theorie der Kunst (!)", für peinlich Angeklagte zweckmäßige Bertheidigungsschriften zu entwerfen.

D a r m s t a d t.

Bey Heyer: Theorie des Beweises im peinlichen Prozesse, nach den gemeinen positi-

ven Gesetzen und den Bestimmungen der französischen Criminalgesetzgebung. Von Dr. Joseph Mittermaier Prof. in Bonn (jetzt Geh. Hofrath in Heidelberg). Erster, Zweyter Band. 1821. 503 S. in gr. Octav.

Nach der Vorrede des verdienten Hrn. Verfassers war das vorliegende Werk bereits im Jahre 1809 gedruckt, wiewohl es wegen unverschuldeter Unglücksfälle des vorigen Verlegers nicht ins Publicum kam, und die Hindernisse erst durch den jetzigen Verleger gehoben worden sind. Nun läßt es sich zwar nicht leugnen, daß durch diese Verspätung die Darstellung der Beweisstheorie nach den damals gültigen Französischen Gesetzen, durchaus veraltet ist, indem die vollständige Französische Criminalgesetzgebung erst nach dem Jahre 1809 an das Licht trat, indessen behält das Werk dennoch in den Ländern, wo die Strafrechtspflege noch immer nach dem gemeinen Rechte verwaltet wird, für die Geschäftsmänner dieser Länder, einen dauernden und hohen Werth. Nicht allein hat der Herr Verfasser seinen Gegenstand mit einer Ausführlichkeit und Umsicht abgehandelt, wie noch nie vor ihm geschehen ist; sondern es zeichnet sich auch das Werk durch ein seltenes Bestreben, sämtliche die Beweisstheorie in peinlichen Sachen betreffende Gesetzstellen zu prüfen, und aus den Gesetzen selbst die vielfachen vorkommenden Controversen zu erläutern und zu entscheiden, so vortheilhaft aus, daß es zu einem sichern Führer für jeden Geschäftsmann geeignet ist. Eine Uebersetzung des Theils des Werks, worin der französische Proceß abgehandelt worden ist, so wie einige Verbesserungen und Zusätze verspricht der Herr Verfasser in einem besondern Supplementbändchen zu liefern.

©. 328 3. 2 v. u. l. eingeführte, sondern auch

— 344 = 5 = l. jär, sät, blat

— 348 = 9 v. u. l. agn (agnus)

— 350 = 14 = l. Djedi.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. Stück.

Den 17. März 1823.

B e r l i n.

Die Anzeige der bey Mylius 1822 erschienenen vierten Ausgabe von Ulpian's, man weiß nicht recht wie man es nennen soll, fragmenta ist jetzt der gewöhnliche Ausdruck, aber theils haben die Aiten bey Ueberbleibseln eines Buchs weder an das Brechen noch an das Schneiden u. dgl. gedacht, theils sind ja auch Fragmente im neuern Sinne, von diesem Schriftsteller, in den Digesten und der collatio vorhanden, die hier nicht gemeint sind, der Zusatz libri regularum singularis beruht auf einer schlecht begründeten Vermuthung, und tituli ex corpore Ulpiani nennt es zwar die einzige alte Handschrift, aber sonst Niemand, also die Anzeige dieser Ausgabe von Ulpian, erinnert den Unterzeichneten an eine Unterlassungs-Sünde, die er schon an zwey verschiedenen Orten begangen hat, und die freylich für Jemand von dem ein index editionum vorhanden ist, kaum ärger seyn kann. Weder in diesen Anzeigen noch in der Fortsetzung von Pütter's gelehrten Geschichte unserer hohen Schule hat er seine dritte Ausgabe dieses für das Römische Recht so sehr wichtigen Büchleins

erwähnt und diese ist doch, der Herausgeber darf es selbst sagen, nicht nur seinen beiden frühern, sondern auch allen ältern, wenn auch nicht in dem, was herausgekommen ist, doch in der Mittheilung des Grundes, gar sehr überlegen. In dieser schon 1814 auf 101 S. gr. 8. in demselben Verlage, wie die vierte, erschienene Ausgabe ist nemlich zum ersten Mal die einzige alte Handschrift, die ehemals Dutillet (Tilius) und nun die Vaticanische Sammlung besitzt von Spalte zu Spalte und von Zeile zu Zeile auf der einen Seite abgedruckt, welcher gegenüber denn auf der andern die Wiederherstellung, wie eine gewöhnliche Ausgabe, steht. So heißt es auf dem Titelblatte: *unicum codicem, Tilianum olim, jam Vaticanum, integrum edidit, ejusque ope lectionem vulgatam tertio recensuit...* Im Grunde war es eine Anzahl Abdrücke der ersten sechs Bogen und einiger Seiten vom *jus civile antejustinianum*, über dessen verspätete Berrede die fast am meisten klagen, von denen man am Wenigsten erwarten kann, daß sie sie lesen werden, wenn sie ein Mal da ist.

Der Vorrath dieser besondern Abdrücke war bald genug erschöpft, aber doch nicht früher, als der Herausgeber Ursachen genug hatte, es zu wünschen, da in der Zwischenzeit Gajus gefunden und gedruckt worden war. Jenes trug zum bessern Verstehen Ulpian's Viel bey und darauf bezieht sich: *etiam Caji ope* auf dem Titel der vierten Ausgabe; Dieses machte auf den großen Vortheil aufmerksam, den das Abtheilen und Zählen der einzelnen Zeilen bey der Vergleichung der Handschrift mit der lesbaren Abschrift gewährt, dazu kam noch die Bemühung des Herrn Prof. Brandis in Bonn, während seines Römischen Aufenthalts, alle kleinen Nachlässigkeiten von Glöckle, der die Abschrift nach Deutschland geschickt hatte, zu berichtigen. Unser Herr Prof. Götschen hatte dieses in der Zeitschrift zum Theil be-

kannt gemacht und hat nun die Güte gehabt, es zu der neuen Ausgabe einzutragen, welche unter der Leitung des Herrn Domherrn Ritter Haubold in Leipzig gedruckt worden ist, so daß man bis jetzt nur einen einzigen Druckfehler S. 78. Z. 24 potest für potest weiß, der stehen geblieben ist. Man könnte also auch diese Ausgabe a societate Ictorum procurata nennen. Außer dem in der Vorrede vorkommenden Namen, haben sich auch, zum Theil vor Jahren, zum Theil noch als Zuhörer des Unterzeichneten, nach einander der jetzige Herr Prof. Erb, Herr G. C. Secetaire Wüstemann, Herr Prof. Warezoll und Herr Präs. Heise um Ulpian verdient gemacht. Der Unterzeichnete getraut sich aber im Namen aller dieser Herren, so gut wie in seinem eigenen, zu bekennen, daß diese Ausgabe denn doch auch noch nicht die erste heißen kann, worin alle Hülfsmittel vollständig benutzt wären. Wenn Ulpian heute neu gedruckt werden sollte, so ließe sich z. B. gleich im S. 6. und 7. des ersten Titels, der einzigen Handschrift noch viel näher bleiben.

H u g o.

H a l l e.

Populäre und practische Theologie, oder Methodik und Materialien des christlichen Volks-Unterrichts von Dr. August Herrmann Niemeyer. Sechste neu bearbeitete Auflage. 1823. 600 S. in 8.

Wir dürfen wohl nicht erst den Inhalt und die Tendenz eines Werkes bekannt machen, das schon in der Sechsten Auflage in das Publicum gekommen ist. Dieser Umstand bürgt auch am sichersten bey einer Schrift, die nicht zunächst als Leitfaden für academische Vorlesungen bestimmt ist, für ihren innern Werth, und gibt auch in diesem Falle einen eben so sicheren Maßstab von dem Nutzen, den sie schon gestiftet hat: mithin darf hier nur kürzlich angegeben

werden, was an der Schrift durch die neue Bearbeitung, welche der allgemein verehrte Verfasser darauf verwandt hat, verändert worden ist. Die Veränderung hat aber auf keine Weise die äußere Form betroffen, denn die Anordnung der Materien, ihre Folge, und selbst die Anzahl der einer jeden gewidmeten Paragraphen ist sich, wie in den frühern Auflagen gleich geblieben, weil eine Änderung darin sehr viele Citate unbrauchbar gemacht haben würde, durch welche sich der Hr. D. in mehreren seiner andern Schriften auf diese bezog. Sie hat jedoch eben so wenig den Haupt-Zweck betroffen, den er sich bey dem ersten Entwurfe des Planes zu diesem Werke zum Ziel setzte, denn seine Ueberzeugung, daß durch das Hinarbeiten auf diesen Zweck bey dem jetzigen Zustande der Religions-Wissenschaft ein wahres Bedürfniß befriedigt und ein mehrfacher Nutzen gestiftet werden könne, ist durch alle in der Zwischenzeit in ihrem Zustande eingetretene Veränderungen eher noch verstärkt als geschwächt worden. Nach seiner erneuerten Erklärung über die Bestimmung und den Gebrauch dieser Schrift S. LI. sollte darin bey allen Lehren des Christenthums dasjenige herausgehoben und abgesondert werden, worüber bey allen nicht zu vereinigenden Divergenzen der Ansicht, welche noch zurück bleiben möchten, doch zuletzt alle einig seyn könnten, weil auf ihnen allein das practische Interesse und der practische Gebrauch beruht, und eben damit sollte zugleich angehenden und noch ungeübten christlichen Volks-Lehrern eine Anweisung gegeben werden, wie es am fruchtbarsten und am wohlthätigsten dazu angewandt werden könnte. Es gab eine Zeit, wo man bey dieser Tendenz der Schrift manches bedenkliche erblickte, und daher auch manche Bedenklichkeit äußerte. Man befürchtete vorzüglich, daß dadurch das Nichtherausgehobene in den Lehren des Christenthums um seinen Werth kommen müßte, oder wenigstens in den Augen von hunderten völlig werthlos

werden müßte, wenn es ihnen als völlig unwirksam in practischer Hinsicht vorgestellt würde, und man war ungerecht genug, zuweilen zu verstehen zu geben, daß der Verf. selbst gerade dies abgezielt haben möchte. Dieser Verdacht war aber desto ungerechter, weil nicht nur der Verf. selbst so bestimmt dagegen protestirt hatte, sondern weil es sich aus der ganzen Manier seiner Behandlung so unverkennbar an den Tag legte, daß er durchaus nicht die Lehren selbst, sondern nur die Divergenz der Ansichten darüber als weniger practisch wichtig darstellen wollte. Setzte er es doch oft selbst ins Licht, wie sich die eine dieser verschiedenen Ansichten, über die man immer noch streite, so gut als die andern zum Vortheil der innern und der practischen Religion benutzen lasse, und suchte es eben dadurch fühlbar zu machen, daß an ihrer Verschiedenheit oder an ihrem Divergenz-Punct in dieser wichtigsten Beziehung nicht so viel gelegen seyn könne. Darin besteht vorzüglich auch das neue, das in die neue Auflage der Schrift hinein gekommen ist, daß dies auch von den neueren Ansichten gezeigt ist, die unter dem fortdaurenden Streite des Tages zwischen dem christlichen Nationalismus und Supernaturalismus und zum Theil auch durch andere von der Critik und Exegese gegebene Veranlassungen ausgebildet worden sind, wobey denn auch die sehr zweckmäßig angebrachten jedoch nicht gehäuften litterarischen Nachweisungen manchen Nachtrag erhalten mußten und erhalten haben. Die schätzbarste Zugabe für den Rec. machen indessen die offenen und würdigen Aeußerungen, welche der Hr. Canzler über die Bildung und über den gegenwärtigen Stand unserer Theologie in dem Vorworte über die Bestimmung und den Gebrauch seiner Schrift niedergelegt hat. Hier hört man in jedem Worte den gereiften Theologen, der bald funfzig Jahre hindurch dem Veränderungsgange unserer Wissenschaft und dem abwechselnden Treiben darin zugeesehen haben wird; die ihm natürliche schou-

nende Milde aber die sich auch hier nicht verläugnet hat, muß den Ernst nur desto eindringlicher machen, mit dem er sich über einige der neuesten Erscheinungen darin erklärt hat. Wir bedauern, daß wir hier nichts davon ausziehen dürfen, doch kann sich Rec. nicht entbrechen ihm wenigstens besonders für dasjenige zu danken, was er S. XLII. folg. über das neue geflüßentliche Vorscheiben der Kirche ausgesprochen hat, das einige unserer neuen Dogmatiker zu affectiren scheinen; denn es ist schon lange bey den unseeligen Folgen, die er davon befürchtet, fester Entschluß bey ihm geworden, auch seine Protestation dagegen bey der ersten Gelegenheit einzulegen.

Paris und Straßburg.

Chez F. G. Levrault: Histoire naturelle des Crustacés fossiles, sous les rapports zoologiques et géologiques. Savoir: les Trilobites, par Alex. Brongniart, Membre de l'Académie etc. — les Crustacés proprement dits, par Anselm-Gaétan Desmarest, Membre titulaire de l'Académie roy. etc. avec onze planches. Avertissm. IV. 154 S. 4. 1822.

In der ersten Abhandlung liefert Herr Brongniart nicht nur eine Uebersicht aller theils in Paris vorhandenen, theils ihm durch litterarischen Verkehr bekannt gewordenen Arten der bis jetzt nur fossil aufgefundenen Trilobiten, die man früher unter dem allgemeinen Linnéischen Namen Entomolithus paradoxus begriff, sondern sucht auch noch durch die Zusammenstellung der verschiedenen Fundörter die allgemeinen Geseze ihres Vorkommens näher zu bestimmen. Er theilt sie in vier Gattungen: 1) Calymene, mit contractilem Körper und 4 Arten; 2) Asaphus, mit breitem und flachem Körper und 5 Arten; 3) Ogygia, mit sehr flachgedrücktem elliptischem Körper und 2 Arten; 4) Paradoxides, mit

flachgedrücktem, nicht contractilem Körper und 5 Arten; 5) Agnostus, mit halbkreisförmigem, ellipsoide Körper und einer Art; endlich vier bis jetzt unbestimmbare Arten, die er vor der Hand Trilob. granulatus, punctatus, bucephalus und tentaculatus nennt. — Ihrer äußern Bildung nach, so weit sich nach den bis jetzt bekannten Resten urtheilen läßt, ist der Verfasser geneigt sie mit Linné, Brünnig und Blumenbach zu den Crustaceen zu rechnen, ohne jedoch eine nähere Beziehung mit den bekannten Gattungen und Sippen derselben zu finden: am nächsten stehen sie noch nach ihm den gymnobranches. — Aus ihrem Vorkommen in den ältesten Uebergangsgebirgsarten, besonders schiefrigem Kalk, in Frankreich, England, Schweden, Rußland, dem nördlichen America, Böhmen und wie Ref. nach einem vorliegendem Exemplar aus der Gegend von Düsseldorf hinzusetzen kann, in Deutschland, schließt der Verfasser, daß die Trilobiten ein Theil der Schöpfung ausmachten, die in der Zeit lebte, wo noch die roches de cristallisation sich bildeten und die ältesten Niederlagerungen geschahen.

In der zweyten Abhandlung untersucht und ordnet Herr Desmarest die fossilen Krebsartigen Crustaceen, die er in drey Ordnungen aufführt. Die erste Ordnung der décapotes zerfällt ihm wieder in zwey Familien — Kurzschwänze und Langschwänze; die erste wieder in sechs Unterabtheilungen —: nageurs, arqués, quadrilatères, orbiculaires, triangulaires, notopodes. Die in dieser Ordnung aufgeführten 12 Gattungen sind: portunus, podophthalmus, cancer, grapsus, gonoplax, gelasma, gecarcinus, atelecycus, leucosia, inachus, dorippe, ranina zusammen 22 Arten umfassend; die zweyte Familie der Langschwänze enthält die Gattungen: pagurus, erion. scyllarus, palinurus, palemon, sechs Gattungen umfassend. — Die zweyte Ordnung der isopodes enthält nur die

Reste von zwey Arten *sphaeroma antiqua* und *margarum*, von denen der Verfasser wegen ihrer Unvollkommenheit weder eine Abbildung noch nähere Beschreibung gibt. Die dritte Ordnung enthält nur zwey Gattungen — *limulus* und *cypris* mit zwey Arten. Man sieht der Verfasser hat, nach Art seiner Landsleute, die Unterabtheilungen nicht gespart, so daß sich hoffentlich die künftig noch aufgefundenen Arten um so leichter werden ordnen lassen. Da meistens die hervorspringenden Theile der Schale der Krustenthiere, nach denen man die vorhandenen ordnet, bey den fossilen entweder ganz fehlen oder sehr verstümmelt sich finden, so hat der Verfasser auf eine sehr sinnreiche Weise hauptsächlich die Erhöhungen und Vertiefungen der Schale bey ihrer Characteristik in Betrachtung gezogen, die er, obgleich wie in andern Beziehungen Gall, den innern von ihnen umschlossenen Organen entsprechend findet. — Und so schließt sich auch dieses Werk recht erwünscht an Cuviers Untersuchungen der Reste der Vorwelt ergänzend an, wo bey beiden Verfassern ihre Bekanntschaft mit der Litteratur des Auslandes in diesem Fache noch zur besondern Ehre gereicht.

G ö t t i n g e n .

Bevandenhoeck und Ruprecht: Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, von Carl Friedrich Eichhorn. Dritte Ausgabe. Th. 1, 1821, XVI u. 480 S. Th. 2, 1821, XVIII u. 658 S. Th. 3, 1822, XVI u. 510 S. Th. 4. (erste Ausgabe) 1823, XVIII u. 830 Seiten (einschließlich des Registers über alle 4 Theile) in Octav.

Die erste Ausgabe der beiden ersten Bände dieses Buchs (B. 1. 1808, B. 2. 1812) ist in diesen Blättern (J. 1816. S. 1601) von einem andern Recensenten angezeigt worden. Bevor der Verf. den dritten Band zu vollenden im Stande war, wurde eine neue Auflage der beiden ersten nothwendig, welche 1818 erschienen ist; beide Bände haben in dieser viele Zusätze erhalten, und einige Theile des Buchs sind ganz von neuem ausgearbeitet worden. Hierauf erschien der dritte Band 1819, auf welchem bemerkt ist, daß er zur ersten und zweyten Auflage zugleich gehört. Ehe der vierte Band beendigt war, haben alle drey Bände wieder gedruckt werden müssen; bey dieser Ausgabe, von welcher die Jahre, in welchen sie erschienen ist, oben angegeben sind, ist auf dem Titel aller drey Bände "dritte Ausgabe" gesetzt worden, weil sie zusammen gehören. Der vierte Band, mit welchem das Ganze geschlossen ist, erscheint jetzt zum erstenmal; er führt die Geschichte vom Jahr 1517 bis auf unsere Tage herab.

R. S. C.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. 46. Stück.

Den 20. März 1823.

G ö t t i n g e n .

Auf Kosten des Klosters gedruckt bey Baier: Christoph Erich Weidemann's, weil. Stifts-Syndici zu Loccum, Geschichte des Klosters Loccum. Mit Urkunden und einer Kupfertafel. Nach Weidemann's Mspte bearbeitet, fortgesetzt und herausgegeben von Dr. Friedr. Burchard Köster, Conventual und Direct. Studiorr. zu Loccum. 1822. VIII. u. 190 S. 4.

Ein, mit der mühsamsten Sorgfalt aus einer, durch Mönchslegenden, fremdartige Erzählungen, und schiefe Stellung urkundenmäßiger Thatfachen, fast unzugänglich gewordenen Untiefe hervorgezogenes, dem Geschichtsforscher, wie dem Vaterlandsfreunde gleich schätzbares Geschenk, in Ansehung dessen man zweifelhaft bleiben kann, ob man dem ursprünglichen Verf. dieser beurkundeten Geschichte, oder deren spätern Bearbeiter am mehresten Dank schuldig ist. — Erwägt man, daß Weidemann († 10. Jul. 1811.), seiner geschäftvollen Dienstverhältnisse unbeschadet, seine Geschichte des Klosters Loccum, für deren, besonders früheste Periode er die Materialien aus einer, oft

so spärlich und trübe zufließenden Chroniken:Quelle schöpfen, und sich zugleich einen, an 1200 Nummern reichenden Extract. instrumentorr. et diplomatt. anlegen mußte, schon zu Ende des J. 1801, mitzın innerhalb 10 J., zu einem möglichst zuverlässigen historischen Ganzen geordnet, beendigt zu haben scheint, so fühlt man sich, zumal da der Verf., während eben dieser Zeit, ein paar andre gemeinnützige, ein gleich mühsames Quellenstudium erfordernde Schriften zum Druck beförderte; ja, selbst über sein inneres religiöses Leben sich in einem offenen Bekenntniß vor dem größeren Publicum aussprach, von hoher Achtung gegen den Mann durchdrungen, der in solch kurzer Zeit solches alles leistete.

Nach dem J. 1819 kam das Mspt. des sel. W., der an der Herausgabe seines Werks, anfangs durch die bekannten politischen Verhältnisse des Vaterlandes, und dann durch seine geschwächte Gesundheit, verhindert wurde, in die Hand des Hrn. Convent. Dr. Kötter, (jetzt Prof. der Theol. und Univ. Pred. zu Kiel), der sich um die Bearbeitung desselben ein gleich ausgezeichnetes Verdienst erworben hat. — Wie peinlich es allerdings scheinen durfte, und auch wirklich war, so konnte sich Hr. K. doch nicht entlegen, neben dem erwähnten Weidemannschen Extractus, die Hauptquelle, aus der sein Vorgänger bis zum J. 1628 geschöpft, oder vielmehr, die er bis dahin zum Grunde gelegt hatte, und dies war die handschriftliche, noch in 3 starken Folianten vorhandene Chronik des Abts Stracke, der von 1577-1629. in Loccum lebte, nochmals zu durchlesen, da die Excerpte daraus, welche sich von dem nachmaligen Abt Nolan, als origines monasterii Luccens. in Leibniz Script. Brunsvic. illustr. III, 690 ff. abgedruckt finden, weder vollständig, noch richtig genug sind. So fern sich indeß der Herausg. dadurch von der streng prüfenden Wahrheitsliebe des sel. W. in und bey der Benützung der vorhandenen Quelle überzeug-

te; auch auf die Art einzelne, von dem Verf. übersehene wichtige Nachrichten herangezogen, und ein paar kleine Irrthümer in der Darstellung berichtigt werden konnten, belohnte sich jene Mühe hinreichend. Vorzüglich wichtig war aber Hrn. Prof. K. die Mittheilung zweyer Werke aus der Königl. Bibliothek zu Hannover, des Chronicon Alberti, Abb. Stadenf. (ed. Reinec.) Helmst. 1587 4., und eines, auch in Erath (Consp. hist. Bruasv. et Luneb. p. 63. angezeigten Mspts von einem Brudersohn des Abts Rosebue: Antiquitt. Lucc. etc., welche beiden Werke dem sel. W. unbekannt geblieben zu seyn scheinen. Dem letzteren verdankt Hr. K. insbesondere die genauere Bestimmung einiger histor. Umstände und den correcteren Abdruck mehrerer Urkunden; auch enthalten diese Antiquitt., welche, allem Anschein nach, ausschließlich aus dem Kloster-Archiv zu Hannover geschöpft sind, für den künftigen, besonders vaterländischen Geschichtsforscher, in Ansehung der Geschichte mehrerer edeler Geschlechter, außerdem höchst wichtige Nachforschungen. — Für die neuere Geschichte des Klosters, in welche keine Thatsache aufgenommen worden, die nicht durch Acten und Urkunden belegt werden könnte, leistete dem Herausg. ein, vom Abt Molan, schon als Prior angefangenes, und später vom Abt Ebel fortgesetztes Tagebuch, welches der sel. W. ebenfalls nicht gekannt zu haben scheint, wesentliche Dienste. — Das Hauptverdienst des Hrn. Prof. K. bey der Bearbeitung des ursprünglichen Mspts besteht aber in der Abänderung des juristischen Standpunctes, von dem der Verf. ausgegangen war, und nach welchem es in seinem Zwecke lag, eine actenmäßige Darstellung aller ehemaligen und noch bestehenden Verhältnisse, Rechte, Besizungen und Verbindlichkeiten des Klosters zu geben. Für das Stift selbst bleibt daher das ursprüngliche Mspt. ein, ihm gewordenenes höchst wichtiges Vermächtniß, Dagegen muß es der auswärtige Leser

Hrn. K. Dank wissen, daß er jenen Standpunct verlassen, und vorzüglich das hervorgehoben hat, was entweder den Geist des Instituts in seinen verschiedenen Perioden characterisiren, oder in die Geschichte des Vaterlandes erläuternd eingreifen, oder für die allgemeine Geschichte, besonders des Mittelalters, von Bedeutung seyn kann.

Das Stiftungsjahr des Klosters Luccum (Lokumb, Lucca, Lookan) fällt in das 10te J. nach dem Tode des heil. Bernhard von Clairveaux, dessen Bild noch jetzt das Abtsiegel darstellt, mithin in das J. 1163, in welchem Bullbrand der Alte, Graf von Halmunt, mit Bewilligung seiner Erben, in der Domkirche zu Minden einen Platz in Lucca, nebst 3 Dörfern, zur Gründung eines Klosters widmete. Zum Besiß dieser Güter war Bullbrand durch seine Verheirathung mit Beatrix, der ältesten Tochter Burchard's, des letzten Grafen von Lucca, der ohne lebende männliche Descendenten starb, gekommen. Noch jetzt führt ein erhöhter Platz in dem, an das Kloster stoßenden Gehölz den Namen Luccaburg, wovon neuerlich, beim Nachgraben, die Ringmauren zum Vorschein gekommen sind. In der beigefügten Urkunde (*vetus narratio de fundatione monast. Lucc.*) wird bemerkt, daß Luccum damals noch nicht war: *locus tabernaculi admirabilis et desiderabilis, sed potius horroris, et vastae solitudinis, et praedonum et latronum commorationis.* — Gestiftet wurde das Kloster auf den Cisterzienser Orden, den Bisch. Volquinus von Minden "die wohlriechende Blume aller geistl. Orden, und den, unter dem Nebel dieser Welt hervorleuchtenden Morgenstern" nennt, in honor. b. Mariae et St. Georg. martyr. - Die ersten Brüder des neuen Klosters kamen von Volkolderoth, od. Volkferode, einem, zu Anf. des 12. Jahrh. gestifteten Kloster bey Mühlhausen, welches aber nicht mit dem, 4 Meil. davon entlegenen Walkenried verwechs-

felt werden darf. Der Abt zu Volkerode war daher auch Visitator des Klost. Loccum. — Die ersten Besitzungen desselben waren unbedeutend. Späterhin machten sich der Gr. v. Hoya und einige adelichen Familien um das Kloster verdient. Seine größeren Besitzungen hat es aber nach und nach durch Ankäufe erlangt, von welchen jedoch mehrere wieder verloren gegangen sind. — Aus den 32 Stadiis auf dem hohen Chor, und noch mehr aus dem, in der Strackeschen Chronik befindlichen Verzeichniß der verschiedenen Aemter der Klosterbrüder, als Kornherr, Kellner, Kleidermeister, Siechmeister &c., läßt sich das ältere zahlreiche Personale des Klosters abnehmen. Seit der Reformation besteht der Convent in der Regel aus dem Prior, und 3 Conventualen. Der Hospitium, zur gewöhnlichen Completirung des Convents, geschieht erst seit dem 30. jähr. Kriege fortwährend Erwähnung. — Das gegenwärtige Stiftsgebiet, außer dem Klosterhofe die Dörfer Loccum und Münchebagen, das Borwerk Büchenberg, und das Flecken Wiedensahl umfassend, enthält etwa $\frac{2}{3}$ Hannov. □ Meil. Seine Bevölkerung hat sich bis zum J. 1821 auf eine Seelenzahl von 3215 vermehrt.

Die, auf diese einleitenden Vorbemerkungen folgende Geschichte des Klosters selbst zerfällt in 2 Theile. Der erste erzählt die Geschichte desselben vor der Reformation, J. 1163 = 1593; (S. 10 = 59) der zweyte nach der Reformation, J. 1593 — jetzt (S. 59 = 107). Aus jeder Periode nehmen wir das Wichtigste auf. — Die Series Abbatum in der älteren Periode beläuft sich auf 47, wornach auf jeden eine Regierungszeit von nur etwa 9 J. kommt, weil mehrere Aebte, namentlich die 6 ersten, nach kurzer Zeit wieder resignirten. — Der erste Abt zu Loccum war Eckehardus, bey Grupen (origg. Hann. p. 311) Ermbertus, welchen Namen das Klost. Archiv ihm aber nirgends beylegt. Papst Lucius III. bestätigte unter ihm das Kloster in allen seinen Be-

sungen, und machte dasselbe aller Rechte des Cisterziens. Ordens, namentlich der Freyheit von allen geistlichen und weltlichen Abgaben und Zehnten theilhaftig. — Unter seinem Nachfolger Rathmarus, der durch Kauf den Loccumer Hof in Hannover erlangte, kam der Dänische Prinz Woldemar, nachdem er als Bisch. in Schleswig und Bremen, von wo er den ungenäheten Rock Christi entwandt haben soll, resignirt hatte, nach Loccum, und starb daselbst 1217 als Mönch. — Der Bau der Klosterkirche ward 1240 unter Abt Hermannus I. angefangen, wozu Bisch. Johann von Minden, gegen Zusicherung eines 10 tägigen Ablasses, eine allgemeine Collecte ausschrieb. Vollendet wurde der Bau zwar erst um das J. 1277; indeß geschah doch die Einweihung eines Theils der Kirche schon früher, wobey Innocenz IV. denen, welche am Einweihungstage die *opere sumtuoso* erbaute Kirche besuchen würden, *gloriosae virginis merita et suffragia petituri*, einen 40 tägigen Ablass verbieth. — Abt Jordanus (de Molendino) wirkte 1312 bey Herz. Erich von Sachf. Lauenburg die, vor versammeltem Lehnhofe gefasste Entscheidung aus: *quod ea, quae pater sana mente donaverit. vendiderit, aut quolibet alio modo alienaverit. filiis in minore aetate constitutis, nullo unquam tempore dehebunt aut poterunt retractare.* Unter den Klosterbrüdern dieser Zeit zeichneten sich aus Gerh. de Lerbecke, durch seinen Commentar über die Bibel, welcher in die Bibliothek nach Helmstädt gekommen seyn soll; Diric. Brandes, durch seine Evang. Harmonie auf Pergament geschrieben, und Henr. de Belderhusen durch seinen gelehrten Unterricht. — Von der Nachgier des Abts Harbordus (1347-1357) erzählt ein altes Memorienbuch: *Johan. de Herfordia, sacerdos et monachus (Prior), quem Dom. Herbordus Abb. vulneratum tradidit Harbarto et Conrado de Mandelslo, qui juxtra castrum Rehburg cum ser-*

vis Abbatis — ipsum in palude fossum et ligatum crudeliter occiderunt. Hoc fact. est 1357.

— Die ersten Strahlen des Lichts der Reformation wurden in Loccum unter Arnoldus II (1458-1483) sichtbar. Der Mönch Arnoldi hatte Morgens und Abends in seiner Zelle ein selbstverfaßtes Gebet gesprochen, um dessen willen ihn der nachbarliche Klosterbruder bey'm Abte denunciirte, denn es hieß darin: credo, quod sola fides in Christum (non opera legis vel carnis, neque ordinis, neque sanctitatis meae) sufficiat ad salutem. (S. Leibnitz script. Brunsv. III, 696). Der Abt tadelte den Mönch scharf, und ließ ihm die Wahl, ob er in die Brasune (prison) gehen, oder das Kloster verlassen wollte? Arnoldi wählte das letzte, "weil er schon zu lange geheuchelt habe", warf die Mönchs-Kutte ab, und ging nach Hamburg, wo er als Arzt lebte, und sich jenes Gebet noch auf seinem Todtbette vorlesen ließ. — Nach Abt Arnold's Resignation ward Ernestus, der erste Abt bürgerlichen Standes, gewählt (1483). Voll Verdruß darüber verließen alle Brüder vom Adel das Kloster, und der Abt nahm nun 70 Laienbrüder aus dem niedern Stande in dasselbe auf, ließ sie, bey schmaler Kost, fleißig arbeiten, und wandte ihren Verdienst zur Wiedereinlösung der verseßten Klostergüter an. Zugleich erwirkte er das Statut, daß nie wieder ein Adlicher in das Kloster solle aufgenommen werden, was nachmals Abt Nolan erneuerte. — Unter dem Abte Boldewinus, 1504 ff., besetzte der Gr. v. d. Hoya, während der Hildesheimischen Stiftsfehde (1519), das Klostergebiet mit 9000 Landesknechten, so daß "auch die Kirche, die Kapellen zc. mit Huren und Buben angefüllt waren, und selbst die Zellen der Klosterbrüder nicht verschont blieben". Der Abt begab sich nach Hannover, und starb daselbst vor Verdruß. — Sein Nachfolger Burchardi II. sorgte besonders für die wissenschaftliche Bildung der Klosterbrüder, und schickte 2

derselben, Lud. Herzog und Ant. Corvinus, die nachher so berühmt wurden, auf die Universit. nach Leipzig (1520). Burchardi st. (1528) eines gewaltsamen Todes; ein Bauer schlug ihn von hinten zu mit einem Beile todt, und die Grabbrüder hielten über den Mörder das peinliche Halsgericht. — Die blutigen Händel, in welche der folgende Abt Magnus mit den Br. Jobst und Erich von Hoya und Bruchhausen, wegen der, von den Einwohnern zu Stolzenau mit gewaffneter Hand in der Klosterholzung verübten Frevel, gerieth, veranlaßten den Abt, bey Kayser Carl V., damals auf dem Reichstage zu Augsburg, Schutz zu suchen, was denn das merkwürdige Privilegium vom J. 1530 erwirkte, welches Hr. Prof. K. unter den beygefügtten Urkunden vollständig hat abdrucken lassen. — Unter den folgenden Aebten äußerten sich die Wirkungen der, in Minden gewaltsam durchgebrochenen Reformation auch in Loccum immer deutlicher. So verließen die vorhin genannte Lud. Herzog, welcher sich in Minden verheirathete, und später, zugleich mit 3 andern Brüdern, auch der gelehrte Corvinus das Kloster. Sehr bitter nennt Stracke's Chronik den letzteren und einen gewissen Zodokus "apostasirende schwarze Raben" und deutet es der Herzogin Elisabeth gar übel, "daß sie Corvinus habe zu sich kommen lassen, und derselbe dann eine Kirchenordnung gestellt habe, darnach sich das ganze Land müssen richten, wie er auch andere Bücher mehr gemacht, allein alles nach seinem verwirreten Kopfe." — Im J. 1577 trat der nachherige Abt Theod. Stracke als Novize in das Kloster, weshalb dessen Chronik von jetzt an als der Nachlaß eines Augenzeugen zu betrachten ist. — Der letzte Abt zu L., vor der Reformation des Klosters, war Johannes VI. Die Lage des Klosters war um diese Zeit sonderbar schwankend, indem es einer Seits die Herzöge von Braunschw. Lüneburg als seine Schutzherrn anerkannte, anderer Seits aber die Bisch. von

Minden, der Exemption des Klost. ohnerachtet, auf mannichfache Weise ein Diöcesanrecht auf dasselbe geltend zu machen suchten. Nach Herz. Erich's Tode, ergriff Julius, als nächster Agnat, von dessen Lande, und auch von Loccum Besitz (1584), welches sich denn endlich und nach der, ihm zugelegten Execution zur Unterwerfung bereitwilliger erklärte, und dem Herzog, der im folgenden J. selbst nach Loccum kam, die geforderte Huldigung leistete; wogegen Julius in einem eigenen Reverse versprach, das Kloster bey allen seinen Rechten und Privilegien zu schützen. Da sich das Domcapitel zu Minden durch jene Huldigung in seinen Rechten über Loccum beeinträchtigt glaubte, so entbot es dessen Abt. zu einer Unterredung nach Minden. Dieser folgte der Einladung nicht, und nun citirte ihn der Bischof auf den Landtag nach Minden; forderte auch zugleich von dem Kloster ein subsidium charitativ. von 600 Thl. Auf den, dieserhalb von dem Abt an Herz. Julius erstatteter Bericht, rescribirte derselbe: "das Kloster möge sich, wegen der letzten Forderung, auf seine hergebrachten Freyheiten berufen; zu dem Landtage aber einen tüchtigen Diener aus seiner Mitte senden". Der Streit beruhete vor der Hand um so eher, da der Abt dem Bischof ein Geschenk von — 60 Thal. zusandte. In und nach dem 30 jähr. Kriege haben übrigens die Aebte von L. den Landtagen zu Minden nicht weiter beygewohnt.

Auch aus der vorhin bezeichneten zweyten Periode der Geschichte des Klost. Loccum, oder der Geschichte desselben nach der Reformation, seit welcher Zeit jetzt der 12te Abt die Regierung führt, heben wir das Bemerkenswertheste aus.

Weder die näheren Umstände, unter welchen Loccum die luth. Lehre annahm, noch das bestimmte Datum dieses Uebertritts lassen sich sicher nachweisen. Wahrscheinlich geschah es im Lauf des J. 1593, mithin unter dem, dazu mitwirkenden Abt Johannes VII.,

(Fenger, von 1591 an), den der krypto-catholische Geist des Chronisten Stracke höchst leidenschaftlich einen "Bacchanten und hochmüthigen Bassen" nennt. Fenger gebührt das Verdienst, zuerst für den Unterricht auch der Bauernkinder aus dem Dorfe gesorgt zu haben, während bisher nur für die Klosterbrüder Lehrer angestellt waren. Eben so thätig nahm er sich der Anordnung der Klosterbibliothek an, und beschenkte sie reichlich. Dem Befehl des Herz. Heinrich Julius, daß der Abt auch die Hoyaischen Landtage besuchen solle, kam er nur per delegatum nach, erwirkte auch einen fürstl. Revers, daß daraus den Kloster-Prärogativen kein Nachtheil erwachsen solle. — Die Versuche, welche, unter Fengers Nachfolger, Johannes VIII., (Beise 1596.) dessen Bestätigung nach seiner geschehenen Wahl anfangs Schwierigkeiten fand, gemacht wurden, das Kloster unter Windensche Hoheit zu ziehen, blieben fruchtlos. — Im J. 1600 succedirte der mehrgenannte Chronist, und damalige Prior Stracke in der Abtswürde, und machte sich, seine Eitelkeit abgerechnet, um das Kloster sehr verdient. Die Würde und Feinheit seines Benehmens geht unter andern aus der Art hervor, wie er allzuerschöpfende Zumuthungen, namentlich des Hochstifts Minden, wegen Leistung eines bedeutenden subsidii charitat., ablehnte; vorzüglich aber aus dem anziehenden Schreiben, welches er an den Abt Masson zu Morimont erließ, und worin er, bey den, über das Kloster umlaufenden bösen Gerüchten, auf sich und seinen Convent das: *Conscia mens recti famae mendacia ridet* des Dichters anwendet. Gleichwohl wurde das Kloster zu manchen, zum Theil höchst sonderbaren Prästationen herangezogen. So verlangte z. B. die Herz. Elisabeth, daß ihr das Klost., bey ihrer Abreise von Stolzenau, 12 starke Pferde; auch einen weißen und zwey braune Hunde, "so schwarze Streifen uff dem Rücken haben", schicken solle. Unter den harten Einbußen des Klost. während des 30 jähr. Krie-

ges, bleibt der Verlust vieler wichtiger Schriften und Urkunden noch immer sehr fühlbar. Gleich empfindlich war der Schaden, der dem Klost. (1615) durch die, unter dem Befehl Heinrichs von Nassau stehenden Holländischen Truppen, welche wegen des Fürstenth. Grubenhagen, zu Gunsten des Lüneburg. Hauses, einen Theil des Calenberg. besetzten, zugefügt wurde. Stracke, der nach Hannover flüchtete, veranschlagt die Einbuße des Klost. durch die 10 tägige Occupation dieser, nach den General: Staaten so genannten, Städtischen Völker, deren militärische Haltung er gar kläglich schildert, auf 3073 Thl. — Fürchterlich waren die J. 1628:38. für die, in dem Stiftsgebiete aufgespürten Hexen und Zauberer. Größtentheils auf das Erkenntniß der Juristen: Facultät zu Rinteln, wurden 28 derselben theils lebendig, theils nach vorangegangener Hinrichtung verbrannt. Ein bloßes Gerücht oder eine Gemeine: Denunciation war zur Begründung einer solchen Bestrafung schon hinreichend. — Nach Herz. Heinrich Julius Tode (1613) ließ dessen Sohn Friedrich Ulrich durch 2. seiner Rätthe die Huldigung des Klost. in Loccum einnehmen. Die gewöhnlichen fürstl. Reversalen bestimmten jetzt, hinsichtlich der Religion, daß Abt, Prior und Convent bey der Augsb. Confession, und dem Corp. doctr. Julior verbleiben sollten. — Im J. 1629 st. Stracke, und Rißov (Johannes IX.) folgte ihm in der Abtswürde, ohne von einem Commiss. ordinis oder princip. confirmirt zu seyn. In demselben J. erging das Restitutionsedict, und Rißov mußte mit allen evangel. Conventualen das Klost. L. räumen, worauf Scherenbeck (1630) als cathol. Abt eingeführt wurde, dessen Installation indeß der Abt von Cisterzien für null und nichtig erklärte und dagegen Joach. v. Luerwald (Bernhardus II. 1631) mit der Abtey providicte. Indes schon 1634 ging die Hoffnung der evang. Conventualen in Erfüllung; sie kehrten nach L. zurück, und die Catholiken mußten das

Kloster räumen. Bernhard ging nach Bremen, soll daselbst die mitgenommenen Kleinodien des Klosters für 1200 Thl. veräußert haben, dann Probst zu Woltingerode im Hildesheim. geworden, und wegen einer, ihm angeschuldigten Schändung der Nonnen in ein Verließ eingesperrt seyn. — Rizovs Nachfolger in der Abtey, Johann Rosebue (1657), welcher erst nach dem, dem fürstl. Commissar. stipulata manu gegebenen Versprechen, sich als Prälat einzig und allein nach dem regierenden Landesherrn schicken zu wollen, eingeführt wurde, wünschte nachmals den C. R. u. Hofpr. Hartkenius zu seinem Nachfolger zu haben; indeß versagte der Herzog der geschehenen Wahl desselben die Bestätigung, worauf Hartk. auf das Successionsrecht verzichtete (1676). — So wurde dann Gerard Molanus, seit 1674 Kirch. Direct. u. C. R. zu Hannover, zum Coadjutor gewählt und wenige Tage nach Rosebue's Tode 1677 bestätigt. Mit Recht darf Hr. Prof. K. den Abt Molan einen von den außerordentlichen Menschen nennen, dergleichen selten geboren werden. Zur Würdigung seiner Verdienste, als Gelehrten, und Direct. des Hannov. Kirch. Wes., wird auf v. Einem Biographie Molanus Magd. 1734 und rücksichtlich seiner, mit Leibniz unternommenen irenischen Versuche zur Vereinigung der cath. und luther. Kirche, welche ihn in den Verdacht des Krypto-Catholicismus brachten, auf Spittler's Gesch. von Hann. 2, 209 ff. verwiesen. Die beiden Statute, welche Molan, zur Sicherung der Existenz des Klosters, als perpetua und irrevocabilia veranlaßte, waren 1) daß kein nobilis, auch wenn er seinen Adel aufgeben wolle, sondern nur studiosi theol., die sich des Predigens, und eines ehrbaren Lebens beflissen, in das Kloster sollten aufgenommen werden; 2) daß alle membra convent., so fern sie nicht ihre Stellen resigniren würden, zum Coelibat sollten verpflichtet seyn. Aus jenem Statut erhellet, daß man es schon damals zu einem Hauptzweck des Klosters machte, eine

Pflanz- und Bildungsschule für Prediger zu seyn. Nolan († 1722.) erreichte ein selten hohes Alter von fast 89 J. Seine nachgelassene Bibliothek, welche die Königl. Biblioth. in Hannover ankaufte, ist auf 1200 Thl., und sein Münzkabinet, dessen Eingang die Inschrift führte: fructus sancti coelibatus, auf 50,000 Thl. geschätzt. Zum Beweis einer gewissen, von ihm nicht wegzubringenden Eitelkeit wird unter andern angeführt, daß er dem Convent ein, auf Pergament eigenhändig von ihm geschriebenes Mspt. mit folgendem Titel in goldener Schrift zusandte: Bonorum operum Gerardi, Abb. Lucc. Decas I-VI. — Schon früher hatte sich Nolan von dem Eide, keinen seiner Verwandten in das Kloster aufzunehmen, entbinden lassen, und so erreichte er denn (1700) seinen Wunsch, daß sein Schwestersohn Böhmer zu seinem Coadjutor erwählt, von dem Landesherrn (1711) bestätigt, und unter dem Namen Christoph I. sein Nachfolger in der Abtey wurde. Ein ausdrücklicher Königl. Befehl, daß der Abt zu L. jederzeit erster Land- und Schatzrath von der Prälatur seyn solle, beseitigte die Widersprüche, welche Böhmer's Einführung als Land- und Schatzrath gefunden hatte, (vergl. Spittler und Meiners histor. Magazin II, 354 ff.). Nur 10 J. stand Böhmer der Abtey vor, und seine Kränklichkeit verhinderte ihn, für das Kloster recht wirksam zu werden. Gleichwol hat er sich durch ein, den Armen legitimes Capital von 1000 Thl., von dessen Zinsen jährlich 50 Arme einen fogen. Abtsthaler erhalten, und durch ein, dem Kloster gemachtes Geschenk eines Diamantringes, und eines, mit Diamanten besetzten Abtskreuzes, ein fortwährendes Andenken gestiftet. Diese Pretiosen werden, nebst dem silbernen Abtsstabe, den, zu Nolan's Zeiten, der Convent. Pestell dem Klostr. verehrte, von dem jedesmal. Abt noch jetzt bey Klosterfeierlichkeiten gebraucht. — Nach Böhmer's Tode trat der Prior Ebel, der schon 1731 zum Coadjutor gewählt u. be-

stätigt war, unter dem Namen Georg in die Abtswürde ein, und erwarb sich, als aufgeklärter und thätiger Mann, besonders während des 7 jähr. Krieges, um sein Stift und Vaterland große Verdienste. Auf seine Vermittelung stiftete das Kloster für die neue Universität Göttingen (1733), durch Aussetzung eines Capitals von 1000 Thl. einen Freystich. Auch legirte er selbst 700 Thl. für Arme. — Da der, 1763 zum Coadjutor erwählte Provisor Leyffer bald darauf verstarb, so ruhet das Successionsgeschäft bis 1769, in welchem der C. N. Chappuzeau, nach geschehener Wahl, die landesherrliche Bestätigung erhielt, und 1770, unter dem Namen Christophorus II, als Abt succedirte. Unter ihm vermachte der Prior Dankwerts dem Kloster 1000 Thl., von dessen Zinsen $\frac{2}{3}$ zu einem Stipendio für Studierende, und $\frac{1}{3}$ zu einer Armenspende bestimmt wurde. Zu den Hauptverdiensten Chappuzeau's gehört theils der Neubau des Hauptgebäudes des Klosters, und der verfallenen Gebäude auf dem Colenfelder Münchhofe; theils die nähere Verbindung, in welche er das Hospitium mit dem Consist. zu Hannover brachte, indem, seiner Anordnung zufolge, forthin kein Convent. und Hospes recipirt werden sollte, der nicht zuvor das tentamen vor demselben bestanden habe; und theils die Erweiterung der Kloster-Bibliothek, zu deren Aufstellung er einen geräumigen Saal einrichten ließ, und die durch die, besonders im Fach der Naturkunde, schöne Büchersammlung, welche ihr der Prior Technopater vermachte, einen bedeutenden Zuwachs erhielt. — Chappuzeau st. nach einer 3 tägigen Krankheit (21. Oct. 1791), ohne für seinen Successor gesorgt zu haben. Der Convent, damals nur aus dem Prior und Einem Conventual bestehend, wählte daher den C. N. Joh. Chrph. Salfeld, und bat, bey der Notification dieser seiner Wahl, um die landesherrliche Bestätigung, die aber, wegen der dabey vorgekommenen canonischen Irregularitäten, versagt wurde, bey

welcher Entscheidung es auch dann sein Bewenden behielt, als der Convent, unter Beyfügung eines jurist. Gutachtens des Geh. Just. R. Kunde, in Öbttingen, die Rechtmäßigkeit seiner Wahl dargethan zu haben glaubte. Dagegen ernannte ein Königl. Rescr. vom 23. Dec. 1791. aus landesherrl. und bischöfl. Macht den C. R. Salfeld zum Abt von Loccum, mit dem Hinzufügen, daß diese Ernennung den Prärogativen des Klosters keinesweges nachtheilig seyn solle, worauf derselbe (4. Jan. 1792) unter dem Namen Christophorus III. introducirt wurde. Wohl würde es, wie Hr. Prof. K. bemerkt, überflüssig seyn, alles einzeln aufzuzählen, was der zeitige verehrte Abt, während seiner 30 jährig. Regierung des Klosters für dasselbe gewirkt hat, da es vor den Augen der Zeitgenossen geschehen ist, und es sich in dem jetzigen Flor des Klosters genugsam ausspricht; gleichwohl durfte er einige der dahin gehörenden Thatsachen nicht für die Nachwelt übergehen. Namentlich setzte die weise Deconomie und Finanzverwaltung des zeitigen Abts denselben in den Stand, nicht nur die, aus kostspieligen Bauten erwachsenen bedeutenden Schulden abzutragen, sondern auch, ohne Nachtheil für die innere Einrichtung des Klosters, die vielfachen Prästationen in der franz. westphäl. Zeit herbeizuschaffen. Gelang es zwar ihm und dem Prior Franzen, die Verwandlung des Klosters in eine franz. Dotation zu verhüten, so stand dasselbe dagegen im J. 1812 der Auflösung in eine Westphäl. Domaine unverholen nahe. Durch die großen Vorgänge im J. 1813 wandte die Vorsehung diesen Unfall ab, und die Hannby. Regierung ließ, bey der Rückkehr des Vaterlandes zu seinem Regentenhause, auch das Kloster in alle seine Rechte und Besitzungen zurücktreten. Außerdem vervollkommnete der zeitige Abt die Bildungsanstalten, besonders das Prediger-Seminarium; gab dem Hospitio eine zweckmäßigere Einrichtung seiner gelehrten und pract. Uebungen; errichtete, unter

Mitwirkung und Genehmigung der Landesregierung, auch in Hannover ein Prediger Seminarium, vorlaupig aus 4 Candidaten bestehend, deren 2 von der Regierung, und 2 vom Kloster jährlich mit 200 Thl. providirt werden; erweiterte das Hospitium durch den, von dem thätigen Provis. Superint. Wagemann vollführten Umbau des wüsten Dormitorii, zur Aufnahme von 8 und mehreren Mitgliedern, und vermehrte die Bibliothek dergestalt, daß sie, nach den, ihr vermachten Büchersammlungen des Hofmed. Bruns, und Prior Franzen, gegenwärtig aus etwa 10,000 Bänden besteht. — Bey der Organisation der allgemeinen Ständeversammlung (1819) ist dem Abte zu Luccum die Stelle eines Mitgliedes der ersten Kammer übertragen; schon früher aber der zeitige Abt zum Commandeur des Guelphen Ordens ernannt. Zwar noch kräftig an Körper und Geist, ist der Abt Salfeld darauf bedacht gewesen, die Wahl seines Nachfolgers in Ordnung zu bringen (1820) und hat die einstimmige Wahl des C. R. Dr. Hoppenstedt in Celle, die Königl. Bestätigung erhalten. Mit dem Wunsche, daß der ehrwürdige Salfeld noch lange zum Segen des ganzen Vaterlandes und des Klosters Luccum mit heiterem Sinne fortwirken möge, schließt Hr. Prof. K. seine Geschichte desselben, und wer sollte nicht mit uns aufrichtig in diesen Wunsch einstimmen!

Angehängt hat der Herausgeber dem Werke: 1) Ein Verzeichniß sämmtlicher Klostermitglieder, seit den letzten 50 Jahren (S. 107-112). 2) Ein gelungenes Gedicht des Hrn. Prof. K. "die Luccaburg, ein Gesicht," (S. 113, 116). 3) 48 Urkunden, theils vollständig, theils im Auszuge; (S. 117-158) wozu noch (von S. 174-180.) einige andere, als Nachträge kommen. 4) 19 Epitaphien, unter welchen sich das, vom Hrn. Prof. K., an dem Monument des Priors Franzen auf der Luccaburg, ausgezeichnet. 5) Christoph Erich Weidemann, (ursprüngl. Verf. dieser Gesch.) eine biogr. Skizze, vom Sup. Wagemann. Wahr und treffend steht hier dem Rec. das Bild des verstorh. W., wie auch er ihn kannte, vor der Seele, und es ist wohl nur seine innige Achtung des Vollenkenden, die ihn schon wüncchen ließ, daß W.'s. ganz dazu geeigneter Biograph sich, gerade bey dieser Veranlassung, nicht auf eine bloße Skizze beschränkt haben möchte. — Die auf dem Titel bezeichnete Kupfertafel gibt die Ansicht des Klosters Luccum von der Nordseite, ist von Hrn. Comperl gezeichnet, und von unserm Rippenhausen mit gewohnter feiner Reinheit und Festigkeit gestochen. Zu beiden Seiten unten steht das Abts und Conventsiegel.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

47. S t ü c k.

Den 22. März 1823.

G ö t t i n g e n.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen.

Der Anfang der Vorlesungen ist auf den 14. April angesetzt.

Oeffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr, gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends aber von 2 bis 4 Uhr. Zur Einsicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Buch, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Zettel, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische, und der öconomische Garten, das Museum, die Ge-

mählbesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

Vorlesungen.

Theologische Wissenschaften.

Encyclopädie, Methodologie, und Geschichte der theologischen Wissenschaften trägt Hr. Cons. R. Stäudlin, nach seinem Lehrbuche (Hannover 1821), um 7 Uhr vor.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr. Geh. Just. R. Eichhorn erklärt den Pentateuch, um 10 Uhr; Hr. Hofr. Tychsen, die Salomonischen Schriften, um 2 Uhr; und, in einer öffentlichen Vorlesung, das Buch der Richter.

Eine historisch-critische Einleitung in das Neue Testament gibt Hr. Prof. Plank 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr. Cons. R. Pott erklärt die drey ersten Evangelien, mit ausführlicher Erörterung der in dem N. T. vorkommenden jüdischen Vorstellungen, um 9 Uhr; Hr. Geh. Just. R. Eichhorn, die erste Hälfte der apostolischen Briefe, um 9 Uhr; Hr. Prof. Plank, die drey ersten Evangelien, synoptisch, um 9 Uhr; und, in einer öffentlichen Vorlesung, den Brief an die Hebräer, Dinst. und Donnerst. um 5 Uhr.

Die Dogmatik trägt Hr. Cons. R. Plank um 11 Uhr vor; Dogmatik und Dogmengeschichte, Hr. Cons. R. Stäudlin, nach der vierten Ausg. seines Lehrbuches (Göttingen 1822), um 8 Uhr.

Die Confessio Augustana erläutert Hr. M. Bialloblock in beliebigen Stunden.

Die ältere Kirchengeschichte trägt Hr. Cons. R. Plank um 8 Uhr vor.

Die Homiletik lehrt Hr. Conf. R. Pott um 2 Uhr, so wie er auch die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminarium fortsetzen wird.

Eine Geschichte und practische Erklärung der Pericopen trägt Hr. W. Hemsen, zweyter Universitäts-Prediger, um 3 Uhr vor, und verbindet damit Uebungen im Disponieren;

Die Theorie der religiösen Catechetik, verbunden mit den ersten practischen Uebungen, Hr. Superint. D. Trefurt, 4 Stunden wöchentlich um 1 Uhr.

Die practischen Uebungen der Mitglieder des catechetischen Seminarium werden unter der Aufsicht des Hrn. Superint. D. Trefurt Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr unentgeltlich fortgesetzt.

Zu Repetitorien und Disputatorien über die theologischen Wissenschaften sind die Repetenten, Hr. M. Bialloblosky und Hr. Bödeker, erbötig; auch werden die lateinischen Disputier-Uebungen des theologischen Vereines von dem Hrn. Rep. Bödeker Dinstags Abends ferner fortgesetzt.

Die Uebungen der theolog. Gesellschaft, unter der Aufsicht des Hrn. Prof. Plank, werden nach der bestehenden Ordnung ihren fernern Fortgang haben.

Indem Repetenten-Collegium wird Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr Hr. Rep. M. Bialloblosky die dogmatischen Beweisstellen, und Hr. Bödeker, mit besonderer Rücksicht auf die Grammatik, auserlesene historische und poetische Stücke des Alten Testaments erklären.

Rechtswissenschaft.

Die Literär-Geschichte des Rechts trägt Hr. Geh Just R. Hugo, während der Ferien, 3 Stunden täglich, um 7, 9 und 10 Uhr, nach der zweyten Ausg. seines Lehrbuches, vor;

Die Encyclopädie des gesammten Rechts, eben derselbe, um 10 und 11 Uhr, nach der sechsten Ausg. seines Lehrbuches, und nach Beendigung derselben die Institutionen. — Die versäumten Anfangsstunden erbiethet sich Hr. Univers. Sec. Secretär Niedel für die zu spät Ankommenden nachzuhohlen. — Hr. Hofr. Bauer trägt juristische Encyclopädie Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 2 Uhr vor;

Das Naturrecht, Privat-Recht so wohl als Staats- und Völkerrecht, Hr. Hofr. Bauer, nach der zweiten Ausg. seines Lehrbuches, 4 Stunden wöchentlich um 8 Uhr. Vgl. Philosophische Wissenschaften.

Das positive Europäische Völkerrecht handelt Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem bey Vandenhoef und Ruprecht erschienenen Grundrisse, Mont., Dinst. und Mittw. um 11 Uhr ab;

Das Deutsche Staatsrecht, Hr. D. von Kobbe, 5 Stunden wöchentlich, um 7 Uhr Morgens;

Das Hannoverische Staatsrecht (nebst dem Privat-Rechte), Hr. D. Quentin, 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr;

Das Criminal-Recht, Hr. Hofr. Bauer, nach Feuerbach, um 10 Uhr; Hr. D. Jordan, nach Meister, in einer zu verabredenden Stunde;

Die Geschichte des Römischen Rechts, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der achten Ausg. seines Lehrbuches, um 7 Uhr;

Geschichte und Alterthümer des Römischen Rechts, Hr. Assessor D. Ribbentrop, um 10 Uhr.

Die Institutionen' des Gajus erklärt Hr. D. Huschke 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr. Eine Auswahl besonders merkwürdiger Stellen der Institutionen des Gajus erklärt Hr. D. Schmidlein Dinst. und Freyt. um 10 Uhr unentgeltlich.

Eine exegetische Vorlesung über auserlesene Stellen des Corpus juris, in Verbindung mit schriftlichen Ausarbeitungen, und (wenn es gewünscht werden sollte) Disputir-Übungen in lateinischer Sprache, hält Hr. Assessor D. Ribbentrop Mont. u. Donnerst. um 5 Uhr.

Die Institutionen des Civil-Rechtes, nach Waldeck, trägt Hr. Prof. Böhmer um 7 Uhr vor; Hr. Hofr. Bauer um 11 Uhr;

Die Institutionen des heutigen Römischen Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der sechsten Ausg. seines Lehrbuches, um 10 und 11 Uhr, nach Beendigung der Vorlesung über die Encyclopädie des Rechts;

Die Institutionen des ältern sowohl als neuern Römischen Rechtes, Hr. Prof. Göschen um 9 und 11 Uhr;

Die Institutionen des Römischen Rechtes, verbunden mit der Geschichte der einzelnen Lehren und mit vorausgeschickter äußern Geschichte des Römischen Rechtes, Hr. D. Schmidlein um 9 Uhr;

Die Pandecten, nach der Ordnung der Partes und Bücher der Digesta so wohl als des Codex, und die Exegese der in die dritte Chrestomathie aufgenommenen Stellen, Hr. Geh. Just. R. Hugo um 9 Uhr;

Die Pandecten, oder ein allgemeines System des heutigen Civil-Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Meiser, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Grundriss, um 9 u. 11 Uhr; Hr. D. Elvers, nach der dritten Ausgabe von Heise's Grundriss, um 9 u. 11 Uhr;

Das Erbrecht, Hr. Prof. Göschen, um 7 Uhr; Hr. D. Kern, nach Heise's System, um 7 Uhr, 5 Stunden wöchentlich.

Ein practisches Collegium über das Civil-Recht hält Hr. D. Brose 3 Stunden wöchentlich um 11 Uhr. Hr. D. Elvers hält ein Civil-Practicum, als einen zweyten practischen Theil von Pandecten-Vorlesungen, im Allgemeinen nach den in seiner Schrift 'Ueber den Begriff und die Einrichtung eines Civil-Practicums. Aufl. 2.' dargelegten Grundsätzen, dießmahl jedoch ohne schriftliche Arbeiten, 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr.

Zu Examinatorien, und Repetitorien über das Römische Recht erbiethet sich Hr. D. Rothamel, u. Hr. D. Valett.

Das Kirchenrecht trägt Hr. Prof. Böhmer, nach dem Handbuche seines sel. Vaters, um 9 Uhr vor; Hr. D. Brose, nach Wiese's Handbuche (Ausg. 4), 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr; Hr. D. Valett, um 3 Uhr; Hr. D. Elvers, nach Walter's Lehrbuche (Bonn 1822), um 5 Uhr;

Das Protestantische Kirchenrecht, verbunden mit einer Uebersicht des Catholischen, zunächst für Theologen, Hr. M. Böhmer, nach eigenem Grundrisse, 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Das Deutsche Privat-Recht und das Lehnsrecht. Hr. Hofr. Eichborn, 2 Stunden täglich, um 6 und 8 Uhr Morgens;

Das Deutsche Recht, Hr. D. Brose, nach Göde (Jus Germanicum privatum. Götting. 1806), 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr

Das Privat-Recht des Königreiches Hannover (nebst dem hannoverschen Staatsrechte), Hr. D. Quentin, 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr;

Das Lehnrecht, Hr. D. Rothamel, nach Päß, in einer beliebigen Stunde;

Das Handelsrecht, Hr. D. Kern, nach eigenem Plane, 4 oder 5 Stunden wöchentlich, um 11 Uhr; das Handelsrecht, insbesondere das Wechsel- und Seerecht, mit besonderer Rücksicht auf die neuesten Gesetzgebungen und auf das Recht der freyen Städte, Hr. D. Kraut, 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr;

Die Theorie des bürgerlichen Processus, Hr. Prof. Bergmann, nach einem eigenen den Subdornern mitzutheilenden Grundrisse, und mit Beziehung auf Martin, 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr, und Sonnab um 1 Uhr;

Die Theorie des hannoverschen Civil-Processus, Hr. D. Quentin, 3 Stunden wöchentlich um 1 Uhr, unentgeltlich.

Ein practisches Collegium über den Proceß hält Hr. Prof. Bergmann 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; ein Relatorium, eben derselbe 3 Stunden wöchentlich um 10 Uhr. Hr. Licent. Luz lehrt den bürgerlichen Proceß theoretisch und practisch wöchentlich 10 Stunden, um 8 und 3 Uhr, wobey er Martin's Lehrbuch zum Grunde legen, und auf den bey dem Königl. Ober-Appellations-Gerichte zu Celle statt habenden Proceß besondere Rücksicht nehmen wird.

General-Examinatoria über alle Rechtstheile

in deutscher oder lateinischer Sprache halten Hr. D. Jordan, Hr. D. Korhamel, Hr. D. Brose, Hr. D. Valett. Zu Repetitorien und Examinatorien in den einzelnen Theilen der Rechtswissenschaft, ist Hr. D. Valett erbötig, welcher auch für diejenigen, die Examinatorien bey ihm besuchen, unentgeltlichein Practicum veranstalten, und über die Zeit zur Beurtheilung der Arbeiten besondere Verabredung treffen wird.

Heilkunde.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Die Neurologie trägt Hr. Hofr. Langenbeck Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. und Sonnab. um 6 Uhr M. vor;

Die Osteologie und Synthesmologie, Hr. Prof. Hempel, nach der vierten Ausgabe seiner 'Anfangsgründe der Anatomie (1823)', Dinst. und Freyt. um 11 Uhr;

Die Physiologie, Hr. Ober-Med. R. Blumenbach, 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Physiologie und allgemeine Pathologie, Hr. Prof. Hempel, nach seinem Lehrbuche, 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Physiologie des Menschen, mit besonderer Rücksicht auf vergleichende und pathologische Anatomie, Hr. D. Spitta 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Physische und psychische Anthropologie, Hr. D. Marx, Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 6 Uhr.;

Allgemeine Nosologie, und Therapie, nach vorgängiger Einleitung in die allgemeine Physiologie, Hr. D. Kraus, 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Allgemeine Pathologie und allgemeine Therapie, erstere nach Conradi's Handbuch. Ausg. 3. 1822, Hr. D. Marx, 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr;

Allgemeine und besondere Heilmittel-Lehre, Hr. D. Kraus, 6 Stunden wöchentlich, um 6 Uhr Morgens;

Die Arzneimittellehre, Hr. D. Klose, 6 Stunden wöchentlich, um 4 Uhr, oder in einer bequemern Stunde;

Die Receptierkunde, verbunden mit häuslichen Uebungen nach schriftlich mitgetheilten Krankheitsfällen, oder mit einem so gen. Casuisticum, Hr. D. Kraus 4 Stunden wöchentlich um 7 Uhr M. oder in einer bequemern Stunde;

Die Pharmacie Hr. Hofr. Stromeyer, der jüngere, um 6 Uhr Morgens;

Die specielle Pathologie, Hr. Hofr. Stromeyer, der ältere, um 6 Uhr;

Die specielle Therapie, derselbe um 7 Uhr;

Den ersten Theil der speciellen Nosologie und Therapie, welcher die Krankheiten der größern Systeme des menschlichen Körpers begreift, Hr. Hofr. Himly, 6 Stunden wöchentlich, um 10 Uhr;

Die specielle Nosologie und Therapie der chronischen Krankheiten, Hr. D. Kraus in 6 bis 8 Stunden wöchentlich, welche am schwarzen Brete bestimmt werden sollen.

Die Krankheiten der Frauen und neugebornen Kinder handelt Hr. Prof. Oslander, 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr ab;

Die Augenkrankheiten, Hr. Hofr. Langenbeck um 7 Uhr;

Die erste Hälfte der Chirurgie, Hr. Hofr. Langenbeck von 1 bis 3 Uhr;

Die medicinische Chirurgie, Hr. Hofr. Himly, 6 Stunden wöchentlich um 3 Uhr;

Die Manual-Chirurgie, Hr. Hofr. Langenbeck, privatissime.

Uebungen in Operationen bey Krankheiten der Augen und Ohren stellt Hr. Hofr. Himly privatissime an;

Uebungen in Operationen bey Augenkrankheiten, Hr. Hofr. Langenbeck, privatissime.

Practischen Unterricht im chirurgischen Verbands gibt Hr. D. Vaulk um 7 Uhr Abends.

Die Zahnkrankheiten, nebst den dabey erforderlichen Operationen handelt derselbe in einer gelegenen Stunde ab.

Die Direction des Entbindungshospitals wird, noch vor dem Anfange der Vorlesungen, Hr. Prof. Mende übernehmen, und in demnächst zu bestimmenden Stunden diejenigen Theile der Heilkunde abhandeln, über welche vormahls der Hofr. Oslander Vorlesungen zu halten pflegte. — Hr. Prof. Oslander lehrt die Entbindungskunst 6 Stunden wöchentlich um 9

Uhr; und gibt privatissime um 10 und 3 Uhr Anlei-
tung zu den geburtshülfflichen Operationen.

Staats-Arzneymissenschaft, d. h. 1. ge-
richtliche Arzneymissenschaft, nach der drit-
ten Aufl. von Henke's Lehrbuche, in Verbindung mit
practischen Ausarbeitungen, und 2. medicinische
Policeywissenschaft, trägt Hr. D. Marx 5 Stun-
den wöchentlich um 4 Uhr vor;

Gerichtliche Medicin für Aerzte und Rechtsge-
lehrte, verbunden mit practischer Anleitung zum Ab-
fassen von Fundscheinen und Gutachten, Hr. D. Spitta
6 Stunden wöchentlich um 5 Uhr.

Examinatoria und Disputatoria über die
verschiedenen Zweige der Medicin hält Hr. D. Spitta
in lateinischer oder deutscher Sprache.

Die medicinischen und chirurgischen clini-
schen Uebungen in dem academischen Hospitale und
in den Privat-Wohnungen der Kranken wird Hr.
Hofr. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die
er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-
chirurgischen Klinik zu Göttingen. 1803' entwickelt hat,
fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12
Uhr täglich.

Für die clinischen Uebungen im chirurgi-
schen Krankenhause bestimmt Hr. Hofr. Langenbeck
die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Ueber denjenigen Theil der Thierarzneykunde,
welcher die Beurtheilung des Aeußern des Pferdes be-
trifft, hält Hr. Stallm. Ayer eine Vorlesung.

Der Director der Königl. Thierarzneyschule,
Hr. D. Lappe, hält 6 Stunden wöchentlich um sieben Uhr
eine Vorlesung über die Krankheiten sämtli-
cher landwirthschaftlicher Hausthiere; und
trägt die Pathologie der Hausthiere 4 Stun-
den wöchentlich um 2 Uhr, und die rationelle Vieh-
zucht 4 Stunden wöchentlich um 1 Uhr vor. Die
practischen Uebungen werden täglich um 10 Uhr
gehalten.

Philosophische Wissenschaften.

Allgemeine Geschichte der Philosophie,
oder Darstellung und Erörterung der merkwürdigsten
Lehren, auf welche die berühmtesten Philosophen ihre
Systeme gegründet haben, trägt Hr. Hofr. Bouterwek
5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor;

Logik, und Encyclopädie der Philosophie, Hr. Hofr. Schulze, 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr, jene nach der vierten Ausgabe seines Lehrbuches, diese nach der dritten und verbesserten Ausgabe seiner Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften;

Psychologie, Hr. Hofr. Schulze, nach seiner 'Psychischen Anthropologie. Ausg. 2.' um 5 Uhr, nebst einer von der Mitte des Sommers hinzukommenden, der Erläuterung der in dem Anhange jenes Buches enthaltenen Lehre von den Geelenkrankheiten bestimmten Stunde Sonnab. um 7 Uhr;

Metaphysik und Religions-Philosophie, Hr. Hofr. Bouterwek, nach der zweyten Ausgabe des ersten Theiles seines Lehrbuches der philosophischen Wissenschaften, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 8 Uhr;

Naturrecht, nach Principien der allgemeinen praktischen Philosophie, mit besonderer Anwendung auf die Grundlehren der Politik, Hr. Hofr. Bouterwek, nach dem zweyten Theile seines Lehrbuches der philosophischen Wissenschaften, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 10 Uhr; (Vgl. Rechtswissenschaft)

Das natürliche Criminal-Recht in seinen Verhältnissen zu den merkwürdigsten Gesetzgebungen älterer und neuerer Völker, Hr. M. Bödmer, nach eigenen Dictaten, 4 Stunden wöchentlich um 7 Uhr;

Die gesammte Politik, oder die Lehre von der Verfassung und Verwaltung des Staats, Hr. Hofr. Sartorius um 9 Uhr; Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse (bey Vandenhoef und Ruprecht, 1821), um 2 Uhr;

Die National-Deconomie nebst der Finanzwissenschaft, Hr. Hofr. Sartorius um 5 Uhr (nicht, wie fälschlich in dem lateinischen Cataloge steht, um 6 Uhr); Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse (bey Vandenhoef und Ruprecht, um 9 Uhr);

Allgemeine Encyclopädie der gesammten Cameral-Wissenschaften, d. h. einen kurzen Inbegriff der Déconomie, Forstwissenschaft, Technologie, Handlungs-Policey- und Finanzwissenschaft, Hr. M. Hüne 4 Stunden wöchentlich.

Ein staatswissenschaftliches Practicum hält Hr. Hofr. Sartorius in einer passenden Stunde.

Die Handlungs-Wissenschaft, mit Rück-

sicht auf das Handelsrecht, trägt Hr. Prof. Saalfeld, Donnerst., Freyt., und Sonnab. um 11 Uhr vor;

Die gesammte Landwirthschaft, Hr. M. Hüne 4 Stunden wöchentlich um 7 Uhr, verbunden mit Excursionen;

Die Encyclopädie der Bergwerks-Wissenschaften, Hr. Hofr. Hausmann, Dinst. und Donnerst. um 8 Uhr.

Die Technologie handelt Hr. Hofr. Hausmann, nach Beckmann, 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr ab, und besucht mit seinen Zuhörern die Fabriken, Manufacturen und Werkstätten hiesiger Stadt und Gegend.

Zu Repetitorien und Disputatorien über philosophische Wissenschaften er bietet sich Hr. M. Billobloky.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik lehrt Hr. Hofr. Thibaut um 4 Uhr;

Die Differential- und Integral-Rechnung, Hr. Hofr. Thibaut um 11 Uhr

Die analytische ebene und sphärische Trigonometrie, so wie auch die Stereometrie, Hr. Prof. Ulrich um 9 Uhr.

Eine Einleitung in die practische Geometrie gibt Hr. Hofr. Thibaut um 2 Uhr.

Die practische Geometrie lehrt Hr. Prof. Ulrich, mit Anwendung theils von Hrn. Hofr. Thibaut ihm gütigst zugestanderer theils eigener Werkzeuge, Dinst., Mittw. und Donnerst. von 5 bis 7 Uhr; Hr. M. Schrader, in besonderer Hinsicht auf Camerallisten, Forstmänner und Deconomen, Abends von 5 bis 7 oder in andern passenden Stunden; Hr. M. Focke um 6 Uhr Abends.

Die theoretische Astronomie trägt Hr. Prof. Harding um 10 Uhr vor. — Hr. Hofr. Gauß wird seine Vorlesungen, im Falle die von Königl. Regierung ihm auftragene Gradmessung ihm diesen Sommer Zeit dazu übrig läßt, am schwarzen Brete anzeigen.

Zur Kenntniß der Gestirne gibt Hr. Prof. Harding in bequemen Abendstunden Anleitung.

Die Lehre von der Bestimmung der geogra-

phischen Breite und Länge trägt Hr. Prof. Harding um 3 Uhr vor.

Die bürgerliche Baukunst lehrt Hr. Prof. Ulrich um 8 Uhr, und verbindet damit Uebungen in architectonischen Zeichnungen; Hr. M. Schrader, nach eigenen Dictaten, verbunden mit Ausarbeitung der dahin gehörigen Risse, in zu verabredenden Stunden; Hr. Ober-Bau-Commissair Borheck, nach dem zweyten Theile seines Lehrbuches der Landbaukunst, um 8 Uhr.

Die Landbaukunst lehrt Hr. Ober-Bau-Commissair Borheck, nach seinem Handbuche der Land-Baukunst, Th. 1. um 7 Uhr.

Eine Anleitung Stadt- und Landgebäude zweckmäßig zu ertinden und die Risse gehörig auszuarbeiten gibt Hr. M. Schrader privatissime.

Perspectivische Zeichenkunst, lehrt eben derselbe privatissime.

Eine Anleitung zur architectonischen Zeichenkunst gibt Hr. Zeichenmeister Eberlein in beliebigen Stunden.

Eine Anweisung zur Anfertigung richtiger Bau-Anschläge ertheilt Hr. M. Schrader um 7 Uhr, oder in einer demnächst zu bestimmenden Stunde.

Die Straßen- und Brückenbaukunst, lehrt Hr. M. Schrader privatissime; Hr. Ober-Bau-Commissair Borheck um 10 Uhr.

Eine Anweisung in der militärischen Aufnahme nach dem Augenmaße gibt Hr. M. Schrader 3 bis 4 Stunden wöchentlich in zu verabredenden Stunden.

Unterricht im Planzeichnen gibt Hr. M. Schrader, so wie auch Hr. Zeichenmeister Eberlein.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der mathematischen Wissenschaften ist Hr. M. Schrader erbötig.

N a t u r l e h r e.

Die Naturgeschichte trägt Hr. Ober-Medicinal-M. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich, um 5 Uhr vor;

Die allgemeine Botanik, Hr. Hofr. Schrader um 7 Uhr; die öconomische und Forst-Botanik, um 8 Uhr; die medicinische Botanik, Mont-, Dinst. und Mittw. um 6 Uhr Abends; Sonnab. um

2 Uhr stellt er botanische Excursionen an; und gibt in den gewöhnlichen Stunden im botanischen Garten Demonstrationen. — Hr. Dr. Meyer liest allgemeine und specielle Botanik in später zu bestimmenden Stunden. — Hr. M. Bartling trägt specielle Botanik nach den natürlichen Familien 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr vor; Forst- und öconomische Botanik, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 8 Uhr; Medicinische Botanik vier Mal wöchentlich um 3 Uhr. Mit den Vorlesungen verbindet er botanische Excursionen, die Sonnabends oder Sonntags gemacht werden.

Die Geognosie lehrt Hr. Hofr. Hausmann 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr Morgens, und stellt außerdem mit seinen Zuhörern geognostische Excursionen an.

Zu mineralogisch-practischen Uebungen bestimmt Hr. Hofr. Hausmann die Stunde von 8 bis 9 Uhr des Mont., Mittw. und Freyt., und verbindet damit Demonstrationen im Academischen Museum.

Die Experimental-Physik trägt Hr. Hofr. Mayer, nach der vierten Ausgabe seines Lehrbuches, um 4 Uhr vor.

Die Lehre von der Polarität des Lichtes, so wie von der Inflexion und Diffraction desselben handelt Hr. Hofr. Mayer, mit den dahin gehörigen Versuchen, Sonnab. um 11 Uhr öffentlich ab;

Die Physische Geographie, Hr. Prof. Bunsen um 8 Uhr;

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, Hr. Hofr. Stromeyer, der jüngere, um 9 Uhr.

Von den Grundlehren der chemischen Analyse trägt eben derselbe den dritten Theil Sonnab. um 8 Uhr öffentlich vor.

Die practischen chemischen Uebungen in dem academischen Laboratorium werden Dinst. u. Freyt. von 1 bis 3 Uhr fortgesetzt werden.

Historische Wissenschaften.

Allgemeine Länder- und Völkerkunde trägt Hr. Hofr. Heeren 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr vor, mit Hinweisung auf die den Zuhörern vorzulesenden Karten;

Die Diplomatie, Hr. Hofr. Tychsen, nach seinem Grundrisse, um 1 Uhr;

Die alte Geschichte Hr. Hofr. Heeren, nach

seinem Handbuche, Ausgabe 4, 5 Stunden wöchentlich, um 4 Uhr;

Die Jüdische Geschichte, mit vorausgeschickten geographischen Einleitungen, Hr. M. Matthäi 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Die Geschichte des neuern Europa und seiner Colonien, vom Anfange des 16. Jahrhunderts, Hr. Hofr. Heeren, nach seinem Handbuche, Ausgabe 4, um 3 Uhr;

Die Geschichte der neuesten Zeit vom Anfange der Franz. Revolution bis auf unsere Zeiten, Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse (bey Vandenhoeck und Ruprecht, 1821), um 3 Uhr;

Die Geschichte der Deutschen, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Rechts-Institute, nach Voigtels Deut. der Geschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Halle. 1818', Hr. M. Böhmer 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Deutsche Geschichte, Hr. D. von Kobbe, 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr;

Geschichte des Königreichs Hannover und des Herzogthums Braunschweig, derselbe, nach seinem Abrisse (Göttingen, bey Rosenbusch 1822), 6 Stunden wöchentlich um 3 Uhr;

Die Statistik der Europäischen Staaten und des Nord-Americanischen Freystaates, Hr. Hofr. Sartorius, um 2 Uhr.

Ueber die Staatskunde der Nassauischen Lande wird Hr. Hofr. Sartorius für die hier studirenden Nassauer in einer ihnen passenden Stunde eine Vorlesung halten.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Literär = Geschichte.

Die allgemeine Literär = Geschichte trägt Hr. Hofr. Neuf 4 Stunden wöchentlich vor.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

Schöne Künste.

Ueber den Deutschen Stil hält Hr. Prof. Bunsen Dinät., Donnerst. und Freytag um 5 Uhr eine Vorlesung, verbunden mit practischen Uebungen.

Einen historischen und kritischen Abriss der Geschichte der Französischen Literatur gibt

Hr. Prof. Artaud, 4 Stunden wöchentlich in Französischer Sprache.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Unterricht im Zeichnen, sowohl im Allgemeinen als auch besonders im Landschaftszeichnen, im Zeichnen anatomischer, und naturhistorischer Gegenstände, im architectonischen Zeichnen, und im Planzeichnen gibt Hr. Zeichenmeister Eberlein.

Die Theorie der Musik trägt Hr. Musik-Director Heintzsch Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 1 Uhr vor. Außerdem ertheilt er Privat-Unterricht im Singen und Clavierpielen, und hält seine Sing-Academie Mont. Ab. um 8 Uhr.

In der Schönschreibekunst unterrichtet der Universitäts-Schreibmeister Hr. Organist Henze.

Alterthumskunde.

Die Archäologie und Geschichte der Kunst bey den Alten trägt Hr. Prof. Müller 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr (nicht, wie fälschlich im lateinischen Cataloge steht, um 9 Uhr) privatissime vor.

Orientalische und alte Sprachen.

Die hebräische Grammatik lehrt Hr. Conf. R. Pott um 10 Uhr; Hr. M. Matthäi, in beliebigen Stunden, privatim und privatissime.

Die Syrische Sprache lehrt Hr. Geh. Just. R. Eichhorn um 2 Uhr;

Die Persische Sprache, Hr. Hofr. Tychsen, privatissime.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Ueber die Metrik der Griechischen und Römischen Dichter und über die Beschaffenheit der alten Musik hält Hr. Prof. Dissen eine Vorlesung um 5 Uhr.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller: Hr. Hofr. Mitscherlich übt Mont. und Dinst. um 11 Uhr die Mitglieder des Philologischen Seminarium in der Erklärung der Epya und der Theogonie des Hesiodus. Hr. Prof. Müller erklärt den Herodot 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr; und den gefesselten Prometheus von Aeschylus 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr M.; Hr. M. Lion, Plusfarch's Themistocles u. Alcibiades, 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr; Hr. M. Lachmann, Platon's Phädon, und,

wenn es die Zeit erlaubt, noch eines der kleinern Gespräche, um 4 Uhr; Hr. M. Bialloblosky, Xenophon's Socratiche Denkwürdigkeiten. — Privat-Unterricht im Griechischen gibt Hr. M. Lünemann, Hr. M. Lion, Hr. M. Bialloblosky, Hr. M. Matthäi.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller: Hr. Hofr. Mitscherlich erklärt Horazens Satiren u. Briefe nebst dem Briefe an die Pisonen um 2 Uhr. Hr. Prof. Dissen übt die Mitglieder des philologischen Seminarium Donnerst. u. Freyt. um 11 Uhr in der Erklärung des Valerius Flaccus, u. erläutert 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr Cicero's Bücher de officiis. Hr. Prof. Müller übt Mittw. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminarium im Disputieren. Hr. M. Lion erklärt 5 Stunden wöchentl. um 5 Uhr Ab. Taciti historiae. H. M. Bialloblosky, Cicero's Bücher de legibus. Hr. M. Matthäi hält in bequemen Stunden viermahl wöchentlich ein lateinisches Disputatorium, verbunden mit schriftlichen und mündlichen Uebungen im Uebersetzen. — Privat-Unterricht im Lateinischen gibt Hr. M. Lünemann, Hr. M. Lion, Hr. M. Bialloblosky.

Eine Anleitung zur Kenntniß, zum sichern Verstehen, und zur richtigen Beurtheilung der Mittelhochdeutschen Dichter gibt Hr. Hofr. Benecke Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr.

Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud, und Hr. Lector von Chateaubourg. Zu gleichen Zwecken erbiethet sich Hr. M. Lion, u. Hr. M. Dubois.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache trägt, in Verbindung mit zweckmäßigen Uebungen, Hr. Hofr. Benecke Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 6 Uhr Ab. vor. Ferner ertheilt Hr. Cand. Bodenburg Unterricht im Englischen, wobey er sich der Französischen Sprache zur Erklärung und Vergleichung bedienen wird.

Die Italiänische u. Spanische Sprache lehrt Hr. Prof. Bunsen um 4 Uhr; Hr. Cand. Bodenburg lehrt das Italiänische in beliebigen Stunden, nach seiner so eben erwähnten Methode.

Die Reithahn ist dem Hrn. Stallmeister Ayrer untergeben; der Fechtboden dem Hrn. Fechtmeister Castrop; der Tanzboden dem Universitäts-Tanzmeister.

Wegen der Logis kann man sich an den Logis-Commissär, Pedell Schäfer, wenden; Auswärtige, welche Logis suchen, können von ihm sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.

Den 24. März 1823.

E d i n b u r g h.

The Farmer's Magazine; a periodical Work, exclusively devoted to Agriculture and rural Affairs: Vol. XX. 1819. auf 522 S. Vol. XXI. 1820 auf 520 S. Vol. XXII. 1821 auf 520 S. in 8.

Diese Zeitschrift hat vor andern ihres Gleichen den großen Vorzug, daß sie unmittelbar in das Leben eingreift, und die Interessen der Landwirthschaft so, wie sie die Zeit eben aufregt, mit ihren Lesern gleichsam beräth. Daher sind auch die oben genannten drey Bände so voll von Schriften über den Druck, unter dem die Landwirthschaft jetzt so sehr leidet; über die Auswanderung, wodurch sich Manche, ganz nutzlos gewordene noch zu retten hoffen; über die Maassregeln, womit die landwirthschaftlichen Vereine das Wirthschafts-Wesen im Allgemeinen noch immer zu einer höhern Stufe von Vollkommenheit zu heben suchen; und einen großen Theil des Raums nehmen dann die landwirthschaftlichen Correspondenz-Nachrichten weg. Alles Schreiben über die Einwirkung der Regierung auf die Verbesserung des gegenwärtigen

unglücklichen Zustandes der Landwirthes hat zwar, wie wir nun aus dem Bekenntnisse des Hrn. Canning wissen, zu keinem Zwecke geführt. Die Regierung kann bey dem besten Willen, wovon sie b. lebt ist, nichts thun, sondern muß den Landwirthen überlassen, sich zu gedulden oder selbst zu helfen. Die über die Sache statt gehabte Discussionen haben aber doch einer Menge von Erfahrungen, Ideen, Meinungen und Urtheilen, die in der Folge noch von vielseitigem Nutzen seyn werden, ihr Daseyn gegeben. Das Auswandern erscheint immer weniger als eine unpopuläre Maaßregel, und die Regierung selbst, wenn sie es auch nicht direct befördert, hindert es doch auch nicht. Neu-Süd-Wallis, das Vorgebirge der guten Hoffnung, und Oberkanada sind die Gegenden, auf die man die Blicke der Veränderungslustigen zu ziehen sucht. Gegen den Staat von Illinois weckt man hier aber manche Bedenklichkeit; ob mit Rechte, oder aus National-Eifersucht — lassen wir dahin gestellt seyn. Die landwirthschaftlichen Vereine fahren indessen noch unermüdet fort, den Eifer für inländische Verbesserungen zu erregen, und zu unterhalten. Hauptsächlich bleibt es aber die Viehzucht, auf deren Verbesserung sie hinarbeiten. Ungemein lehrreich und unterhaltend finden wir den Brief-Wechsel über landwirthschaftliche Gegenstände, womit jeder Heft schließt; aber freylich ist derselbe für Ausländer nicht berechnet, sondern nur für Einländer, die von den Mittheilungen nach ihren bestehenden Verhältnissen wirklich Gebrauch machen können, und sie dazu auch früh genug erhalten. Die einzelnen Abhandlungen können wir nicht alle in den Schuß nehmen. Viele enthalten allerdings unbedeutende, oder auch unrichtig aufgefaßte Bemerkungen und verfehlte Râsonnements. Die Mehrzahl verdient aber alle Achtung. Hier können wir überhaupt nur folgender Erwähnung thun. Ueber die Temperatur des Bodens. Von einem Ungenannten. Enthält neue, gute Beobachtungen. The

Round System: besteht darin, daß die Armen-Väter arbeitsfähige Armen, für die es aber an Arbeit fehlt, zu den Landwirthen Reihe um in die Arbeit schicken können, wobei aber, wenn diese ihren Unterhalt nicht ganz verdienen, das Fehlende aus der Armen-Casse zugeschossen werden muß. Agriculture of Hanover. Aus Thom-Hodgskin's Reisen durch Nord-Deutschland. Unsere Landwirthschaft ist hier gewiß nur flüchtig beobachtet, und ungründlich beurtheilt. Die Darstellung des Verhältnisses derselben zu unserer politischen Verfassung ist aber fast ganz verfehlt. Vergleichung des Arbeitslohns mit dem Preise der Lebens-Mittel. Hier findet der Verf., daß die Arbeit, die in 1803 nur 63 Pinten Weizen gekostet hat, in 1495 mit 199 Pinten bezahlt worden ist. Unserer Meinung nach geben dergleichen Râsonnements kein Resultat: weil, wenn sie eines geben sollten, auf beiden Seiten die Umstände alle verglichen werden müßten, was aber wegen Mangels an Nachrichten fast nie geschehen kann. Auszug aus Arthur Young's Lebens-Beschreibung von Paris. Die Lebens-Beschreibung dieses in der Landwirthschafts-Geschichte, der letzten 60 Jahre so hochberühmten Mannes ist ein vortreffliches Werk, und dieser Auszug ist völlig befriedigend und erschöpfend. Ref. kann hier nur die Bemerkung nicht unterdrücken, die sich ihm, so oft er über Young nachdenkt, immer aufdringt, daß dieser räthselhafte Mann, der als öconomischer Schriftsteller einen so großen, durch alle fünf Welttheile verbreiteten Namen erlangt hat, doch nur öconomischer Schriftsteller, und nichts weniger als Deconom gewesen ist. Nie hat er seine eigene Wirthschaft ausgezeichnet geführt; nie hat er tiefe, gründliche Kenntniß der Deconomie besessen, oder sich auch nur durch ein sorgfältiges Studium der Hülfswissenschaften dazu fähig gemacht; nie hat er eine bedeutende Entdeckung in der Deconomie gemacht, selbst seine bekannten öconomischen Versuche

haben so, wie sie es wegen ihrer Ungründlichkeit und Ungenauigkeit auch nicht verdienten, nie Aufsehen erregt. Sein Verdienst schränkte sich allein darauf ein, daß er das auffallende Neue, was er in jener Zeit des Tagwerdens der Landwirthschafts-Wissenschaft Andere thun sah, ohne Unterschied, ob es gut oder nicht gut, wenn es nur glänzend war, mit der bekannten Lebhaftigkeit seines Geistes auffaßte, und mit seiner feurigen, hinreißenden Darstellungs-Gabe beschrieb, wobey er sich, wie es Lullin de Chateauxvieur bey einer gewissen Gelegenheit sehr treffend sagt, nur immer bestrebte, to compare our observations on Agriculture with a view to obtain general results. Zufall war Anfangs der Verbreitung seiner Schriften günstig; und als er erst die Annalen des Ackerbaues herauszugeben anfang, gewöhnte man sich leicht an den Gedanken, alles Vorzügliche, das in diesen enthalten war, als von ihm ausgehend, und ihn zugleich als den höchsten Richter über Werke der Landwirthschafts-Wissenschaft anzusehen. Nun unterschied man den Deconomen und den Schriftsteller in ihm nicht mehr; und man dachte sich die neue Englische Wirthschaft in ihrem hohen Umschwunge, und die Youngsche wohl gar als gleichbedeutend. — Vergleichung des englischen und des schottischen Weizens in der Güte. Das alte Vorurtheil, daß der englische den schottischen in der Güte weit übertrefte; wird hier durch Versuche widerlegt. Ueber die Drill-Wirthschaft. Diese Wirthschaft fängt in dem Inselreiche an immer weiter sich auszubreiten; und nachdem sie Hr. Coke zu Helkham so ernsthaft in dem Schutze genommen hat; bekennt sich auch Sir John Sinclair dazu, jedoch — wie recht, unter Einschränkungen. Zum Behacken der Reihen bedient man sich häufig auch wieder der Handhacke. Bey dem Behacken unterscheidet man jetzt mehr als sonst die dreyerley Operationen, nemlich des Auflockern des Bodens, die Zerstorung des Unkrauts und die Behäufung der Rei-

hen; vermeidet aber unter Umständen die Behäufung. Mehrere Landwirthe, und besonders auch Coker dringen dabey sehr auf das dicke Säen — scheinen darüber aber doch mit sich selbst noch nicht so ganz im Reinen zu seyn. Was das Drillen sehr befördern wird, ist, daß sich schon Leute finden, die mit der Maschine umherziehen, und die Operation gegen einen ganz mäßigen Preis im Accord verrichten. Der kleine Landwirth braucht sich also die Maschine nicht anzuschaffen, und er ist sicher, daß diese geübten Leute die Arbeit besser machen, als er es bey seinem Mangel an Uebung selbst könnte. In Betreff der Erhaltung des Board of Agriculture für die Zukunft lesen wir hier eine Bekanntmachung, nach welcher die Regierung die Unterstützung, die sie ihm bisher gegeben hat, wieder einziehen will; der Verein aber hofft, die Patrioten des Landes werden den Abgang durch Geschenke und jährliche Beyträge ersetzen. In dieser Hoffnung fördert nun der Verein dazu auf, und bietet die Vortheile an, die ein Jeder nach dem Verhältnisse seines Zuschusses zu genießen haben soll. In Deutschland könnte eine solche Maßregel bestreben; in England, wo man die Sachen nimmt, wie sie sind, kann sie es aber gar nicht. Die Society for the Encouragement of Arts and Manufactures hat ja auch keinen andern Fonds. Vergleichung der Cultur mit dem Grabscheite, mit der mit dem Pfluge. Ein Hr. Falla trägt hier seine Erfahrungen vor, nach welchen der Morgen unter einerley Umständen bey der ersten nur 5 Schilling mehr gekostet, aber 12 Pf. 4 Schilling mehr eingebracht hat.

Paris.

Bey Gide dem jüngern und Nicolle: *De la Monarchie françoise depuis la seconde restauration jusqu' à la fin de la session de 1816, avec un supplément sur la session actuelle.*

Par Mr. le comte de Montlosier. 1818. C. XVI 490 in Octav.

Vorliegendes Werk soll, wie der Verfasser selbst erklärt, als eine Fortsetzung seiner frühern Schriften de la Monarchie françoise depuis son établissement jusqu' en 1814 und de la Monarchie françoise depuis le retour des Bourbons jusqu' au 1er Avril 1815, welche beide zu ihrer Zeit (im Jahrg. 1819) in diesen Blättern angezeigt worden, betrachtet werden. Wir wollen uns bemühen den Hauptinhalt dieses nicht eben immer sehr anziehend geschriebenen Werkes mit möglichster Kürze und Genauigkeit anzugeben. Nachdem sich der Verfasser in der Vorrede beklagt, daß weder die Verbündeten, noch die Bourbons auf seine ihnen früher ertheilten Winke und Rathschläge irgend Rücksicht genommen, gesteht er zwar ein, daß er auch jetzt wieder das neue Frankreich beleidigen werde, ohne dem alten zu genügen, erklärt jedoch zugleich, daß alle diese Bedenklichkeiten seinen Eifer für die Rettung des Vaterlandes, die er einzig im Auge habe, nicht zu schwächen vermöchten; worauf er alsdann in drey Theilen, deren jeder wiederum in mehrere Capitel zerfällt, in dem ersten die Vorfälle und Ereignisse der auf dem Titel bezeichneten Periode selbst, in dem zweyten die Ursachen und Veranlassungen derselben, nebst ihren vermuthlichen Folgen, und in dem dritten endlich die Mittel, den letzteren zuvor zu kommen, auseinander zu setzen versucht. Als die Hauptursache der schwierigen Lage seines Vaterlandes betrachtet er den Widerstreit zwischen dem alten und dem neuen Frankreich; über die gegenwärtige Zeit fällt er zugleich ein strenges Urtheil. Man spreche von dem Strom der Zeiten und wohl sey dies ein Strom, der alles zu verschlingen drohe, man spreche von den Fortschritten der Civilisation, allein es sey nur ein Fortschreiten in der Auflösung, ein Fieber sey der Geist der Zeit. Das gesammte alte Frankreich sey zerstört und ver-

nichtet, nur die Trümmern desselben seyen noch vorhanden; selbst die Dazwischenkunft der fremden Mächte habe die Ordnung keinesweges wiederhergestellt; nur für den Augenblick sey dadurch der Ausbruch unterdrückt. Es reiche nicht hin, die Legitimität des Thrones wieder hergestellt zu haben; die andere Legitimitäten der Einzelnen; die Corporationen und Stände seyen gänzlich übersehen worden; so seyen die Bourbons an die Spitze des revolutionär gebliebenen Frankreichs gestellt, eine durchauch unnatürliche Stellung, welche durch die Beleidigungen, die sich das alte Frankreich gegen das neue erlaubt, noch schwieriger geworden sey. Es würde zu weitläufig seyn, hier dasjenige weiter auszuführen, was der Verfasser über die verschiedenen Ministerien seit der zweyten Restauration und die Kammer von 1815 beybringt. Das Verfahren der letzteren beurtheilt er streng; vorzüglich tadelt er ihre Vorliebe für die Geistlichkeit, der er sich überhaupt wenig genigt bezeigt, wogegen er aber wohl dem alten Adel seine Güter und Vorrechte, letztere vorzüglich in ihrem ganzen Umfange, wiederzugeben wissen möchte. Auch die Kammer von 1816 wird, weil sie in das andere Extrem verfallen und ein in allen Stücken entgegengesetztes Verfahren, als ihre Vorgängerin befolgt, keinesweges gebilligt. In dem zweyten Theile wird von den Veranlassungen jener Ereignisse gehandelt. Alles in Frankreich sey noch provisorisch; ein definitiver Zustand könne nur die Folge der Zeit seyn und verlange große Vorbereitungen, darum dauere auch die Revolution noch beständig fort; der allgemein verbreitete Geist der Unabhängigkeit und Gleichheit, die Opposition des besondern (persönlichen) Geistes gegen den Familiengeist, der Haß gegen die alte Zeit, die Ideen von Volkssouverainetät und numerischer Majorität unterhielten die Gährung. Auf die Charte habe dieser Zustand einen unverkennbaren Einfluß gehabt und gleich unverkennbar sey derselbe fortdauernd auf den ganzen

Gang der Regierung. So spricht alsdann der Verfasser in dem dritten Theile von der Nothwendigkeit, die Lage von Frankreich zu verändern und wie sie verändert werden müsse. Um den definitiven Zustand vorzubereiten, schlägt er eine von dem Ministerium, als welches sich nur mit der Gegenwart zu beschäftigen habe, verschiedene, jedoch mit demselben in Einverständnis handelnde hohe Staatscommission vor. Alle Ungerechtigkeiten der Revolution gegen das alte Frankreich sollen zugleich durch eine feyerliche Erklärung misbilligt werden, wenn gleich manche derselben nur zum Theil wieder gut gemacht werden können. Daher soll zwar der Verkauf der Nationalgüter aufrecht erhalten, die Bevorrechteten aber, vorzüglich der Adel, sollen in alle ihre übrigen Rechte wieder eingesetzt, die untern Classen aber so viel als möglich in das ehemalige Verhältniß zurückversetzt werden, weshalb denn auch die letzteren, so viel als irgend thunlich, von jedem Antheile an der Nationalrepräsentation ausgeschlossen bleiben sollen, wogegen alle Adliche schon als solche, ohne weitere Rücksicht auf ihr Vermögen, Mitglieder der Wahlversammlungen seyn müßten. Auch das Gesetz über die Recrutierung wird scharf getadelt, indem es nur eine revolutionäre Gleichheit der Stände bezwecke. Vorzüglich ratht dagegen der Verf. de marcher bien armé et avec du gros canon, s'il est possible, contre tout ce qui s'appelle aujourd'hui, accroissement de lumières, progrès de la civilisation, esprit du siècle, marques nouveaux sous lesquels reparoisent nos anciens droits de l'homme, avec leur sequelle de liberté, égalité, fraternité ou la mort!

F. C.

L o n d o n.

Die im Jahrgang 1821. St. 152. S. 1505 von uns angezeigten zu Philadelphia zuerst erschienenen Memoirs of the Mexican Revolution by Wil. Davis Robinson sind in two Volumes zu London erschienen. Es ist aber bloß wiederholter Druck, ohne Vermehrung.

— — —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. Stück.

Den 27. März 1823.

G ö t t i n g e n .

Bei Vandenhoeck und Ruprecht: Geschichte der Sittenlehre Jesu von D. E. F. Stäudlin. Viertes und letzter Band XVI. und 632 S. 8.

Der Verfasser beschließt hierdurch den Cyklus seiner die Geschichte der christlichen und philosophischen Sittenlehre betreffenden Schriften. Dieß Werk wurde von ihm schon in der Vorrede zu der Herausgabe der Moral des ehrenwerthen Joh. Dav. Michae-
lis angekündigt. Indem der erste Band desselben gedruckt wurde, nahm hier in Göttingen die "Geschichte der Wissenschaften und Künste seit der Wiederherstellung derselben" ihren Anfang; er wurde von dem Unternehmer aufgefordert, für die Geschichte der christlichen Moral daran Antheil zu nehmen. Erging dies um desto eher ein, da hier von einer Unternehmung die Rede war, die von der hiesigen Universität ausgehen und vorzüglich auf ihr ausgeführt werden sollte, da er sich mehr, als wohl irgend ein anderer, dazu vorbereitet fand und da er nicht wissen konnte, ob er das früher angefangene Werk nach seinem sehr umfassenden Plane so weit werde fortsetzen können.

K (2)

So erschien dann, nachdem im J. 1802 der zweyte Band der "Geschichte der Sittenlehre Jesu" herausgekommen war, die "Geschichte der christlichen Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften. Götting. 1808". Seit dieser Zeit wurde das frühere Werk bis auf das Ende des 13. Jahrhunderts beschränkt. Im J. 1812 trat der dritte Band desselben ans Licht. Er ging von Constantin dem Großen bis zu Carl dem Großen. Es fehlte aber darin noch der Abschnitt "Von den unter den Christen in dieser Periode herrschenden moralischen Vorstellungen und Grundsätzen und von dem Zustande der Sittlichkeit unter ihnen". Mit diesem wird der vorliegende vierte Band eröffnet. Folgende Gegenstände kommen hier vorzüglich in Betracht: Hauptursachen der jetzt in den moralischen Vorstellungen, Gesinnungen und Sitten der Christen eingetretenen Veränderungen, namentlich die Oberherrschaft des Christenthums im Römischen Reiche und unter mehreren Völkern, das immer höhere Emporsteigen des Clerus über den Laienstand, die Einführung eines künstlichen und zusammengesetzten Subordinationsystems unter dem Clerus selbst, die Auszeichnung desselben durch Vorrechte und Vorzüge, und die Einführung des Mönchslebens. Als mehr untergeordnete und zum Theil von jenen Ursachen abhängige Gegenstände kommen insbesondere vor: Vermischung heidnischer und christlicher Vorstellungen, Sitten und Gebräuche, Einfluß der Staatsverfassungen und bürgerlichen Geseze in Ansehung des Eids, des Soldatenstandes, der Todesstrafen und der Slavery, moralische Ansicht der Annahme und Ausbreitung des Christenthums überhaupt, Beweggründe für die Regenten, sich zum Christenthum zu bekennen und Einfluß desselben auf ihren Character und ihre Regierung, Mittel, Triebfedern und Wirkungen der Bekehrung ganzer Völker, geistliche Macht zu Rom, Anstalten und Stiftungen für Arme, Kranke, Fündlinge, Waisen, Greise, Idee des christlichen

Clerikers und besonders des Bischofs in ihren Wirkungen auf Cleriker und Laien, die Einheit der Kirche, der innere Zusammenhang ihrer Theile, die Stufenordnung unter ihren Beamten und ihr weltlicher Einfluß, in ihren moralischen Beziehungen, Einfluß der Cleriker auf die Criminaljustiz, Tugenden und Verdienste, Laster und Verbrechen der Cleriker, sittliche Seiten der kirchlichen Strafen, Büssungen und Wiederaufnahmen, der Gebräuche, sinnlichen Andachtsübungen, guten Werken, fromme Betrügereyen, Hang zu Schauspielen unter den Christen, priesterliche Einsegnung der Ehen, Gewohnheiten bey Hochzeiten, Züge aus dem ehelichen Leben, eheliche und häusliche Tugenden, Erziehung, Sitten der Häretiker. Darauf folgt die dritte Periode der Geschichte der Sittenlehre Jesu von Carl dem Großen bis zu Ende des 13. Jahrhunderts. Sie ist nach folgendem Plane erzählt: I. Moral der catholischen Kirchenschriftsteller und zwar 1) außer den Scholastikern und Mystikern 2) scholastische 3) mystische. Den größten Raum nehmen die Scholastiker ein und wenn man mit demjenigen, was hier vorkommt, noch das verbindet, was sich in des Verfassers "Geschichte der Moralphilosophie Hannov. 1822" über die philosophische Moral dieser Männer findet, so kann man sich über diesen Gegenstand vollständiger und gründlicher unterrichten, als aus irgend einem andern Buche. II. Von den moralischen Beziehungen der Verordnungen der Synoden und des Kirchenrechts. Davon wird nicht nur im Allgemeinen gehandelt, sondern es kommen auch nach einer Sachordnung die besonderen Canones vor: zur Vertilgung der Reste des Heidenthums unter den bekehrten Völkern, in Ansehung des Betragens gegen Heiden, Juden, Keger, des Clerus, des Mönchslebens, der Pflichten der Regenten, der Liebe und Güte gegen Fremde, Reisende, Arme, Wittwen, Waisen und Slaven, der Wallfahrten, der Keuschheit, Unzucht und Ehe, der Grade der Sün-

den, des Zweykampfs, der Schauspiele, der Pönitenzen, der Treuga, der Todesstrafen, der Asyle, der Restitution, der Begräbnisse. Das Studium der Beschlüsse der Synoden für die Zwecke dieses Werks überhaupt hat natürlich eine lange und große Anstrengung erfordert, es ist aber daraus auch ein neuer und fruchtbarer Gebrauch für die Geschichte der Moral, der sittlichen Begriffe und Sitten unter den Christen entstanden. III. Von der Moral der catholischen Kirche überhaupt und den in ihr jetzt vorgegangenen Veränderungen. IV. Von der Moral der Häretiker. Hier kommen besonders die Paulicianer, Peter von Beuys, Arnold aus Brixia, die Waldenser, die Spiritualen, Begarden und Beguinen, Brüder und Schwestern des freyen Geistes, und Apostler vor. V. Von den unter den Christen herrschenden moralischen Vorstellungen und dem Zustande der Sittlichkeit. Dieser Abschnitt ist hier weit kürzer, als in der vorhergehenden Periode. In dieser kam vieles vor, was auch in der dritten Periode fort dauerte. Es kam hier darauf an, die neuen Veränderungen, welche in den moralischen Begriffen, Denkarten und Sitten der Christen vorgingen, hervorzuheben und auch dabey konnte nicht davon die Rede seyn, alle kirchenhistorische Begebenheiten von der sittlichen Seite zu betrachten, sondern nur solche auszuzeichnen, welche sich unmittelbar auf das sittliche Denken und Leben beziehen und auf die Verbesserung oder Verschlimmerung der Sitten großen Einfluß hatten. Und auch hierin war nach dem Plane dieses Werkes nicht sowohl in das Einzelne einzugehen, als darauf zu sehen, daß gewisse Hauptmassen herausgehoben und aus einer Menge von Thatsachen allgemeine Resultate gezogen wurden. Demnach kommen hier vor: Der Glauben an den Papst als Religion und Pflicht und verschiedene sittliche Seiten dieses Glaubens, neue Offenbarungen als Erkenntnisquellen der Sittlichkeit, Verfahren der Christen gegen Juden, Ausbreitung

des Christenthums durch mancherley Mittel, aus verschiedenen Beweggründen und zu verschiedenen Wirkungen, Kreuzzüge, Ritterwesen, Verfahren gegen Ketzer, Sitten des Clerus, der Mönche und Nonnen, Sorgfalt für Arme, Kranke, Reisende, Gefangene, kirchliche Gebräuche, sinnliche Andachtsübungen, gute Werke, kirchliche Strafen und Büßungen, Ablässe, Sünden, Treuga, Gottesgerichte, Furcht vor der Nähe des jüngsten Tages. Bey den moralischen Vorstellungen und Sitten der Häretiker ist vorzüglich auf die so merkwürdigen Beguinen und Begharden Rücksicht genommen. Den Beschluß des Ganzen macht ein allgemeines Urtheil über den sittlichen Zustand der Christen in der zweyten und dritten Periode überhaupt. Der Verfasser hatte in seinem Werke mehr Gutes und Kühnliches darüber gesagt und den catholischen Lehren, Gebräuchen und Anstalten mehr sittlich gute Seiten abgewonnen, als gewöhnlich ist, ohne jedoch das Falsche, Verkehrte und Schlechte in moralischen Vorstellungen und in Sitten zu verschweigen. Da sich unter den Verächtern des Mittelalters besonders Meiners ausgezeichnet und in seiner "Historischen Vergleichung ic." alles mögliche Schlechte von demselben gesagt hat, um zu zeigen, daß unser Zeitalter so wie in anderer Rücksicht also besonders in der moralischen Aufklärung, der Religion und den Sitten weit über demselben stehe, so hat der Verfasser zusammengestellt, was in den letzten Beziehungen in diesem Werke vorkommt, damit es die Leser mit seiner Darstellung vergleichen können, zugleich aber auch einige prüfende und widerlegende Bemerkungen hinzugefügt. Wenn ein Schriftsteller, welcher in der Erweiterung seiner Kenntnisse, und in der Fortsetzung seiner Forschungen nie stille steht, ein Werk, wie dieses, das nach einer Reihe von Jahren und nach langen Unterbrechungen erschienen ist, vollendet vor sich liegen sieht, so findet er freylich Manches, was er jetzt anders bestimmen, bilden und ord-

nen würde, aber das Zeugniß kann er sich selbst geben und wird ihm auch von andern nicht verweigert werden, daß er etwas Neues im Ganzen und Einzelnen geleistet hat, was vorher nicht einmal versucht worden ist, daß er überall zu den Quellen zurückgegangen ist und selbst das Studium abschreckender und ermüdender Schriften nicht gescheut hat, um Stoffe und Resultate für seinen Zweck zu gewinnen und das Richtigere und Bessere, wo er es auch nicht bestimmt fand und entwickelte, doch bezeichnet, ange-regt und vorbereitet hat.

E b e n d a s e l b s t.

Bey Bandenhoeck und Ruprecht: Xenophontis Anabasis. Recensuit et annotationibus criticis etc. illustravit Albertus Lion, Dr. Phil. in Academia Georgia Augusta privatim docens. Vol. I. 1822. Vol. II. 1823. 416, 364, u. XL S. gr. 8.

Obgleich der Herausgeber die Beurtheilung dieser Ausgabe andern überläßt, so wird es ihm doch erlaubt seyn, von der Erscheinung derselben, von seinem Plane, seinen Hülfsmitteln u. s. w. in diesen Anzeigen einige Nachricht zu geben. Mehrere Jahre hintereinander beschäftigte ihn die Bearbeitung der Anabasis fast einzig und allein. Er war anfangs nicht mit sich einig, was für eine Ausgabe er liefern sollte, da er so wohl eine ganz brauchbare Schulausgabe, als auch eine solche Ausgabe vermifste, welche alles zur Erklärung und Berichtigung des Textes Nothwendige enthielte. Er entschloß sich zuletzt zu einer critischen Bearbeitung und neuen Textes-Recension der Anabasis. Hierzu war es nun, seiner Meinung nach, nothwendig, alles bisher über die Anab. Erschienene genau und gewissenhaft zu benutzen, und so viel als möglich in dieser Ausgabe zu vereinigen, um ihr in dieser Hinsicht eine gewisse Vollständigkeit zu geben. Daher

ist auch diese Ausgabe zu einer Stärke von mehr als 50 Bogen angewachsen, die in 2 Theile abgetheilt sind. Die Hülfsmittel sind ausführlich im 4. Cap. der Vorrede angegeben. Hier Folgendes darüber: Neue Handschriften konnten nicht verglichen werden, wohl sind aber die Lesarten der bisher verglichenen sämmtlich aufgeführt, und der Text ist an vielen Stellen danach verändert und berichtigt. Nach den Codd. verdienen die nächste Erwähnung die alten Editionen, die zwar von frühern Herausgebern schon verglichen waren, aber, wie der Herausger durch eine neue vollständige Vergleichung der vornehmsten, der Junt., Ald. u. Castal, eingesehen, nicht mit der gehörigen Sorgfalt. Er hat daher Gelegenheit gefunden, hier manches zu berichtigen. Neuere Editionen, bis auf die neuesten Zeiten, hat er, so viel er kennen gelernt hat, benutzt, zugleich auch die Uebersetzungen, die nur einigen Werth haben, und alle Arten von Erläuterungsschriften über die Anab. Endlich sind auch gelegentlich in zerstreuten Schriften jeder Art vorgebrachte Verbesserungen und Erläuterungen, so viel der Herausgeber nur auffinden konnte, nicht übergangen. Manches ist indessen wohl hier und da noch verborgen, was in den Anmerkungen eine Stelle verdiente. Textesverbesserungen, nach eigener oder anderer Gelehrten Vermuthung, sind nur selten vorgenommen; sie finden nur in den Anmerkungen ihren Platz. In der Praefat. Cap. I. ist ausführlich von dem Verf. der Anab., die einige einem gewissen Themistogenes zuschreiben, die Redz. Die gewöhnliche Meinung, daß Xen. der Verf. sey, wird hier in Schutz genommen. Das 2. Capitel handelt: de anno, quo composuerit Xenophon Anabasin, (wahrscheinlich während seines Aufenthalts zu Scillus). In dem 3. Capitel wird untersucht, in welchem Jahre seines Alters Xen. dem Feldzuge des Cyrus und dem Rückzuge der Griechen beywohnte, (wahrscheinlich in einem Alter von 30 Jahren). Im 5. Capitel wird von der Zeit des Feldzuges selbst gesprochen. Am

Ende eines jeden Theiles finden sich einige Excurse über schwere Stellen, worauf Addenda und Corrigenda folgen, die theils Druckfehler berichtigen, theils Zusätze liefern. Am Ende des 2ten Theiles befinden sich: ein Index nominum und ein Index in annotationes, in denen hier und da einige Zusätze angebracht sind. — Der Herausgeber verbindet hiermit die Anzeige einer in derselben Verlagsbandlung von ihm erschienenen Uebersetzung des bekannten englischen Werkes von Kennell über die Anabasis unter folgendem Titel:

Geschichte des Feldzuges des Cyrus und des Rückzugs der 10,000 Griechen — besonders geographisch erläutert von James Kennell, aus dem Englischen frey in das Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Albert Lion. 1823. XXXVIII. und 178 S. gr. 8.

Der Uebersetzer bezweckte bey dieser Uebersetzung hauptsächlich dem Leser der Anabasis ein nützlichcs Hülfsbuch in die Hand zu geben. Er hat daher Manches unübersetzt gelassen, was von weiter keiner großen Erheblichkeit ist; er versichert aber, nichts Wesentliches übergangen zu haben. Einiges ist hier und da in kurzen Anmerkungen berichtet; was auch in den Anmerkungen zur Anabasis Xenophon's schon geschehen ist. Vorausgeschickt ist eine ausführliche Recension des englischen Originals in der Jenaischen Literaturzeitung vom Jahre 1818. von C. G. Reichard, welche vieles berichtet. Um den mit diesem Werke unbekanntcn Leser mit demselben bekannt zu machen, führt der Uebersetzer die einzelnen Capitel hier auf: 1) vorläufige Bemerkungen, besonders über die Längenmaße Xenophon's, über Xenoph. selbst, über die Disciplin des griechischen Heeres, über die Zeit der Abfassung der Anab. 2) Marsch von Sardes nach Iconium. 3) von Iconium nach Myriandros. 4) von Myriandros bis zu den Pylae. 5) bis Sitace. 6) Ueber die Schlacht bey Cunaxa, und die Folgen. 7) Marsch und Rückzug von Sitace bis an den Sabatus. 8) bis an die Carduchischen Gebirge. 9) Marsch von den Saco-Hügeln bis an die Carduchischen Gebirge. 10) Ueber die Veränderung der Disposition der Armee, (zu Xen. Anab. 3, 4, 19 - 23) und über den Ausdruck Lochos. 11) Marsch durch die Carduchischen Gebirge bis in die Ebene von Armenien. 12) bis in die Dörfer jenseits des Euphrats. 13) bis an den Fluß Harpasus. 14) bis Trebisonde. 15) bis Byzantium. Feldzug in Thracien. 16) Ueber die griechischen Hülfstruppen. Ueber die Zeit der einzelnen Begebenheiten. Den Schluß macht ein ausführliches Register.

A. Lion.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50 Stück.

Den 29. März 1823.

P a r i s.

Bey Vance dem älteren: Recueil d'architecture dessiné et mesuré en Italie dans les années 1791, 1792 et 1793, par F. L. Schuelte, architecte à Nantes; contenant un Choix de Maisons, Fabriques, Basiliques, Portes, Croisées, Sarcophages, Fontaines, Decorations de jardins, et divers Fragmens d'architecture etc. ouvrage composé de 72 planches grand in folio 1821.

In einem Vorbericht von 8 S. gibt der Verf. Nachricht, wie er in eben der Absicht nach Italien ging, die fast alle europäische Künstler bewegt, diesen classischen Boden der Kunstwerke zu besuchen, nemlich durch den Anblick schöner Muster, und schöner Naturscenen selbst, seinen Geschmack und Kunstsinne zu bilden und zu beleben. Da das Studium der Architectur sein Hauptzweck in der Absicht war, davon in seinem Vaterlande möglichst allgemeine Anwendung zu machen, so umging er die öffentlichen Denkmäler, Palläste und Villa's der Großen, vermied das Grandiose und Reiche, und richtete vor-

P (2)

zöglich seine Aufmerksamkeit auf solche Wohnhäuser und Gebäude auf dem Lande, die ziemlich allgemein üblich sind, durchstreifte verschiedene Provinzen, und wo er Gebäude fand, die ihn reizten, maß und zeichnete er sie sorgfältig auf, um auf die Weise einen großen Vorrath von Ideen und Bildern für sich und seine Landsleute sicher aufzubewahren. Der Umstand, daß seit jener Zeit schon mehrere vortreffliche Werke von den franz. Architekten, Percier und Fontaine, Famin und Grandjean, Clochard, Debret und Lebas, Gauthier, Suys und Caristie, über italiänische Baukunst und Gebäude herausgekommen sind, machte den Verf. immer mehr schüchtern, mit dem seinigen hervorzutreten, bis er fand, daß jene bezeichneten Werke theils nur Bauwerke von einzelnen Meistern im großen Styl, theils nur von einzelnen Städten oder Gegenden Italiens betreffend, das seine, welches mehr von der mittlern Classe und weiter umfassend, gleichsam die ganze Physiognomie der italiänischen Architectur darstellt, nicht überflüssig machen; zumal er den Architekten helfen wollen, das Vorurtheil auszurotten, als könne man nicht schön und zweckmäßig bauen, ohne durch viele Ornamente, Säulen und Statuen, in große Kosten zu gerathen. Außer diesen Gebäuden von mittler Ordnung liefere übrigens seine Sammlung den Kunstfreunden genugsame Mannigfaltigkeit von schönen Constructionen, Gartenverzierungen, Fontainen, Grabmälern, Säulen, Pfeilern, Capitalern, Kranzgesimsen, Basreliefs, Arabesken, Maskengesichter, Statuen, Büsten, Termen, Urnen u. Vasen.

Was nun der Verf. in der ersten Hälfte dieses Bandes von Kupferstichen mittheilt sind etwa 140 Facaden oder Vorderseiten von Gebäuden, worunter einzelne Klöster und Kirchen, auch ein paar römische Stadthäuser, alle übrige Wohngebäude auf dem Lande, Landgüter, (Villen) Garten- und Lusthäuser, auch Wirthshäuser an der Heerstraße sind. Grundrisse und Profile, welche die innere Einrichtung zu erken-

nen geben, sind nirgends beygefügt, so wie auch kein Maasstab und keine Beschreibung, außer die Benennung der Gebäude und Gegenstände, die oben oder unten auf der Seite angedeutet ist, und in der ersten Hälfte durchgehends lautet *maisons d'Italie*; bey einigen ist auch der Ort und der specielle Namen angegeben; z. B. *à Tivoli, auberge sur la route de Frascati, de Naples; Casino sur les bords du Tibre, villa borghese à Rome; villa Albane etc.* Diese Vorderseiten oder Ansichten der Gebäude sind nun ganz nach gewöhnlicher Weise der Baurisse aufgetragen, nemlich es sind geometrische Standrisse der Vordermauer mit ihren Oeffnungen, Fenstern, Thüren, Hallen, Lauben, Altanen, ohne alle Perspective. So nackt aufs Papier hergestellt hätten diese Figuren freylich keinen sehr unterhaltenden Anblick gewähren können, aber der Verf. hat sie in der That meisterhaft verschönert, indem er sie auf einen dunkeln Grund von Wald, Bäumen und Gesträuche, zuweilen auch entfernten Bergen gestellt, welche Umgebungen diese Fassaden im steten Wechsel von mannichfaltigen Lagen und Gruppen darstellen, sie hervorheben und ihnen ein pittoreskes Ansehen geben. Diese Bäume sehr verschiedener Art, z. B. Eichen, Ulmen, Platanen, Pappeln, Pinen, Cypressen, ff. hat der Verf. ohne Zweifel *ex ingenio* beygefügt, in natura werden vermuthlich Fruchtbäume aller Art zunächst in den Gärten und an den Häusern stehen. Wie dem auch sey, so mögen die beyläufigen Ideen zu dieser Art Verschönerung der Landhäuser manchem Architecten wahrscheinlich nützlich seyn. Obwohl nun die Vordermauer eines Gebäudes keinesweges geeignet ist, die innere Einrichtung und Zweckmäßigkeit des Baues darnach zu beurtheilen, oder die Baukunst im Ganzen darin zu studiren: so macht sie doch rücksichtlich des Schicklichen und Schönen den vornehmsten Theil aus; und manche vergleichen deshalb die Fassaden der Häuser mit der Ge-

sichtsbildung der Menschen, andere hingegen mit der Kleidung derselben. Denn gleich wie das Costüme der Kleidung den Stand der Menschen unterscheidet, also soll auch die mehr oder minder reiche Verzierung einer Fagade dem Stande und der Würde des Bewohners angemessen seyn. Diese Unterscheidung bezieht sich jedoch nur auf Ornamente oder äußere Bauzierrathen, welche theils mehr oder minder entbehrlich, aber allzeit mit Rücksicht auf die Bestimmung des Gebäudes zu wählen sind. Hingegen folgt aus der erstgedachten Analogie, daß gleich wie eine gute Physiognomie für jeden Menschen jedes Standes eine wünschenswerthe Sache ist, so muß auch jegliches Wohnhaus, ohne Unterschied des Standes, eine gute Vorderseite haben. Man wird von selbst verstehen, daß hier nicht von einer thörichten Gleichheit der ganzen Facaden, sondern nur von einer schicklichen Proportion und Wohlgemeintheit aller Theile der Fagade zu einander, die ein geringes Haus so gut als ein vornehmeres haben kann, die Rede ist. Gerade diese Uebereinstimmung der Verhältnisse läßt uns auf die Zweckmäßigkeit des ganzen Gebäudes schließen, und bestimmt aus Ansicht der bloßen Vorderseite unser Urtheil über die mehr oder mindere Geschicklichkeit des Architekten sowohl, als über Geschmack und Sitte der Einwohner. Denn daß die Völker eben so sehr in der Bauart, vielleicht wegen Unterschied des Clima, als in ihrem Urtheile über die Schönheit der Gesichtsbildung von einander abweichen, davon gibt unseres Verf. Sammlung einen auffallenden Beweis. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß er diejenigen Facaden werde gewählt haben, die in Italien für die schönsten und besten gehalten wurden; dennoch zweifelt Rec. ob unter der ganzen Zahl auch nur eine oder einzelne seyn werden, die im nördlichen Frankreich, in Deutschland und England, Beyfall finden möchten. Folgende Eigenheiten der italiänischen Bauart scheinen unserem Clima nicht angemessen: 1) die

Vorderseiten haben große Massen von Mauerwerk nur mit kleinen Fenstern durchbrochen, wobey in unserer, häufig bedeckten und nebligen Luft, im Innern das Licht fehlen würde; 2) sie haben dabey weite offene Räume oder Oeffnungen ohne Wände und Thüren, die sie Bogen (Loggie), wir aber Hallen, Lauben, Altane und Säulengänge nennen, und die wegen der lebhaften und kalten Winde unserer Gegend, zur beständigen Wohnung nicht angemessen seyn würden; so wenig als 3) die flachen Dächer mit dem häufigen Schneefall in den Wintermonaten unserer Gegenden verträglich sind. Im südlichen Frankreich mag jedoch diese italiänische Bauart wohl paßlich, auch anderswo bey Lusthäusern zum Sommer-Aufenthalt zum Theil wohl anzuwenden, und überdies noch manches Brauchbare daraus zu entlehnen seyn. Es ist z. B. den italiänischen Architekten nicht entgangen, daß ein ausgedehntes Massiv oder Mauerfeld in der Façade eines Gebäudes nothwendig einiger Zierrathen, Abtheilungen, und Einfassung bedürfe, um es dem Kunstgewohnten Auge erträglich zu machen. Nächst den Säulen-Ordnungen haben sie nun manche andere, zweckmäßige Mittel erfunden, diesem Uebelstande abzuhelpen, nemlich durch größere oder kleinere Nischen und Vertiefung in der Mauer, worin nach den Umständen, Statuen, Brustbilder, Köpfe, Vasen und Medaillons angebracht werden, dergleichen man in den Kupfern unseres Verf. häufig findet. Daß übrigens der Verf. in allen Puncten correct gemessen und gezeichnet haben sollte, wie er versichert, möchte Rec. wohl bezweifeln. Manche Säulen scheinen viel zu schwach gegen das darüber liegende Mauerwerk, und einiges scheint so, wie es gezeichnet ist, gar nicht stehen zu können. S. auf der 9. planch. das Halbzirkel-Gewölbe, welches weder eine Widerlage noch an deren Statt eiserne Anker oder Querbalken hat, welche die Gewölbschenkel

gegen den Seitenschub zusammen halten möchten. — Die Folio's 36 bis 72 enthalten mancherley kleinere architectonische Gegenstände und Ornamente, insonderheit viele Garten-Decorationen, Denkmäler, Obeliskten, Statuen, Termen, Grotten, Vasen; Springbrunnen und Cascaden mit Statuen, Köpfen und Urnen vielfach decorirt. Dann ferner noch viele Grabmäler und Sarcophagen, endlich eine unzählige Menge antiker Bruchstücke: Candelabren, Altäre, Lampen, Räucher- und Opferschaalen, Capitälcr, Friesc, Modillons, Postamente, Cariatiden, Basreliefs, fantastische Figuren, Arabesken, und allerley Maskengesichter ohne Zahl. Diese antiken Fragmente hat der Verfasser auf mehrere einzelne Blätter skizzirt zusammengeworfen, etwa wie sie in den Magazinen der Antiquarien, oder oft in den Ruinen selbst, untereinander mögen angetroffen werden. Einige Stücke sind indeß auch einzeln gezeichnet, und alsdann gleich allen übrigen Garten- und Fontainestücken, so wie die sämtlichen Fagaden der größeren Gebäude, mit Fleiß und Geschmack, in Zeichnung, Stich, Papier und Druck, gut ausgeführt.

Cambridge.

Ricardi Porsoni Notae in Aristophanem, quibus Plutum Comoediam partim ex ejusdem recensione partim e manuscriptis emendatam et variis lectionibus instructam praemisit et collationum Appendicem adjecit P. P. Dobree A. M. Collegii SS. Trinitatis Socius. Sumptibus Collegii St. Trinitatis exc. Jo. Smith Acad. typogr. veneunt apud J. Deighton et ff. 1820. XI, 152, 246, (167) S. in 8.

Dieses Buch führt mehr Porsons Namen, als daß es sein Werk wäre. Denn von diesem Critiker ist eigentlich nur folgendes. Eine Anzahl kurzer Be-

merkungen, von Porson gegen 1782 an den Rand einer Ausgabe von Aristophanes geschrieben, weiter Vergleichen der Bodley'schen und Harlëischen Handschrift und der in Suidas vorkommenden Stellen des Komikers, die mit einer Oxforder Handschrift dieses Lexikographen verglichen sind, auch diese an den Rand einer Ausgabe geschrieben. Sowohl diese als jene treffen noch in die frühere Periode des Lebens Porsons. Was er später zu Aristophanes gearbeitet, ist in jenem vielbeklagten Brande mit andern seiner Schriften untergegangen. Nur eine Abschrift des *Plutos* bis v. 826 ist aus seiner spätern Zeit noch dazu gekommen; wohl der schätzbarste Theil des Erhaltenen, weil sie uns Porson's Urtheil über manche ohne Zweifel von ihm reiflich erwogene Stellen erhält. Die besagten Notizen sind minder bedeutend, zum Theil Anführungen von Kritikern, die eine Stelle behandelt haben, mit kurzen Urtheilen. — Die Dürftigkeit dieses Nachlasses ist indeß durch Herrn Dobree zu einer mäßigen Opulenz geworden, indem er, ein Schüler Porsons, und jetzt mit Recht einer der geschätztesten Philologen Englands, aus eignen Mitteln viel Bedeutendes beigefeuert. In der Ergänzung des von Porson nicht abgeschriebenen Theiles des *Plutos* hat er sich begnügt, viele von Brunck erfundene Lesarten auszuwerfen und die der Handschriften wieder in ihr Recht einzusetzen. Zugleich aber hat er diesem Stücke viele ausführlichere und kürzere Anmerkungen beigefügt, welche die *Varietas lectionum* und die Citate der Grammatiker ziemlich vollständig enthalten, und außer Aristophanes, auch für die Critik andrer Schriftsteller fleißig benutzt werden müssen. Wir bemerken die schöne und völlig evidente Emendation der schwierigen Stelle im Fragment des *Erechtheus* von Euripides bey *Lykurg* g. Vers. (S. 76.), das Argument gegen die Echtheit der *Theophrastischen Charaktere* (S. 129), die

Syntax von ὄξειν (S. 127); besonders ist auch nach Hemsterhuis noch Manches für die Verbesserung der so wichtigen Scholien zum Plutos beygetragen. Zu den übrigen Stücken sind die Noten des Herausgebers sparsamer. Der Appendix des Herausgebers enthält eine Collation von 4 Cambridge Manuscr. über den ganzen Aristophanes, und Einzelnes aus 2 Harleyischen Handschriften, in drey der ersten sind auch die Scholien und alle Marginalien bemerkt. In die Nachträge Dobree's sind Noten zum Plutus von Boissonade eingeschaltet, welche zwar ohne viel Zurüstung niedergeschrieben sind aber manche gute Bemerkung geben. Die Nachträge gehen an mehreren Stellen in die Critik der Attischen Dramatiker in weitem Umfange ein, in denen Herr Dobree sich meist an Elmsley anschließt. P. (III) führt er 31 Beyspiele gegen die Dawesische Regel, daß der Anapaest im komischen Jambus weder auf den Daktylus noch den Tribrachys folgen könne, auf, und sucht sie auf verschiedene Art zu besänftigen. An die Bemerkung über den Namen des Anklägers von Socrates und Tragikers Μελητος knüpft sich eine schöne Emendation des Epikrates bey Athen. 13 S. 605 e. — So haben wir im Ganzen Grund, uns auch dieser Gabe aus Trinity - Colleges, einem der schönsten Sitze der hellenischen Musen in der nordischen Welt, zu freuen. Auch wollen wir es Herrn Dobree nicht zum persönlichen Vorwurf machen, daß er sich, im allgemeinen nicht ganz vorurtheilsfrey gegen Deutschlands Litteratoren, besonders gegen zwey jüngere Philologen bisweilen ein härteres Wort erlaubt, von denen ihm der eine als obtrectator, der andere — wir glauben nicht mit Recht — als plagiarium an Porson's Lorbeerkranze zu zerren scheint.

R. D. M.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

51. Stück.

Den 29. März 1823.

B o s t o n.

The new England Journal of Medicine and Surgery and the collateral branches of Science. Volume IV in 8. p. VI. 404.

Nro. I. Januar 1815. Fall von Bruch und Verrenkung der Spina von George Hayward. Einem 26 jährigen Mann, welcher ins St. Thomas Hospital gebracht wurde, waren die processus spinosi der 7, 8 und 9 vertebra dorsi abgebrochen, und veranlaßten Druck auf das Rückenmark, da völlige Lähmung der untern Extremitäten quoad sensum et motum zugegen war. Der Kranke fühlte weder das Stechen, noch Hitze oder Kälte, welches um so merkwürdiger war, weil in ähnlichen Fällen bisweilen eine krankhafte Empfindlichkeit für Temperaturwechsel bey gleichzeitiger Unempfindlichkeit gegen alle übrigen Reize statt findet. Cline machte einen 4 bis 5 Zoll langen Einschnitt gerade über den verletzten Theil, entfernte zwey abgebrochene processus spinosi, und ein Stück des dritten, so daß aller Druck aufs Rückenmark gehoben wurde: da die obere vertebra dislocirt war und nach vorn drückte, so wur-

den die processus transversi stückweise an jeder Seite mittelst einer Säge weggenommen, man suchte dann die vertebra zu reponiren, allein vergebens, weil die Schenkel des diaphragmatis und der psoas die Dislocation von neuem stets wieder veranlaßte. Die Lähmung verlor sich nicht, Patient wurde immer schwächer und am 19ten Tage folgte der Tod: man fand völlige Durchreißung der medulla. So unglücklich dieser Fall ablief, so läßt er doch viel für die Folge hoffen, indem er beweiset, daß die Spina viel Gewaltthätigkeit zuläßt. — Experimente über den Einfluß des Hirns auf Erzeugung der thierischen Wärme und auf Secretionen. Gamage wiederholte die Versuche von Brodie und Dr. Hale (deren bereits im vorigen Bande dieses Journals Erwähnung geschehen) und fand die seinigen ganz denen Hale's analog, aber denen Brodie's widersprechend. Der Verf. theilt interessante Tabellen seiner Versuche mit, aus welchen er folgende Schlüsse zieht: 1) daß ein Thier, dem das Hirn zerstört ist, aber nach einigen Vitafunctionen durch künstliche Respiration unterhalten werden, seine Wärme nicht so früh verliert, als ein getödtetes Thier, dessen Lungen nicht aufgeblasen werden: 2) daß einige Wärme unabhängig vom Einflusse des Hirns erzeugt wird: 3) daß die Secretionen, wenigstens des Urins ohne Einfluß dieses Organs vollführt werden. — Beschreibung eines Wafferkopfes. — Bruchstück einer Dissertation über das Leben, eine Untersuchung einiger Experimente des Dr. Legallois enthaltend, von La Fayette Perkins. Die hier angeführten Versuche wurden gemacht, um die Wirkungen verschiedener Verwundungen der medulla Spinalis auf die Blutcirculation ausfindig zu machen. Sämmtliche beweisen die Richtigkeit der Versuche des Dr. Legallois — Geschichte eines Falles von periodischem Schluchzen, worauf heftige dysuria folgte, die mit Eiterung der Nieren und ischuria endete vom Dr. Joseph Torrey. Alle diese Uebel kamen

der Angabe nach von verschluckter Eisenfeile, welche durch den Magen in die linke Niere gingen, Eiterung veranlaßten und mit Abgang magnetischer Eisenstücke durch Urin sich hoben. (Der ganze Hergang ist sehr problematisch!) — Ueber das phosphorsaure Eisen vom Dr. Miller zu Bristol. Es wurde mit Nutzen angewandt gegen Wechselfieber, dyspepsia, scrophulöse Halsgeschwulst, incontinentia urinae, diabetes, zu einer Drachme drey mal des Tages. — Fälle von Schußwunden. In dem einen Falle schlug die Kugel durch die Blase und intestinum rectum neben dem rechten Rande des ossis sacri heraus, ohne Tod zu veranlassen: der Kranke wurde vom Wundarzt Gualtier behandelt und war in 6 Monaten völlig wiederhergestellt. Der zweyte Fall wurde von Guillon, Wundarzt am Militärhospital zu Salavera, behandelt. In Folge einer von hinten her ins scrotum gedrunghenen Kugel entstand Entzündung und brändige Absterbung des ganzen Scroti, wodurch die Hoden bloß gelegt wurden: nach 6 Wochen war der Hodensack vollständig neu erzeugt. — Recensionen. — Mittheilungen. Zwey Fälle über die Wiedervereinigung abgehauener Gliedtheile von William Balfour zu Edinburg (aus dem Edinb. Medical and Surg. Journal Oct. 1814). Ueber den Nutzen des Kohlenpulvers als Substitut der China von R. Calvert (eben daher Octob. 1814). Der Verf. gibt Nachricht über die Wirksamkeit der Kohle gegen Fieber, hartnäckige Diarrhöen und im letzten Stadium der Ruhr, wie sie Dr. Calcagno, Maccadino, Nicossia und die englischen Aerzte Mackesy, Tully in Sicilien und Zante befunden haben. Man gab das Pulver zu 20 Gran bis zu einer Drachme 4 mal täglich bis alle Stunde. — Composition des Eau médicinale. Wiant entdeckte als demselben völlig ähnlich eine Tinctur durch eine zwey bis dreytägige Infusion von acht Unzen probehaltigen Spiritus vini auf 4 Unzen frischer zerschnittener Wurzeln des

Colchici autumnalis gewonnen. Die Wurzel darf nicht in der Regenzeit gesammelt werden, wo sie viel Wasser enthält. — Zadelots Mittel gegen die Krätze. Dessen bekannte Seife, aus *hepar sulphuris*, *Sapo albus* und *Oleum amygdalarum*. — Pflanze, welche Zucker gibt. Marsan zu Padua beschreibt als solche den *Holcus cafer*, der gegenwärtig in mehreren Gegenden Italiens, Bayerns und Ungarns cultivirt wird. — **Tic douloureux**. Das *Extractum Belladonnae* zeigte sich wirksam. Vergiftung von 180 Soldaten eines französischen Detachements bey Pirne durch den Genuß der Tollkirsche: viele starben, ehe ärztliche Hülfe eintreten konnte. — Fehlmpfungen mit *Vaccine* und natürliche Blattern nach selben (aus dem *New medical and physical Journal*. Octob. 1814 entlehnt.) — *Unguentum Hydrargyri* (ebendaher) leichtere Bereitung desselben durch Zusatz von alter Salbe, woben nicht das Quecksilber sondern das ranzige Fett beachtet werden mußte. — Innländische Nachrichten. Ueber das jetzt herrschende epidemische Fieber zu Boston und anderwärts. Fall giftiger Eigenschaften der *cicuta maculata*, von deren Wurzel Kinder genossen hatten. Anzeige neuer europäischer Werke.

Nro. II. April 1815. Ueber den Gebrauch der Holzkohle statt der China vom Dr. Makesy. Die Kohle hat viel Aehnlichkeit in Hinsicht der Wirkung mit der China: beide purgiren im Anfange, längerer Gebrauch aber erregt Verstopfung; beide befördern den Appetit, geben tonus, verhindern die Rückkehr der Fieberparoxysmen und beide sind antiseptisch. Unter gewissen Umständen verdient die Kohle Vorzüge, vorzüglich in periodischen Fiebern warmer Climate, welche oft mit Darmaffection oder inflammatorischer Diathese verknüpft sind; woben China nutzlos bleibt, wie im spätern Stadio der *febris remittens biliosa* und wenn hoher Schwäcdegrad zugegen ist. — Fall von Convulsionen der Kindbetherinnen vom Dr.

Josiah Barlett mitgetheilt. — Ueber den Nutzen des Arseniks in Krebsübeln von Thomas Sewall. Eigentlich nur eine Nachricht über das Pflaster des berühmten Empirikers Peter Davison, welches die Vitalität des Krebses zu zerstören scheint: und wovon der Verf. die Composition entdeckt zu haben vorgibt. Nach ihm besteht es nemlich aus \mathfrak{z} ß Arsenic. alb \bar{i} levigati mit etwas Eigelb, Honig und einer genügenden Menge Mehl zu einer Paste gemacht, welche aufgelegt wird. Mit Recht wird von den Herausgebern gerügt, daß der Verf. die von Davison mit Erfolg behandelten Fälle wohl wenig genau genug beobachtet hat, jeder tumor Krebs benannt worden, und der Ruf des Arseniks bloß auf dessen Anwendung ohne Unterschied und Berücksichtigung der wahren Natur des Uebels beruhe. Bemerkungen über Dr. Bowens Fall von fungus haematodes. (in einem Briefe an die Herausgeber). Der Verf. hält das Uebel, welches in einem frühern Stücke dieses Journals mitgetheilt worden, mehr für carcinoma nach Adams. — Bemerkungen über Dr. Hale's Meinungen über die thierische Wärme von Mr. Brodie (aus dem London med. and physic. Journal). Brodie bemerkt, daß Hale, welcher andere Resultate gefunden haben will, nicht seine Versuche buchstäblich nachgemacht, sondern nur diesen ähnliche angestellt habe: Beweise hiervon seyen: 1) daß in Hale's Versuchen das Hirn unverleßt blieb, außer durch Zerschneidung des Rückenmarks, wogegen in Brodie's Versuchen das Hirn entweder entfernt oder seine Function vollkommen durch Moorara suspendirt wurde; 2) Brodie seine Versuche an Caninchen, die er von demselben Alter, Größe, Farbe haben konnte, Hale dagegen an Hunden angestellt habe, welche bey Versuchen dieser Art höchst unruhig liegen und von den heftigsten Zufällen befallen werden, was bey erstern nicht statt finde: 3) Dr. Hale versäumte die Untersuchung der respirirten Luft: Brodie fand dagegen, daß die künstl-

liche Respiration mehr Oxygen consumnirte und mehr Kohlendgas entwickelte, als unter gewöhnlichen Umständen. — Pathologische und practische Beobachtungen vom Dr. Barlow zu Bath (aus dem Edinb. medical and Surgical Journ.) — hauptsächlich die Anwendung der evacuantia bey Schleimüberfüllung des Darmcanals in rheumatischen und gichtischen Affectionen betreffend. — Bemerkungen über die Natur und Heilung der ophthalmia purulenta von Will. James Wilson zu Manchester (eben daher). — Abhandlung über die complicirten und einfachen Augen der Insecten, und die Art und Weise wie selbe zum Sehen nützen von Marcel de Serres (aus dem Magazin Encyclopédique Febr. 1814. gezogen) — Practische Bemerkungen über die Krankheiten des Lymphgefäßsystems, als Abriß der Beobachtungen, die vom Royal College of Surgeons zu London 1812 den Preis erhielt, nebst einigen chirurgischen Fällen von Will. Goodland. — Die absorbirenden Gefäße können sich entzünden, varicos werden, bersten, verwundet oder obstruirt werden: die Drüsenkrankheiten sind, Entzündung, Ossification und Scropheln. Den Drüsenabsceß will der Verf. puncturirt wissen, und Adhäsion und schnelle Heilung durch kalte Umschläge bewirken: auch empfiehlt er Einspritzungen einer starken Auflösung von weißem Vitriol zur Schließung scrophulöser Abscesse. — Ueber die guten Wirkungen der kalten Umschläge auf Geschwüre von Johnson. Zuerst machte der Verf. Versuche mit Seewasser bey scrophulösen häßlichen Weingeschwüren; alle Geschwüre heilten in 29 Tagen. — Recensionen. — Petit, Serres und Laprygne über das Entero-Mesenterische Fieber, welches 1813 zu Paris herrschte. Meistens litten Menschen an dieser Krankheit, die vom Lande erst nach Paris gekommen waren; Hauptsymptome war große Erschöpfung, Verlust des Appetites, allgemeines Uebelbefinden, unregelmäßige Hitze, und in den meisten Fällen Diarrhöen: dann alle Zei-

chen des typhus stupidus. Die Section zeigte runde weinfarbige Flecken im ileo bis zum coecum, und an diesen Stellen konnten keine valvulae conniventes entdeckt werden. — Lehrreich ist, daß die Entzündung der Därme weit häufiger in und in der Nähe der regio iliaca dextra, als anderwärts vorkommt; selbst wenn sich selbe über einen größern Theil des abdominis ausbreitet, scheint das Centrum daselbst zu liegen: dieses wurde jedoch häufiger in Fällen beobachtet, wo die Peritonealhaut, als wo die Schleimhaut afficirt war. — Ueber die Anwendung der Quecksilbermittel in fieberhaften Krankheiten von John Warren (aus dem American medical register). — Erwiderung auf einige Bemerkungen in der Critik von Le Gallois Princip des Lebens. — Nachrichten. Am 26. May las E. Home der Societät zu London eine Abhandlung über die Wirkungen der verschiedenen Verletzungen des Hirns auf die Sensationen vor: sie ist in 10 Abschnitte getheilt, und enthält Resultate seiner eigenen Beobachtungen und Erfahrungen: 1) von der Wirkung des Wassers in den Ventrikeln. Dieses, selbst zur Menge von $6\frac{1}{2}$ Pints angehäuft, vernichtet nicht die Hirnfunctionen, vorausgesetzt, daß die ossa cranii noch nicht vereinigt, und der Kopf sich der Anhäufung anpassen kann: nur erregte das Wasser Beschwerden durch Größe und Gewicht des Kopfes. Sind aber die Kopfknochen vereinigt und hindern den Kopf an der Ausdehnung, so zerstört Anhäufung des Wassers in den Hirnhöhlen die Geistesfunctionen, veranlaßt Blödsinn und Tod. 2) Wirkungen der Hirnerschütterung. Diese veranlaßt Uebelkeit und Erbrechen, Schwindel und apoplektische Anfälle, welche in Zwischenräumen nach einiger Zeit wiederkehren. — 3) Erweiterung der Blutgefäße des Hirns veranlaßt heftige Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit und Störungen der Unterleibseingeweide. Das Klopfen der Arterien des Hirns hielt man für zur Thätigkeit der Sinne wesentlich:

allein John Hunter behielt sein Bewußtseyn nachdem das Herz sichtlich aufgehört hatte zu schlagen. 4) Blutextravasat erregt ähnliche Wirkungen als Wasseranhäufung, coma, Uebelkeit, apoplexia. 5) Wirkung der Eiterbildung sind Melancholie, Niedergeschlagenheit und Mania mit unaufhörlichem Schwitzen. 6) Außerer Druck, Depositionen des Schädels haben zur Folge Verlust des Bewußtseyns, Unfähigkeit die Sprache in seiner Gewalt zu behalten u. s. w. was mit Wegnahme der Ursache aufhört. 7) Innerer Druck von Knoten erzeugt ähnliche Wirkungen. 8) Hydatiden im Hirn veranlassen Störungen in den Eingeweiden, und einen comatösen Zustand, Lähmung des intestini recti und der Blase. 9) Hirnwunden veranlassen kein Symptom, noch Störung irgend einer Geistesfacultät. Dringt eine fungöse Excrecenz durch eine Oeffnung des Schädels, so wird der Oesophagus so empfindlich, daß wegen Schmerz feste Speisen nicht verschluckt werden können. 10) Verletzung des Rückenmarks im Nacken veranlaßte Lähmungen aller, unterhalb derselben belegener Theile des Körpers. — Nachricht über die Wirkung der *pyrola umbellata* in Wassersucht, wogegen sie schon lange als wirksam bey den Indianern bekannt ist. — Sanchez Balsam gegen Rheumatism besteht aus *Saponis aromatici* 1 Unc. *spir. lavendul.* 4 Unz. *Camphor.* 2 Unc. *ol. dest. menth. pip., cinnamomi, lavendulae, nucis moschati, sassafras Ana gutt. 15 aether aceti* 1 Unc. — Glückliche Behandlung des trismus im Westminster-Hospita! durch Blutlassen bis zur Ohnmacht. — *Pemphigus epidemicus* von Petiet beobachtet — *hepar sulphuris* als Waschmittel gegen Flechten von Bertrand angewandt. — Ueber die Krankheit Cos (weibliche Krankheit) im Lande der Nogays zwischen dem schwarzen und Caspischen Meere: sie befällt ältere Männer, deren Haut schrumpflig wird, Bart ausfällt, Zeugungsvermögen aufhört, und Denkung-

art und Actionen gänzlich den männlichen Character verlieren. — Fälle von angina laryngea oedematosa (aus der Gazette de Santé). Le Gallois Untersuchungen über die verschiedene Weite der Herzkammern ergaben, daß unter allen Umständen, selbst im Fötus, die rechte immer weiter ist, als die linke. — Extirpation des vordern Stückes einer übernatürlich großen Zunge durch Unterbindung von Dr. Bierlin mit Wiederherstellung des Schling- und Sprachvermögens. — Fortschritte der Medicin in Frankreich. — John Gordon zu Edinburg fand Wärmeentwicklung während der Gerinnung des Blutes. — Verstrand fand, daß Vaccine wenig Einfluß auf den Stiekhusten im ersten Stadio habe, selben im zweyten Stadio aber lindere, im letzten endlich eine specifische Wirkung auf selben äußere. — Unterbindung der art. iliaca externa von Dr. Whitridge. —

Nro. III. Julius 1815. Neu erfundenes Tourniquet von F. Moore zu Ipswich (mit einem Kupfer) — Verwundung der Achselschlagader, mitgetheilt von Th. Hubbard. Verf. wurde am 10ten Tage erst hinzugerufen, nachdem bisher nichts weiter als äußerliche Compression der Wunde und Einwickelungen angewandt worden: er war genöthigt, sehr hoch oben die Arterie zwischen den Nerven aufzusuchen und zu unterbinden, wobey einige Fibern des musc. pectoralis durchschnitten werden mußten. — Fall von Polydipsia mitgetheilt von John Ware. Ein 20 jähriger Mensch trinkt täglich sechs Gallonen; trinkt er nicht, so wird er schwindlig, übel und matt. Sein Getränk besteht in Wasser Winter und Sommer; Brandtwein verabscheut er, und ißt wenig. Sein Puls ist einige Zeit nach dem Trinken 46, 15 Minuten später und kurz vor dem Trinken 50, gleich nach dem Trinken von zwey Quart 45 schlägig in der Minute. Sein Onkel litt gleichfalls daran. Urin wird fast in gleicher Menge, wie, das Genossene, gelassen: Perspiration ist sehr gering, und faeces na-

türlicher Consistenz. — Beobachtungen über das phosphorsaure Eisen von James Thacher, Nutzen desselben gegen Amenorrhoea, suppressio mensium, chlorosis, dyspepsia. Fall einer tödtlichen Colik, durch eine Cacaonuß im processu vermiformi veranlaßt, worauf allgemeine Entzündung der Unterleibshöhle, und Brand des coeci und coli erfolgte; von Oliver Prescott mitgetheilt. — Fall von Krampfhusten durch Extractum Stramonii glücklich behandelt. — Ueber das epidemische Fieber zu Wardsborough, Vermont im Sommer und Herbst 1814 von Allan. Ein typhus putridus. — Mittheilungen und Beobachtungen. Tinctura ferri muriatica gegen retentio urinae aus krampfhafter Affection der urethra, Stricturen, von Eline zu 10 Tropfen alle 10 Minuten angewandt. — Nutzen des alcoholis ammoniati zu 35 Tropfen dreymal täglich im Tic douloureux. Blasenpflaster auf große Abscesse, welche geborsten sind, und auf sinuöse Geschwüre die schwächende Eiterungen veranlaßten, gelegt, beförderten schnelle Resorption und Heilung. Home gab Tinctura cantharidum beym Typhus (paralyticus) zu 20 Tropfen in Wein. — Hazeltine theilt seine Beobachtungen über Fleckfieber mit (nichts Neues). — Beiträge zur Anatomia pathologica. Gamage theilt einen Fall einer Misbildung des Herzens bey einem blausüchtigen Kinde mit, wo die Lage des Herzens und dessen großer Gefäße umgekehrt war, so daß die arterielle Hälfte rechts, die venöse links sich fand; imgleichen lagen oesophagus, Magen, Milz, flexura sigmoidea rechts, Leber, duodenum coecum links. — Die Aorta war sehr klein, entsprang direct aus dem rechten (hier linken) Ventrikel, über der art. pulmonalis, die aus dem linken (hier rechten) Ventrikel kam, weglaufend: die Venae cavae ergossen ihr Blut in den Ventrikel, aus welchem die Aorta entsprang, die venae pulmonales in den, aus welchem die art. pulmonalis hervortrat, mit-

hin existirten in diesem Kinde zwey Circulationskreise ohne Zusammenhang mit einander, da auch der ductus arteriosus fehlte: nur das foramen ovale war offen und ließ eine Vermischung des Blutes zu. — Desgenette, Augenzeuge des unglücklichen Rückzuges der franz. Armee aus Moskau sah eine wenig bekannte Wirkung der Kälte auf Hirn und Nerven, selbst wenn noch kein Theil des Körpers von selber afficirt war. Die Menschen marschirten mit aller Muskelenergie, klagten dann plötzlich über einen dicken Schleyer vor den Augen: diese wurden spter bald unbeweglich, dann die Muskeln des Nackens, besonders die sternocleido mastoidei starr, und fixirten allmählig den Kopf auf die rechte oder linke Schulter; nun dehnte sich die Starrheit auf den Rumpf aus; sie stolperten und fielen dann zu Boden mit allen Symptomen der Catalepsie oder Epilepsie. — Necrolog von Dumas, Le Gallois und Billars. — Magendies Abhandlung über den Nutzen des Kehlkopfs (im Auszug). — Fall von perforatio einer Stricture der Harnröhre mittelst Troikart, mit Bemerkungen über die tödtlichen Folgen einer solchen Operation von Williams. Der Verf. sah einen solchen Fall, wo ein Charlatan auf diese Art einen falschen Weg neben der Stricture vorbehey durch die corpora penis in die Blase veranlaßte, welcher durch erregte Entzündung und Brand der Blase Tod nach sich zog. — Brodies Versuche und Beobachtungen über den Einfluß des achten Nervenpaars auf die Secretionen des Magens (aus dem London Medic. Surgical and pharmac. Repository). — Recensionen. — Nachrichten. Wilson zu Norford untersuchte das colchicum autumnale, und erfand eine Tinctur, die ganz dem Eau medicinale analog ist, aber noch ein Geheimniß bleibt. — Bertholet erwähnt einer Frau, die vergeblich an daemonomania behandelt worden, aber mit einem Male durch einen heftigen Donnerschlag curirt wurde. — Auszug aus Willermés Abhandlung

über theilweise Amputation des Fußes. Er empfiehlt Choparts Methode, und ein künstliches Fußstück, welches mittelst einer Feder in der Richtung des Fußes erhalten wird. — Angeborener Herzbruch bey einem Kinde von Chauvier mitgetheilt. — Crampsons neue Methode, das aneurisma popliteae zu operiren: nemlich, die Ligatur noch 28 Stunden völlig zu entfernen, nachdem sie schon vorher von Zeit zu Zeit allmählig gelöst worden. — Necrolog von Dr. Warren zu Boston und Bowen zu Providence. — Bücher-Verzeichniß.

Nro. IV. October 1815. Merkwürdiger Fall von foetus extrauterinus von Josiah Bartlett mitgetheilt. Eine Frau wurde schwanger, aber alle Zeichen der Geburt nahmen nach abgelaufenem Termine wiederum ab, und sie behielt eine harte Geschwulst rechter Seite. Nachdem sie darauf 3 gesunde Kinder geboren hatte, trat einen Monat nach der letzten Niederkunft Fieber, Abzehrung ein, und 3 Monat später brach der tumor auf, und entleerte ein übelriechendes Eiter. Da man durch die kleine Oeffnung mittelst der Sonde Knochen entdeckte, so dilatirte man selbe in der Richtung der linea alba und extrahirte sämtliche Kindstheile: unter dem Gebrauch von China mit anodynis, und häufiger Injectionen von lauwarmen Wasser erfolgte Heilung in 4 Wochen, und die Frau befand sich wohler und besser als seit den letzten 8 Jahren. — Haemorrhagia spontanea von Walter Channing mitgetheilt. — Fall eines aneurisma inguinalis von Whitridge. Das Uebel, daß sich auf eine Schußwunde einstellte, erheischte Unterbindung der iliaca externa; der Erfolg war jedoch unglücklich, indem Brand des Schenkels eintrat. — Lehrreich ist dieser Fall durch die genauen thermometrischen Messungen der Wärme des operirten Schenkels, und durch Section. — Mittheilungen und Beobachtungen. Ein venerisches Kind wurde durchs medium der Mutter mittelst Quecks

silber geheilt, und zwar stellte sich bey ihm Salivation ein. — Paralysis durch Schienen (nach Hey's Methode) geheilt. Eine junge Frau stützte ihren Arm auf die Rückenlehne eines Stuhls, legte den Kopf auf die Hand und schlief so über eine Stunde lang. Beym Erwachen fühlte sie den Vorderarm taub, und die Hand zu aller Bewegung unfähig; sie fiel schlaff vor- und rückwärts, je nachdem der Arm gedreht wurde. Alle möglichen Einreibungen wurden vergeblich versucht; man band darauf die Hand zwischen zwey Schienen, die von dem Ellenbogen bis über die Finger hinausragten. Nach 10 Tagen konnte sie bereits leichte Gewichte mit den Fingern heben, die Hand bewegen, und von nun an ging die Besserung einen raschen Gang. — Die digitalis purpurea wurde schon vor Withering als kräftiges Heilmittel gegen Husten, Pleuresie von Salmon erwähnt. — Substitut der Blutegel von J. Welsh. Dieses besteht nemlich in Schröpsgläsern, welche mit einer Saugröhre versehen sind. — Beobachtungen über die Functionen des Hirns von Everard Home. Siehe vorige Nr. — Ueber den Einfluß der Nerven auf die Thätigkeit der Arterien von Everard Home. Daß die Pulsationen der Arterien in ihrer Schnelligkeit mit den Contractionen der linken Herzkammer zusammentreffen, wird allgemein zugestanden: und die Pulsationen, welche in einem paralytischen Gliede fort dauern, haben zu dem Glauben Anlaß gegeben, daß alle arterielle Action vom Nerveneinfluß unabhängig sey. Home zeigt in dieser Abhandlung, daß die Nerven welche die Arterien begleiten, deren Actionen reguliren, und durch ihren Einfluß die Blutvertheilung und Blutzutrieb in verschiedenen Theilen bedingen. — Recensionen. — Nachrichten. Liste der Präsidentschaft der Massachusetts: Societät. Promotionen. Lectionsverzeichnisse. — Balfour über den Nutzen der Einwickelungen im Rheumatismus (aus dem Edinburgh. med. and Surg. Journal, April 1815.) —

Dr. Sparrs sah großen Nutzen vom Opio in der haemorrhagia uteri spastica. Will. Gaitskell theilt fünf Fälle heftigen Kindbetterinnenfiebers mit, welche durch starkes Aderlassen und Abführungen geheilt wurden. — Vergiftung durch Sauerkleesäure. — Nachtripper durch Injectionen von Seewasser geheilt. Kuhpockenimpfung in Persien. Wadd öffnete einen Epileptischen, und fand die linke Hirnhemisphäre gänzlich durch Eiterung zerstört: der Kranke wurde in seinen letzten Tagen mit dem rechten Auge blind, behielt aber seinen Verstand bis zuletzt. — Cuvier untersuchte zu Haarlem ein fossiles Skelett aus einem Steinbruche zu Aeningen am Constanzer See, welches Scheuchzer für ein menschliches ausgegeben hatte, und fand daß es einem unbekanntem gigantischen Salamander zugehöre. — Saissy zu Lyon sah guten Erfolg von Einspritzungen durch die tuba Eustachii in Taubheit. — Ärztlicher Bericht über die Monate Junius und Julius. Neue englische Litteratur. S.

L e i p z i g.

Bei Gerhard Fleischer: Johann Andreas Naumann's Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, nach eignen Erfahrungen entworfen. Durchaus umgearbeitet, systematisch geordnet, sehr vermehrt und mit getreu nach der Natur eigenhändig gezeichneten und gestochenen Abbildungen aller deutschen Vögel, nebst ihren Hauptverschiedenheiten, aufs Neue herausgegeben von dessen Sohne Johann Friedrich Naumann, mehrerer naturforschenden Gesellschaften Mitgliede. 1ter Theil, mit 48 colorirten u. 2 schwarzen Kupf. gr. 8. 1820. XXII 515 S. 8.

Der würdige Sohn des um die deutsche Vögelkunde hochverdienten Vaters, welcher noch jetzt in seinem sieben und siebenzigsten Jahre als Landmann auf seinem Erbgute in Ziebigk bey Köthen unermüdet seine stillen Beobachtungen fortsetzt, hätte wohl das

Recht gehabt dieses ehrenwerthe Werk gründlichen Fleißes und vielfältiger eigener Beobachtung selbstständig und unabhängig von dem seines Vaters aufzutreten zu lassen, wenn es ihm nicht, wie es scheint, darum zugleich mit zu thun gewesen wäre, dem ehrwürdigen Greise ein Denkmahl künftlicher Dankbarkeit und Verehrung zu setzen. Denn in der That erscheint jenes Werk des Vannes, der — "im Vogelstellen mehr als im Schriftstellen geübt, von jeher lieber ein Naturforscher als ein Bücherforscher war" —, hier so völlig umgearbeitet und in so ganz veränderter Gestalt, daß es nur noch an dem reichen Schatz eigener Erfahrungen, die auch hier vielfältig vermehrt und berichtigt wieder niedergelegt sind, erkennbar ist. Bey der ersten Ausgabe, die zwischen den Jahren 1796 und 1817 in drey Bänden und mehreren Nachträgen erschien, und die zugleich vor uns liegt, waren die Kupfertafeln in Folio-Format und gewährten somit freylich den Vortheil, daß fast die meisten Vögel in Lebensgröße oder doch nur wenig verkleinert gegeben werden konnten; aber dafür war gleich durch die Anlage eine systematische Ordnung unmöglich gemacht und die Terminologie so schwankend, daß man sich nur durch die Treue der Abbildungen und die Menge und Zuverlässigkeit der eigenen Beobachtungen entschädigen konnte. Dieses neue Werk liefert dagegen die Deutschen Vögel in einer streng systematischen Ordnung, genau bestimmt, mit vollständiger Aufführung und Berücksichtigung der Synonymen in den vorzüglichsten ornithologischen Werken des In- und Auslandes, eine höchst schätzenswerthe Einleitung in die Anatomie der Vögel überhaupt von der Hand des Herrn Professor Nüssch in Halle und eine speciellere in die Naturgeschichte der Vögel von dem Verfasser. — Der erste vor uns liegende Theil umfaßt die Deutschen Raubvögel, mit Ausschluß der von Linné und mehreren

seiner Nachfolger hierher gerechneten Gattung *Lanius*, und folgt in der Classification, mit geringen Abweichungen dem System *Temminck's*, das derselbe in seinem — *Manuel d'Ornithologie* — vollständig dargelegt hat. Alle Kupfertafeln enthalten, nach der Versicherung des Verfassers, selbstständige Abbildungen nach der Natur, ja er erklärt in der Vorrede, daß er lieber auf Vollständigkeit in gewissem Sinn Verzicht leisten werde, als eine unsichere Copie liefern. Und das ist recht löblich und für das Werk selbst höchst wichtig, weil es dadurch eben Hauptwerk und Quelle bleibt. Das Ganze soll vier möglichst schnell aufeinander folgende Theile umfassen. — Im Ganzen werden hier 40 Species aufgeführt, vertheilt in die 5 Gattungen: *Vultur*, *Cathartes*, *Gypaëtus*, *Falco*, *Strix*. Die Falkentheilt der Verfasser in 6 Familien: Adler, Habichte, Edelfalken, Milanen, Bussarde, Weihen; die Eulen in drei Familien; Tageulen, Ohreulen, Käuze. — Die vielfachen Berichtigungen, welche theils die Terminologie, theils die Naturgeschichte der einzeln Vögel überhaupt hier fast bey jeder Species erhält, hier näher zu bezeichnen, gestattet der Raum dieser Anzeige nicht. Sie werden indeß nicht übersehen werden, da sich das Werk jedem Freund der Natur, der wohlhabend genug ist, sich dasselbe zu kaufen, empfiehlt und jedem Forscher unentbehrlich macht. Höchst anziehend sind die meist mit kleinerer Schrift bezeichneten, hier und da eingestreueten neuen Beobachtungen des Verfassers. Möge er in den nachfolgenden Theilen damit ja nicht sparsam seyn. Sie sind ein wahrer Vorzug des Werkes vor vielen andern, die in dem mit vielem Fleiß aus andern Werken zusammengetragenen oft auch verjährrte Irrthümer wiederholen. Wir wünschen dem Werke den besten Fortgang und dem Herrn Verfasser alle die Unterstützung und Kraft, die zur Vollendung desselben erforderlich sind.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück.

Den 31. März 1823.

O x f o r d.

Printed for W. Baxter 1820: A dissertation on the passage of Hannibal over the Alps. By a member of the university of Oxford. 182 Seiten in 8.

Der englische General Melville, ein Freund und Kenner der Wissenschaften, insbesondere der alten Geschichte, benutzte die Gelegenheit, bey seiner Rückkehr von Ostindien, Frankreich, Italien und Deutschland zu bereisen. Ein Hauptzweck dieser Reise war, die berühmtesten Stellungen und Schlachtfelder der alten Römer an Ort und Stelle, den Polybius in der Hand, zu untersuchen. Vorzüglich reizte ihn der so oft in Frage gebrachte Uebergang Hannibals über die Alpen. Das Resultat seiner aufs sorgfältigste angestellten Untersuchung, war die Ueberzeugung, daß Hannibal über den kleinen St. Bernard in Italien eingedrungen sey. Lange vor Melville hatte schon Caelius Antipater die nemliche Behauptung aufgestellt; aber sie war durch die Meinungen späterer Untersucher dieses Gegenstandes entkräftet und gleichsam in Vergessenheit gesunken. Dem englischen General bleibt demnach das Ver-

N (3)

Dienst, sie, mit neuen Gründen unterstützt, wieder ins Leben gerufen zu haben. Er hat indessen seine Entdeckungen der Welt nicht selbst mitgetheilt; sie würden wahrscheinlich ungenutzt geblieben seyn, hätte sie nicht M. de Luc zu Genf dem er seine Bemerkungen und Zeichnungen übergab, in der Schrift: *Histoire du passage des Alpes par Annibal*. Geneve 1818 sehr umständlich und klar entwickelt. M. de Luc hatte nicht die Zeit, den Bemerkungen und Behauptungen Melvilles an Ort und Stelle nachzuforschen und folglich sie zu erweitern, oder zu berichtigen. Ein ungenanntes Mitglied der Universität zu Orford, in der Absicht diese Lücke auszufüllen, bereisete im Jahr 1819 die befragliche Gegend. Er studierte diese nach Polybius und de Luc's Angaben. Er fand Melville's Behauptungen gegründet; da er indessen einige neue Entdeckungen gemacht zu haben, glaubte, und in einigen Punkten de Luc's Meinungen nicht theilen konnte, so entschloß er sich seine Bemerkungen der gelehrten Welt in einer besondern Schrift vorzulegen.

Die Meinung des Verf. über den Weg den Hannibal nahm, welche er in zwölf Capiteln weitläufig auseinander setzt, ist kürzlich diese: Nachdem Hannibal zu Bellegarde über die Pyrenäen gegangen war, kam er durch Perpignan, Narbonne und Beziers nach Montpellier. Bis dahin war er der großen römischen Straße gefolgt. Von Nismes passirte er zu Roque-maure die Rhone, und marschirte längs dieses Flusses bis Bienne, oder vielleicht noch etwas höher aufwärts. Von dort durchschnitt er die Ebenen von Dauphiné, um den Winkel, den der Fluß bey Lyon macht, zu vermeiden und kam zu St. Genis d'Aoste an. Er überstieg dann den Mont du Chat, erreichte Chambery, von da die Isere zu Montmeillan; begab sich nach Geog, marschirte über den kleinen St. Bernard, und stieg das Gebirge herunter in der Richtung von Aosta und Ivrea, längs den Ufern der Doria Baltea. Nachdem er sich einige Zeit zu Ivrea aufgehalten hatte,

ückte er vor Turin, welchen Ort er einnahm. Obwohl der Verf. einräumt, daß er bey der Angabe des Weges den Hannibal nahm, da, wo er ihn von Wien nach St. Genis d'Aouste ableitet, zu einer Hypothese seine Zuflucht habe nehmen müssen, so behauptet er dennoch, daß dieser von ihm bezeichnete Weg in der Hauptsache genau mit der Beschreibung des Polybius übereinstimme nur mit dem Unterschiede, daß die Ebenen Italiens, welche nach des letztern Beschreibung den Carthaginensern von der Spitze der Alpen aus, zur Aufmunterung gezeigt worden sind, auf dem hier bezeichneten Wege nicht gesehen, und folglich nicht gezeigt werden konnten. Aber, setzt der Verf. hinzu, es ist eine Thatsache, daß die Ebenen Italiens auf keinem Punkte der jetzt bekannten Uebergänge über die Alpen gesehen werden können. Diefemnach muß Hannibal sich entweder eines Uebergangs bedient haben, der nicht mehr vorhanden ist, oder Polybius habe sich bey dieser Erzählung einer Freyheit bedient, die man sonst nur den Dichtern zuzugestehen pflegt. Bey dieser Behauptung setzt der Verf. voraus, daß Balbonet im Col de Fenestrelles, wo man die italiänischen Ebenen übersehen kann, hier nicht in Betracht gezogen werden dürfe, indem dieser Punct nicht auf den Gipfeln der Alpen gelegen sey.

Seinem Werke ist eine Karte von Arrowsmith: Map to shew the Route of Hannibal over the Alps hinzugefügt, in welcher sowohl die römischen, als jetzt vorhandenen Straßen, so wie die alten und modernen Namen der Städte eingetragen sind. Die Kette der Alpen ist mit vorzüglicher Sorgfalt gezeichnet. Von einigen besonders merkwürdigen Gegenden, als the valley below la Tuile, the passage of Mont du Chat und the passage of the little St. Bernard sind ausführliche Zeichnungen geliefert, die der Verf. an Ort und Stelle selbst aufnahm. Eine Zierde hat das Werk noch durch zwey Zeichnungen erhalten. Die eine stellt das berühmte silberne Schild vor,

(Bouclier votif d'argent pur), das im J. 1714, ein Bauer von der Ferne du Passage, in Dauphiné, in der Diöcese vom Vienne, fand, und das gegenwärtig im Cabinet des Königs von Frankreich befindlich ist. Dies Schild hält 27 Zoll im Umkreise und wiegt 43 Mark. In der Mitte ist ein Löwe. Die Akademie der Wissenschaften hat dieß Schild für ein carthaginensisches erkannt. Die zweyte Zeichnung stellt den Stein auf dem Mont du Chat dar, welcher die bekannte Inschrift enthält, daß die römische Straße nach Italien, über diesen Berg gieng.

Abweichungen von M. de Luc's Meinungen sind nicht viele. Eine der vorzüglichsten ist, daß derselbe Hannibal von St. Genis längs der Rhone über La Balme nach Vienne marschiren läßt. Hätte, sagt der Verf., M. de Luc die Gegend untersucht, so würde er die Unmöglichkeit eingesehen haben, diesen Weg zu verfolgen. Zu La Balme ist der Fluß durch zwey steile Felsen eingeengt, durch welche erst in neuern Zeiten, vermittelt Sprengung, ein Durchgang gemacht worden ist. Der Verf. erwähnt zweyer Gegner der de Luc'schen, oder vielmehr Melvilleschen Meinung, nemlich: des Grafen Fortia d'Urban und des M. Letronne, aber sehr oberflächlich. Er sagt die Meinung des ersteren ist durch die Bemerkungen des letztern vollkommen widerleat, so irrig M. Letronne selbst diesen Gegenstand ansieht. Der Graf Fortia d'Urban hat aber seit der Erscheinung dieser von uns angezeigten Schrift des Oxforder Gelehrten, jedoch ohne diese einzusehen, eine ausführliche Widerlegung des de Luc's unter dem Titel: Dissertation sur le passage du Rhone et des Alpes par Hannibal bei Treutel und Würz 1821 herausgegeben, wovon im 134. Stück der G. gelehrten Anzeigen, Jahrg. 1822 eine Anzeige enthalten ist. In dieser Schrift wird dem M. de Luc vorzüglich der Vorwurf gemacht, daß er nach der irrigen Meinung des d'Anville noch eine Insel der Allebroger annimmt, und dem Hannibal unnöthigerweise einen

Umweg von 150 Lieues machen läßt; er pflichtet mit einigen Einschränkungen der Meinung des Follard und d'Anville bey; Hannibal sey durch Briancon und über den Mont Genevre marschirt. Gegen den Haupteinwurf des langen und unnöthigen Umweges, verwahrt sich der Oxforder Gelehrte, indem er zu beweisen sucht, daß der Weg über den kleinen St. Bernard, — wenige Stellen ausgenommen, — der bequemste war, und zugleich die Leichtigkeit darbot, Lebensmittel zusammenzubringen. Diese beiden Gründe mußten für Hannibal entscheidend seyn. — Diese Verschiedenheit der Meinungen, über eine historische Thatsache, die, für die Geschichtsforscher eine so hohe Wichtigkeit hat, wird ohne Zweifel in der Folge noch zu weitern Untersuchungen Veranlassung geben. Der Oxforder Gelehrte fordert alle, die der de Lucschen Theorie widersprechen, auf, den befraglichen Grund und Boden, in jeder Beziehung, mit dem Polybius und de Luc in der Hand zu untersuchen; wir fügen diesem hinzu, daß dies angezeigte Werk dem Reisenden nicht weniger nützliche Dienste leisten werde.

L e i p z i g.

Platonis Dialogus ION. Prolegomenis vindicavit et brevi annotatione explicuit Greg. Guil. Nitzsch, Lycei Viteberg. Correct. Accedit de comparativis Graecae linguae modis ad submovendam enallages opinionem commentatio. Lipsiae, sumtibus Jo. Conradi Hinrichs. 1822. VI und 85 Seiten in 8.

Homerische Studien leiteten den Herausgeber auf den Platonischen Dialog Ion, dessen Verf. die Absicht hatte zu zeigen, daß dem Dichter nicht das Principat philosophischer Weisheit gebühre, sondern daß Studium und Kunst mehr gelte, als der bewußtlose Zustand einer poetischen Begeisterung, die der Gott dem Dichter, dieser dem Rhapsoden, dieser wieder dem Zuhörer mit-

theile, wie das an einem Magnet hängende Eisen selbst magnetische Kraft bekommt und weiter fortpflanzt. Schleiermacher hielt den Ion für eine Platonische Zugabe zum Phädrus, Ast für das grobe Gewebe eines neuplatonischen Schülers aus einer mißverstandenen Stelle des Phädrus, Socher hielt ihn wiederum für echt, und meinte, er sey kurz nach Sokrates Tode geschrieben, um eine Züchtigung dafür den veranlassenden Dichtern und Declamatoren entgelten, und die Philosophie über die Poesie triumphiren zu lassen. Der Herausg. trägt seine eigne Meinung darüber in den Prolegomenen vor, und beginnt mit einer Begriffsbestimmung des Wortes *Rhapsoden*. Er erklärt diese für Declamatoren alter Gedichte, in der Modulation der Stimme jedoch nicht zum Sänger und durch mimische Gesticulation nicht bis zum Schauspieler ausartend. Eigentlich ungebildet schmückten sie doch jeden gesellschaftlichen Kreis, und ohne Critiker zu seyn, maachten sie sich doch tiefe Kenntnisse an und zählten sich zu den Homeriden, ein Name der alle Liebhaber und Lobredner des Homer von Profession und aus Neigung bezeichnet. Da sie alles Heil der Welt und Wissenschaft aus dem Homer ableiteten, und selbst allein die gehörige Einsicht in die Gedichte desselben und deren Erklärung haben wollten, so belehrt sie Platon, daß sie als Declamatoren nichts vermöchten, als den in Worte gefaßten Sinn des Dichters andern mitzutheilen, daß sie selbst aber als Rhapsoden gar keine Einsicht in die vom Dichter erwähnten wissenschaftlichen Gegenstände besäßen, deren Kenntniß vielmehr von der Philosophie ausgehen müßte. Jene Stimmung gegen die Dichter und Rhapsoden war der Sokratischen Schule überhaupt eigenthümlich, Sokrates selbst schätzte nur die ethische Seite der Dichtkunst, und schrieb den Dichtern mehr willkührliche Begeisterung als Erfahrung und Ueberlegung zu; wahrscheinlich urtheilten alle seine Schüler eben so, selbst Antisthenes, der sich vorzüglich mit der Interpretation der Odyssee beschäftigte, und der Redner Isokrates, der durch Sokratische Disciplin gebildet war. Der Dichter wird

mehr von unwillkühlicher Begeisterung des Gottes getrieben als durch mühsames Studium gehoben, darum kann aus ihm nicht die Kenntniß aller Dinge geschöpft werden. Dies wäre demnach der Grundgedanke in dem Ion, der da vorbereiten sollte auf eine genauere Ausführung, die de rep. X. p. 598 erfolgt ist. Zuletzt wird noch gegen Raoul Rochette bewiesen, daß hier nicht die Rede von der poetischen Fertigkeit eines Improvisatore die Rede sey. — So sehr auch dieses alles dem beabsichtigten Zwecke entspricht, so liegt doch darin keine eigentliche Apologie für die Echtheit dieses Platonischen Dialogs, und keine förmliche Widerlegung der besonders von Ast (über Platons Leben und Schriften, pag. 465:69) dagegen gemachten Einwürfe. Der Herausgeber hält sich zwar von dieser Echtheit überzeugt, meint aber doch, die Verfechtung derselben sey eine *parum gratiosa causa*, weil, wer dem Urheber der vollkommensten Werke minder vollkommene zuschreibt, selbst die Norm der höchsten Kunst nicht gefast zu haben scheine, und dieser Dialog doch wirklich von keinem Platoniker von Seiten seiner Kunst oder der Mannichfaltigkeit in Sachen und Sentenzen gelobt werden könne. — Der Text des Ion ist aus der Beckerschen Ausgabe des Platon abgedruckt; die Anmerkungen enthalten dazu die Auctorität des cod. Venet., hin und wieder mit eigener Beurtheilung. Die Anmerkungen hatten den doppelten Hauptzweck, über grammatische Gegenstände zu discutiren und im Einzelnen Ast's Einwendungen zu widerlegen. Das erstere konnte deswegen nicht allzuhäufig geschehen, weil die Worte des Schriftstellers durchgehends außerordentlich leicht zu verstehen sind, und selbst einem Anfänger die Auffassung des Sinnes keine Schwierigkeiten darbietet. Wo es aber geschehen ist, besteht das Gegebene meist in bloßen Andeutungen und Citaten, eignet sich also nicht für die *tirones*, auf welche doch öfters Rücksicht genommen wird. Das andere ist zwar ohne polemische Feindseligkeit, aber auch nicht ganz vollständig ge-

schehen; freylich aber verdienen auch viele der gemachten Einwendungen, die häufig aus vorgefaßter Ansicht das Einzelne zu tadeln und zu meistern suchen, wie S. 42, keiner ausführlichen Widerlegung. — Die in 12 Paragraphen hinzugefügte Abhandlung de comparativis graecae linguae modis hat den speciellen Zweck, die Erklärungsart durch Enallage in dem Gebrauch der Vergleichungsgrade zu verbannen. Die Enallage selbst nennt der Verf. eine Figur. quae vocabulorum forma a loci sui ratione deflexa reperitur; allein wo eine andere Wendung erfolgt, als der Interpret erwartet hatte, da wird das Ungewöhnliche entweder nur nach dem Umfang eigener Observation oder nach der Uebereinstimmung mit der Muttersprache oder nach der Uebereinstimmung mit der Muttersprache oder irgend einer früher erlernten Sprache beurtheilt. Nach einer tieffinnigen Untersuchung über Vergleichen überhaupt, sucht der Vf. zu beweisen, daß der grammatische Comparativus nur eine einzige Art vieler möglichen Vergleichen ist, und durchaus nicht immer eine nothwendige Steigerung des im Positiv liegenden Begriffs enthält. Zum Beispiel wählt er das einer Tochter, die schöner genannt wird als die Mutter, wo der Begriff der Schönheit nicht im Comparativ gesteigert seyn kann, weil er im Positiv der Mutter gar nicht zukommt. Diese nemlich kann ganz häßlich seyn, wenn nicht das Gegentheil ausdrücklich bemerkt ist, wie in dem Horazischen: o matre pulchra filia pulchrior, und dem Vers des Ovidius: quam mater cunctas tam matrem filia vicit. Der Comparativ bedeutet oft weiter nichts, als daß er von dem Gedanken des Gegentheils zurückführt, wie in *ἄσσορον*, *ῥᾶον*, *σᾶῶτερος* u. s. w. Dem Vf. aber hier in alle Einzelheiten zu folgen, ist um so weniger thunlich, da die meisten Demonstrationen desselben nur aus wenigen dunkel angedeuteten Hauptsätzen mit einer Menge mehr oder minder passender Controversen und Adversarien bestehen. Ausgezeichnete Belesenheit u. grammatische Gelehrsamkeit ist darin nirgends zu verkennen; aber oft fühlt man sich veranlaßt, zur Norm der Beurtheilung die eignen Worte des Vf. (S. 9.) zu gebrauchen: scilicet naturae suae danda sunt omnia, tamen si haec vix unguem latum distat. Dabey ist die Schreibart etwas ungeschmeidig, zuweilen durch künstliche Wortstellungen und Constructionen beschwerlich, oder durch die Menge der Citate und abgerissenen Beziehungen auf dieselben oder auf fremde Meinungen überhaupt dunkel und unverständlich; es würde schwer seyn, aus einigen Paragraphen die Ueberschrift zu finden, wenn sie nicht vorangedruckt wäre. Davon abgesehen ist die Latinität rein und gut, nur etwa ausgenommen, daß dem Verf. ein Dativ totae pag. 67. entschlüpft ist.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. Stück.

Den 3. April 1823.

T ü b i n g e n .

Eberhard im Bart erster Herzog zu Württemberg aus echten größtentheils handschriftlichen Quellen. Von J. C. Pfister. Mit Eberhards Bilde 1822. S. 362 in 8.

In der ganzen Reihe der Württembergischen Regenten gibt es keinen, der sich so viele und so wahre Verdienste um sein Stammhaus und um sein Stamm-land erworben hätte, wie der Fürst, dessen Leben und dessen Geschichte hier beschrieben ist. Daß es diesen Verdiensten meistens an Glanz fehlt, erhöht noch ihren Werth, denn es beweiset, daß er das Gute nicht um des Glanzes willen that. Das glänzendste darunter, die Erhebung Württembergs zu einem Herzogthum, war bey weitem nicht das größte, ja es kann ihm selbst nur in einer entfernten Beziehung zugeschrieben werden, denn er ließ nur diese Erhebung zu, und ließ sie selbst nur nach einem ernstern schwankenden Bedenken zu; von dem unscheinbaren Guten aber, das er sonst für das Haus und für das Land that, hat sich manches durch die Dauer der segenreichsten Folgen, die davon ausflossen, als ungleich größer und

B (3)

wohlthätiger bewährt. Nur die Regierung des Herzogs Christoph kann in dieser Hinsicht mit der seinigen verglichen werden: aber die Verschiedenheit der Zeit: Umstände, unter welchen beide Fürsten zu wirken hatten, und noch mehr die Verschiedenheit jener Umstände, durch welche der eine und der andere zum Fürsten gebildet wurde, läßt es doch wieder zweifelhaft, welchem von beiden das höhere Verdienst und der größere Dank gebühren mag: daß hingegen der Verf. der vorliegenden Biographie, dem wir auch schon das Leben des Herzogs Christoph zu danken haben, es geflissentlich darauf anlegte, die Leser zweifelhaft darüber zu lassen, dies kündigt seinen Beruf zum Biographen dieser zwey Fürsten eben so unzweydeutig an, als seine Geschichte von Schwaben seinen Beruf zum Historiker erprobt hat.

Die zwey ersten Abschnitte, mit denen sich die Geschichte eröffnet, bilden den edelsten und den würdigsten Triumph: Bogen, durch welchen Hr. Pf. seinen Helden einführt, denn in dem ersten S. 3:17 wird gezeigt, wie Haus und Land Württemberg mitten im Glück in den Zerfall gerathen war, in welchem es Eberhard bey seinem Regierungs: Antritt fand, und dann im zweyten S. 18:61 wie sich Eberhard ermannte, um das Haus und das Land aus dem verfallenen Zustand herauszuheben. Dieß leßte, die Ermannung Eberhards, welche die merkwürdigste und die anziehendste Erscheinung in seiner Geschichte macht, ist mit besonderer Kunst herausgehoben. Von dem Knaben und von dem Jüngling Eberhard ließ sich nur wenig hoffen. Nach dem frühen Tode seines Vaters, des Grafen Ludwigs I. wurde zwar seine Erziehung nicht vernachlässigt, denn seine Mutter Frau Mathilde, die Pfalzgräfin, gehörte unter die vorzüglichsten fürstlichen Frauen des Zeitalters, und noch vorzüglicher zeichnete sich sein Lehrer, der gute Naucler aus; aber der vielleicht doch durch die gute Mutter etwas verzärtelte Knabe fand jeden wissen-

schaftlichen Unterricht zu langweilig, um Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, und der kaum dem Knabenalter entwachsene vierzehnjährige Jüngling riß mit ungestümer Hastigkeit, von dem Joche seiner Vormünder sich los, und die Zügel der Regierung an sich, um sich nun selbst ganz ungezügelt in das wilde und wüste Ritterleben seiner Zeit hinein zu stürzen. Nach der Aussage des Blaubeurer Mönchs bey Sattler mag er es arg genug getrieben haben, aber schon nach vier Jahren, bald nach dem Antritt seines achtzehnten Jahres, ging eine Verwandlung mit ihm vor, in der man fast ein psychologisches Wunder sehen muß, weil uns die Geschichte weder über die Veranlassung, welche sie herbeiführte, noch über den Gang, welchen sie nahm, etwas aufbehalten hat. Der rohe Jüngling, der bis jetzt keinen andern als sinnlichen Genuß gekannt, und sich auch jeden erlaubt hatte, wurde auf einmal ernster und gefesteter Mann, und der wilde Ritter wurde weiser, gerechter und standhafter, aber nicht kriegerischer, nicht nach Eroberungen und nach äußerer Größe strebender sondern friedlicher, haushälterischer und nur für das Wohl seines Landes sorgender Regent, der von diesem Augenblicke an bis an das Ende seines Lebens sein Glück allein in dem Glück seines Volks und seinen Ruhm in der Erfüllung seiner Pflichten fand. "Was diesen Entschluß zuerst in ihm geweckt — sagt der Verf. S. 31 —" melden uns die Zeitbücher nicht. Ob seine schwache Gesundheit — ob die Erinnerung an den früh hingewekkten Bruder — ob der Anblick der wiederigen Ausschweifungen seiner Vetter — ob irgend ein gedrohtes Unglück, oder der sichtbare Verfall seines Hauses, — ob das Andenken an die alten Eberharde, an die Erinnerungen seines sterbenden Vaters — ob ein Wort des Lehrers von Hercules am Scheide-Wege, oder ein Wort der Mutter, oder des alten Vaters zu Güterstein (eines alten Mönchs, den er im höchsten Grade achtete und ehrte) ihn zuerst zur

Besinnung gebracht — darüber sind nur Vermuthungen, doch für die letzteren die größte Wahrscheinlichkeit. Welches aber auch die Veranlassung gewesen seyn mag, der Entschluß kam aus Eberhards Selbstkraft. Wie er als Jüngling nichts unversucht gelassen, so erhob ihn jetzt der Gedanke, ganz zu seyn, was in ihm lag. Das Jahr wissen die Heraldiker nicht anzugeben, da er das Wort: *Attempto!* — *ich wag's!* zu seinem Leibspruch wählte: aber dieser Zeitpunkt ist es bestimmt."

Ueber das weitere besondere in der Regierungs- und in der persönlichen Geschichte Eberhards dürfen wir nur im allgemeinen bemerken, daß es hier mit der weisen nüchternen Auswahl und mit der historischen Treue, welche Hn. Pf. als Geschichtsforscher so rühmlich auszeichnet, zugleich aber auch in einer sehr verständigen Ordnung gegeben ist. So umfaßt der dritte Abschnitt S. 61:90 was Eberhard zuerst in seiner halben Grafschaft rühmliches gethan, worunter sich die Stiftung der Universität Tübingen vorzüglich aushebt. Der vierte Abschnitt enthält die Geschichte der zwischen dem älteren und dem jüngeren Eberhard geschlossenen Hausverträge zu Münsingen, zu Stuttgart, zu Eßlingen und zu Frankfurt, die für die Geschichte Württembergs so wichtig sind, weil dadurch die verschiedenen Landestheile zusammen gebracht und auch für die Zukunft seine Untheilbarkeit mit dem Recht der Erstgeburt in dem regierenden Hause festgesetzt wurde. S. 91:159. der fünfte Abschnitt mag auch den deutschen Publicisten am meisten interessieren, denn er handelt S. 159:207 von der Mitwirkung der Landstände zu den Hausverträgen, und von der ersten ständischen Verfassung überhaupt. Bei der besondern Beschreibung, wie Eberhard die Prälaten zu der Landstandschaft zugezogen und herbeigebracht habe, welches S. 159 für die wichtigste seiner Erwerbungen erklärt wird, bleibt doch noch manches zu fragen übrig. Sechster Abschnitt S. 208:

239. Eberhards Verbesserungen im Kirchen- Wesen. Siebenter Abschnitt. S. 239-290. Wie Eberhard im Deutschen Reich zu großem Ansehen kömmt. Achter Abschnitt. S. 291-303. Wirtemberg wird zum Herzogthum erhoben Anerbieten des Kaisers deshalb. Eberhards Bedingungen. Neunter Abschnitt. S. 304-346. Eberhards Gesetzgebung, letzte Anordnungen und Tod. Unter demjenigen was in dieser Biographie aus handschriftlichen Geschichtsquellen gegeben ist, findet sich im fünften Abschnitte ein Achten Stück, das in mehreren Hinsichten höchst merkwürdig ist. Es ist der Entwurf einer neuen Verfassung, die Eberhard seinem Lande geben, und mit seiner Landschaft berathen wollte, oder ein Aufsatz mit der Aufschrift: "Was Graf Eberhard der ältere der Landschaft für Freyheiten geben wollen" der hier S. 198-204 wörtlich abgedruckt ist. Darin erbot er sich nicht nur, seinen Unterthanen die förmlichste Habeas corpus Acte auszustellen, sondern er erbot sich, was ungleich merkwürdiger ist, daß er, seine Erben und Nachkommen auf ewige Zeiten außer ihren gewöhnlichen Kammer- Gefällen keine Steuer, Schatzung und Hülfe mehr vom Lande fordern wollten, "wenn nur dafür die Landschaft ihm, seinen Erben und Nachkommen zur Erqßlichkeit und Dankbarkeit füröhin aus freyem und geneigtem Willen jährlich zur Steuer geben wollten, je von hundert Gulden, so viel dann an liegendem und fahrendem eines jeden Vermögen wäre, einen Gulden". Leider findet sich aber sonst über diesen Entwurf gar keine weitere historische Nachricht, ja man weiß nicht einmal ob er auch wirklich an die Landschaft gebracht, oder ob vielleicht nur zwischen Eberhard und seinen Rätthen etwas darüber gehandelt wurde.

L e i p z i g.

Hinrichsche Buchhandlung: Neues Handbuch über

den Torf, dessen Natur, Entstehung und Wiedererzeugung, Nutzen im Allgemeinen und für den Staat u. s. w. Von Joh. Heinr. Christfr. Dau. 1823. VIII und 240 Seiten in 8.

Ob gleich die Anzahl der Schriften, welche vom Torfe handeln, nicht gering ist, so dürfen wir doch keinesweges behaupten, dieses für viele Gegenden so hoch wichtige Geschenk der Natur, nach seinem ganzen Wesen und nach seiner Entstehungsweise gründlich zu kennen. Nur wenige genau beobachtende Naturforscher haben ihre Aufmerksamkeit auf die, dem Auge freylich nichts Anziehendes darbietenden Lagerstädten des Torfes gerichtet, deren Eigenschaften erst dann vollständig enthüllt werden können, wenn zu ihrer Erforschung botanische, geologische und chemische Kenntnisse gemeinschaftlich in Anspruch genommen werden. Uebrigens ist es nicht zu verkennen, daß die möglichst zweckmäßige Benutzung jener unschätzbaren Naturgabe, eine genaue Kenntniß derselben voraussetzt; daher man sich darüber wundern muß, daß bisher im Ganzen so wenig für die tiefere Erforschung der Torfmoore geschehen ist.

Die vorliegende Schrift liefert mit vielem Danke zu erkennende Beyträge zur Kenntniß des Torfes und des Torfwesens. Sie heurkundet mannichfaltige gute Kenntnisse des Verfassers, wodurch sich derselbe, bey einer angemessenen Anstellung, dem Staate ohne Zweifel sehr nützlich würde machen können. Nach einer Einleitung sucht der Verfasser im ersten theoretischen Theile zuvörderst die Frage zu beantworten: was ist Torf? darauf gehet er zu Beschreibungen einzelner Moore über, die er theils aus anderen Werken entlehnt, theils aber nach eigenen Wahrnehmungen entworfen hat. Neu sind namentlich die Nachrichten vom Dosen-Moor bey Neumünster in Holstein, vom Himmel-Moor, vom Bostedter-Moor, Bahler-Moor, von den kleinen Feld-

Mooren in verschiedenen Gegenden vom Herzogthum Schleswig; von einem Torfmoore auf der Insel Alsén. Der Verfasser wendet sich -alsdann zu allgemeinen Betrachtungen über die Entstehung der Moore und des Torfes. Jene theilt er nach ihrer verschiedenen Entstehungsweise und ihren abweichenden Beschaffenheiten ein in Hochmoore, Wiesenmoore, Holzmoore und Meermoore. Diese von dem Verfasser zuerst aufgestellte Classification ist der Natur offenbar angemessen und seine Charakterisirung jener verschiedenen, übrigens auf verschiedene Weise in einander übergehenden Torfgebilde, trägt unstreitig sehr zur Berichtigung und Erweiterung der bisherigen Ansichten von denselben bey; wenn auch vielleicht gegen einzelne Behauptungen Einwendungen sollten gemacht werden können. Zuletzt handelt der Verf. noch vom Torfe und seinen Arten, so wie von seinem Werthe als Brennmaterial. Der zweyte, praktische Theil der Schrift ist der bey Weitem kleinere. Der Verf. theilt darin Bemerkungen über den Nachwuchs des Torfes, über seine Benutzung und die wirthschaftliche Behandlung seiner Lager im Allgemeinen mit, ohne eine specielle Anleitung zur Torfgräberey zu geben, die in anderen Schriften, vorzüglich in dem trefflichen Werke von Eiselen, bereits gründlich gelehrt worden ist.

P r a g.

Ideen über die Verwaltung landtäflicher Güther in Böhmen, Mähren und Oesterreich. Ein Beytrag zur Darstellung der gegenseitigen Verhältnisse zwischen Guths-Besitzern, ihren Beamten und Unterthanen, so wie zur richtigen Würdigung des Wirthschafts-Beamten-Standes und des Besizthums landtäflicher Güther. Von Rudolph André, Alt-

Gräßlich Calm-Reifferscheidschem Wirthschafts-Verwalter 2c. Erste Abtheilung. 1821. bey Friedrich Tempky, Firma J. G. Salve. Auf IV. und 162 Seiten in 8.

Der Verfasser versteht hier unter Verwaltern nicht die Männer, die nur die landwirthschaftlichen Geschäfte der Güter zu leiten haben, sondern die höhern Beamte, die an der Stelle der abwesenden, oder mit der Wirthschaft sich selbst nicht befassenden Gutsherren die Regierung der Güter führen müssen — eine für die Gutsherren, für den Staat und für das Publicum ungemein wichtige Classe von Menschen, deren es besonders in Ländern, wie die des Kaisers von Oesterreich, worin es so viel Herrschaften ohne residirende Gutsherren gibt, einer so großen Menge bedarf, und die in den tausenderley Verhältnissen, worauf sie einwirken müssen, so viel Gutes und so viel Böses thun können. Männer dieser Art müssen aber nicht nur alle die verschiedenen Wissenschaften, welchen der Betrieb eines jeden der Wirthschafts-Zweige des von ihnen zu verwaltenden Guts unterliegt, kennen, und je gründlicher diese Kenntniß ist, desto besser wird ihre Verwaltung gedeihen, sondern sie müssen auch die von den Schriftstellern noch so wenig bearbeitete Regierungs-Kunst der Güter verstehen. Eigentlich scheint es nur diese Regierungs-Kunst der Güter seyn zu sollen, worüber der Verfasser seine Ideen dem Publico hier vorzulegen angefangen hat. Das Unternehmen verdient wegen seiner Nützlichkeit die größte Aufmunterung; und besonders muß man wünschen, daß dieser Verfasser den einmal aufgenommenen Faden nicht wieder fallen lassen möge, da er sich durch seine Wissenschaft, seine Erfahrungen und seine rechtliche billige Grundsätze als dazu berufen hier hinlänglich legitimirt hat.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. Stück.

Den 5. April 1823.

B o s t o n.

The new England Journal of Medicine and Surgery and the collateral branches of Science. Vol. V. 1816. p. 420 in 8.

Nr. 1. Januar 1816. Ueber die Eigenschaften des Lebens von James Jackson, Prof. zu Boston. Der Verf. unterscheidet als solche Mobilität, Irritabilität, vitale Verwandtschaft, Belebungs-kraft, Sensibilität, Sympathie und intellectuelle Fähigkeiten. Mobilität ist die Kraft der ursprünglichen Bewegung in lebenden Wesen, und residirt vorzüglich in den Muskeln, jedoch nicht ausschließlich, sondern auch in Organen, die keine Muskelfasern besitzen. Irritabilität ist die Fähigkeit, durch äußern Einfluß zur Bewegung aufgeregt zu werden, und ist genau mit der Mobilität verknüpft: sie existirt daher nur in Theilen, die Beweglichkeit besitzen, doch äußern auch manche Theile, die keine Mobilität haben, Irritabilität, wie die Schleimhäute der Nase, des Darmcanals, die Secretionsorgane und kleinen Gefäße. — Vitale Affinität ist das, was die Elementartheile des belebten Körpers zusammenhält, doch verschieden von der Chemi-

C (3)

schen Affinität, indem sie nach dem Tode aufhört, wo denn die letztere eintritt, und Fäulniß bedingt. Die vitale Verwandtschaft erstreckt sich auf die Aufnahme neuer Substanz in den Körper, und existirt in allen belebten Theilen. Belebungs-kraft, Vivification ist die Fähigkeit, unbelebte Materien in den belebten Zustand umzuändern, und existirt in den kleinen Gefäßchen, welche der Bildungsfunction oder der Nutrition und Secretion vorstehen. — Sensibilität ist die Eigenschaft, wodurch sie die Eindrücke von Außen empfangen, und ist analog der Proceptionskraft der Seele. Sympathie ist die besondere Relation zwischen verschiedenen Theilen und selbst zwischen Körper und Seele. — Amputation im Schultergelenk von J. B. Whitridge zu Charlestown. Die Operation wurde secundair durch einen Schuß, der den Kopf des Oberarmknochens zerschmettert hatte, bedingt, und der processus coracoideus mittelst Hey's Säge weggenommen. Der Kranke starb fünf Wochen nach der Operation an einer heftigen Diarrhöe, nachdem die Wunde fast verheilt war. — Dr. Hale's Erwiderung auf Brodie's Bemerkungen über seine Inaugural-Dissertation. Eine Rechtfertigung gegen Brodie's Einwürfe über die Ursachen der Ungleichheit der erhaltenen Resultate. — Sammlungen zur pathologischen Anatomie. Fall eines psoas-Abscesses, welcher mit dem Canal der Wirbelsäule zusammenhing von J. Jackson. — Ueber neue Studieneinrichtung, Unterricht u. s. w. von Frankreich von Macquart. — Ueber die Relationen zwischen den Tageszeiten und verschiedenen Functionen des menschlichen Körpers, und von der Art und Weise, wie die Pulsationen des Herzens und der Arterien von der Muskelanstrengung modificirt werden, von Rob. Knox (aus dem Edinburg. Medical and Surgical Journal gezogen). Recensionen. — Auszüge aus dem Edinburg. med. and surgic. Journal; Medico-chirurgical Transactions Vol. V. — Nachrichten.

W. Philipp kündigt Versuche über das Princip an, wovon die Actionen des Herzens abhängen, als gegen de Gallois Folgerungen zeugend. — Wirkungen des Aderlassens in einem Falle von Wasserscheu durch tollen Hundsbiß von R. Wynne mitgetheilt. — Die Krankheit war völlig ausgebrochen; Wynne ließ zwanzig Unzen Blut aus einer großen Oeffnung innerhalb sechs Minuten, so daß Ohnmacht folgte, alle Zufälle nahmen von diesem Augenblick an ab. Der Kranke nahm dabey eine Pille aus Calomelas gr. iii Opii, und James powder Ana gr. j alle 3 Stunden. Die Zufälle kehrten wieder zurück, Wynne wiederholte die Aderlässe bis zum Eintritt der Ohnmacht, von wo an denn die Heilung bey gleichzeitigen Einreibungen der Quecksilbersalbe in die Wunde erfolgte. In einem andern Falle, wo Aderlässe nicht half, war sie nicht bis zur Ohnmacht angestellt, und deshalb sieht Wynne diesen Fall als ungünstig an. — Preisfragen zu Boston. Necrolog von Smith Barton, Professor der Medicin, Naturgeschichte und Botanik zu Pensilvanien; von John Ferriar Arzt an dem Manchester Infirmary.

Nr. II. April 1816. Nachrichten von der Harvard Universität in Cambridge, Massachusetts. Den Namen hat sie von John Harvard, ihrem ersten Wohlthäter, welcher ihr 1638 die Hälfte seines Vermögens vermachte: Diese Nachrichten geben eine Liste der Fundatoren, der Studien, ihrer Lehrer, Gebäude, Bibliothek, Museum, botanischen Garten, Rumfords Legat zur Unterhaltung einer Professur in der Naturkunde; Boulston's Preislegat von 100 Dollar's für Mediciner. — Miscellanea. Nr. 1. Statt der seltener werdenden Blutegel wird ein Schröpfinstrument empfohlen, welches aus zwey über einander liegenden zinnernen Kammern besteht, die durch einen kurzen Hals verbunden sind: die untere hat eine offene mit abgerundeten Rändern versehene Mündung nach unten, zum Aufsetzen auf die geschröpfte Haut:

stelle, an den Seiten aber drey große Fenster, die Luftdicht mit Glas vermaacht sind, um ins Innere sehen zu können: die obere Kammer ist oben mit einer kleinern Oeffnung versehen, welche mittelst eines Korkes fest verschlossen werden kann. In letztere bringt man ein glühendes Eisen ein, um die Luft der Kammer zu verdünnen, und verschließt sie denn gleich mittelst eines Korkes; kühlt dann die Wände der Kammer ab, damit die Luft condensirt werde. (Begrifflich eine ungleich schwierigere Procedur, als das einfache Schröpfen.) — Beschreibung eines Betterahms mit russischem Segeltuche überspannt, welcher aufs Bett des Kranken ausgespannt wird, und dazu dienen soll, die Betten lange Zeit unverrückt zu halten, und auch beym Machen des Bettes, den Kranken in derselben Lage in die Höhe zu heben. — Festes Bandagiren gegen alte Geschwüre, gegenwärtig gegen Rheumatismus und cancer scirrhodes als Verbesserung der heutigen Chirurgie. — Die Verfahrensarten Wisemann's, Baynton, Kirkland, Balfour, Young und Whitbread (gegen Brustkrebs. Sie gebrauchten Compressen, nachher so gar Metallplatten, die mittelst einer Binde festgebunden wurden. Der Erfolg soll seyn 1) Linderung des Schmerzes wegen Compression der Nerven; 2) Hinderung der Circulation und Wundung der Geschwulst aus Mangel der Nutrition: 3) erhöhte Activität der resorbirenden Gefäße durch den Druck). Ueber das Fleckfieber und dessen Ausbreitung in den vereinigten Staaten: einige schreiben es den Cometen zu, andere dem Mutterkorn (*Secale cornutum*); letzteres wird widerlegt a) weil das Mutterkorn selten den Weizen oder Spelt, sondern den Roggen befällt, und letzterer weniger gebaut wird b) Nymer eine Ähnlichkeit zwischen Rost des Weizens und dem Mutterkorn im Roggen fand; c) das Korn nie in dem verdorbenen Grade gebraucht war, wo Fleckfieber und selbst der trockne Brand herrschten. — Rheumatismus cordis von James Jackson mitgetheilt. Die

Symptome sind denen der Herzentzündung ähnlich. — Beobachtungen über einige Krankheiten der Augen, von John Warren (Fortsetzung). Drey Fälle von rheumatischer Augenentzündung, die mit rheumatischen Affectionen in andern Theilen wechselte: Nutzen des entleerenden Curplans von Stephenson (öfteres Ansehen von Blutegeln in großer Menge, zu 30 bis 40 Stück) gegen Lichtscheue und Gesichtsschwäche, wo alle andern Mittel, Aderlässe, Purgiermittel u. s. w. fruchtlos blieben. Sechs Fälle von Vorfalle der Linse in die Pupille und vordere Augenkammer, worauf gleich heftige Kopfanfälle, Schmerz, Deliriren, heftige Entzündung, und in einem Falle Eiterung des Auges entstand. Die Ursache glaubt der Verf. in einer eigenthümlichen innern Veränderung der Linse oder ihrer Kapsel suchen zu müssen, da auch in einigen Fällen selbe sichtlich krank, steinicht gefunden wurde, und wahrscheinlich eine solche eine Absorption der Kapsel veranlaßt, dann durch Druck eine Entzündung der übrigen Theile und Verschwärung des Auges mit Ausfluß der Augenfeuchtigkeiten bewirkt. In einigen Fällen extrahirte der Verf. die Linse mit glücklichem Erfolg, in andern ging das Auge dennoch verloren durch heftige Entzündung und Eiterung. — Ueber die leichtere Gewinnung des potassium nach Smithson Tennant durch Destillation von Pottasche und Eisenfeile, von Dana. 'D. sucht zu beweisen, daß das Verdienst dieser Entdeckung neben Tennant gleichzeitig dem Dr. Gorham gebühre. — Ueber den clavus oder das Mutterkorn am Roggen und andern Pflanzen, von Jacob Sigelow. Die Krankheit kömmt außer dem Roggen und Weizen noch an mehreren Gräsern vor, wie Alopecurus pratensis, Festuca fluitans, Triticum repens u. s. w. Eine chemische Analyse zeigte Gehalt an Kohlensäure, Hydrogen, ein fötides Princip, fixes Oel in Ueberfluß und eine schwer einzuäschende Kohle. Man schrieb demselben seit zwey Jahrhunderten viele Epidemien in Europa zu. Der trockne Brand ist lange

nicht mehr in America bemerkt worden, auch nie raphania, obgleich Mutterkorn viel in Neu-England vorkömmt. Den Americanern gebührt der Ruhm der ersten Anwendung dieser Substanz als Arzneymittel. Das Mutterkorn dieser Gegend hat einen besondern ekelerregenden Geschmack, mit etwas Schärfe verbunden: in die Nase gezogen erregt es Niesen: in den Magen zu 1 Scrup. nausea zu 1 Drachm. heftigere Uebelkeit und manchmal Erbrechen: es scheint nicht die Stuhlausleerungen zu befördern: große Dosen erregen Kopfschmerzen und temporäre Fiebersymptome. Seine merkwürdigste Eigenschaft ist aber, unter gewissen Umständen auf den uterus zu wirken: diese entdeckte zuerst Dr. Stearns zu Neu-York 1807, dann Dr. Prescott und viele andere. — Erfahrung von mehreren Jahren hat gezeigt, daß dieses Mittel die Wehen vermehrt, und die Geburt des Kindes beschleunigt: zuweilen schlägt es fehl, doch nicht mehr als andere Arzneykörper: unzeitig und in unpaßlichen Fällen verordnet, zeigt sich das Mittel für Mutter und noch heftiger fürs Kind nachtheilig. Die Hauptcontraindicationen sind zu frühes Stadium der Geburt, Rigidität der weichen Theile, jede ungünstige Conformation oder Lage des Kindes, welche die Wendung erheischt. Man hat auch dieses Mittel mit vielfältigem Erfolge gegen amenorrhoea (John Randall zu 1 Unze mit einem Quart. Wasser zur Hälfte eingekocht, innerhalb 4 — 5 Tagen zu verbrauchen) angewandt. — Das Mutterkorn des Weizens hat gleiche Effecte. Aus allem schließt der Verf. wenn die Rede von Erzeugung epidemischer Krankheiten ist, daß sicher, wenn das Mutterkorn Schuld ist, noch eine mitwirkende Ursache existiren müsse, da so große Gaben von 1/2 Unze auf den Tag, nur temporäre Symptome äußern. — Ueber die Anwendung bey Reisenden (von einem praktischen Arzte). Der Verf. gibt folgende Resultate seiner Praxis: 1) in den letzten Stadien einer zögernden Geburt, wo die Kräfte durch

fruchtlose Anstrengungen erschöpft werden, und die Hindernisse nur im Mangel der Uterinalkräfte bestehen, paßt dies Mittel vorzüglich, ohne üble Folgen: manchmal wird zwar das Kind in einem torpiden Zustande geboren, und ist schwer ins Leben zu bringen, bisweilen ist es sogar todt, wegen zu andauernden Drucks auf den Kopf, durch continuirliche Wehen; allein ähnliche Fälle ereignen sich auch, wo kein Mutterkorn gegeben worden. 2) Wo das Kind wirklich todt ist, zögert oft Geburt, und hier ist nichts vom Mittel zu befürchten. In einigen Fällen dieser Art zeigt es sich aber weniger wirksam, als unter gewöhnlichen Umständen. 3) Bei *retentio placentae*. In zwey Fällen der *hourglass-contraction* gab es der Verfasser mit schleunigem Erfolge. 4) Bey *haemorrhagia uteri*, Allgemein hat man bemerkt, daß in solchen Fällen, wo Mutterkorn gegeben worden, wenig Blut verloren ging. In mehreren Fällen profusen Lochialflusses ist es mit großem Nutzen gegeben worden. 5) Bei zögerndem *abortus*, wenn solcher unvermeidlich und Abkürzung desselben wünschenswerth ist, um Blutfluß abzukürzen. — Beiträge zur pathologischen Anatomie, Nr. VI. von Warren. Nachricht von epidemischen Catarrhen vor und nach Stürmen. — Recensionen. — Nachrichten. Das Museum der Naturgeschichte zu Boston, welches der Linnean Society in Neu-England gehört, wurde am 1. Jan. 1815 begonnen. — Augensteine. Man findet sie an der Küste von Araya und heißen *pidra de los ojos*; eine kalkartige Substanz, die nach der Naturkunde der Eingebornen halb Thier und halb Stein ist. Man findet sie im Sande von einer bis vier Linien groß, auf einer Seite flach, auf der andern convex, und sind Theile einer kleinen einklappigen Muschel. Legt man sie auf eine glatte Oberfläche, und tröpfelt Citronensäure auf sie, so dreht sich der Stein durch Entbindung der Kohlensäure: ins Auge gelegt, erfolgt dasselbe, und durch die Bewegung soll er jeden fremden Körper, der zufällig ins Auge ge-

rathen, wegtreiben. — Gummi kino: nach dem letzten Reisejournal Mungo-Parks kommt dasselbe von einer unbekanntem Art Pterocarpus. — Hortus bengalensis von Roxburgh. Fall von febris intermittens, wo jeder Anfall mit haemorrhagia uteri verknüpft war von M. Routier. — Fall von Tetanus durch Tabacksclystiere geheilt von Thomas Duncan zu Grenada. Die Krankheit entstand bey einem Neger auf Quetschung des Fußes: die Tabacksclystiere wurden als Rauch angewandt bis zur eintretenden Ohnmacht: (allein nebenher waren auch Opium, Del-einreibungen und Bäder gebraucht) — Ueber den Nutzen des olei terebinthinae gegen Epilepsie von David Lithgow. Auf Percivals Vorschlag wandte es der Verf. mit Nutzen in epilepsia menstrualis, indeß auch bey einem 28 jährigen Mann an, welcher seit zehn Jahren an Epilepsie, in Folge eines heftigen Schrecks, gelitten hatte. Er verordnete $\frac{1}{2}$ Unc. ol. tereb. mit Syrup und einer Pinte Pfeffermünzwasser diluirt, viermal täglich ein Weinglas voll zu nehmen. — Necrolog von John Coaxley Lettsom.

G ö t t i n g e n .

Seit dem Frühling 1822 bis zu Ostern 1823 ist von dem Herrn Privatlehrern auf der hiesigen Universität eine so bedeutende Reihe von Habilitations-Disputationen vertheidiget worden, daß wir nicht länger den Anfang mit einer Anzeige derselben verschieben dürfen, um nicht in diesen Blättern, die zugleich Annalen der hiesigen Lehranstalt enthalten sollen, eine Lücke zu lassen. Schon am 23. August 1822 vertheidigte Hr. D. Adolph Tellkamp auf der philosophischen Katheder seine Streitschrift de instituendae militiae principiis auf 16 S. in 4., worinn sich aber der Verf. nur auf die Entwicklung der Grundsätze beschränkte, die in constitutionellen monarchischen Staaten die Heerbildung nach den Ideen von Staatsklugheit, Recht und Bürgerpflicht leiten sollen. Die Fortsetzung künftigher.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften,

55. Stück.

Den 5. April 1823.

W i e n.

Bei Wallishäuser 1823: Untersuchungen über den Dienst des Generalstaabes; oder über das Detail bey der Führung der Kriegsheere. Nebst einem Entwurfe zur Dienstvorschrift für dieses Corps. Von J. C. Freyherrn v. Werklein, K. K. Obristlieuten. in der Armee. Mit vier Plänen und Tabellen 427 Seiten in 8.

Der sogenannte große Generalstaab bey einem Heere auf dem Friedensfuße, ist eine Einrichtung der neueren Zeit. Selbst für den Krieg hat solche erst in unsern Tagen, eine sehr verschiedene Verfassung von derjenigen erhalten, die sie vor dem französischen Revolutionskriege hatte. Wir finden z. B. in der Geschichte des Bayerischen Erbfolgekrieges vom Grafen von Schmettau, wie mangelhaft und dürftig der Generalstaab Friedrichs II. eingerichtet war. Die Geschäfte, welche den Officiers vom Generalstaabe heutiges Tages obliegen, sind von einem sehr großen Umfange. Sie sollen nicht nur die Bewegungen der Truppen einzuleiten wissen, sondern ihnen fällt auch größtentheils die Sorge für deren Unterhalt anheim.

D (3)

Es reichen demnach jetzt die Kenntnisse von dem Dienste der Truppen, der Tactik und der Befestigungskunst nicht mehr hin, um einen vollkommenen Officier des Generalstaabs vorzustellen. Er muß eine genaue umfassende Kenntniß der verschiedenen Länder, so wohl des im Kriegstheater gelegenen, als der andern eigenen und fremden haben; ihre Verfassung wie ihre Erzeugnisse und Hülfquellen genau kennen. Die Staatswirthschaft und Administration dürfen ihm nicht fremd bleiben, und so gar muß er diplomatische Kenntnisse besitzen.

Diese ganz veränderte Einrichtung und Bestimmung des Generalstaabs ist zu neu, und noch zu wenig festgesetzt, als daß schon jetzt bestimmte Vorschriften, oder Lehr-Systeme über dessen Dienst vorhanden wären. In der That umfaßt der Wirkungskreis desselben so viele Wissenschaften, daß zu einem vollständigen Lehrbuche viele Bände erforderlich seyn möchten, und dann hätte man doch nur eine Wiederholung dessen, was in vielen andern Werken schon gesagt worden ist. Eine Uebersicht aller derjenigen wissenschaftlichen Gegenstände, die einem Officier des Generalstaabs nöthig sind, ist das Erforderniß. Ein Mehreres hat der Verf. der angezeigten Schrift, unserer Ansicht nach, nicht geleistet. Ohne das Studium der Werke, welche die betreffenden Wissenschaften systematisch lehren, möchte die Bildung eines Officiers der seine Kenntnisse aus diesem Werke allein schöpfen wollte, sehr oberflächlich ausfallen. Als allgemeine Uebersicht ist diese Arbeit nicht ohne Werth. — Nach einer kurzen Einleitung, in welcher der Verf. den Begriff von dem Dienste des Generalstaabs dahin erklärt: er bestehe in einer Menge einzelner Aufträge, deren richtige Ausführung eine ganz vorzüglich hohe Bildung und viele practische Kenntnisse erfordern, theilt er sein Werk in zwey Hauptstücke ein. In dem ersten handelt er von der militärischen Recognoscirungen, und zwar sehr ausführlich; von der Vorbereitung

und Zustandbringung der mechanischen Hülfsmittel für die Kriegsoperationen, als Brückenschlagung, Befestigungen und Colonnen-Wege; von den Märschen, Fouragierungen; Blockirung einer, oder mehrerer feindlichen Festungen; Cantonirungs- und Winter-Quartieren; Ein- und Ausrücken der Truppen; militärischen Meldungen und Berichten; endlich gibt er Formulare für verschiedene Tabellen und Protocolle. Dies erste Hauptstück begreift den technischen, das zweyte den intellectuellen (philosophischen) Theil in sich. In diesem wird abgehandelt: von Kundschafftssachen; Kriegslisten; Kriegsgebräuchen; von dem Kriege in wenig cultivirten Ländern, gegen Heere, die ganz, oder zum Theil aus nomadischen Volksstämmen bestehen; von dem Einflusse der geographischen Lage, und Begrenzung der Staaten, auf die Entwürfe der Regierungen und den Character die jene im allgemeinen Staatensysteme dadurch erhalten; von den Behelfen für Operations-Pläne, oder von den topographischen, statistischen und militärischen Memoiren; Grundsätze für Angriffs- und Vertheidigungs-Entwürfe, und schließlich über Operations-Pläne. Im Anhange ist ein Entwurf zu einer Dienstvorschrift für den Generalstaab enthalten. Diese Vorschrift beschäftigt sich mit der Dienstorganisation und Eintheilung der Geschäfte, dann mit den eigentlichen Dienstvorschriften des Generalstaabs und der zu seiner Unterstützung bestimmten Partien. Daß hier ganz die Einrichtungen der österreichischen Armee zum Grunde liegen ist leicht zu erachten.

Original und ganz Idee des Verf., ist der Versuch: Mittel anzugeben, wie ohne dem Geiste und innern Gehalte der Armee zu schaden, zur Schonung der Staatsfinanzen, bedeutende Ersparungen zu machen. Der Verf. richtet seinen Blick vorzüglich auf Oestreich. Er will die Dauer der Kriegspflicht, für den activen Dienst in und außer Land auf 20 Jahre festsetzen, d. h. vom 20. bis zum 40. Jahre, und für die folgenden 10 Jahre zum Dienst im Innern, jedoch nur in

Kriegszeiten; alle das 20te Jahr erreichende Jünglinge werden in diesem Jahre einberufen, abgerichtet, und im Frieden wieder in dem nächsten Jahre, wo möglich auch noch früher nach Hause entlassen, wo sie sodann mit den andern ältern in ihrem Compagnie-Bezirk geübt, und bis zu ihrem 25. Jahre zum Ausmarsche stets bereit gehalten werden sollen; bis zum 25. Jahre gehören sie zur ersten Classe, die zuvörderst zum Felddienst aufgerufen wird, und von diesem Alter bis zum 40. Jahre, zu der 2ten, oder Reserve-Classe. Er bestimmt die Stärke der activen Armee auf 300,000 und der Reserve auf 200000 Mann. Die Regiments-Commandanten empfangen auf die Stärke ihrer Regimenter Pausch-Quanten, woraus alles bestritten wird, was die Bekleidung und Besoldung der Soldaten, Anschaffung der Feld-Requisite, deren Erhaltung, so wie auch die der Waffen anbetrifft. Hiervon geben sie aber den Chefs der Compagnien so viel ab, als für Kleidung und Besoldung für jeden Kopf ausgeworfen ist. Die Naturalien werden vom Lande geliefert. Auf jede Provinz, Departement, Kreis u. s. f. wird ein Regiment eingetragen, das sich daselbst zu formiren und zu ergänzen hat. Die Regimenter erhalten, nach Maassgabe ihres Bezirks, eine ungleiche Stärke. Die Cavallerie, die Grenadiere, und die Dienst-tuhende Mannschaft der Infanterie-Regimenter, werden in die Städte, die übrige Infanterie auf dem Lande einquartirt. Die Quartiere für die Officiere und Unterofficiere auf dem Lande, werden so eingerichtet, daß sie innerhalb des Quartierstandes der Compagnie, zu welcher sie gehören, wohnen. Die Zahl der Infanteristen, die in den Städten Garnisondienst thun, wird, — ausgenommen der jährlichen Ersatzmannschaft, die blos als Lehrlinge betrachtet und in Depot Bataillons formirt wird —, nach dem Wachdienst, der in der Garnison durchaus nothwendig ist, berechnet, und ist folglich nicht bey allen Regimentern gleich. Die Depotbataillons sind für den ersten

Unterricht der Recruten, so wohl im Exerciren als dem Garnisondienst, welcher den Umständen nach ein halbes, oder ganzes Jahr zu dauern hat, bestimmt; hierauf wird der Mann nach Hause entlassen, wo die Uebungen wöchentlich zwey bis drey mal fortgesetzt werden, bis der Mann mit dem Schlusse seines vier und zwanzigsten Jahrs in die Liste der Reserve eintritt. Bey dieser sinden die Uebungen wöchentlich nur einmal statt, und zwar in Gemeinschaft mit der Mannschaft der ersten Armee. Eben so wird es mit der zweyten Reserve, jedoch höchstens nur monatlich zweymal gehalten. Im Frühjahr oder Herbst eines jeden Jahrs, rücken so wohl die Leute der ersten Armee, als jene der ersten Reserve auf 4 bis 6 Wochen in Lager, oder auch in enge Cantonirungen zusammen. Nach der von dem Verf. aufgestellten Berechnung, kann, im Gefolge der von ihm angegebenen Verfassung, mit einem jährlichen Aufwande von 50 Millionen Thl. eine Feld-Armee von 300,000, und außerdem eine Reserve von 200,000 Mann, unterhalten werden. — Ohne uns auf eine Beurtheilung dieser vorgeschlagenen Militair-Einrichtung, aus welcher wir nur einige Haupt-Züge angeführt haben, einzulassen, erlauben wir uns nur die Bemerkung, daß es uns für Oesterreich durchaus nicht rathsam scheint, das System eines mobilen stehenden Heers, mit einer unbeweglichen Miliz zu vertauschen. Wie wenig möchte z. B. der letzteren, die im Königreiche Italien herrschenden Verhältnisse angemessen seyn.

Der Verf. verlangt für die Oesterreichische Armee, so wohl im Frieden, als im Kriege einen großen Generalstaab von 100 Staats- und 220 Ober-Officieren. — Die Kenntnisse, welche der Verf. bey einem Officier des großen General-Staabes verlangt, sind: die niedere Mathematik, Geometrie, Trigonometrie, Geschichte und Geographie, Situationszeichnung, die Feld- und zum Theil auch die bleibende Verschanzungskunst. Er soll den Dienst aller Waffengattungen so

genau kennen, daß er sie zweckmäßig verwenden und bey einer Disposition ihre verhältnismäßigen Kräfte berechnen kann. Er soll demzufolge zuvor einige Jahre bey einer oder der andern Waffe, vorzüglich aber in der Infanterie gedient haben. Nächst der Landessprache muß er noch mehrere andere, als z. B. im Oesterreichischen Generalstaabe die französische, italiänische, und eine der slavischen Sprachen sprechen und schreiben können. Er soll ein vorzüglich kühner und fester Reiter seyn. Der große Generalstaab soll außer den Diensten, die er in militärischer Hinsicht leistet, zugleich als eine Bildungs-Anstalt angesehen werden. Die Regimenter in der Armee sollen, der Reichfolge nach, und zwar der Staats-Officier und Compagnie-Chefs in selbiger, aus den Ober- und Unterlieutenants die Candidaten für vacante Stellen im großen Generalstaabe in Vorschlag bringen; dem Chef, den Generalen und Obersten des letzteren, soll aber das Bestätigungs-Recht vorbehalten bleiben. Kein Lieutenant darf in Vorschlag gebracht werden, der nicht wenigstens zwey Jahre bey den Truppen gedient, wo möglich einen Feldzug mitgemacht und das 20ste Jahr erreicht hat. Ein jeder Officier des großen Generalstaabs, soll das Gehalt des nächsten höheren Grades in der Armee erhalten. Die Ober-Officiere des großen Gen. Staabes, sollen aus Hauptleuten, Ober- und Unter-Lieutenants bestehen. Die jüngern Officiere treten, im Allgemeinen, als Unter-Lieutenants ein. Nachdem sie während zwey bis drey Jahre im Aufnehmen, Recognoscierungen und Beschreibung der Gegenden, so wie in andern Diensten gebraucht sind und Fähigkeiten und gute Eigenschaften gezeigt haben, werden sie als Ober-Lieutenants zu den andern Truppen gegeben. Von hier kommen sie nach zwey Jahren wieder zum gr. Gen. Staabe zurück, entweder in derselben Charge, oder als Hauptleute, so wie es ihr Dienst-Alter mit sich bringt. Die Hauptleute sollen als Majors, und die Majors als Obrist-Lieute-

nants zu den Regimentern befördert werden. Von den erstern aber diejenigen, nach zwey bis drey Jahren, wieder, entweder als Majors, oder Oberst-Lieutenants, (jenachdem ihr Rang ist), in das Corps eintreten, welche sich ihrer besondern Fähigkeiten halber, zum höhern Dienst im Generalstaabe eignen; wo sie denn entweder in selbigem zu Obersten avancieren, oder bey den Truppen hierzu befördert werden. Auf diese Art glaubt der Verf. nicht nur dem Staate gute Officiere, sondern auch Politiker und Diplomaten zu bilden. — Bey den bislang herrschenden Einrichtungen des großen Generalstaabs im Frieden, haben sich vorzüglich zwey Nachtheile gezeigt: man hat die Stellen in selbigen, gemeinlich nach Protection besetzt; und dabey mehr auf Familien-Verbindungen und äußere glänzende Eigenschaften als auf solide Kenntnisse Rücksicht genommen; die Generalstaabs-Officiere haben sich der schweren Kunst des Commandierens der Soldaten, d. h. des eigentlichen Regiments-Dienstes, entwöhnt; so daß sie, zu den Truppen zurückgekehrt, nur ausnahmsweise viel leisteten. Durch die von dem Verf. vorgeschlagenen Einrichtungen, daß nemlich die Regimenter die Candidaten vorschlagen, und die General-Staabs-Officiere selbst, in jedem militärischen Grade, wenigstens auf eine Zeitlang zu den Truppen zurückkehrten, scheinen beide Klippen vermieden zu seyn. Wir sagen scheinen, denn, nach den Erfahrungen, die bisher in allen Armeen gemacht worden sind, hat ein im Frieden bleibender großer Generalstaab den Nutzen nicht geleistet, den man von dieser Einrichtung erwartet. Was insbesondere die Untersuchung des Terrains, des Kriegs-Schauplatzes eines Staats anbetrifft, so hängen die Operationen auf selbigen in demnächstigen Kriegen von so vielen zufälligen und abwechselnden Verhältnissen ab, daß eine solche Untersuchung zwar zur Bildung der damit beauftragten Officiere beytragen kann, allein ein wirklicher Gewinn; für die Feldherrn, die demnächst die

Heere führen sollen, steht von diesen Arbeiten nur Bedingungsweise zu erwarten. Der Preussische große Generalstaab bestand z. B. vor dem verhängnißvollen Jahre 1806 aus sehr gelehrten Officieren, die sich Ja re lang vorher mit sorgfältiger Untersuchung des sog. nnten Preussischen Kriegs-Theater und namentlich der Sächsischen Länder befaßt, und viele gelehrte und sinnreiche Memoirs darüber ausgearbeitet hatten, wovon nachher verschiedene im Druck erschienen sind. Man möchte aber mit Recht fragen, ob von allen diesen Arbeiten irgend etwas ins Leben getreten ist? Ob die Operationen der Preussischen Armee irgend eine genaue Vorkenntniß von dem Terrain zeigten, auf welchem sie große Unglücksfälle erfuhr? — In keiner Armee hat man das Kriegstheater mit so vieler Gründlichkeit und Beharrlichkeit untersucht und wissenschaftlich bearbeitet, als in der Französischen. Es sind Operations-Pläne auf allen Gränzen des Reichs und selbst für die Vertheidigung der Hauptstadt schon seit Ludewigs des 14ten Zeiten entworfen. In den ersten Jahren der gegen die Französischen Revolution geführten Kriege, als die Allirten sich die wahren Ursachen ihres Mißgeschicks nicht gestehen wollten, behauptete man so gar, daß Carnot die Bewegungen der Französischen Heere, von Paris aus, nach lange Zeit vorher ausgearbeiteten Memoirs leitete. Jetzt wissen wir, daß die damaligen Französischen Heerführer sehr ausgedehnte Vollmachten hatten. Das, was sie ausführen sollten, war ihnen freylich im Allgemeinen vorgeschrieben, aber die Art wie? war ihnen gänzlich überlassen. Pichegru verließ im Anfange des Jahrs 1794 Paris, ohne einen Operations-Plan mit sich zu nehmen, den er erst wenige Tage vor der Ausführung entwarf. Wir finden nicht, daß Bonaparte von dem sinnreichen Entwurfe, den Pursegur, hundert Jahre früher, zu einem Defensions-Kriege zur Deckung von Paris her-

ausgab, und den die Stratageten immer als einen Schul-Operations-Plan betrachtet haben, in dem berühmten Feldzuge von 1814, Gebrauch gemacht habe. Und, was noch auffallender seyn muß: wir finden nicht, daß während des ganzen Revolutions-Krieges, irgend eine der berühmten Stellungen aus den vorhergehenden Kriegen, wenn gleich die Verhältnisse, dem Anscheine nach, die nemlichen waren, wieder benutzt worden sind. Wir halten diese Bemerkungen aus zwey Ursachen für wichtig: einmal den übertriebenen Begriff, den man sich in vielen Armeen, von den gelehrten Vorarbeiten eines großen Generalstaabes im Frieden, von der pörrtheilten Anwendung derselben, in künftigen Kriegen macht, zu mildern, indem wir der Meinung sind, daß solcher in mancher Hinsicht nachtheilige Folgen haben könne. Wenn z. B. der Oberste Kriegs-Rath, auf diese supponirten Feldzüge zu sicher rechnend, dem Feldherrn zu bindende Vorschriften gibt, oder wenn dieser, statt seine eigene Ueberlegung und das eigene Anschauen zu Rathe zu ziehen, die ihm überlieferten Daten, als sichere Wegweiser seines Verfahrens, zum Grunde legt, u. s. f. Zweitens erzeugt dieser zu hohe Begriff von der Unsehtbarkeit des bloßen Studiums des Terrains, zu leicht einen schädlichen Dünkel bey den Officieren des großen Generalstaabs selbst, welches einst Bülow verleitete, sie mit dem Spottnamen: die Gelehrten zu bezeichnen. Wir haben mehrere traurige Folgen von diesem Eigendünkel gesehen, vorzüglich wenn die Heerführer schwach genug waren, die Meinungen dieser Gelehrten als Orakel-Sprüche zu betrachten. Es ist von hoher Wichtigkeit, wenn Officiere nicht nur im General-Etaabe, sondern in der Armee sind, die die Gegenden des Kriegs-Theaters genau kennen. Wir sagen genau und nicht oberflächlich, welches gemeinlich das Resultat der militairischen Reconnoissierungs-Reisen im Frieden ist.

B o n n.

Bev Marcus: Nova Acta physico-medica Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae naturae curiosorum. Tom. X. 1821. — XLVIII und 732 S. in 4. und 53 Tafeln theils in Kupfer, theils in Stein. Auch unter dem Titel:

Verhandlungen der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Academie der Naturforscher. Zweyter Band.

Die ungewöhnliche Menge der Abbildungen, deren Besorgung die Herausgabe des Ganzen nothwendig verzögern mußte, veranlaßte die Academie diesen Band in zwey Theilen mit besondern Titeln nach einander herauszugeben. Der zweyte Theil beginnt mit S. 257. Vorrede, Inhaltsanzeige und Register beziehen sich aber auf beide Theile zugleich. Die neuern Schicksale der Academie seit ihrer Verpflanzung aus dem bairischen in das preussische Gebiet, von denen die Vorrede Rechenschaft gibt, sind durch Tagesblätter hinlänglich bekannt geworden. Wir wenden uns daher sogleich zu den einzelnen Abhandlungen, und bedauern nur, nicht bey jeder einzelnen so lange verweilen zu dürfen, als deren Wichtigkeit erfordern möchte.

Pag. 1-4. Kuhl, Conspectus Psittacorum. Cum specierum definitionibus, novarum descriptionibus, synonymis et circa patriam singularum naturalem adversariis, adjecto indice museorum, ubi earum artificiosae exuviae servantur. Cum tabb. III. aen. pict. Der auf seiner Reise leider zu früh verstorbene Verf. hatte die vornehmsten deutschen, holländischen, englischen und französischen Museen selbst besucht. Unter 209 hier aufgeführten Arten hat er 144 selbst gesehen und etwa 40 Arten zuerst beschrieben. Die Unterabtheilungen der Arten sind meist sehr glücklich mit der geographischen Verbreitung derselben in Uebereinstimmung gebracht. Die Abbildungen haben eine Vergleichung mit denen von Baillant nicht zu scheuen. — Seite

105:110. Ueber die Cobra Coral oder Cobra Coraës der Brasilianer, von Maximilian, Prinzen zu Wied-Neuwied. N. 1. ausgemalten Kpftl. Die Brasilianer bezeichnen mit dem Namen Korallennatter sehr verschiedene Schlangen, namentlich 4 Arten von Elops und Coluber, welche hier beschrieben werden, sämmtlich ohne Giftzähne, wiewohl von den Einwohnern als giftig gefürchtet. — Seite 111:126. N. W. Otto, über eine neue Rose und eine gleichfalls neue Molluske. Mit 3 Kpftl. Erstere bildet eine neue Gattung *Propterygia* (*hyposticta*). Letztere ist eine neue *Diphyllidia* (*lineata*), die erste, die in europäischen Gewässern entdeckt ward. Die Anatomie verspricht der Verf. später zu liefern. — Seite 127:138. Beobachtung einer der Zauberkräft höherer Thiere ähnelnden Erscheinung bey Infusorien, von Ugardh (a. d. Schwedischen). N. 1 Kpftl. Der Verf. beobachtete die eigenthümliche Bewegung der *Vorticella Convallaria* und das Einstürmen kleinerer Infusorien, besonders Monaden, in ihre Mündung. Vergleicht man die ältern ähnlichen Beobachtungen von Fontana (welche der Präsident der Academie, Herr Nees von Esenbeck S. 711 nachträglich angeführt) und von D. Fr. Müller, so wird man die neuere Beobachtung besonders in zwey Punkten abweichend finden. 1) Das Zustürmen der Monaden soll nicht durch einen hervorgebrachten Wasserwirbel, sondern durch eine Art anziehender Zauberkräft bewirkt werden, ohne daß das Wasser dabey in Bewegung gerathe. Betrachtet man aber die Menge der zustürmenden Monaden in der Abbildung, so begreift man nicht, wie sie nicht wenigstens eine secundäre Bewegung des Wassers hervorbringen mußte. Und diese zugegeben, liegt nichts näher als die Annahme, daß die Vorticelle durch ihre Wimpern die Wasserwirbel bewirkt, und so die Monaden herbezieht. 2) Der Verf. sah die einströmenden Monaden nicht wieder zurückströmen und schließt, daß sie durch eine Art von Assimilation mit

dem Körper der Vorticelle verschmelzen. Müller dagegen beobachtete oftmals beides, das Einströmen wie das Ausströmen, und konnte sich niemals überzeugen, daß die Vorticellen wirklich andere Infusorien verschluckten (vergl. die Vorrede zu seiner *Animalc. infusor. pag. XII*). Es bleibt also vor der Hand wenigstens noch zweifelhaft, ob die Infusorien andere Nahrung zu sich nehmen, als das sie umgebende Wasser, und was darin aufgelöst ist. — S. 139: 152. *Bojani observatio anatomica de fetu canino 24 dierum ejusque velamentis. C. tab. aen. 1.* Der Verf. selbst zieht aus den hier mitgetheilten Beobachtungen folgende Corollarien: 1) *Decidua apertissime nunc nobis confirmata est*; 2) *Ratio qua Allantoides amnio circumducitur nil obscuri nec incerti amplius habere videtur*; 3) *Vesicula umbilicalis qua ratione cum tubo intestinali cohaereat manifeste exposuimus* — Seite 153: 156. *Amaryllis Principis nov. spec.* Mitgetheilt von dem Fürsten von Salm-Dyck, mit einem Nachtrage des Prinzen Maximilian von Neuwied. Nr. 1 ausgemalten Kupfl. — S. 157: 222. *De Mycetogenesi epist. Scrips. Ehrenberg. C. tabb. VI aen.* Im historischen Theil der Abhandlung zeigt der Verf. wie man ausgegangen von der alten Behauptung Mikander's, welcher die Pilze *ζύμωα κακόν χροός* nannte, nach mancherley Umwegen endlich in den neuesten Zeiten wieder zu derselben Ansicht zurückgekehrt sey. Um so verdienstlicher und nöthiger war es, der entgegengesetzten Ansicht, welche auch in den einfachsten Pilzen ein Analogon höherer Pflanzen nicht erkennt, durch wiederholte und sorgfältige Beobachtungen neues Gewicht zu geben. Es ist dem Vf. gelungen, verschiedene Pilze durch das Ausstreuen ihrer Samen oder samenähnlichen Körper gleich andern Pflanzen zu cultiviren; jede Art erzeugte dieselbe Art wieder. Besonders genau beobachtete der Vf. die fadenartige Unterlage der Pilze, durch welche die Ana-

logie mit höhern Pflanzen erst recht deutlich wird; zugleich kam er aber zu der Ueberzeugung, daß viele der vermeinten Arten von Byssus, Hirnantia u. s. w. nichts anders seyen, als frühere Zustände höherer Arten. Ja sogar die Wurzeln von Solanum Dulcamara soll Acharius als Rhizomorpha beschrieben haben. Ungern versagen wir uns, aus dieser reichhaltigen und grade für unsre Zeit so bedeutenden Abhandlung einen vollständign Auszug zu liefern. — Seite 223:234 Sprengel, Filicum novarum manipulus. (tabb. 2. aen. Sechzeh. Arten, meistens ohne Beschreibung. — Seite 235:238. Boleti fomentarii Pers. var. singularis e fodinis Lithanthracum Leodinensibus. Descrips. et pingi curav. Th. Fr. L. Nees ab Esenbeck. (C. tab. I. picta). — S. 239:254. Physicalisch:astronomische Beobachtungen von Gruithuisen. M. I. Kpftfl. Enthält verschiedene Beobachtungen der Venus und einige des Mercur. — Pars II. Pag. 257:276. Goldfuss, descriptio cranii ex Ursarum genere memorabilis, nuperrime in cavernis prope Muggendorf reperti. C. tab. I. lithograph. (in Kreidemannier). Die Kleinheit und Zahl der Zähne, wodurch dieser merkwürdige Schädel von allen bisher gefundenen fossilen Bärenschädeln abweicht, und sich denen jetzt lebender Arten nähert, berechtigen zur Annahme einer neuen Art, Ursus fossilis. Dimensionen der Theile sind sehr ausführlich angegeben. — S. 277:324. Entomologiae Brasiliae specimen. Dedit Klug. C. tabb. ae. III. (pict.) Besonders die Gattungen Agra und Mutilla, von deren erster zwey neue Gattungen, Calophaena (Carabus acuminatus etc.) und Ophionea (Atelabus pensylvanicus etc.) unterschieden werden. — S. 324:338. Physiologische Bemerkungen über die sogenannten Gallgefäße der Insecten, von Gäde. Der Verf. beweist mit sehr einleuchtenden Gründen, daß die sogenannten Gallgefäße nicht absondernde, sondern einsaugende

Organe seyen. In einem Nachtrage S. 338-342. liefert Meis von Esenbeck einen Auszug aus Kengyer's physiologischen Untersuchungen über die thierische Dauerhaltung der Insecten, welcher gleichfalls jene Geräte für einsaugend erklärt, ihnen aber eine andere Function als H. Gade beizulegen geneigt ist. — S. 343-374. A. de Chamisso et C. G. Eysenhardt, de animalibus quibusdam e classe vermium Linnaeanae, in circumnavigatione terrae etc. observatis. Fascic II dur. C. tabb. XI. aen. pict. den ersten Fascikel bildet Chamisso's Abhandlung de Salpa, welche einzeln zu Berlin bey Dümmler 1819 erschien. Auch diese Fortsetzung ist reich an neuen Entdeckungen. Die Beschreibungen erstrecken sich meistens auch auf die Anatomie. Ueber die Bildung der Corallenfelsen verspricht Hr. v. Chamisso in s. bald zu erwartenden Reisebeschreibung ausführlicher zu handeln. — S. 375-422. Zur Anatomie und Naturgeschichte der Quella, von Eysenhardt. N. 2 Kpftl. Zuerst über Rhizostoma Cuvieri, welches Cuvier nur nach einem sehr unvollständigen Exemplare beschrieb, H. E. dagegen vielfältig lebend beobachtete; daher vieles nachzutragen und zu berichtigen war. Sodann einiges über die Seeblasen (wounter aber nicht bloß die Gattung Physalia, sondern Cuviers Acalèphes hydrostatiques verstanden werden), besonders über ihre Verwandtschaft mit den Medusen. — S. 423-436 Beitrag zur Kenntniß des innern Baues und der Entwicklungsgeschichte der Ascidien, von Carus. Mit 2 ausgemalten Kpft., welche ursprünglich zu desselben Verf. früherer im 2ten Bande des deutschen Archiv's für Physiologie gehörten, und deren Bekanntmachung gewiß den Dank aller Zoologen verdient. — S. 437-452. Die Branchienschnecke und eine aus ihren Ueberresten hervorstachsende lebendig gebärende Conserve, von Gruithuisen. N. 1. gemalten Kpft. Die Valvata branchiata des Verf. ist, wie derselbe selbst gesteht, vielleicht nichts weiter als die längst bekannte

Valv. cristata Muell. Was des Verf. *Conferva ferax*, sey, ist aus dem hier mitgetheilten schwerlich zu enträthseln. Die Abbildung zeigt kurze grade Fäden mit sehr deutlich gesonderten *utriculis matricialibus*, welche sich unter des Verf. Augen entleerten, und auch schon innerhalb der Schläuche infusorielle Bewegung zeigten. Treviranus ähnliche Beobachtungen in s. Beiträgen zur Pflanzenphysiologie S. 73 ff. scheint Hr. Gr. nicht zu kennen. — S. 453: 494. Zoologische Beiträge zur Kenntniß verschiedener Säugthiere der Vorwelt; von Goldfuß. M. 10 Steindrt. 1. *Cervus giganteus*; ein vollständiger Schädel nebst Gewebe dieses Thiers, dessen Ueberreste bisher fast ausschließlich in Irland gefunden worden, vom Niederrhein. 2. *Cerv. Elaphus fossilis*, Schädel und Gewebe durchaus ähnlich dem unsers Edelhiriches. 3. Ein fossiler Backenzahn des africanischen Elephanten, wahrscheinlich in der Gegend des Rheins gefunden. In einem Nachtrage S. 723 erwähnt der Vf. ganz ähnlicher Zähne, welche, wie er später erfahren, nicht selten bey Mannheim gefunden werden. 4. Ueber den Schädel des Höhlenlöwen, welchen der Vf. bereits in s. Werke über die Umgebungen von Muggendorf, jedoch auch zu kleinem Maasstabe abbilden ließ. Auch hier sehr detaillirte Ausmessungen. Hieran schließen sich S. 495: 502. Bemerkungen v. Nees von Erenbeck über die in der bekannten Jagoschilderung des Nibelungenliedes vorkommenden Thiere. Ihre Namen werden, etwas abweichend von H. von der Hagen gedeutet und gezeigt, daß alle dort erwähnten Thiere, ja mit Ausnahme der kleinern nur diese, in gleichen oder verwandten Formen fossil am Rhein gefunden werden. — S. 503: 512. *Decas plantarum mycetoidearum, quas in itinere Brasiliensi observavit Martius.* (C. tab. I. aen.) darunter 3 merkwürdige neue Gattungen: *Thelactis*, mit wirbelförmigen Zweigen; *Diomphora*, ein *Didymocfater operculatus*; *Cirrolus*, mit einem spiralförmig aus dem geöffneten Sporangium hervorspringenden Stielchen. — S. 513: 582. Einige Beobachtungen und Bemerkungen über die Entstehung und Metamorphose der niedern vegetabilischen Organismen, von Hornschuch. Mit 2 Kupft. Der Verf. ist der Meinung, daß die Algen, Flechten, Homallophyllen, Leber- und Laubmoose auf die einfachste Weise aus einander hervorgehen. Ref. kann sich von dieser in unsern Tagen oft gewagten Behauptung nicht überzeugen. Auch die hier mitgetheilten Beobachtungen, namenlich über die Bildung verschiedener Moose aus Verwachsung der Fäden von *Conferva castanea* Dillw. und *Conf. frigida* Dillw. sind nicht geeignet, den Zweifler von der wirklichen Verwandlung einer Pflanze in die andre zu überführen. Doch ist hier nicht Raum zu einer vollständigen Critik dieser aus-

fährlichen Abhandlung. — Seite 583: 588. Ueber die Gattung *Trichothalamus* von Lehmann. Mit 1 Kupff. Der Verf. beschränkt die Gattung auf die einzige Art *Potentilla lignosa* Wild., und gründet den Character derselben, außer dem *receptaculum setosum*, auf die an der Basis (soft wie bey *Anchusa* durchlöcheren, an der Spitze der Harten Carpellu. — Seite 589: 616. Die Aufgabe der höhern Botanik, von Schelver. Sie ist: Entdeckung des Pflanzensystems. "Die Methode eines natürlichen Systems zu lehren, sagte schon Linné, müßte ich, vom Universalen ausgehend, zum Besondern fortzuschreiten und ein gewisses Princip haben." Wer möchte die Wichtigkeit dieses Ausspruches bezweifeln? Doch scheint es nicht gleichgültig zu seyn, ob ein Linné, gereift im vertrauten Umgange mit der Natur selbst, kühn diesen Weg verucht, oder ob ein Philosoph auf dem Studierzimmer sich die Natur erschreibt. — Seite 617: 634. *Animalium maritimumorum* nondum editorum generatio, descriptio. Otto, C. tabb. II aen pict. 1. *Sternaspis thalassemoides*, verwandt mit *Thalassema*; 2. *Siphonostoma diplochaitus*, zu Cuvier's *Abranchés petiferés* gehörig. Beide Thiere wurden zu Neapel gefunden, und vom Vf. lebend beobachtet und anatomisch untersucht. — S. 635: 692. Selenognostische Fragmente, von Gruttbuisen. Mit 2 Stdtff. Der Vf. verspricht sich vom gründlichen Studium des Mondbaues wichtige Aufschlüsse für die Geognose. In dieser Beobachtung will derselbe seine orologischen Beobachtungen der Mondfläche bekannt machen; liefert aber hier erst die Einleitung, worin er die Annahme einer Atmosphäre des Mondes, organischer Wesen und Gewässer auf demselben, oft sehr witzig vertbeidiat, und zuletzt vom Typus im Mondbau, besonders von der Ringgebirgsbildung handelt. — S. 693: 710. *Historia partus monstri bicorporei monocephali hujusque descriptio. Accedit disputatio de monstro sine cerebro.* Auct. G. G. Detharding. Im ersten Falle kam es leider nicht zur Section; im zweyten ward sie gemacht, ergab auch auffallende Abnormitäten, deren physiologische Deutung aber dem Leser überlassen bleibt. — S. 717: 722. Ueber Entstehung von Entomostraceen und Podurellen aus der Priestleypfaffen grünen Materie, Verwandlung derselben in kryptogamische Gewächse, und dieser wieder in die oben genannten Thiere; von Wiegmann. So bekommen wir denn nach und nach eine moderne Pflanzengese, die sich von der alten, da man *Salzkrystalle* mit Organismen verwechselte, in der Hauptsache wenig unterscheiden dürfte, und die, wenn sie wahr wäre, d. h. wenn die Natur die Typen ihrer Organifikationen in der Art nicht fest hielt, alle Naturwissenschaft vereiteln müßte.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften,

56. Stück.

Den 7. April 1823.

E i n z.

Bei Haslinger: Oesterreichs Handel in ältern Zeiten. Von Franz Kurz, regul. Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian 1822. 8. XII 487 S.

Eine sehr brauchbare Schrift von alten Sachen für neue. Nur gleich aus ihrem Anfange ein Beyspiel. Bekanntlich wollen die Pariser Herren jetzt mit unsern Ochsen nichts mehr zu thun haben, und verlegen ihnen durch Bülle die Wege. Sie kennen ohne Zweifel das uralte Recht derselben nicht, das ihnen ein König verliehen, der berühmter als Klodwig mit ihm zugleich für sich selbst und als Vormund des Westaathischen Königs in Frankreich herrschte. Der König Theodorich hat nemlich unser großartiges Hornvieh hoch belobt und dessen aünstige Aufnahme in seinen Staaten verordnet (*Alemannorum boves, qui videntur pretiosiores propter corporis granditatem — commutari liceat — Cassiod. Var. III. ep. 50*). Von diesen Zeiten bis zu Carl dem Großen fanden sich nur wenige Spuren von dem Handel in dem Erzherzogthum Oesterreich, (auf dieses Land und nicht das Reich gleichen Namens bezieht

E (3)

sich die Schrift). Es waren dort Marktstätte, welche von Franken oder rheinischen Handelsleuten besucht wurden; auf der Donau kamen Waaren von Constantinopel, und in einer Hungersnoth zu Faviana, Wien, Getreide aus den obern Landen. Unter Carl dem Großen wird schon des Weinbaus in Gegenden erwähnt, wo später der Kornbau an seine Stelle getreten. Zu Lorch ist der Hauptmarkt, und nach seiner Zerstörung unter den Mauern der Ennsburg. Hier vereinigen sich die Waarenzüge auf der Alpe und von der Donau, hier haben die Slaven ihren Grenzverkehr, die Regensburger herrschen hier vor, und haben ihren eigenen Handelsrichter (Hansgrafen), aber es kommen auch Kaufleute von Ulm, Köln, Aachen und den Niederlanden; es scheint eine Menge Juden da gewesen zu seyn: die Zollverordnung von Ludwig dem Kinde aus dem Anfange des zehnten Jahrhunderts erwähnt ausdrücklich der jüdischen Handelsleute. Sie hat aber dafür nicht wie für andere, bestimmte Zollsätze, sondern unterwirft dieselben, gleich viel aus welchem Lande, billigem Zoll von Waaren und Slaven. (Eine Verzollung nach Billigkeit will sagen nach Willkühr, und war bey den jüdischen Slavenhändlern an ihrem rechten Orte, von denen wahrscheinlich Deutschland schon zu der Römerzeit heimgesucht wurde; was aber war schädlicher ihr Slavenhandel oder ihr Goldhandel, der sie zu den Reichsten der Reichen und zu den Gewalthabern der Mächthaber emporhebt?) Nach dieser Zollverordnung ist der Hauptumsatz in Slaven, Vieh, Lebensmitteln, Salz und Wachs. Als die Ungern den Verkehr nach Constantinopel unterbrochen, scheint er sich nach Venedig gewandt zu haben. Von dort und Regensburg wird im zwölften Jahrhundert auf bestimmten Zollstraßen, d. h. Handelsstraßen, nach Wien verkehrt, welches Stapelrecht und den Hauptmarkt für den innern Umsatz hat. Der Handel von Regensburg nach Rußland ist nun im Gange. Aber es kommt durch das

ganze Mittelalter zu keinem rechten Gedeihen. — Mit den adligen und landesherrlichen Zöllen ging es ins Wilde. Kayser Rudolf, wollte zwar die neuen Zölle verbieten, aber es gab im Lande unter der Enns doch 77 grundherrliche Zollstätte, und auf dem Wege von Aschach bis Wien hatte man sich zwölfmahl mit schwierigen Zollbeamten abzufinden. Rudolf verordnete gern, und seine Nachfolger übertrafen ihn noch in Handelsverordnungen und Gegenverordnungen. Von ihm ist das Verbot für fremde Kaufleute nach Ungern zu handeln mit dem Zusatz erneuert, nach Wien nur zu Lande Waaren zu bringen, und die Wiener haben Mühe gehabt diese ungebetene Gunstbezeugung von sich abzuwehren; aber bey Herzog Albrecht das Verschließen neuer Landstraßen durchgesetzt. Die Freystädter pfändeten noch 1550 mehrere kaysrerliche Weiztreidewagen, die durch den Schnee nicht zur Stadt kommen konnten, den Zoll aber eingeschickt hatten. Zu Waidhofen ward die Ausfuhr von Eisen außer nach Steyr und Enns verboten. Solche Berechtigungen oder Beschränkungen verkauften sich an den Meistbietenden. Die Regensburger zahlten 1330 für die Bestätigung ihres Handelsbriefes beynah 900 Rthl. unsers Geldes und lösten gleich im folgenden Jahr noch einen andern. Auf dem platten Lande war außer den Jahrmärkten aller Handel verboten; und selbst die Bürger der einen inländischen Stadt durften in der andern nur mit dortigen Bürgern handeln. Die Bauern zu Traundorf sollten nicht einmahl ihr Schnitzwerk aus Holz verkertigen. Der Weinschank ward einigen Pfarrern verliehen, und im Allgemeinen zwar wiederhöht, wie Krämercy und Gastwirthschaft den Geistlichen untersagt, ihr Gewerbetrieb dauerte aber bis in das vorige Jahrhundert fort. In den Städten war bis zum vierzehnten Jahrhundert jeder hausgeseßene Bürger zu allem Handel berechtigt, alsdann aber kommen die Unterscheidungen nach den Gewerben, und zwischen Hand-

werkern, Gastgebern und andern behauften Bürgern vor. 1340 sollte kein Gastgeber zu Wien auch Kaufmann seyn, die Wahl blieb jedoch frey, zu Linz wurde der Unterschied zwischen Handwerkern und andern Bürgern 1390 bestimmt, und den letzteren der Wein- und Salzhandel vorbehalten. Die reichen Bürger strebten die ärmeren zu unterdrücken. Es scheint dieses mit der Meinung nicht zusammen zu stimmen, welche der Verf. theilt, daß die Handwerker im vierzehnten Jahrhundert zur städtischen Verwaltung und zum Rathe zugelassen worden. Sie hat sich aus Lehmann's Chronik von Speyer verbreitet, aber neuerlich Widerspruch gefunden, nach welchem man die Zulaßung der Handwerker für das Alte, das Recht der Erbgeschlechter aber für das Neue hält, weil die Verächtlichkeit des Handwerks in Deutschland nicht einheimischen sondern aristotelischen Ursprungs ist, und weil es in unsern Städten erst wohlhabende Handwerker geben mußte bevor es reiche Kaufleute und Erbherren darin geben konnte, die dann selbst Fürsten, wie die Fugger, geworden sind. Sonderbar! als das bürgerliche Handwerk in Verachtung fiel, stand das Räuberhandwerk in Ehren, und es ist erst in Oesterreich nach der Hinrichtung von Bernhard Zeller 1521 anders damit geworden. König Ferdinand erhielt noch 1533 eine Absage von Siegmund Kaufmuf von Clumb und verordnete: wer diesen Kaufmuf lebend Gr. M. einliefert erhält 3000 Fl.; wer ihn getödtet einbringt 2000. Auch das Strandrecht oder die Grundruhr bestand in Oesterreich und so wohl zu Wasser als Lande. Die Regensburger verloren 1396 die ganze Ladung eines Flösses weil ein Fäßchen davon in das Wasser gefallen war. Stürzte ein Wagen auf der Landstraße um, so zog der Grundeigenthümer die Ladung ein. Auf ähnliche Weise übte sich das Pfändungsrecht aus. Zu Linz hatten einige Kaufleute von Breslau und Prag auch Juden von Proßnitz Schulden auf dem Jahrmarkt gemacht, und

Kamen nicht wieder; statt ihrer zog man andere Marktleute von dort ein und hielt sie bis zur Bezahlung gefangen. Der Kaiser Rudolf II befahl erst die Losgebung der Gefangenen, dann aber die Handhabung der alten possessirten Privilegien von Linz. Nach einer Verordnung von 1382 sollen die Marktleute zu Wien um keinerlei Sache die sich außerhalb Jahrmarkts vergangen, nicht beklagt und bekümmert werden. Man mochte das oft versuchen, weil man dort den Richter, den Beklagten und seine Sachen gleich zur Stelle hatte, und weder auf den Urtheilspruch noch seine Vollziehung lange warten durfte. Das sichere Geleit stand wohl mit den Marktgerichtssachen in gar keiner Verbindung, und konnte gegen gerichtliche Klagen, Beschlagnahme der Waaren und Verhaftung nicht schützen. Auch wird Wien seine zwey Jahrmarkte nicht erst vom Kaiser Rudolf 1278 erhalten, sondern nur ihre Anerkennung von der rassistlosen Gnadenspende (*largitione perpetua indulgemus*) ausgewirkt haben. Wien war schon längst der Haupthandelsort, und eigentlich der einzige Markt für den Großhandel, die Niederlage für die Waaren von Venedig und Regensburg, der Sitz des Verkehrs mit Polen, die Verkaufsstätte des Ungrischen Viehes. Wie sollte nun damals der Umsatz ohne Jahrmarkte geschehen, besonders da die Waaren und das Vieh nicht einzeln sondern in großen Zügen und mit Bedeckung ankamen, und da der Vertrieb so lebhaft zu Wien war, daß es bereits eine Wärlkerzunft gab? Wie sollte Wien Jahrmarkte entbehrt haben, welche Enns schon hatte, wenn es sie hätte entbehren können? Rudolf verlieh ihm übrigens auch Stadtrecht, obgleich es längst Stadtrecht besaß, er scheint bey allen diesen Verleihungen sein Eroberungsrecht im Sinn gehabt und Nichtnehmen Geben genannt zu haben. Mit dem Jahrmarkt zu Wien ward 1382 ein Pferderennen verbunden, wozu die Pferde zollfrey gelangten. Es könnte wohl seyn, daß auch Freuden-

mädchen Kleiderfrey zum Bettrennen gekommen wären. Der Verf. sagt nur, daß zu Lucca cursus meretricum 1325 gehalten worden (aus Muratori Antiq. Ital. II. 850), Kleiderfreye Mädchen gehörten aber zu den feyerlichen Aufzügen des Mittelalters, und Albrecht Dürer hat sie bey dem Kayserlichen Einzuge zu Brüssel der Kunst wegen, sagt er, scharf ins Auge genommen.

Handelsverträge sind erst aus dem vierzehnten Jahrhundert nachgewiesen mit Baiern, Böhmen und Pohlen. Wien hatte vom Grafen Reinhard von Görz, einen Schutz- und Geleitsbrief von 1369 und mit der Stadt Bonzone Verträge, denen Aquileja beystrat. In Urkunden vom vierzehnten Jahrhunderte wird des Hansgrafen zu Wien und Linz als eines längst bekannten Beamten erwähnt, der die öffentliche Ordnung bey Handel und Wandel handhabte, die Mäkler in Aufsicht hielt, ganz besonders über den Viehhandel wachte, und seine Aufseher an den Grenzen hatte, damit nicht seuchenhaftes Vieh eingeführt wurde. Die alten Maaße und Gewichte führt der Verf. auf, und vergleicht sie so weit es geht, unter sich, gesteht aber freymüthig, daß er sie auf die jetzigen nicht zurückzuführen vermöge. Den Betriegeren und der Uebersetzung im Preise suchte man besonders durch die Oeffentlichkeit des Handels und den gemeinschaftlichen Marktstand der gleichartigen Verkäufer: der Tuchhändler, Fleischer, Gärber, Schuster u. s. w. zu steuern. Auch ward 1340 zu Wien verordnet, daß Fleisch, Brod und überhaupt Eßwaaren von Auswärtigen in der Stadt feilgeboten werden könnten. Zwölf Jahr später sollte sich der Winzer mit fünf Pfennig Tagelohn begaßen, und nahm er mehr entweder fünf Pfund Pfennige bezahlen, oder die Hand verlieren. Unrechtfertige Becker blieben dem Pöbel preisgegeben zum "Schuphen", Prellen. Sie waren eigentlich Lohnbäcker, die den Feich empfangen, und als Brod zurücklieferten, und es war

ihnen nur erlaubt wöchentlich ein halbes Muth Mehl zu feilem Verkauf zu verbucken. Hieraus erklärt sich der Ausdruck "Böhmbrod", woben der Verf. angestossen. Die Verkäufer von frischen s. g. "grünen" Fischen mußten ohne Mantel und Hut auf dem Markt stehen. Das städtische Amt der Weinköster möchte nicht zu den unangenehmen gehört haben. Einfuhrverbote finden sich nicht, außer von Ungarischem und Italiänischem Wein in den Stadtkreis von Wien. Das erste allgemeine Verbot fremder Waaren ist 1597 gegen England gerichtet, und 1674 folgte ihm ein anderes gegen französischen Puz und Schmuck. Früher kam Letzteres von Venedig mit allen Arten von Seidenzeug, Südfrüchten und Gewürzen. Seefische, besonders Häringe und Wollzeuge von Regensburg, Honig, Wachs und Pelzwerk von Krakau, Vieh aus Ungern. Von der Errichtung des Salzwertes Halstatt im vierzehnten Jahrhundert gehörte auch Salz zu den Hauptwaaren der Einfuhr welche erst 1706 völlig verboten ward. An der Spitze der Ausfuhr standen Wein und Eisen, und die Wiener Eisenarbeiter waren dabey von der Wagenmauth frey, doch geschieht erst von den Senseschmieden im sechszehnten Jahrhundert Erwähnung. Da Hopfen nach Böhmen und Baiern ausgeführt wurde, so möchte die Angabe der Bierausfuhr von Freystadt wohl guten Grund haben können. Der Getreideverkehr mit dem Auslande beschränkte sich auf die Zeit der Noth. Die Felle wurden größtentheils roh nach Venedig ausgeführt; und wenn auch etwas Leinwand und Wollzeug gemacht wurde, so war es von der gröbsten Art, und reichte zum innern Verbrauch nicht hin. Von Gewerbetrieb außer für Eisenwaaren findet sich keine Spur.

Aus Allem ergibt sich, daß auch ohne die bekann- ten Bedrängnisse des Handels im Mittelalter Wien und seine Umgebung wohl nicht eine Hauptstelle bey dem Weltverkehr erlangt hätte, wenn es nicht der

Siß eines großen Reichs geworden wäre. Die gesehrten Forschungen des Verf. lassen bald auf eine Nachlese hoffen über die Gewerbe, welche sich dort auf alterthümliche Volksneigung und Geschick gründen, über das Schiffswesen auf der Donau, die Thal- und Bergfahrt, über die Zeitfolge worin die Handwerker vorkommen, und das städtische Botenwesen erscheint, über das Zins- und Judentwesen. Das sind wohl fast unbescheidene Wünsche; aber so geht es: wer viel gibt, von dem wird noch mehr gefordert.

G ö r l i g.

Die unglünstigen Berichte von dem übrigens erfolgreichem Kriege, der auf dem festen Lande in Griechenland gegen die Türken geführt wird, desgleichen von der Aufnahme, die freywillige Ausländer daselbst finden, und dem Gebrauch, den man von ihrem Enthusiasmus macht, mehren sich seit kurzem. So geneigt man auch anfangs seyn mochte, dieselben für übertrieben zu halten, was bey fehlgeschlagenen sanguinischen Absichten und Hoffnungen leicht erklärlich und verzeihlich wäre; so muß doch die Einstimmigkeit der Zurückgekommenen in ihren Urtheilen und Berichten die Aufmerksamkeit derer schärfen, die sich bey uns für die griechische Sache thätig interessiren. Zu dieser Erinnerung veranlaßt uns die neueste Schrift dieses Inhalts: Schilderung einer enthusiastischen Reise nach Griechenland im Jahr 1822 von F. A. Lessen. Götting 1823. 194 S. in 8.

Verbesserungen.

- S. 547 3. 5 st. Elops l. Elaps.
 = — = 9 = Rose l. Roche.
 = 550 = 19 = Quellen l. Quallen.
 = 551 = 33 = Diomphora l. Diamphora.
 = 552 = 20 = Abranchés peniferés l. Abranchés setifères.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. 58. Stück.

Den 10. April 1823.

C a m b r i d g e .

Bey Deigton und Nicholson: Transactions of the Cambridge philosophical Society. Vol. I. 470 Quartf. 21 Kupfertafeln 1821.

Es hat sich auch hier im Jahr 1819 eine Gesellschaft der Wissenschaften gebildet, welche hauptsächlich Chemie, Mineralogie, Geologie, Botanik, Zoologie, und andere Theile der Naturwissenschaft zu ihrem Gegenstande haben wird, und von deren Einrichtung die Einleitung zu diesem ersten Bande ihrer künftig herauszugebenden Verhandlungen das weitere besagt. In diesem Bande sind folgende Abhandlungen enthalten: I. On isometrical Perspective von William Farish. Man gedanke sich drey auf einander senkrecht stehende Ebenen, wie diejenigen, welche den körperlichen Winkel eines Würfels bilden, dessen Grundfläche zugleich horizontal sey, und nun das Auge in einer unendlichen Entfernung in der Verlängerung der Diagonale dieses Würfels (in welcher Richtung der Diagonale auch irgend ein Hauptpunct des abzubildenden Gegenstandes gedacht werden kann) die Projectionsebene senkrecht auf diese Diagonale. Werden

§ (3)

nun alle Punkte des zu entwerfenden Gegenstandes auf diese Ebene nach parallelen darauf senkrecht stehenden Linien also orthographisch projectirt, so werden alle Linien, welche an dem Gegenstande mit den Seitenlinien jenes Würfels parallel sind, auf dieser Projection in ihrer verhältnißmäßigen Größe erscheinen wie z. B. jene Seitenlinien des Würfels selbst sich darauf in gleicher Größe darstellen. Bey Abbildungen von Maschinen in denen z. B. die Ebenen der Räder und Getriebe senkrecht auf einander stehen, bey Festungswerken, Gegenständen der Baukunst u. dgl. worin so mancherley auf einander senkrecht stehende Ebenen vorkommen, sey diese Projectionsart, die, wie man leicht sieht, eine Art von Cavalier- oder Vogel-Perspective (bird's-eye view) ist, die zweckmäßigste und bequemste. Der Verf. beschäftigt sich nun mit den practischen Vorschriften zu dieser Entwerfungsart, und erläutert sie durch gut gewählte Beispiele. II. On certain remarkable instances of deviation from Newton's scale in the Tints developed by Crystals with one Axis of double Refraction on exposure to polarised Light. Von J. F. W. Herschel. Einige optische Wahrnehmungen insbesondere an verschiedenen Varietäten des Apophylliths, woraus zu folgen scheint, daß die Arten der doppelten Strahlenbrechung nicht, wie man gewöhnlich meint, bloß durch gewisse fixe von der primitiven Form der Crystalle oder ihrer Molecules abhängige Linien, sondern auch durch die Beschaffenheit des einfallenden Strahles selbst, ob nemlich derselbe von dieser oder jener gefärbten Art ist, bedingt werden. So hatte z. B. Hr. H. bereits in einem frühern Aufsatze (Phil. Tr. of the Royal Soc. of London 1820) gezeigt, daß die Arten der doppelten Strahlenbrechung in einem und demselben Crystalle ihrer Lage nach verschieden ausfallen, nach Maaßgabe der Farbe des einfallenden Lichtes, und daß z. B. ein Violetstrahl eine doppelte Brechung

erleiden kann, während ein in derselben Richtung und auf denselben Punct des Crystals einfallender rother Strahl nur einfach gebrochen wird. Daß durch diesen Umstand die Systeme der Farben und farbigen Ringe, welche sich in solchen Crystallen durch polarisirtes Licht darstellen, sich von der gewöhnlichen Regel, nach der bey diesen Erscheinungen die Deutonische Farbenscale statt finden soll; merklich entfernen müssen, ist im allgemeinen klar, und wird in dieser Abhandlung weiter ausgeführt III. Derselbe. On the Rotation impressed by Plates of Rock-Crystal on the Planes of Polarisation of the Rays of Light, as connected with certain peculiarities in its Crystallisation. Man weiß daß die Aren der polarisirten Lichttheilchen bey ihrem Durchgange urch crystallische Substanzen eine Veränderung ihrer Lage erleiden. In Plättchen von Bergcrystal mit unsymmetrischen Flächen, womit der Verf. Versuche anstellte, standen jene Veränderungen immer in einem gewissen Rapport mit jenen unsymmetrischen Flächen, und er glaubt daher annehmen zu dürfen, that these faces are produced by the same cause, which determines the displacement of the plane of polarisation of a ray traversing the crystal parallel to its axis, worüber er denn zugleich eine Conjectur in Rücksicht auf die Wirkungsweise befügt. IV. On the chemical constituents of the purple precipitate of Cassius von Everard Dan. Clarke. Zuerst die Geschichte der Meinungen über die wahre Beschaffenheit dieses Goldpurpurs. Nach den Versüchen des Verf. ist dieses Präcipitat aus der Auflösung des Goldes in Königswasser, durch diejenige des Zinnes in derselben Flüssigkeit, eine Verbindung der Oxide beider Metalle. V. Observations on the notation employed in the Calculus of functions von Charl. Babbage. Bedeutet $f x$ eine gewisse Function von x , so kann von dieser wieder eine ähnliche Function, als jene

war, gedacht werden, welche man denn durch ffx ausdrücken kann. Nimmt man von dieser wieder dieselbe Function, so erhält man $fffx$. Bezeichnet man der Kürze halber diese Ausdrücke mit f^2x ; f^3x u. s. w. so ethellet die Bedeutung eines Ausdrucks wie $fm x$; $f^n + m x = f^n f m x$. Man könnte sich hier auch die Functionalexponenten negativ, oder in Bruchform gedenken, in welchen Fällen die Bedeutung jener Ausdrücke von dem Verf. gehörig entwickelt, und auf zusammengesetztere Fälle erweitert wird, wodurch in manchen Functionalrechnungen nicht unerhebliche Abkürzungen statt finden.

VI. On the Reduction of certain Classes of functional equations to equations of finite differences von J. H. W. Herschel. Z. B. wenn $\psi(x, y)$ eine zu suchende Function von x und y bezeichnet, die Gleichung $\psi(x, P) = \psi(x, Q)$ aufzulösen, wenn statt y zwey verschiedene Functionen P, Q von x gesetzt werden, und dergleichen ähnliche Aufgaben.

VII. On the physical Structure of those Formations, which are immediatly associated with the primitive Ridge of Devonshire and Cornwall von Adam Sedgwick, überall mit Hinweisungen auf die geologischen Hypothesen Hutton's, de Luc's u. a. deren ungenügendes mit mehreren Beispielen belegt wird.

VIII. On the laws according to which Masses of iron influence magnetic needles von G. H. Christie. Ein Gegenstand, der seit einiger Zeit häufig in Sprache gekommen ist, und worüber hier, nach den Versuchen und Beobachtungen des Verf. über die Wirkung eiserner Kugeln auf Magnetnadeln, sich der Anfang zu einer weitem Bearbeitung dieses difficulten Gegenstandes ergibt, wenn gleich die Hypothese von der der Verf. bey der Berechnung jener Wirkungen ausgeht, um für jeden Fall die Ablenkung einer Nadel von ihrer Richtung zu bestimmen, wenn sie sich in dieser oder jener Lage gegen eine solche Kugel befindet, noch manchen Erinnerungen ausgesetzt seyn

möchte. IX. An account of some fossil remains of the Beaver found in Cambridgeshire von John Otes. Mit Abbildungen begleitet. X. On the position of the absides of Orbits of great excentricity von W. Whewell. Beschäftigt sich mit der Bestimmung des Winkels, den der Kleinste und Größte radius vector einer orbita mit einander machen, wenn die anfängliche Geschwindigkeit des Wurfs eines Körpers, und das Gesetz, nach welchem er zugleich beständig gegen einen gewissen Punct gezogen wird, gegeben sind. Untersuchungen für die Fälle, je nach dem diese Anziehung sich ordentlich oder verkehrt wie eine Potenz der Entfernung verhält, zur Erläuterung dessen, was hierüber in der 9ten Section des ersten Buchs von Newtons Princip. gelehrt wird. XI. On a remarkable deposit of Natron found in cavities in the Tower of Stoke Church in the Parish of Hartland in Devonshire von E. D. Clarke. Zugleich mit Bemerkungen über die Entstehungsart dieses Natron aus den durch Winde herbeigeführten Salztheilchen des benachbarten Meeres, wenn solche in Höhlungen gelangen, worin sich Gestein mit kohlensaurem Kalk vorfindet. Daß die Luft mit dergleichen Salztheilchen oft auf beträchtliche Weiten von dem Meere angefüllt sey, sey allen Bewohnern in der Nähe von Meeresküsten wohl bekannt, indem solches Salz sich ansetze upon the window glafs of houses fifteen or twenty miles from the Shore. XII. Analysis of a native Phosphate of Copper from the Rhine von Franz Lüne. XIII. Upon the regular Crystallisation of Water and upon the form of its primary Crystals, as they were naturally developed in Cambridge January 3 (1821) and were seen during the two following days, von E. D. Clarke. Die primitive Form in der sich die Wassertheilchen zu Eis crystallisiren, ist nach den Beobachtungen des Verf. die Rhomboidische mit Winkeln

von 120° und 60° . Die sechsseitige Prismatische sey nur eine secundäre Form. XIV. On the application of Hydrogen gas to produce a moving power in Machinery von W. Cecil. Eine Maschine (oder vielmehr ein Modell derselben) bey deren Bewegung die Entzündung eines Gemisches von atmosphärischer Luft und Wasserstoffgas, so wie auch der Druck der Atmosphäre auf das durch diese Entzündung entstehende Vacuum, die bewegende Kraft ist. Anführung der Fälle, wo eine Einrichtung dieser Art nützlich seyn könnte, nebst einigen zur Berechnung des Effects einer solchen Gasmaschine gehörigen Bemerkungen. XV. On a remarkable Peculiarity in the Law of the extraordinary Refraction of differently - coloured Rays, exhibited by certain varieties of Apophyllite von J. F. W. Herschel. Der Verf. hat bey einigen dieser Apophylliten die interessante Erscheinung wahrgenommen, daß sie auf die beiden äußersten Strahlen des prismatischen Farbenspectrum auf eine entgegengesetzte Weise wirken z. B. auf die rothen Strahlen wie Crystalle der doppelten Strahlenberechnung mit einer sogenannten attractiven Axe, auf die violetten wie dergleichen Crystalle mit einer repulsiven Axe, während ihre Wirkung auf die mittlere Gattung von Strahlen sich fast gänzlich aufhebt, und diese daher in jeder Richtung durchgehen, ohne eine doppelte Brechung zu erleiden. XV. Notice of the astronomical Tables of Muhammed Abibeker al Farsi, two copies of which are preserved in the public Library of the University of Cambridge von Sam. Lee. Außer einer unvollkommenen Nachricht von diesem astronomischen Manuscripte in D'Herbelot Bibliothéque orientale, scheine es in Europa wenig bekannt geworden zu seyn. Um so mehr werde eine Uebersicht von dem Inhalte desselben (die hierauf mitgetheilt wird) den Astronomen willkommen seyn. XVII. On sounds excited in Hydrogen

gas von John Leslie. Den Schall in diesem doch so sehr elastischen Gas fand der Verf. bey weitem schwächer, als in atmosphärischer Luft von derselben Dichte. Ob die Ursache die er hievon angibt die wahre sey, müssen wir dahin gestellt lassen. XVIII. On the connexion of Galvanism and Magnetism von J. Cumming. Verschiedene Versuche aus denen der Verf. die Folgerung ableitet, daß der Galvanische Strom, welcher in dem Verbindungsdrathe eines einzelnen Plattenpaares aus Zink und Kupfer, vom Zinke zum Kupfer fließt, sich längst des Draths in einer Schraubenlinie um ihn von der rechten Hand zur linken bewege, answering to what would be called a left-handed Screw, und daß dieser Strom dem Magnetismus correspondire which influences the needle of the Compass. Die ersten Versuche welche er über die Wirkung des Verbindungsdrathes einer Galvanischen Batterie von 20 sechszölligen Doppeltplatten auf die Magnetnadel angestellt habe, hätten ihm bereits gezeigt, daß so stark auch die electricen und chemischen Wirkungen dieser Batterie gewesen seyen, dieselbe doch kaum eine merkliche Wirkung auf die Magnetnadel gehabt habe, da hingegen bloß ein einziges Plattenpaar sogleich die Lage der Nadel um 80° verändert habe. Er folgert hieraus „that, though the Circuit be complete, much of the magnetic influence is destroyed by the same circumstance which generates the electrical effect. This can be no other than the Tension produced, in consequence of the obstruction presented the free passage of Galvanism, by the fluid interposed between each pair of Plates — Magnetism cannot therefore be properly considered as the Effect of Voltaic Electricity, but of Galvanism in its original Form (Wir können dagegen den Verf. versichern, daß uns eine Voltaische Säule von 40 $1\frac{1}{2}$ zölligen Plattenpaaren eine starke Wir-

lung auf die Magnetnadel zu erkennen gab) XIX. Derselbe on the application of Magnetism as a measure of Electricity. Beschreibung eines Galvanometers und Galvanoscops nebst Abbildungen, und dann Versuche über die mehr oder minder starke Einwirkung dieser oder jener Flüssigkeiten, welche mit dem Metallconflict in Berührung gebracht wurden, auf die Magnetnadel, welche gleichsam den empfindlichen Theil jener Apparate ausmacht. XX. A case of extensive solution of the Stomach by the Gastric Fluids after Death von John Haviland. XXI On the physical structure of the Lizard District in the County of Cornwall von Ad. Sedgwick. Eine Fortsetzung der obigen Abhandlung des Verf. Von dieser geognostischen Beschreibung einzelne Bruchstücke im Auszuge mitzutheilen, würde von keinem Interesse seyn, das Ganze muß im Zusammenhange gelesen werden. XXII. On double Crystals of Fluor spath von W. Whewell. Unter dem Namen Aldstone Moor Fluor werden nach Cambridge viele Flußspathe gebracht, welche aus Gruppen von einzelnen, welche eine Würfelgestalt haben, zusammengesetzt sind, so daß z. B. je zwei solche Würfel sich gleichsam durchseht zu haben scheinen, (seem to penetrate and pierce through each other in a very curious manner) über welche Verbindungen denn hier verschiedene goniometrische und trigonometrische Untersuchungen mitgetheilt werden. XXIII. On an Improvement in the Apparatus for procuring Potassium von Will. Mandell. Das gewöhnliche Verfahren den Flintenlauf bey der Bereitung des Potassium mit Thon zu beschlagen, habe das Nachtheilige, daß dieser Beschlag, wenn die Hitze an größten werde, leicht Risse bekomme, und wenn dann das Feuer durch einen solchen Riß bis zum Flintenlauf selbst gelange, derselbe an dieser Stelle leicht schmelze; wodurch die Operation ein Ende habe. Statt jenes Beschlages empfiehlt der

Verf. eine gut gebrannte Röhre von Stourbridge schon in solchen Dimensionen als gerade hinreichend sind, den der Hitze am meisten ausgesetzten Theil des Flintenlaufs, wenn derselbe in die Röhre gesteckt wird, zu umgeben, wobey denn noch nebenher einige Vorrichten empfohlen werden. Der Verf. hat auf diese Art immer eine beträchtliche Menge von Potassium sich verschaffen können. XXIV. Notice of a large human Calculus in the Library of Trinity College von J. Cumming. Zugleich mit einer Abbildung der äußern und innern Beschaffenheit dieses auch durch seine Größe (15 Zoll im Umfange) merkwürdigen Steines, von dem auch schon einige Nachricht in dem 46ten B. der Philos. transact. vorkomme. XXV. On a Dilatation of the Ureters, supposed to have been caused by a malformation of their vesical Extremities von John Otes. Gleichfalls durch eine Abbildung erläutert. Den Beschluß dieses Bandes macht XXVI. A geological Description of Anglesea von J. S. Huxley mit sechs dazu gehörigen zum Theil illuminierten Zeichnungen und Charten, auf denen die Folge und Lagerung der Gebirgsarten dieser in geologischer Rücksicht merkwürdigen Insel dargestellt ist.

H a l l e.

Wey Hemmerde und Schwetschke: Neues Archiv des Criminalrechts. Herausgegeben von Gaspar Aloys Kleinschrod Hofr. u. Prof. zu Würzburg, Christian Gottlieb Konopak, Ober-Appellationsrath und Professor zu Jena und C. F. A. Mittermaier Geheimen Hofrath und Professor zu Heidelberg. Band II. 1818. 672 Seiten in Octav. Band III. 1819. 20. 691 S. Band IV. 1820. 21. 669 S. Band V. 1821. 22. 764 S.

Unser, im 182 Stück dieser Blätter vom J. 1817

bey der Anzeige des ersten Bandes ausgesprochener, Wunsch einer baldigen Fortsetzung ist glücklich in Erfüllung gegangen. Dank sey es der Sorgfalt und Thätigkeit der Herausgeber — in den 5 seitdem verflossenen Jahren hat die vorliegende Zeitschrift ohne alle Unterbrechung ihr interessantes Daseyn behauptet. Wir schreiten sogleich zu der Anzeige des Inhalts der einzelnen Stücke und werden am Schlusse einige allgemeinere Bemerkungen hinzufügen. Zweiter Band, I und VIII. Spangenberg über das Verbrechen der Abtreibung der Leibesfrucht. (Eine in jeder Rücksicht ausgezeichnete Abhandlung, bey der man jedoch wünschen muß, daß es dem Verf. gefallen hätte, die Frage der Criminalpolitik: ob überhaupt die Todesstrafe hier angemessen sey? von seiner Untersuchung nicht auszuschließen.) II. Ueber die Einführung des Baierschen Strafgesetzbuches in Weimar mit Betrachtungen über den Werth dieses Gesetzbuches, (Worte zu seiner Zeit, denen noch hin und wieder wichtige Zusätze hätten beygefügt werden können). III. Kleinschrod über den bürgerlichen Tod als Criminalstrafe. (Römische und neuere gesetzliche Bestimmungen werden mit einander verglichen. Der Verf. zeigt, daß der neuere bürgerliche Tod ungleich weiter gehe als die *capitis deminutio media*, aber nicht so weit als die *maxima*, durch welche der Mensch ganz zur Sache herabgewürdigt wird. Möchte es dem Verf. gefallen, in einer künftigen Abhandlung eine rein criminal-politische Würdigung dieses Gegenstandes nachfolgen zu lassen)! IV. Mittermaier über den Meineid nach dem gemeinen Rechte und den Bestimmungen der neuesten Strafgesetzbücher. (Derselbe richtige practische Sinn, verbunden mit gründlichem historischem Geiste und stetem Anschmiegen an das positive, welchen wir schon in der Anzeige des I Bandes als den Charakter aller Aufsätze dieses Verfassers bezeichneten, spricht sich auch hier wie in seinen weiter unten anzuführenden Arbeiten aus.

Wesentlicher Unterschied zwischen Meineid und Eidesbruch; jener strafbar als öffentliches Verbrechen wider Treue und Glauben, dieser, nach dem Wunsche des Verf., dem wir jedoch nicht unbedingt beistimmen möchten, ganz aus der Reihe der Verbrechen wegzustreichen.) V. Pfister die Kindesmörderin Marie D. Ein Criminalfall mit besonderer Rücksicht auf Untersuchung dargestellt. (Bekanntlich hat der verdienstvolle Verf. seitdem eine eigene Sammlung merkwürdiger Criminalfälle in mehreren Bänden herausgegeben von denen der 4te in der vorliegenden Zeitschrift B. V. S. 156 ff. mit verdientem Lobe angezeigt wird. Irrren wir nicht, so sollte die Aufstellung einzelner Criminal-Geschichten in der Regel für eigne Sammlungen dieser Art aufbewahrt bleiben und in einem Werke wie das vorliegende nur in äußerst seltenen, durch einen hohen Grad von Merkwürdigkeit ihres ganzen Inhalts ausgezeichneten, Fällen Statt finden. Für gewöhnliche Fälle scheint es vollkommen hinreichend zu seyn, Erzählungen dieser Art in kurzen, zweckmäßigen Auszügen den Abhandlungen über die Gegenstände einzuschalten, welche dadurch erläutert oder in einem neuen Lichte gezeigt werden sollen.) VI. Andres über das Beichtsiegel und die daraus abgeleitete Freyheit des Beichtpriesters. von der Zeugenschaft. (Enthält den Beschluß des im vorhergehenden Bande unter N. XXV. angefangenen Aufsatzes) VII. XV. XXVII. XXXVI. Beurtheilung der neuesten criminalistischen Schriften. IX. Wenig über die Vermuthung des bösen Vorsatzes nach dem Römischen Rechte. (Die bekannte Regel: quilibet praesumitur bonus . . . wird als Grundsatz des Römischen Criminalrechts aufgestellt. Die schwere Fraage: ob und in wie fern dieselbe nach allgemeinen rechtsphilosophischen Gründen zulässig sey, scheint einer eigenen Untersuchung vorbehalten zu seyn). X. Wittermaier über den Unterschied zwischen fortgesetzten und wiederholten Verbrechen. XI. Kleinschrod

über das Verhältniß des Civil- und Criminal-Processes bey dem Zusammentreffen eines Civil- und Criminal-Puncts in derselben Rechtsfache. XII. Criminalfall von Konopat. XIII. Weber merkwürdiger Criminalfall zur Erläuterung der Lehre von dem Thatbestande der Tödtung. XIV. v. Gekendorf über den nahen und entfernten Versuch zusammengesetzter strafbarer Handlungen, insbesondere des ausgezeichneten Diebstahls. XVI. Tittmann über die Darstellung der Lehre von den Urhebern und Gehülfen in einem Strafgesetzbuche. (Auch durch mehrere allgemeine Bemerkungen über zweckmäßige Entwerfung von Strafgesetzen sehr lehrreich). XVII. Ueber den Unterschied zwischen Verbrechen und Vergehen. (Ein schätzbarer Beytrag zur Untersuchung einer durch neuere Gesetzgebungen berühmt gewordenen Frage; gleichwohl nicht geeignet, den Gegenstand zu erschöpfen). XVIII. Spangenberg Auszug aus dem Strafgesetzbuche des Negerkönigs Heinrichs I auf Haiti. (Eine Vergleichung mit den Europäischen Legislationen lag gegenwärtig nicht in dem Plane des Herausgebers, vielleicht ist sie einer eigenen Abhandlung vorbehalten. Unter den einzelnen Merkwürdigkeiten welche er aushebt, befindet sich diese, daß alle Freiheitsstrafen nur temporair sind). XIX. Wittermaier über die Nachteile unzureichender Zeugenbeeidigung im Criminalproceß. (Der Verf. tadelt die Sitte, die Zeugen gleich im ersten Verhör zu beeidigen.) XX. Kleinfroh über unverschuldete Sinnen-Verwirrung als Strafaufhebungsgrund, erläutert durch einen Criminalfall. (Die zweckmäßige Kürze der Darstellung dieses letzteren und die talentvolle Entwicklung des Grundsatzes nach welchem er beurtheilt wurde, machen diesem Fall einer in der Trunkenheit verübten Ermordung selbst für diejenigen lehrreich, welchen die Entscheidung einer völligen Straflosigkeit nicht ganz einleuchten sollte). XXI. Borst über den Beweis des bösen Vorsatzes. (Ein schätzbarer Anhang zu N. IX).

XXII. Mittermaier über das Recht des Criminalrichters, Brieferebrechung als Wahrheitsforschungsmittel anzuwenden. XXIII. Henke von der Billigkeit im Criminalrecht. XXIV. Meister über die Bestrafung einer Tödtung durch Liebestränke. XXV. Eschenbach die möglichste Beschränkung des Hausfriedens, eine zur Verminderung der Diebstäle und zur Entdeckung der Thäter nothwendige Maaßregel. XXVI. Betrachtungen über die gegen öffentliche Beamte geführte Disciplinar-Untersuchung und ihren Unterschied von der General-Untersuchung. XXVIII. Mittermaier über den Begriff und die Merkmale des bösen Vorsatzes. XXIX. Kleinschrod über den Unterschied zwischen Raub und Diebstal mit Drohungen. XXX. Henke Beyträge zur Lehre von dem Verbrechen des Aufruhrs. XXXI. Kleinschrod über die Correalverbindlichkeit mehrerer Mitschuldigen eines Verbrechens zur Entrichtung der peinl. Proceßkosten. XXXII. v. Schelhaß von der Wiederholung der Verbrechen nach erlittener Strafe, oder vom Rückfall. XXXIII. Mittermaier über den Anfanaspunct der Strafbarkeit der Versuchshandlungen. XXXIV. Frühling über das heiligliche Ausgraben eines Leichnams auf dem Kirchhofe. (Zwey junge Chirurgen welche sich dieses zur Bereicherung ihrer pathologischen Kenntnisse erlaubten, wurden in letzter Instanz, mit einem 14 tägigen Gefängniß bestraft. Die Erörterung des Verf. ist weder in strafrechtlicher noch in geschichtlicher Hinsicht erschöpfend. Seiner Ansicht nach war die Handlung ein "leichtes polizeyliches Vergehen was wohl nur mit Gefängniß von wenigen Tagen zu bestrafen seyn möchte." Die Gründe dieser Bestrafung scheinen ihm dennoch nicht unbekannt gewesen zu seyn, wenn er sie gleich mit Stillschweigen übergeht. Die von ihm angeführten Reichsgesetze von 1438 und 1442 lassen zwar die Strafe der Gräberverletzung ganz unberührt, aber schon Carl der Große hatte sie (capitul. reg. francor. Lib. VII c. 192) in Be-

stimmungen ausgesprochen, denen der religiöse Glaube seiner Zeit das Gepräge aufgedrückt hatten. Die Verwünschungsformel bey Gräberverletzungen: *insepultus iaceat!* u. s. w. sind bekannt.) XXXV. Kurze Rechtsfälle und practische Beobachtungen.

Z w i t t ä u.

Im Verlage der Brüder Schumann: Virgils Aeneide. In deutschen Jamben von Dr. Joseph Nürnbergger: 1 Bänden 1: 3 Buch. 2 Bänden 4. 6 Buch. 3 Bänden 7: 9 Buch. 4 Bänden 10: 12 Buch. 1821. 1822. In 12. (Mit 4 Titeltupfern).

Der Ton der ernsthaften Epöde muß pathetisch, feyerlich und gehoben durch starke, vollklingende Wörter seyn; Griechen und Römer wählten darum zur Versart ihrer Epöden die diesen Character treffend ausdrückenden Hexameter. Dante bediente sich der labyrinthischen, mystischen Terzinen, die spätern Italiäner, wie Tasso und Ariosto, der lieblichen Stanzgen, die Engländer, wie Milton, der reimlosen 5 fühligen Jamben; die Franzosen des gereimten Alexandriner; die Deutschen aber haben sich fast in allen Sylbenmaßen versucht. Virgil, dem die Gabe des metrischen Wohlklanges reichlich verliehen war, näherte sich durch seinen Hexameter seinem Vorbilde Homer. Voss, Staudlin (in seinen Proben einer deutschen Aeneis) Meißner u. a. behielten in ihren deutschen Nachbildungen Virgils den Hexameter bey; Schiller glaubte, die seltene Weisung von Majestät und Anmuth, Leichtigkeit und Kraft, Eleganz und Größe, wodurch der römische Dichter uns hinreißt, am besten in achtzeiligen Stanzgen wiedergeben zu können, wobey es jedoch nicht verhindert werden konnte, daß, wenn gleich der Character des Originals im Ganzen gut von ihm ausgedrückt wurde, auch öfter, wie Schiller selbst eingestehet, vier oder fünf lateinische Hexameter in eine ganze Stanze ausgesponnen, oder

umgekehrt, acht oder neun Verse der Urschrift in den engen Reim von acht Stanzenzeilen gepreßt werden mußten. Jene frühern Versuche von anerkannten Dichtern zu prüfen und zu vergleichen, ist hier nicht der Ort. Wir wenden uns daher bloß zu der vorliegenden neuesten Arbeit des Hrn. Dr. Nürnberger. Sein Plan war, sich an die Schillersche Vorarbeit fortarbeitend und folgend anzuschließen. Bereits im Jahr 1818 und 1819 gab er das 1te und 3te Buch der Aeneis einzeln heraus, "um sich nur zuvörderst mit der Critik zu verständigen". Diese fiel, wie er in der Vorrede sagt, im Ganzen sehr günstig für ihn aus; bey dieser neuen Auflage hat er die ihm gegebenen Winke benutzt, und spricht nun (S. XII. der Vorrede) "auf den Grund jener vorläufigen Critik und eines freyen und starken Gefühls seiner Kraft und ihrer richtigen Anwendung", sehr zuversichtlich die Ueberzeugung aus, daß der Werth dieser Arbeit, wenn auch ganz erst später, gewiß werde anerkannt werden". Die Schillersche Uebersetzung des 2ten und 4ten Buchs ist (was wir nicht billigen können) wörtlich in diese Ausgabe mit aufgenommen worden; und zwar, wie Rec. findet, nach den in der Schillerschen Gedichtsammlung vorgenommenen Verbesserungen, welche stellenweise von dem ersten Abdruck in der neuen Thalia sehr abweichen. Der Hauptzweck, den Hr. N. sich vorsezte, war, seiner eigenen Versicherung zufolge: "fließende Gefälligkeit für die mit dem Texte mehr oder weniger unbekanntem Leser". Wörtliche Treue war ihm mehr Nebenzweck; auch gestatteten ihm die gereimten Jamben nur eine freye Nachbildung. Er gab, wie sein Vorbild Schiller, dem romantischen Verse den Vorzug vor dem antiken, und glaubte, daß sich für die Völker des Nordens eine andere, als die romantische Versform, gar nicht eignen (was wir jedoch nicht so geradezu behaupten möchten).

Der große Fleiß des Verfassers ist nicht zu verkennen.

nen, und in den meisten Stellen ist es ihm gelungen, sein Original im Ganzen treu, gefällig und deutlich wieder zu geben; auch wird er bei jedem billigen Leser um so leichter Entschuldigung finden, wenn es ihm in einem Werke von so großem Umfange nicht überall gelingen wollte, die Kraft der Urschrift zu erreichen, gedehnte Umschreibungen, harte Elisionen, Hiatus, unreine Reime, wie hatten und Saaten, Tiber und über, Hülle und Stille, erhitzen und nützen, oder die Wiederholung derselben Reime, wie lassen und lassen, besiegt und gesiegt, in einer und derselben Sprache zu vermeiden. Daß der Verf. von seinem Gegenstande durchdrungen war, daß er sich nur selten von der Poesie des Inhalts und der Sprache entfernte, und daß seine Arbeit einen angenehmen Total-Eindruck mache, dies wird ihm jeder Unbefangene zugestehen. Daß es ein leichtes sey, einzelne Ausstellungen zu machen, und mit gelehrter Miene manche Stelle und manchen Ausdruck zu bekritteln, wer wollte dies leugnen? Wer jedoch mit dem Original vertraut ist und die Bemühungen eines andern Gelehrten neidlos zu würdigen weiß, der wird unserem denkenden und gewandten Uebersetzer Gerechtigkeit widerfahren lassen. Gern theilten wir einzelne gelungenere Stellen mit, wenn dies der Plan unserer gelehrten Anzeigen erlaubte. Wir setzen daher nur, zur Probe, die Schlußstrophe des Ganzen (im Originale: XII. v. 947 — 951.) hieher:

„Du solltest,“ ruft er mit des Donners Stimme,
 „Geschmückt mit Pallas Raub, dem Nachestahl entgehn!
 „Sein Mörder fände Schuß vor meinem Grimme,
 „Ich bliebe taub, wenn Freundes Mienen flehn!“
 Er stößt bei diesem Wort das Schwert ihm in die Kehle:
 Der Todesfrost durchschauert Turnus Glieder,
 Mit einem letzten Seufzer sinkt er nieder,
 Und zu den Schatten flieht, ach! ungerne seine Seele! —

Druck und Papier sind schön, die Titeltupfer aber könnten besser seyn.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

59. Stück.

Den 12. April 1823.

Berlin und Stettin.

Bey Fr. Nicolai: Ottomar. Gespräche über des Augustinus Lehre von der Freyheit des Willens und der göttlichen Gnade. Nebst Beylagen. Von D. Philipp Marheinecke 1821 214 S. kl. 8.

Ueber die Lehren des Augustinus von der Freyheit und Gnade, so wie über die damit genau zusammenhängenden von der Erbsünde, Prädestination und Taufe, über ihren wahren Sinn und Grund ist schon seit einer Reihe von Jahrhunderten so viel geschrieben und gestritten worden, daß man es kaum für möglich halten sollte, noch etwas Neues darüber zu sagen, Uebrigens können Zeiten und Umstände eintreten, wo es nöthig und nützlich ist, abermals eingetretene Mißverständnisse zu heben, an Altes wiederum zu erinnern, neuere Philosopheme an die gedachten Lehren zu halten, diese auch durch die Form des Vortrags unter ein größeres Publicum zu bringen, und die Fragen, von welchen hier die Rede ist, sind so tief und vielseitig, daß man auch die Hoffnung nicht aufzugeben hat, etwas Neues darüber zu sagen. Der Verf. der vorliegenden Schrift beschränkt sich auf

die Lehren von der Erbsünde, Freyheit und Gnade, die von der Taufe wird nur hie und da berührt und die von der absoluten Prädestination so viel als gänzlich ausgeschlossen. Er zieht auch nur das Verhältniß des Pelagianismus, nicht aber zum Sempelagianismus, welcher die beiden anderen Theorien überflügelte und vielleicht von jeher und immer, wenn es nicht bloß auf das Lehren, Schreiben und Gebieten, sondern auf das wirkliche Denken, Glauben und Empfinden ankommt, am meisten Anhänger hatte, zum Augustinismus in Betracht. Bey der Feinheit seiner Unterscheidungen und Bemerkungen, bey seinem tiefen Studium der Augustinischen Schriften und der Annehmlichkeit seines Vortrags hätten wir gewünscht, daß er die ganze Materie noch in einem weiteren Umfange gefaßt und erschöpfender ausgeführt hätte. Zu diesem Zwecke wäre auch selbst in dem, was gegeben ist, erforderlich gewesen, sich mehr auf das Exegetische und Historische, wenn auch nur mit Gedrängtheit und Auswahl, einzulassen: denn er behauptet, daß, ohnerachtet die Art und Weise, wie Augustinus die gedachten Lehren behandelt, mit mancherley Fehlern und Irrthümern behaftet wäre, doch seine Grundideen der heil. Schrift und der alten Kirche gemäß gewesen seyen, daß er zwar wohl gewußt, wie die älteren Kirchenlehrer in gewissen Stücken von ihm abwichen, aber doch ihre Uebereinstimmung in den Grundideen mit ihm richtig eingesehen, und nur die alte Lehre weiter und deutlicher entwickelt habe. "Das ist gewiß, sagt er S. 41 f., daß die Kirche durch Augustinus erst zum völligen, klaren und entwickelten Bewußtseyn der christlichen Lehre von der Sünde, Gnade und Freyheit gelangte und die christliche Religion überhaupt bis dahin noch in keinem Kirchenlehrer eine so tiefe, reiche und umfassende Erkenntniß ihrer Lehren erzeugt hatte, als in ihm. Wie die Glaubenswahrheiten der Schrift, so hatte er auch alle Säden der Ueberlieferung derselben aus der christlichen

Vorzeit in sich aufgenommen und was auf dem Grunde der Schrift Glaube aller vorhergehenden Jahrhunderte gewesen war, wie wenig auch von diesen theologisch erkannt und entwickelt, wollte er eben so gut vertheidigen gegen die Pelagianer, als die Schrift selbst. Daher denkt und fühlt er sich durchaus und bey jedem Schritt in völliger Uebereinstimmung mit allen früheren Kirchenlehrern, deren Lehre er gewiß besser kannte, als irgend einer in der folgenden Zeit und er leugnet nicht, daß manche von ihnen sich noch unbequem ausgedrückt und eine unvollkommene Lehre hierüber vortragen haben, so lange kein häretischer Widerspruch in diesen Lehren ihnen eine genauere Untersuchung derselben zur Pflicht gemacht hatte. — Er entwickelte nur tiefer, reicher und vollständiger, was ihm in den Lehren der Schrift und in den Glaubenselementen der Kirche gegeben war. Diese Entwicklung, dieß hellere Bewußtseyn, diese theologische Deduction dessen, was wesentlich im christlichen Glauben enthalten war, ist das Neue an seiner Lehre, sein Verdienst und das eigentlich Geschichtliche desselben und unterscheidet ihn von allen früheren Lehrern der Kirche. Hiedurch aber hat er in dem innern Wesen der christlichen Kirche nichts geändert und ihr keine eigene Erfindungen, keinen neuen Glaubensartikel aufgedungen, sondern nur eine bestimmte und ausgebildete Auslegung und Erkenntniß derselben aufgestellt, welche, wenn sie nicht zu allen Zeiten im Wesentlichen mehr oder weniger die der Kirche gewesen wäre, die Kirche nachher sich auch nicht hätte aneignen und für die ibrige erklären können". Diese Behauptungen aber sind ohne Beweise gelassen, es ist auch auf die vielen Stellen der heil. Schrift, welche mit den Augustinischen Lehren streiten, keine Rücksicht genommen und eben so wenig auf die Theorien der frühesten, besonders griechischen Kirchenväter. Es wird also alles dies eigentlich hier nur vorausgesetzt. Was wirklich ausgeführt wird,

besteht in einer genaueren Bestimmung des Sinns der Augustinischen und Pelagischen Lehre, mit Vertheidigung der ersten und Bestreitung der letzten, wobei jedoch manches mit Stillschweigen übergangen wird, was wider die erste und für die zweite gesagt werden konnte. Zuerst kommt die Lehre von der Erbsünde in Betracht. Sie wird im Allgemeinen wie gewöhnlich dargestellt, im Besonderen aber folgendes zur Erläuterung beygebracht. "Wenn die Pelagianer lehrten, daß Adam durch seine Sünde niemanden geschadet habe, als sich selbst und daß die Kinder noch jetzt in dem nemlichen Zustande geboren werden, in welchem sich Adam vor dem Sündenfalle befand, so hatten sie dabey ausschließend die wirkliche Sünde im Auge, von der es allerdings und auch in Augustins Sinne gilt, daß sie ohne eigenen Willen nichts ist. Sie gingen nicht in den allgemeinen Grund dieser wirklichen Sünden ein. Nach Augustinus ist die wirkliche Sünde Eins mit der angeborenen und alle actuellen Sünden sind nur die einzelnen Formen von derjenigen, welche die menschliche Natur als solche sich zugezogen. Die Erbsünde ist eigentlich nichts als die Anlage zu allem möglichen Bösen und selbst das eigentlich Böse, auch wenn es nicht zu wirklichen Sünden kommt. Darin und dadurch, daß einer vom andern erzeugt wird, pflanzt sich an dem ursprünglich Guten unserer Natur das ursprünglich Böse fort und so kommen wir stets auf den ersten Menschen zurück und seine erste Sünde ist der Grund aller in ihm und seinen Nachkommen. Adam ist nicht bloß ein Individuum, sondern zugleich der Stammvater, ja die Idee des menschlichen Geschlechts. Die menschliche Natur war in ihm ganz vollständig, alle Menschen waren in ihm oder Er, eben darum bleibt keiner unberührt von seiner Sünde, sondern sie ist die gemeinsame aller, in und mit ihm haben sie alle gesündigt, so fern sie alle dieselbe Natur mit ihm theilen. Denn obgleich wir noch nicht besonders

und nirgends existirten, so war doch schon die seminale Natur vorganden, aus der wir abstammen sollten. Mit der Sünde geht auch die Schuld, als Strafe derselben auf alle Menschen über. Adam als Repräsentant und Stammvater des menschlichen Geschlechts trug die Schuld der Sünde nicht bloß für seine Person, seine Schuld ist nicht als etwas allen übrigen Menschen Fremdes anzusehen, so wohl weil in allen ihren wirklichen Sünden sich sein Ungehorsam durch Einstimmung in seine Sünde wiederholt, als auch darum, weil auch schon vor den wirklichen Sünden die Sündhaftigkeit der gemeinsame Zustand aller ist. Sie kommt, obwohl von Eltern auf die Kinder fortgepflanzt und diesen in so fern fremd, doch in der That immer in ihrem eigenen Willen zum Vorschein. Die Lehre von der Erbsünde ist nicht so zu verstehen, als ob Adam die Sünde und Schuld gehabt und seinen unsündhaften und unschuldigen Nachkommen bloß die Schuld seiner Sünde zugerechnet würde. Sondern in und mit der Erbsünde, dadurch, daß sie alle auf dem Wege der Natur sich seiner Sünde theilhaftig machen, nehmen sie Theil auch an seiner Schuld, seine Sünde und Schuld ist also zugleich die ihrige. Es ist verkehrt, von Ungerechtigkeit Gottes und Unschuld der Menschen zu reden, so bald man die allgemeine Sündhaftigkeit zugegeben hat. In der Idee müßte ein Jeder mit Augustinus einstimmig seyn. Die ganze Lehre von der Erbsünde und der daraus entspringenden Sündenschuld will nichts Anders sagen, als daß die erste Sünde eines Jeden über alles Selbstbewußtseyn hinausliegt. Das ist das Mark dieser Lehre und wer sich diesen ganzen Satz entwickelt, müßte auch bald erkennen, daß ein Jeder diese seine erste Sünde zugleich gewollt hat und auch nicht, daß sie ihm fremd und nichts desto weniger sein eigen war und eine solche, deren Schuld er zu tragen hat". War denn aber bey allen diesen Lehren nichts weiter zu fragen,

zu vertheidigen, zu untersuchen, stehen sie auch unter sich selbst im Zusammenhange und stimmen sie durchaus mit der ächten Augustinischen Lehre in Uebereinstimmung? Wirkliche Sünde soll ohne eigenen freien Willen nichts, angeborene auch ohne denselben etwas und doch jene nur Eins mit dieser, welche alle wollen, seyn? Die Erbsünde soll eine Anlage zum Bösen und zugleich das Böse selbst seyn? Das Böse soll sich physisch fortpflanzen, die erste Sünde der Grund aller Sünden Adams und seiner Nachkommen, Adam das menschliche Geschlecht und dieses wiederum Er seyn; alle sollen mit ihm gesündigt haben, so fern sie Eine Natur mit ihm theilen und aus seiner schon vorhandenen seminalen Natur abstammen, seine Schuld tragen, weil sie seine Sünde wiederhöhlen und seine Sündhaftigkeit auch in ihnen ist und Alles soll am Ende darauf hinauslaufen, daß die erste Sünde eines jeden Menschen über sein Bewußtseyn hinaus liegt, daß jeder diese Sünde gewollt und nicht gewollt hat, daß sie die seinige und doch auch eine fremde war? Da kam aber doch auch in Betracht, ob nicht durch diese Behauptungen alle sittliche Ideen, welche der gemeine, gesunde Menschenverstand eben so wohl, als die reine Vernunft anerkennt, verkehrt werden. Warum soll die erste Sünde der Grund aller übrigen seyn? Können nicht andere Sünden aus derselben Quelle entspringen, aus welcher die erste selbst entsprungen ist? Eine Sünde kann aus einer andern entspringen, sie kann aber auch andere Quellen haben. Dispositionen und Reize zum Bösen, selbst vorherrschende pflanzen sich nach der Erfahrung fort und verstärken sich auch wohl in der Fortpflanzung; warum soll nun ihr Grund allein in der ersten Sünde und nicht auch in vielen andern das zwischen liegenden Sünden liegen? Die Sünde selbst aber als freie, eigene That und Einwilligung kann eben deswegen nicht fortgepflanzt werden, weil sie alsdann nicht mehr Sünde seyn würde. Wir theilen

Eine Natur mit Adam, aber wir haben nicht mit ihm gesündigt, weil man ohne Bewußtseyn und Persönlichkeit nicht sündigen kann. Wenn wir auch Adams Sünde wiederhohlen, so ist deswegen seine Sünde und Schuld nicht die unsrige, jede Sünde und Schuld eines Menschen ist etwas Persönliches und Unübertragbares, etwas Eigenes, niemals etwas Fremdes. Augustins Meinung war gar nicht bloß die, daß die erste Sünde jedes Menschen über sein Selbstbewußtseyn hinausliege, auch lehrte er nicht, daß wir durch Einstimmung in die Sünde Adams und durch Wiederhohlung derselben uns auch seine Schuld zuziehen. Er lehrte sehr bestimmt, daß der Grund aller Sünden der Menschen in der ersten Sünde Adams liege, also sehr wohl bekannt sey und daß die Erbsünde und ihre Schuld selbst bloß eine Strafe für die Sünde Adams sey und unsere Schuld nicht erst aus unserer Einstimmung entstehe. Richtiger ist, was S. 55:60 zur Erläuterung der Augustinischen Lehre vorkommt; daß der Tod der Menschen eine Strafe für die erste Sünde sey und daß der Urmensch ohne die Sünde unsterblich gewesen seyn würde. Die Hauptsache läuft darauf hinaus, daß Augustinus gedacht habe, Adam würde, falls er nicht gesündigt hätte, ohne Dazwischenkunft des Todes den Uebergang aus der Mortalität in die Immortalität gefunden haben.

Die Augustinische Lehre von der Gnade und Freyheit und ihrem Verhältnisse betreffend, so kommt hier unter Anderem Folgendes darüber vor. Nach Augustinus ist die Freyheit des Willens durch das ursprüngliche Böse aufgehoben und durch die Gnade wiederhergestellt. Die Freyheit ist ihm aber vollkommen Eins mit der Liebe Gottes und das ist auch echt christliche Lehre. Diese Liebe kann dem Menschen nur durch die Gnade eingestößt werden. Die Freyheit wird dadurch nicht aufgehoben, sondern geschenkt. Das Gute kann in der Trennung von Gott

gar nicht gedacht werden. Der von Natur sittlich gänzlich verdorbene Mensch kann nur das Gute unterlassen oder das Böse thun; das Gute hingegen thut er nie allein, sondern allezeit durch göttliche Gnade, die ihm zuvorkommt und in ihm das Wollen und Vollbringen des Guten auf eine wunderbare, unaussprechliche Art wirkt und ihn wahrhaft frey macht. Erst durch den Sündenfall ist die Freyheit zu dem unglücksfeiligen Zustand des Wählens zwischen dem Guten und Bösen gekommen, sie ist nach demselben nichts anders, als die von ihrem ursprünglichen Gegenstande, der Nothwendigkeit des Guten, verlassene subjective Form des Willens. Zum Sündigen werden wir nicht von Gott unterstützt, Gutes aber können wir ohne ihn nicht thun. Das Vermögen, das Böse zu wählen, kann der Mensch nicht von Gott haben. Ohne die eigene Thätigkeit des menschlichen Willens, ohne seine Einstimmung in die Versuchungen des Bösen oder die Anerbietungen der göttlichen Gnade würde Schuld und Verdienst auf Seiten des Menschen wegfallen und keine Strafe oder Belohnung eintreten können. Gott selbst hat durch die heil. Schrift geoffenbart, daß im Menschen freyer Wille sey. Es würden auch die göttlichen Gebote dem Menschen nichts nützen, wenn er nicht freyen Willen hätte, sie zu halten. Es wird aber durch den freyen Willen zum Guten die Gnade und durch die Gnade der freye Wille nicht aufgehoben. So wie der Mensch anfängt, seinen freyen Willen zu gebrauchen, kann er sündigen und nicht sündigen, das letzte aber nur mit der Gnade. Die Gnade ist kein Zwang, sondern ein Trieb. Sie ist zwar unwiderstehlich an sich, aber sie ist im Menschen doch allezeit nur als Trieb und Kraft seines Willens zum Guten wirksam. Die Gnade macht den Menschen nicht, ohne sein Zuthun, Bewegen und Handeln in Anspruch zu nehmen, frey und selig. Es ist vielmehr nur auf die Wiederherstellung der wahren, vollen

Freyheit oder darauf angesehen, daß die subjective Form, der Wille an dem wahrhaft Seyenden und Reellen wiederum einen Gegenstand finde und sich dem Nichtigen und Bösen entwinde, daß an die Stelle der geschichtlichen Nothwendigkeit, zu sündigen, eine andere und höhere trete, die Nothwendigkeit des Guten, in welcher der Mensch beharret und beharren will. Das ist erst die wahre Freyheit, wo dem Willen das Böse gar nicht mehr möglich, wo er vielmehr in der Liebe und dem Genuß des Guten ganz und gar befestiget und selig und die Freyheit Eins ist mit der Nothwendigkeit.

Wir müssen gestehen, daß wir diese Lehren weder mit unseren eigenen Forschungen und Ueberzeugungen, noch unter sich selbst, noch ganz mit dem reinen Augustinismus übereinstimmend finden. Dies auszuführen, würde einen Raum erfordern, der uns hier nicht mehr vergönnet ist; wir bleiben also bey einigen Bemerkungen stehen. Wenn dem Menschen Freyheit zugeschrieben wird, so kann dies Wort nach dem Sprachgebrauche in verschiedenen Bedeutungen genommen werden, unter anderem entweder als Vermögen der Wahl oder als Vermögen und zugleich als Zustand des tugendhaften Denkens und Lebens und dies kann allerdings die wahre Freyheit genannt werden. In beiden Fällen aber wird Entfernung von Zwang und Nothwendigkeit, Unabhängigkeit von fremden bestimmenden und nöthigenden Ursachen, Selbstbestimmung gedacht. Die Grundidee unserer Freyheit ist das Vermögen der Wahl und der damit verknüpften Selbstbestimmung. Davon gehen alle unsere moralischen Ideen aus, auch die der Tugend oder der wahren Freyheit, welche ohne jenes Vermögen nichts oder nicht das ist, was sie selbst seyn will. Die Ideen von Verdienst, Schuld, Zurechnung, Belohnung, Strafe, Gewissen, Moralgeseß, Pflicht u. s. w. ruhen insgesammt auf jener Grundidee und verschwinden ohne sie, wie sie dann auch

von denjenigen, welche eine ganz andere Freyheit vertheidigen und namentlich von Augustinus und dem Verfasser dieser Schrift oft herbeygerufen wird, weil sie ohne dieselbe nicht fortkommen können und sich nicht deutlich ausdrücken, ja selbst von den Bestreibern aller menschlichen Freyheit wird sie oft stillschweigend angenommen. Das ist unsere Freyheit, an welche wir glauben müssen und im Grunde alle glauben. Diesen Glauben kann keine Speculation und keine Polemik in uns ausröthen. Diese Freyheit hat uns Gott gegeben, also allerdings auch das Vermögen, das Böse zu wollen, zu wählen und zu thun, weil nur dadurch das Wollen, Wählen und Thun des Guten zur Tugend und zum Verdienst bey uns werden sollte. Diese Freyheit gehört mit zum Wesen der menschlichen Natur, sie ist nicht erst später zu ihr hinzugethan worden, der Mensch hat sich dieselbe nicht erst durch die Sünde selbst gegeben, ohne sie war auch die Sünde selbst nicht möglich. Wenn man nun die Sache biblisch und Augustinisch nimmt, so kommt die Freyheit des Menschen vor dem Fall, nach dem Falle, bey und nach der Gnade in Betracht und so kann allerdings gefragt werden, ob Augustinus nicht im Grunde alle menschliche Freyheit aufgehoben habe. Was die Freyheit des Urmenschen vor dem Falle betrifft, so ist eingestanden, daß Augustinus ihm in diesem Zustande die wahre, von Gott eingefloßte Freyheit, die Liebe zu Gott, zuschrieb. Ob er ihm aber auch das Vermögen der Wahl zugeschrieben habe, ist schon streitig. Hierüber heißt es S. 143 f. "Das Vermögen freylich, wenn es so viel heißen soll, als die Möglichkeit, das Gute oder das Böse zu wählen, hat Augustinus dem Menschen vor dem Fall keineswegs abgesprochen: denn dies Vermögen, diese Möglichkeit ist nicht verschieden vom Willen: indem und so lange er also ausschließlich das Gute wollte, wollte er hiermit zugleich das Böse nicht. Allein den Zustand

des Wählens zwischen gut und böse, wobei also das eine so gut, als das andere zur Wirklichkeit gelangte, kannte der Mensch nicht vor dem Fall und bestand demnach dieser ebendarin, daß das auch der ursprünglichen Freyheit zu Grunde liegende Vermögen, zu wählen zwischen gut und böse, diese Möglichkeit sich in die traurige Wirklichkeit verwandelte. Durch den Fall ist die ursprüngliche Freyheit zu diesem bloßen Wahlvermögen geworden und was potentia schon vor dem Fall in dem Menschen war, hat sich actu in diesem dargestellt oder in einen thätigen Zustand verwandelt. — Aber auch in diesem Zustande blieb das Gute möglich; die Bekehrung des Sünders konnte durch die Gnade geschehen." Wenn aber nun der Mensch ursprünglich das Vermögen der Wahl zwischen dem Guten und Bösen besaß und dies auch seiner wahren Freyheit zum Grunde lag, so muß er auch das Vermögen, das Böse zu wählen, von Gott empfangen haben; ob er damals nur das Gute gewollt habe, darauf kommt es hier, wo von dem Vermögen die Rede ist, nicht an. Sofern er dies Vermögen besaß, konnte er das Böse eben sowohl als das Gute wollen. Auch änderte es nichts in diesem Vermögen, daß er, indem er fiel, das Böse wählte. Es blieb ein Wahlvermögen wie vorher, und wurde nun auch im Bösen thätig, wie es vorher im Guten gewesen war, denn daß bey der vorher im Menschen herrschenden Liebe zu Gott dies Vermögen nicht thätig gewesen sey, wird keineswegs behauptet. Wie reimt es sich aber mit der Augustinischen Lehre, daß durch den Fall die ursprüngliche wahre Freyheit, die Liebe zu Gott, zu einem bloßen Wahlvermögen geworden sey? Dieser Kirchenvater lehrte ja aufs bestimmteste, daß der Mensch nach dem Falle nur das Böse wollen könne. Er drückte dies zwar auch so aus, daß der gefallene und mit der Erbsünde behaftete und gestrafte Mensch nur freyen Willen zum Bösen habe, aber dies ist doch

gewiß kein Wahlvermögen und Freyheit in keinem Sinne. Nach dieser Lehre muß der Mensch das Böse wollen und kann das Gute gar nicht wollen. Ueber diesen Punct wird S. 162 f. gesagt: "Durch den freyen Willen und ohne allen Zwang ist das menschliche Geschlecht in und mit der ersten Sünde in den Zustand der Depravation und Vitiosität gerathen und eine Folge davon ist die allgemeine Vitiosität. Allein diese ist doch nur eine geschichtliche Nothwendigkeit, keine innere und absolute, sie ist eine relative und bezieht sich auf die Abstammung vom ersten Menschen und den Zusammenhang mit seiner Sünde; es wird damit nur ein allgemeiner Zustand bezeichnet und eine Erfahrungswahrheit ausgesagt, daß nämlich alle Menschen Sünder seyen, daß keiner, der von Adam abstammt, sich frey dünken könne von aller Sünde. — Der geschichtlichen Nothwendigkeit zu sündigen, ist der Mensch, wie er nicht ohne seinen Willen dazu gekommen, so auch nicht ohne seinen Willen unterworfen. Selbst diese Nothwendigkeit ist kein Zwang, sondern nur Mangel und Entbehrung der wahren Freyheit, nicht der Freyheit, nicht des Willens überhaupt. — Daß freyer Wille der Form nach selbst in dem Sünder sey, beweiset selbst die Lust und das Vermögen, womit er an allem Bösen hängt." Hier war aber zu erklären, wie es dann möglich und denkbar sey, daß alle Menschen durch den freyen Willen und ohne Zwang, wegen der ersten Sünde Adams, in die Nothwendigkeit zu sündigen versetzt worden seyen. Ob man diese Nothwendigkeit eine geschichtliche nennt, darauf kommt es hier nicht an, sie ist eine innere, sie entsteht aus einem Willen, welcher das Böse wollen muß. Sie entspringt freylich aus der Thatsache der ersten Sünde, aber sie ist absolut, so lange der Mensch nicht durch die Gnade von ihm befreyt wird. Augustinus hat auch nicht bloß gelehrt, daß kein Nachkomme Adams von aller Sünde frey sey, son-

bern daß jeder gar nichts als Böses wollen und thun könne. Und nach seiner Lehre ist auch das Vergnügen, welches der Mensch an der Sünde findet, selbst zur Erbsünde gehörig und kein Ausfluß seines freyen Willens. Was endlich die Gnade betrifft, so ist eingestanden, daß dieser Kirchenvater gelehrt hat, sie sey unwiderstehlich, komme dem durchaus bösen Willen des Menschen zuvor und hänge von einer unbedingten göttlichen Wahl ab. Daraus folgt, daß der Mensch bey seiner Heiligung nicht das Geringste thun, sich der Gnade nicht fähig und würdig machen, ihr nicht entgegenkommen, sich nicht auf sie vorbereiten könne, daß die wahre Freyheit des Willens in ihm nur durch die göttliche Allgewalt wiederhergestellt werde. Augustinus hat freylich gesagt, daß es keine physische Nothigung, daß der menschliche Wille keine Maschine, kein Kloß sey, daß er als Wille von Gott behandelt werde, aber er ließ ihn durch einen ganz unwiderstehlichen Zwang befreyt und geheiligt werden und ihn bey dem Actus der Wiedergeburt gar nicht mitwirken. Erst nachher ließ er den von Gott befreyten Willen selbst auch für das Gute thätig seyn, doch unter dem beständigen Einfluß der Gnade. Nimmt aber nun zugleich eine Nothwendigkeit des Guten in dem durch die Gnade Geheiligten an, so hebt man das freye Wahlvermögen, welches der Urmensch neben der Gnade besaß und welches der wahren Freyheit überall zum Grunde liegen soll, wieder auf und dann kann es nichts helfen, wenn man sagt, daß der Mensch selbst eben diese Nothwendigkeit auch wolle.

L o n d o n.

Printed for F. Rood. 1820: Original letters, principally from Lord Charlemont, Edmund Burke, William Pitt, Earl of Chatham and many other distinguished noblemen and gentlemen to the right Hon. Henry Flood. 199 Seiten in 4.

Mr. Henry Flood, geboren 1738, gestorben 1791, hat sowohl im Englischen als Irändischen Parliamente eine bedeutende Rolle gespielt. Im Besitze eines nicht unbeträchtlichen Vermögens, hatte er, frey von allem ministeriellen Einfluß in seiner politischen Laufbahn ganz seinen Ueberzeugungen nach handeln können, allein auch sein Leben liefert den Beweis, daß politische Abtrünnige nicht seltene Erscheinungen unter den Britischen Staatsmännern sind. Flood trat zuerst als ein heftiger Oppositionsmann auf, und zwar in einem glänzenden Lichte. "Whatever fell from him", sagt der Verf. des angezeigten Werks, "in the House, commanded attention; and such was the powerful interest he obtained over his hearers, that the government of the country was glad to purchase his silence by the offer of any situation he might choose." Das Anerbieten der Vice-Treasurership, welche Stelle er sieben Jahre bekleidete, war zu verführerisch für Flood, als daß er seine politischen Freunde nicht hätte verlassen sollen. Viele der hier abgedruckten Briefe haben Bezug auf diese politische Desertion. Der Privat-Briefwechsel von so ausgezeichneten Männern, als Burke, Lord Charlemont u. a. m. hat immer große Reize. Dieß vorausgesetzt, werden die Leser in der hier zuerst abgedruckten Correspondenz des Henry Floods nicht viele Belehrungen finden, mit Ausnahme der Aufklärung einer Thatsache aus dem Leben des berühmten Burke, die seinen Freunden sehr willkommen seyn wird, haben wir nichts in selbiger gefunden, das, insbesondere für das Ausland von großem Interesse seyn könnte. Burke war früher ein genauer Freund von Hamilton, der in dem Zeitraume der Administration des Herzogs von Northumberland in Irland Staatssecretair war. Politische Veranlassungen erregten zwischen beiden Freunden den bittersten Haß. Aber man warf Burke vor, daß er, ohnerachtet dieser erklärten Feindschaft doch fortdauernd eine jährliche Pension von Hamilton bezogen habe. Der erstere

hatte sich niemals öffentlich über diesen Umstand erklärt. In einem hier zum erstenmal abgedruckten Briefe, von Burke an Flood vom 18ten May 1765, sagt der erstere: "Die Ursache meines Zwistes mit Hamilton, ist einzig sein Werk. Er verlangte von mir eine unbedingte Unterwürfigkeit unter seinen Willen; dieß war gegen meine Pflichten und meine Ehre. Wir hörten auf Umgang mit einander zu haben. Er erneuerte dann seine Forderung durch eine dritte Person, und gründete sie auf die Pension, die er mir auszahlen ließ, und die ich durch Vermittelung des Oberst Cunninghams, des letzten Primas, und Halifax erhalten hatte. Ich glaubte diese Pension würde mir aus der Schatz-Kammer gezahlt. Aber gesetzt, sie wäre aus Hamilton's Tasche geflossen, so hätte ich, durch die großen Dienste, welche ich ihm geleistet habe, wohl auf eine größere Belohnung Anspruch machen können. Hamilton hatte aber kaum dieser Pension Erwähnung thun lassen, als ich sofort anbot, seinem Anwalde die Anweisung auf selbige auszuliefern zu lassen. Er nahm mein Anerbieten an." -- Unser Urtheil über die Unwichtigkeit dieses Briefwechsels, scheint durch die Art, wie solcher in die Hände des Herausgebers gerathen ist, eine Bestätigung zu finden. Flood hatte ihn nicht zum Drucke bestimmt. Auch die Vollzieher seines letzten Willens hegten nicht die Absicht, ihn drucken zu lassen. Der ungenannte Herausgeber fand die Briefe unter einer Menge von Floods nachgelassenen Papieren, welche die Vollzieher seines letzten Willens zum Verbrennen bestimmt hatten. Er erhielt von der Wittwe Flood die Erlaubniß zum Druck derselben, jedoch sollte dieser nicht eher erfolgen, bis die Verfasser der Briefe mit Tode abgegangen seyn würden. — Als Anhang liefert der Herausgeber eine Ode von Flood on Fame, als eine Probe seines dichterischen Geistes, und die merkwürdige Rede, welche er am 4ten März 1790, im englischen Parliamente über Parliamantar-Reform hielt.

Lincoln.

An account of a New Method of making Dried anatomical Preparations. by Joseph Swan, Surgeon to the Lincoln County Hospital. 2. Edition considerably enlarged. 1820. 132 Seiten in Octav.

Nach einer kurzen Darstellung des Nutzens und der Bequemlichkeit trockener, vor dem Wurmfraß geschützter anatomischer Präparate, lehrt Hr. S. an der Präparation der oberen Gliedmaße als Beispiel seine Methode, welche hauptsächlich darin besteht, daß er, nicht nur die zu präparirenden, und die fertigen oder präparirten Theile in eine Auflösung von sublimirtem Quecksilber, in, nach Beschaffenheit des Theiles des menschlichen Körpers, verschiedentlich starkem Weingeiste, legt, gleichsam beißt, sondern auch vorgängig die Arterien desselben mit einer starken Sublimat-Auflösung (zwei Unzen Sublimat in sechs Unzen rectificirtem Weingeist) ausspricht. Die ausgearbeiteten Nerven und Gefäße malt er so dann weiß und roth an, und überzieht sie zuletzt mit verschiedenen Firnissen. Insbesondere gibt er noch kurze Anweisungen, zur Bearbeitung der feineren Nerven, der Vorlagerungen (Herniae) der Leber, der Sinnorgane, der Saugadern (mit deren Zubereitung der Vf. sich jedoch bis jetzt wenig selbst abgegeben zu haben scheint) des Gehirns, der Gelenke, des Ohrs, der Lungen und des Herzens. Von der Zubereitung verschiedener Thiere z. B. der Fische wird Einiges beigebracht, und mit den Vorschriften zu Firnissen und zu Massen der Einspritzungen geschlossen. Seiner Vorgänger in diesem Fache z. B. eines Cassebohm, Monro, Osiander, Fischer u. a. wird nicht gedacht. Eines seiner wahrscheinlich besten, wenigstens gewiß mühsamsten Präparate findet sich farbig sehr schön abgebildet, in des Verf. (von uns 1822. Stück 129 angezeigten) Diss. on Morbid local Affections of Nerves, welches uns eben nicht lüstern macht, mehrere dergleichen zu erhalten, da auch Dr. Kilion, der solche Musterpräparate in London in der Natur sah, versichert, "daß dieselben höchst mangelhaft sind, und nicht eine Spur von ihrem ehemaligen Ansehen mehr an sich haben", wie auch wohl nicht anders seyn kann, weil bekanntlich Sublimat-Beize, das Entfärben, und Entstellen durch Zusammenschrumpfung nur befördert.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stück.

Den 14. April 1823.

N a n c y.

Voyage médical en Italie, fait en l'année 1820. Précédé d'une Excursion au Volcan du Mont Vésuve, par le Docteur Louis Valentin, Membre du Conseil municipal de Nancy etc., 1822. 166 Seit in Octav.

Nach einer kurzen Nachricht von seiner Besteigung des Vesuvus während des Ausbruchs 1820 und seinem Besuche der Ruinen von Herculaneum und Pompeji, beschreibt der Verf., dem wir schon mehrere Nachrichten von seinen gelehrten Reisen verdanken, die Epistoler zu Neapel. Der Kaiserschnitt glückt dort nicht gewöhnlich, aber eine Trennung der Schambeinfuge glückte Hrn. Galbietti. Ein Fünftel stirbt zu Neapel an der Schwindsucht. Von zwanzig mit Bleizucker behandelten Schwindsüchtigen genasen nur drey. Augenentzündung ist dort sehr häufig, besonders unter der Besatzung zu Gaeta. Dr. Savaresi heilte glücklich die Manie durch das Pulver von Digitalis purp. bis zur Dosis von 18 Gran täglich, auch beobachtete er das gelbe Fieber zu Martinique und hält es mit dem Verf. durchaus nicht für ansteckend

§ (3)

(contagios). Man braucht zu Neapel häufig James Pulver, welches jedoch, nach Brugnatellis Vorschrift bereitet, weniger wirksam als das echte sich zeige. Zu Aversa, zehn Meilen von Neapel, läßt man die weniger Verrückten und Genesenden in blauen mit Silber besetzten Westen vor der Messe Musik machen, auch Comödien spielen; A côté d'eux etaient plusieurs prêtres insensés, en habits sacerdotaux, lisant leurs bréviaires. In dem dortigen Reclusorio, dem grandiosesten Spitale in ganz Italien, sey Feuchtigkeit die Ursache der daselbst vorkommenden Ophthalmieen. In der Sammlung der Universität zu Neapel befindet sich eine Gallenblase, welche außer ihrem gewöhnlichem Gange mit noch zwey anderen Gängen im Zwölffingerdarne sich öffnet. Stirbt Jemand an der Lungenschwindsucht so vernichtet man in Neapel und in Rom nicht nur alle Kleider und Geräthschaften, deren sich der Verbliehene bediente, sondern man kratzt die Wände ab und zerstört alles Gefäßel, selbst die Fußboden. Von den mineralischen Quellen im Neapolitanischen gibt der Verf. die Analyse des Prof. Andria. Spitäler zu Rom. Hier behandelt man noch die Geisteskrankheit höchst barbarisch. Flajani fand in der Hirnschale eines 36 jährigen Russen, eine zwey Zoll lange Stecknadel neben dem Sinus longitudinalis zwischen den Hirnhälften die man ihm in der Kindheit durch die Fontanelle eingebracht hatte. "Des Russes m'ont dit, que le crime d'infanticide, par ampuncture était commun dans leur pays. Vor wenig Jahren noch war zu Rom verboten in den botanischen Vorlesungen vom Geschlechte der Pflanzen zu sprechen, deshalb auch der botanische Garten nach Tourneforts System eingerichtet war. Die Ursache der berühmten aria cattiva zu Rom, seyen nicht die entfernten Pontinischen Sümpfe, sondern l'absence de l'hygiène publique et privée, l'incurie du gouvernement, l'education physique

et morale de ses habitans, la malpropreté u. f. f. L'hydrogène carboné se dégage dans une telle abondance, qu'il a offert, l'année 1819, sur les bords du Tibre, en face de la Ripetta le phénomène de s'enflammer de lui même. Man sah des Nachts Flammen aus den Rissen der Erde kommen. Auch eine große Menge geschwefeltes Wasserstoffgas verrathe sich der Nase und den Lungen. Die dort herrschenden Fieber seyen durch die Localitäten bedingt, aber nicht ansteckend. Aucun médecin de Rome n'a jamais eu l'idée chimérique de la contagion de ces fièvres. Das dort allgemein gebräuchliche Schutzmittel gegen die aria cattiva und die Schädlichkeit der Jahreszeiten sey Aberlassen, ohne welches man kein Heil kenne. In einem Jahre verbrauchte man in Rom und der Umgegend 10,200 Pfund Peruvische Rinde. Spitäler zu Florenz. Da in Italien dormalen zwey Systeme in der Medicin herrschen, nemlich das stimulant und das contre stimulant; und im Spital St. Maria die Aerzte halbjährig wechseln, so sey die Folge davon daß man oft die nemlichen Kranken den Caprizen oder der Herrschaft der Mode unterworfen sieht. Im Spital Misericordia werden die Todten von einer verkappten Bruderschaft, in dem sogenannten Cataletto zu Grabe getragen, wo bisweilen ein Prinz und ein Schuster neben einander zusammentreffen. On croit être sûr que le grand duc Leopold I a porté plusieurs fois. In den Naturalien-Sammlung befinden sich unter andern ein 9 Zoll langer Stronqplus, welcher in das Rohr einer elastischen Sonde gerieht, und mit derselben aus der Harnblase gezogen ward, auch eine Menge fossiler Knochen aus dem Arno-Thal von Mastodonten, Elephanten, Rhinocerossen, Hippopotamusen, Ochsen, Bären, Hirschen. Schon bey seinem Aufenthalte in Nordamerika, hätte er eine große Menge Knochen von Mastodonten gesehen, welche jetzt dort von Hrn. Milbert und Lesueur für das

Pariser Museum eingesammelt werden. Epitåler zu Livorno. Unter den dortigen Juden übersteigt die Anzahl der geborenen Knaben die der Mädchen um ein fünftel, oder 20 für 100, bey den Christen wie 4 für 100. Giovanetti braucht dort mit Glück das Pulver des rothen Fingerhuts gegen die Ruhr. S. 89. Des milliers de faits incontestables, de preuves réunies ju-qu' à satiété, et pas un lait négatif, nous ont convaincus, que la fièvre jaune n'est point contagieuse – allez l' observer, ruft der Verf. aus, montez, comme nous, à la brèche du danger, et vérifiez les laits. Pisa. Hr. v. Berlinghieri verrichtet den Steinschnitt durch den Mastdarm nach Censons Methode; die Schwindsucht sey zu Pisa nicht so häufig wie zu Florenz oder Livorno, und die Wechselfieber dormalen selten. Warme Bäder in Toscana und Lucca. Bologna. Dr. Cornelli braucht die nux vomica mit auffallendem Erfolge gegen einige Lähmungen. Während vierzehn Jahren ließ der Verf. keinem an Peripneumonie Leidenden mehr zur Ader, und hatte das Vergnügen keinen einzigen zu verlieren. Fast alle gebrauchten Brechmittel und topica. Contra experientiam schließt der Verf. seinen Vortrag, nullum ratiocinium, Rasoris und Tommasinis Lehre von den Contro-Stimuli geråth allmählig in Vergessenheit. Dagegen heißt es S. 109 La doctrine du Professeur Broussais est un flambeau duquel jaillissent mille traits de lumière. C'est un beau monument élevé à la médecine française. Nach Ozanam habe Broussais seine Lehre wahrscheinlich aus John Hunters Werke von der Entzündung geschöpft. In der Sammlung der Universität zu Bologna befinden sich Knochen eines ungeheueren Riesen. Ferrara. Padua. Brera gibt Borsieri de Kanilsfelds Nachlaß heraus, und will von der Blausäure bey der Bronchitis und andern Krankheiten der Lungen gute Wirkungen gesehen haben. Venedig. Man sehe hier wenig die

Lungenschwindsucht, aber häufig den Scorbut, Scropheln und Ophthalmieen, Wechselfieber selten. den Kropf niemals. Vicenza Der Verf. sah im dortigen Spitale eine 31 jährige Frau, welche nach Unterdrückung des monatlichen Blutabgangs, durch Saugen, Blut aus allen natürlichen Oeffnungen, den Brüsten, den Augenlidern verlor. Bey dieser Gelegenheit gedenkt der Verf. einer *hémorrhéide calculeuse* eines 36 jährigen Mädchens, wo die Steinchen wahrscheinlich im Darmcanale erzeugt wurden. Falcadine nennt man eine Art der Lustseuche, welche sich im Dorfe Falcade in der Provinz Falcade wie zu Scherlievo im Venetianischen zeigte. Verona. Das dortige anatomische Cabinet enthält einige merkwürdige Stücke. 3. B. Gerippe eines 18 Linien großen Embryos im Ovario einer alten Frau. Hier veranstaltet Verti eine von der Breraschen verschiedene Edition von Burserii de Kanitfeld *Operibus posthumis*. Mayland. Dr. Buccinelli heilte nebst andern Aerzten ein Drittel der Wahnsinnigen durch das glühende Eisen nach des Verfassers Methode. Die Schwestern im Spitale der Wahnsinnigen zu St. Nicolas bey Ronco heilten durch heizhaftes Cauterisiren des Hinterhaupts oder des Nackens ein Duzend Personen beider Geschlechtes vollkommen. Rasoris und Tommasinis sonderbares Verfahren wird scharf gerügt. Die großen Dosen von Brechweinstein zu 72 Gran und drüber tagtäglich werden in Italien dermalen doch nicht mehr angewendet. Dr. Sacco der so viel für die Schutzblattern: Impfung leistete, scheint vom Gouvernement vergessen. Die wahre Ursache des Pellagra sey bis jetzt noch unbekannt; Sidelli glaubt, das Rückenmark sey *affectée d'une phlogose chronique*, Odoardi hält es für eine besondere Art des Scorbut. Pavia. Das Fehlerhafte der neuern Einrichtung der Unversität, 3. B. die Unterdrückung der Lehrstühle der vergleichenden Anatomie, für welche man von Dr. Ruffconi (S. G. Anz. 1823. St. 20.) viel

erwarten konnte, wird gründlich dargestellt. Der Verf. gesteht selbst, ehemals dem tadelnswerthen Besetzen der Lehrstellen durch Concurſ das Wort geredet zu haben. Genua. Auch hier wie noch meistens in Italien werden Wahnſinnige abscheulich mißhandelt. Turin. Dr. Amoretti's neue medicinische Lehre della Vitalità e dello stimulo fand keinen Beyfall und ist kaum noch bekannt: Nach einer dem Verf. von Hrn. Zumbstein mitgetheilten Nachricht, soll der Mont-Rosa 45 Toisen höher als der Montblanc seyn.

P a r i s.

Bey Baudouin: Des peines infamantes à infliger aux Négriers. Par M. Grégoire, ancien évêque de Blois. 1822. 58 S. in gr. Octav.

Wurde zwar in Wien die Abschaffung des Negerhandels auch von der Französischen Regierung zugestanden, so scheint es derselben dennoch kein rechter Ernst mit der Erfüllung der damals gegebenen Versprechungen gewesen zu seyn; wenigstens ergeben Beispiele mancher Art, wie sehr sowohl die Regierung als ihre Beamten nur zu geneigt sind, durch die Finger zu sehen. Nicht allein sind bis jetzt die zur Verhinderung jenes unmenschlichen Handels von der Regierung getroffenen Maßregeln durchaus ungenügend, sondern es fehlt auch nicht an ungeahndeten Uebertretungen derselben, abseiten der Schlahenhändler, und man hat sogar diejenigen, mit gerichtlichen Untersuchungen bedroht, welche dergleichen Uebertretungen den Ministern und der Ständeversammlung angezeigt hatten. Diese Thatsachen haben zu dem vorliegenden Werkchen die Veranlassung gegeben; von neuem tritt der ehrwürdige Verfasser, welcher seit länger denn zwanzig Jahren zur Abschaffung des Negerhandels auf jede ihm zu Gebote stehende Art mitzuwirken suchte, mit seiner gewohnten Beredsamkeit und Kraft gegen die im Stillen geduldete, wenigstens nicht mit

Ernst und Kraft verhinderte Fortdauer dieses schändlichen Gewerbes auf, enthüllt jene obenberührte, jedoch bemäntelte Uebertretungen der von der Regierung genommenen Maaßregeln, erzählt die Thatfachen derselben, und trägt endlich auf durchgreifende Maaßregeln an, welche jenes Gewerbe mit der Wurzel ausrotten sollen. Sclavenhändler (négrier) ist ihm nicht allein der Schiffscapitain, welcher Neger kauft, stiehlt, oder fängt, und verkauft, sondern auch jeder, der mittelbar oder unmittelbar an diesem Handel Antheil hat oder nimmt, mithin auch der Befrachter, Assesurador, Actionair, u. s. w. bis zu dem letzten Matrosen hinab. Ihnen die Todesstrafe anzudrohen, findet er nicht für zweckmäßig, weil er überhaupt die Rechtmäßigkeit derselben in Zweifel zieht. (Bekanntlich hat er mehreremale im Nationalconvent, namentlich am 15. Nov. 1792, auf Abschaffung derselben angetragen.) Dagegen verlangt er, daß die Regierung dahin wirken solle, daß die öffentliche Meinung den Sclavenhandel brandmarke, daß namentlich die Geistlichkeit durch die ihr zu Gebote stehenden geistlichen Mittel, die Abschaffung desselben, durch Predigten, den Kirchenbann u. s. w. bewirken solle (dieses war schon im Jahre 1683 durch den Cardinal Libo, mittelst eines Schreibens, den Missionarien zu Congo eingeschärft. Der Verf. wandte sich, um eine Abschrift desselben zu erhalten, im Jahr 1818 an den Cardinal Fontana in Rom, und bat ihn zugleich um die Erlassung gleichlautender Maaßregeln. *Le pacha d'Egypte, Mehemet-Ali, a manifesté des sentimens humains qui lui ont mérité les éloges des voyageurs. — Le Musulman Mehemet-Ali, aurait probablement répondu, le cardinal Fontana n' a pas daigné répondre*), endlich daß ausgezeichnete infamirende Strafen, die den bürgerlichen Tod nach sich ziehen, und den Uebertreter in so fern rechtlos machen, auf den Sclavenhandel gesetzt, und unabkömmlich vollzogen werden

sollen. Mit dieser Strafe soll aber zugleich eine vollständige Entschädigung der solchergestalt geraubten Neger in Verbindung gesetzt werden, um ihnen die Möglichkeit zu geben, in ihr Vaterland zurückzukehren. Bey Bestimmung derselben führt den Verf. sein Eifer zu weit; er verlangt nicht allein, daß der Neger, um zur Entschädigung zu gelangen, eine Hypothek auf das sämmtliche Vermögen der Sklavenhändler oder Négriers in dem obenangedeuteten Sinne erhalten solle; sondern, daß letztere sogar, falls jenes Vermögen nicht hinreichen sollte, selbst als Sklaven nach Africa und America verkauft, und der Kau-preis dem Neger gegeben werden solle —, eine Inconsequenz, die sich von dem berechneten Gegner alles Menschenhandels kaum erwarten ließ.

H a l l e.

Bev Nenger: Das gemeine in Deutschland gültige Lehnrecht im Grundrisse mit beygefügtten Quellen, von Dr. Carl Friedrich Dieck, Privatdocenten in Halle. 1823. XIV. u. 148 Seiten in gr. Octav.

Was dieses, zunächst als Leitfaden bey den Vorlesungen des bereits durch seine "historischen Versuche über das Criminalrecht der Römer" rühmlichst ausgezeichneten Verfassers, zu betrachtende, mit vielem Fleiße ansgearbeitete Werkchen, wichtig macht, ist theils die Anordnung der einzelnen Lehren des Lehnrechts in seinem ganzen Umfange, theils die Mittheilung derjenigen Stellen der rechtlichen und geschichtlichen Quellen, auf denen die Gültigkeit der einzelnen Sätze des gemeinen Lehnrechts beruht. In ersterer Hinsicht, ist das System scharf aufgefaßt, und logisch geordnet, namentlich bey manchen Gegenständen viel besser, als in Böhmer's und Paetz's bekannten Lehrbüchern, auch manche Lehre hervorgehoben, die bey den beiden letztern mangelhaft und unvollständig abgehandelt, oder gar übergangen war, wie z. B. die Darstellung der deutschen Gewehre, der Lehnconcurrs u. s. w. In letzteren sind jene Stellen aus den Quellen jedem Paragraphen, die freylich keine Ausführung, sondern nur eine skizzirte Darstellung der in den Vorlesungen vorzutragenden lehnrechtlichen Sätze enthalten, wobey denn aber auch für das Selbststudium durch genaue Verweisung auf Böhmer und Paetz geordnet ist, untergesetzt, so daß die Sammlung derselben ein ähnliches Bedürfniß für das Lehnrecht befriedigt, wie z. B. die Ebrethomathie der Beweisstellen für das römische civilrecht. Ausgeschlossen ist dagegen ganz und gar die Berücksichtigung der Literatur.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. 62. Stück.

Den 17. April 1823.

B r a u n s c h w e i g .

Bei Friedrich Vieweg: Titus Livius Römische-Geschichte übersezt mit critischen und erklärenden Anmerkungen von Conrad Heusinger, Professor des Carolinums und Satharineums in Braunschweig, in fünf Bänden. Band I. S. XIV. und 488. B. II. S. 602. B. III. S. 650. B. IV. S. 595. B. V. S. 532 1821 in Octav.

Die schon früher bekannt gemachten und hinter dem Vorwort wieder abgedruckten Urtheile, welche Wolf und Buttmann über Proben dieser Uebersetzung fällten, müssen durch die Erscheinung des Ganzen in den Augen jedes unparteyischen Beurtheilers bestätigt erscheinen. Das Werk ist nach dem Tode des Verf. herausgekommen, der dreßzig Jahre lang die Stunden seiner Ruhe dem Livius, seinem Lieblings-schriftsteller, widmete, und kurz vor seinem Tode von ihm vollendet, wie in dem Vorworte des Prof. Scheffler erzählt wird. Auch verräth die Uebersetzung selbst ein langes Studium des Schriftstellers und eine genaue Bekanntschaft mit ihm, wodurch es dem Verf. gelungen ist, ihn oft richtiger zu verstehen und aus

sich selber zu erklären, als alle frühern Uebersetzer, die ihn als einen leichten Schriftsteller sehr nachlässig und flüchtig behandelt haben, und auch die Ausleger. Dies ist an einigen Stellen stillschweigend geschehen, auch sind die bessern Erklärungen von neuern, z. B. Walch, öfters stillschweigend befolgt, an andern in den Anmerkungen angezeigt. Mit dieser Genauigkeit im Auffassen des Sinnes ist Kraft und Würde des Ausdrucks und eine deutliche fließende Sprache verbunden. Auch für manche oft schlecht übertragene Worte sind entsprechendere Ausdrücke gewählt: Doppeltbühner (*duplicarii*) Viertelschleicher (*quadruplator*) Schauhütte (*tabernaculum*) u. s. w. Marktsäger (*concionalis*) könnte anstößig seyn, weil das Volk in der Versammlung nicht saß. — Die Besorgniß, der Muttersprache Gewalt anzuthun, die den Verf. bewog, eine freyere und dem Vorbilde weniger anschmiegende und genau nachbildende Darstellungsweise zu wählen, macht diese Uebersetzung für Leser, die mehr den Inhalt als die Form betrachten, lesbarer und verständlicher, setzt sie aber hinter die künstlerischen Nachbildungen der trefflichsten Uebersetzer unsrer Zeit gar sehr zurück, denen die deutsche Sprache den Ruhm des größten Reichthums und der größten Bildungsfähigkeit und so große Vollkommenung verdankt. Diese schwere Aufgabe einer strengen Treue, und genauen Nachbildung des Originals fließt aus dem Begriffe einer Uebersetzung, und wer sie nicht zu lösen strebte, für den möchte es unmöglich seyn, den eigenthümlichen Geist und Character des Vorbildes wieder zu geben. Und wiewohl eine Veraleichung mit der später erschienenen Dertelschen Uebersetzung im Allgemeinen wohl zum Vortheil der Heusingerschen ausfällt, so zeigt doch jene an vielen Stellen, daß größere Treue auch ohne Nachtheil der deutschen Sprache möglich war. Die *lactea ubertas* ist nicht überall der Character der Livianischen Schreibart. Sie zeigte sich mehr in den

spättern Büchern, besonders den verloren gegangenen, wie das Fragment aus dem 91sten Buche beweist. In der ältern Geschichte zeigt sich an vielen Stellen gedrängte Kürze, alterthümliche dem alten Annalenstil sich nähernde Einfachheit der Schreibart. An diesen kann die Uebersetzung am wenigsten gefallen. Rec. will nur ein Paar Eigenthümlichkeiten des Schriftstellers erwähnen, die in der freyen Uebersetzung verschwunden sind. Livius setzt häufig dasselbe Hauptwort kurz nacheinander mehrere Male, oder bey relativen und demonstrativen Fürwörtern auch noch das Hauptwort. Die Uebersetzung gibt entweder zwey verschiedene Hauptwörter, oder läßt es das eine Mal aus; so: Buch I. C. 2. 17. 56. II. C. 4. und so unzählige Male. Weggelassen ist das eine z. B. B. I. C. 21. lucus u. f. f. Da hier die Bedeutung in beiden Fällen gar nicht verschieden ist, so konnte dasselbe Wort in der Uebersetzung wiederholt werden, um diese Eigenthümlichkeit der einfach deutlichen nicht unnöthig nach Synonymen haschenden Schreibart nicht zu verwischen. Abgebrochene einfache Sätze sind in der Uebersetzung oft mittelst relativer Pronomina in eine Periode verknüpft; z. B. II. 7. *ingentem editam vocem, Silvani vocem eam creditam, haec dicta: "habe aus dem Walde Arsia eine laut-schallende Stimme, die für die Stimme Silvans gehalten sey, sich hören lassen und erklärt"*, wodurch der einfache Chronikensstil, den Livius mit feinem Gefühl bey Erzählung dieses Mirakels nachahmte, verloren geht, und für die deutsche Sprache nichts gewonnen ist. Offenbare Beispiele von Freyheit der Uebersetzung bieten sich auf jeder Seite dar, da es Character dieser Verdeutschung ist, durch größere Wortfülle den Sinn des Schriftstellers zu erschöpfen und durch veränderte Constructions ihn faßlich und klar, wenn auch nicht treu wieder zu geben. Zählt man die Wörter, so finden sich fast in allen Sätzen halb mal so viele als im Lateinischen, in vielen über noch

einmal so viel. An Deutlichkeit ist dadurch gewiß für manche Leser gewonnen, und besonders für solche gesorgt, die das Original nicht kennen und vergleichen, und daher eine treue Nachbildung weder vermissen noch würdigen können. Da die meisten schwierigen Stellen in den Anmerkungen besprochen werden, so wenden wir uns jetzt zu diesen, und zwar erst zu den erklärenden. Die Erklärungen von Gegenständen des Alterthums, z. B. Turme u. s. w. enthalten nichts Neues, und sind gemeiniglich aus Creviers kleiner Ausgabe entnommen, auch die Berechnung der Geldsummen, daher diese mit den neuern genauern Untersuchungen nicht übereinstimmt. -- Dagegen muß Rec. bey manchen von H's neuen Erklärungen von ihm abweichen, weil sie ihm gegen die Sprachgesetze oder gegen den Sinn der behandelten Stelle zu verstoßen scheinen. So wird II. 30. moderatum utroque erklärt durch temperatum, aus beiden Meinungen zusammengesetzt, in der Mitte stehend, wie der Wein der Alten mero et aqua temperatum. Allein auch diese zur Erklärung gebrauchte Zusammenstellung ist nicht correct, es müßte sonst das vinum auch als dritter Theil hinzugegossen seyn. Und man sagt vinum od. merum aqua temperatum, von dem merum kann man nicht sagen temperat. Vielweniger könnte man moderatum hiernach construiren. Auch kann utroque sich nicht auf sententia beziehen, sondern auf consilium. Rec. hält die Erklärung von Walch S. 51. ff., nach der es so viel ist als moderatus utroque, für die richtige. — V. V. C. 39. trennt H. das primo adventu, und will aus primo ein Adverbium machen! Mit der Aenderung des quo in quod stimmt die Vermuthung des Rec. in d. Leipz. Litt. Z. 1815. N. 205. quia überein. Allein vergl. Büttner Obs. Livv. S. 35. ff., der diese Stelle, wie Rec. glaubt, ganz richtig erklärt hat. — Buch VI. C. 30. ist die Lesart des Gronovius, die Rec. für die richtige hält, durch

Handschriften bestätigt, nur muß vielleicht noch *ac* aus 4 Handschriften statt *et* gelesen werden. — B. IX. C. 16. sollen die Worte *ne utique dorsum demulceatis* "daß ihr nicht durchaus gehalten sein sollt — euch den Rücken zu reiben" (im lateinischen vier Worte) von den Rittern zu verstehen seyn, die sich steif geritten. Als wenn *tergum* oder *terga* und *demulceamini* stände. *Dorsum* ist der Rücken des Pferdes, auf den sie es zuweilen klopfen und streichelten, um es nach dem Abspringen zur Ruhe zu bringen. — Auch VII. 39. ist die Erklärung grammatisch unrichtig, *ex iniuria insanientis exercitus* gehört zusammen, wie es zusammensteht, und bedeutet *insaniens post* oder *ob iniuriam acceptam*. *Iniuria* war es nach der Meinung der Soldaten. — Von den critischen Bemerkungen gesteht *Rec.*, daß sie seine Erwartungen nicht befriedigt haben, da sie öfters durch Sprache und Sinn verwerflicher als das Verbesserte, und durch richtigere Erklärung leicht entbehrlich sind. Die eignen Textberichtigungen *H's*, erscheinen im allgemeinen viel zu gewagt. Sie gehen oft aus vorgefaßten Meinungen von der Leichtigkeit und Deutlichkeit der *livianischen* Schreibart hervor, sind weniger auf die Nothwendigkeit der Berichtigung, als auf die Möglichkeit der Verderbniß in den Handschriften gestützt, und empfehlen sich mehr durch Annäherung an die Züge der Buchstaben; als durch treffenden Sinn. Jenes auf *Paläographie* gegründete Verfahren, das von dem Vater des Verf., dem *Ciceronianer H.* sehr hervorgehoben aber auch sinnvoller ausgeübt ward, erscheint hier oft einseitig und willkürlich angewandt, ohne Berücksichtigung der vielfachen Möglichkeiten und öfters von alter *Schriftkunde* nicht gehörig unterstützt. Zum Belege will *Rec.* die ersten Bücher der Reihe nach durchgehen. B. I. C. 35. theilt *H.* mit andern die Meinung, daß auf *das quum* ein *um* folgen müsse, und setzt es mit jener Rücksicht auf die *Schriftzüge* nach *accitum*.

Allein quum steht hier wie oft vor dem Anfang der Rede mit ausgelassenem diceret, wie gleich der Anfang des 48ten Capitels beweist, dayer es wohl keiner Aenderung gegen die Handschriften bedarf, durch die noch dazu die Sätze so schleppend werden. Ganz ohne Grund wird II. C. 19. Titus statt Lucii emendirt. Zweideutigkeit kann nicht entstehen, denn L. Tarquinius kann niemand Lucius Tarquinius lesen. Sollte dies stehen, so wäre keine Abkürzung möglich. C. 59. Liefert H. nach einer Handschrift alioquin statt alii. Aber diese Lesart ist auch da bloß eine Emendation von der zweiten Hand, und die Bothesche Vermuthung (in den Commentar. societat. phil. Lips. t. III. p. 30.) nähert sich mehr der Lesart aller übrigen Handschriften. Er liefert alibi, so daß das römische Lager dem Schlachtfelde entgegengesetzt ist. — Eben so wenig scheint die Vermuthung reminiscerenturne B. IV. C. 3. richtig. Das folgende utrum, welches Drakenborch auch nicht aufgenommen hat, ist auch so einzeln stehend nicht gut, es auf ein Vorhergehendes — ne zu beziehen, ist grammatisch falsch. Die Lesart der Handschriften ut — ist echt, nur daß possent, worin auch fast alle mit H. übereinstimmen, statt posset gelesen werden muß, und von Büttner C. 27. richtig erklärt. Doch irrt dieser, wenn er diese Lesart dem Ruperti zuschreibt, da schon J. F. Gronovius, Perizonius und Dufur ganz eben so lasen. — C. 25. famem cultoribus agrorum timentes verändert H. in f. ex incultu inde agrorum. Dadurch wird die Gronovsche Muthmaßung eben nicht verbessert. Rec. hält die Stelle für unverdorben. Livius sagt: weil man (die Ersten des Staats) für das landbauende Volk eine Hungersnoth befürchtete. Ein solches waren nemlich die Römer damals noch. Zu Livius Zeiten wurden sie durch Kornflotten aus Sicilien und Aegypten ernährt. So ist cultoribus a. kein herausgehobener Theil des Volks: sondern viel:

leicht mit einem Seitenblick auf seine Zeiten vom Schriftsteller gesagt, wie ähnliches in vielen andern Stellen. — E. 31. T. Quinctius Pennus e consulatu, C. Furius, M. Postumius. Die Handschriften haben mehrere Abweichungen, allein nach kritischen Gründen ist die obige Lesart, die auch Drafenborch beybehielt, die richtige. Das schwierige e consulatu erklärt sich daraus, daß T. Quinctius im verfloffenen Jahre nach dem Tode des einen Consul Consul suffectus gewesen war. Dieses hat Livius vorher nicht ausführlich erzählt, sondern deutet es seiner Gewohnheit nach an zwey Stellen nur an; am Ende des vorigen Capitels ut Quinctius consul de bello ad populum ferret, die nur eine ganz unvorsichtige Critik ändern konnte, und hier. Und wie konnte H. an dem Ex iis Cossus einen Anstoß finden? da Livius gewöhnlich so eintheilt. Hic würde falsch, wenigstens undeutlich gewesen seyn, auch mußte dann reliqui stehen. — E. 35. würde H. seine Aenderung der 20 Jahre des Waffenstillstandes in 18. gewiß selbst verworfen haben, wenn er an die zehnmonatlichen Jahre gedacht hätte. Dazu kommt, daß bey solchen Waffenstillständen der alten Zeit immer eine runde Summe von Jahren bestimmt wird. — Unnöthig scheint es auch E. 44. den Vornamen Aulus hinein zu setzen, da Utratinus ohne weitern Beysatz natürlich auf den eben erwähnten Consul des Jahres geht. — E. 48. wird nepos ex fratre gelesen. Wo steht doch dieser Ausdruck bey Livius und gleichzeitigen Schriftstellern? Ovid hat ihn gebraucht, aber in ganz anderm Sinne, da Cäsar nicht Neffe, sondern später Enkel, Abkömmling, genannt wird. — E. 59. hat eine Handschrift (Lovel. 5.) nach retineri noch das sinnlose Wort domum. Wenn dies bey einer so schlechten Handschrift eine Erklärung verdiente, so könnte man vermuthen, daß jemand zur Verstärkung demum oder denique vor nullum annum esse hineinschrieb. H. ändert es

in alterum, welches in allen übrigen Handschriften ausgefallen sey, und hebt damit den Uebelstand, daß Livius die Sinnahme der Carventanischen Höhe nicht erwähnt hat. Aber dies ist nicht die einzige Stelle, wo Livius Sachen, die er nicht erzählt, gleichsam als schon erwähnt, nur kurz berührt, oder voraussetzt, z. B. IV. 30. 55. vgl. die Ausleger zu IX. 12. VI. 2. IV. 12. X. 33. XXXIII. 44. theils um sie dadurch eben anzudeuten, theils weil er das früher geschriebene nicht ganz genau im Gedächtniß hatte, wovon auffallende Beispiele vorkommen. — B. V. C. 13. Um bey dem Göttermahle die Götter nach Paaren zu ordnen, liest H. Apollinem Latonamque, Dianam et Herculem, Mercurium atque Neptunum. Das ganz ohne alle Auctorität hinzugesetzte et konnte selbst bey dieser Erklärung wegbleiben. Für dieses Paaren konnte auch der Mairische Dionysius XII. 9. als Beleg angeführt werden. Allein da alle Handschriften außer einer Apollinem Latonamque et Dianam verbinden, so möchte es schwerlich recht seyn, die Mutter von ihren Kindern zu trennen, und die jungfräuliche Göttin mit dem Hercules zusammen zu kuppeln, der mit ihr mythologisch in keiner Verbindung steht. Latona erscheint häufig in der Mitte ihrer Kinder bey solchen Gelegenheiten (Zosimus II. C. 5.) und auch bey dem andern Göttermahl ist Diana nicht von dem Apollo getrennt (Liv. XXII. 10). Wer weiß, ob nicht Hercules deshalb ein ganzes Polster für sich hatte, weil kein anderer neben ihm Platz fand, oder auch Neptunus, als ein älterer größerer Gott? — Auch C. 25. findet Rec. gar keine Schwierigkeit, wo statt quando ea se quisque gegen alle Handschriften geändert wird qua quando se mit einem unangenehmen Zusammentreffen von quam — qua quando. Von quando in der Bedeutung von quoniam liefert Drakenborch z. B. 40, 9. im Anf. Beispiele aus Livius selbst, und der Sinn ist bey

weitem natürlicher: Er wolle nichts sagen, weil diese Verbindlichkeit jedem einzeln obliege, das Gesamtvolk dafür unverantwortlich sey. Die Auslassung der Verbindungspartikel ist gewöhnlich und kraftvoll. C. 26. kann der Umstand, daß Livius von der dreyfachen Abtheilung der Schanzenden keinen Grund angibt, nicht berechtigen, statt *trifariam triarii* zu lesen; so wenig als die Stelle VII. 23. *Stände triarii* in den Handschriften, so müßte man sich über den unnützen Zusatz *Romani* wundern. — Bey der ganz unverdorbenen Stelle am Ende desselben Capitels, von der H. selbst am Ende der Anmerkung die richtige Erklärung gibt, mußte ihn außer andern Härten, die er zu beseitigen sucht, schon das von seiner Aenderung abschrecken, daß kein correcter Schriftsteller *simile cognitae rebus bellicis virtutis specimen* schreibt, wenn *virtutis* nicht zu *specimen*, sondern zu *simile* gehören soll; und wie kann *specimen* so bloß ohne weitere Bestimmung stehen, da dieses *specimen* dem *specimen virtutis bellicae* entgegen stehen soll? Weit besser war schon Creviers Erklärung, zumal da er bey einigen fehlt. C. 18. kann Rec. die Aufnahme von *sextum* nicht billigen, denn die alten Ausgaben haben *quintum*, und neun Handschriften Q. (Quintus) welcher aus V oder *quintum* entstanden ist. So haben auch die alten Handschriften und Ausgaben im 22. Cap. *sextum*, nicht *septimum* u. C. 14. *iterum*. Die Zahl der Magistratswürden ward nemlich verschieden berechnet, indem einige das Tribunat im Jahre 402 nicht mitrechneten, und zwar mit Recht. Denn dies ist auch eine offenbar falsche Angabe, da Camillus in dem Jahre nicht Tribun, sondern Censor war (Vgl. die Capitol. Fasten und Pighius Annalen im a. Jahre mit Plutarch Camill. 2. Valer. Max. II. 9. ext. 1). Sie entstand aus einer Verwirrung in den Fasten. — C. 32. wird *cui Capitolino postea etiam fuit cognomen in meritum* verändert. Wie kann man

doch das *etiam* mit so gezwungenen Erklärungen noch beybehalten, oder zu Emendationen gebrauchen? da es von den vielen Handschriften nur ein Paar schlechtere haben. Daß er nachher den Beynamen *Capitolinus* bekam, ist ganz richtig gesagt, vgl. VI. 17. *cognomine prope coelestem et Jovi parem*. Denn nicht alle Beynamen erbten auf die Kinder, sondern wurden oft durch eintretende Umstände erst wieder erneuert. Sa sagt Polybius, ein genauer Bekannter des Fabischen Hauses, der Säuderer *Fabius* habe der Familie den Beynamen *Maximus* erworben (III. 87.) da doch *Fabius Rullus* ihn schon bekommen hatte. C. Livius IX. 46. VIII. 18. u. 29. XXX. 26. Plutarch *Fab.* 1. Zonaras VIII. 4. u. a. Und Livius erzählt von *Papitius Cursor* *praecipua pedum pernicitas inerat, quae cognomen etiam dedit*. IX. 16. eben so *Ampel.* C. 18. Zonaras VI. 26., ob gleich schon sein Großvater diesen Beynamen hatte. Rec. hält auch an dieser Stelle Hs. Aenderung, *quae cognomini etiam vim dedit*, für überflüssig. — Zu den unnöthigen Aenderungen, die aber nicht durch sich selbst verwerflich sind, zählt Rec. VI. 7. *ex* statt *et*. Aber C. 14. wird Livius mit einem neuen Worte *commoventius* beschenkt. Wo findet sich *moven-tior* und *commoventior*, und noch dazu *construirt commoventius ad omnia turbanda consilium*? *Commotius* bezeichnet, daß der Geist des *Manlius* durch die erlangte Gunst des Volks immer mehr aufgeregert ward zu einer Umwälzung des Ganzen. C. 18. ist die Umstellung der Sätze ganz verwerflich, da dann *quodsi* stehen müßte, und das *ostendite modo* besser mit der Erwähnung der Mehrzahl zusammenhängt. Und wer schreibt *etsi si hoc esset tamen crederet*? C. 29. scheint es unnöthig, daß mit andern *diebus novem* eingeschaltet wird, da Livius augenscheinlich nur das wichtigste aus der Inschrift anführt. Zu gewagt ist es auch, daß fehlende

Namen von Magistratspersonen an vielen Orten in den Text gesetzt werden, da aus einigen Stellen unzweifelhaft hervorgeht, daß Livius selbst, nicht erst die Abschreiber solche Auslassungen machten. Noch kühner aber ist die Critik C. 38. wo in zwey auf einander folgenden Reihen in jeder vier Worte eingeschaltet werden, und zwar fast dieselben, so daß eine ganz unerhörte Wiederholung und in dem *nec* daneben eine üble Zweydeutigkeit entsteht. Die Stelle ist von Wachsmuth Röm. Gesch. C. 432. sehr richtig erklärt, und von H. angeführten 8 Gründen findet Rec. nicht einen treffend. — Auch die im 40. Cap. von ihm gefundene Schwierigkeit ist leicht zu beseitigen. Er meint *sermoni* stehe *orationi* entgegen, und schreibt *sermoni civili simillima*, da doch *sermo* ganz aufs folgende hinweist, und eben so viel bedeutet als *simile ac si quis dicat*. — B. VII. C. 40. wird mit Unrecht *ut* verdrängt. Wenn nicht in dem *geretur* nach gewöhnlicher Art zu reden schon *geratur* oder *sit* läge, würde man *sim*, welches doch einige Auctorität hat, vielmehr aufnehmen müssen. — Ganz ohne Grund wird B. VIII, C. 32. an den Worten *tumultum iam in concione miscentes* gebessert. Die beiden Worte stehen gar nicht unnütz, sondern mit Nachdruck ist *tumultus*, kriegerische Unruhe und Getümmel, der friedlichen *concia* entgegengesetzt. Eben so wenig darf C. 34. die durch Handschriften nur schlecht begründete Lesart *necne* vorgezogen werden, da die gewöhnliche Lesart, die denselben Sinn gibt, bey weitem mehr äußere und innere Gründe für sich hat. Auch im 37. C. läßt sich die an drey Stellen unternommene Aenderung nicht vertheidigen. Daß die Schriftsteller getheilte Meinung waren, berichtet Livius selbst, und daß er an verschiedenen Stellen verschiedenen Berichten folgt, wo er die Wahrheit nicht ausmitteln konnte, und dadurch mit sich selbst zuweilen wissentlich in eine Art von Widerspruch geräth, ist aus so vielen Stel-

len gewiß. — Rec. glaubt, daß keine dieser Aenderungen der Lesart nach den Grundsätzen einer vorsichtigen Critik bestehen kann, verkennt aber nicht den Scharfsinn, der sich bey mehreren zeigt, und glaubte deshalb diese Zusammenstellung von denen, die sich auf die ersten zehn Bücher beziehen, dem Werke schuldig zu seyn. Der Raum dieser Anzeige erlaubt ihm nicht, die Prüfung weiter darzulegen, er gesteht aber, daß er sie mit demselben Erfolge in den andern Bänden gemacht hat. Auch in der Aufnahme fremder Verbesserungen erscheint H. öfters nicht streng genug oder in der Auswahl nicht glücklich. Rec. darf hier nur auf einige Stellen aufmerksam machen. Im ersten Buch Cap. 30. 34. 37. 55. (vgl. Niebuhr R. G. I. S. 297.) III. 37. IV. 9. V. 7. VI. 9. VII. 3. X. 48. und 37. Mehrere Stellen haben durch eine bessere Interpunction gewonnen, wie B. I. C. 54. wo indeß schon Frühere sie hatten, B. V. C. 27. 28. 44. nach Crevier und andern, und VI. 24. 38. VII. 8. X. 2. Allein I. C. 56. ist mit Unrecht Creviers Abtheilung vorgezogen, da *haec agentis* nicht mit *regis percussit pectus* verbunden werden kann, sondern zu *visum* gehört, und der König es selbst sah. Die Uebersetzung ist auch an dieser Stelle ungenau. — Rec. wiederholt zum Schlusse seine Ueberzeugung, daß diese Uebersetzung bey manchen Vorzügen, die sie vor den frühern auszeichnen, doch die schwierige Aufgabe einer zugleich richtigen und treuen Nachbildung des Schriftstellers noch nicht gelöst hat, und andern Uebersetzern, von denen auch einer schon seinen Lauf angetreten, noch manche Palme zurückgelassen ist, die Anmerkungen aber nicht ganz den Forderungen entsprechen, die man bey dem heutigen Standpuncte der Critik, und bey so vielen Hülfsmitteln, die sich ihr beym Livius darbieten, zu machen berechtigt war. Das Aeußere des Buchs macht dem Corrector und dem Verleger Ehre.

Kastadt und Darmstadt.

Der siebenjährige Kampf auf der Pyrenäischen Halbinsel vom Jahre 1807 bis 1814, besonders meine eignen Erfahrungen in diesem Kriege, nebst Bemerkungen über das Spanische Volk und Land; von Fr. Xaver Kigel gr. Herz. Badischen Hauptmann ic. Dritter und letzter Theil, mit einem Titelkupfer und drey Plänen 1821. 8. 647 S.

Mit diesem Bande ist das Werk beendigt, dessen beide erste Theile wir zu ihrer Zeit (S. gel. Anz. 1819. St. 180 und 1820 St. 85) mit gebührendem Lobe angezeigt haben. Dieser Theil muß, besonders für das Militair, der interessanteste seyn, da er den Zeitraum vom Ende des Jahres 1809 bis ans Ende des Kriegs umfaßt. In diese vier Jahre fallen nicht nur so große, sondern auch so mannichfaltige, ja zum Theil einzige, Kriegsbegebenheiten, es stehen mehrere so große Feldherrn einander gegenüber, wie man dazu selten in der Geschichte ein Gegenstück findet. Gleich der erste Abschnitt gibt ein anschauliches Bild der Belagerung von Cadix, dieser durch ihre Lage einzigen Stadt; deren Beschreibung ein vielfaches Interesse hat. In den folgenden der Portugiesische Vertheidigungs-Feldzug Wellingtons gegen Massena; der diesem seinen Feldherrnruhm kostete. Die Belagerungen von Ciudad Rodrigo, Valencia, Badajoz u. a. Der Guerillas Krieg und die offenen Feldschlachten von Albufera, Vittoria u. a. geben der Erzählung ein so mannichfaltiges militärisches Interesse, das dann noch durch die eingewebten Beschreibungen und Schilderungen des Nationallebens erhöht wird, das den Leser nie ermüden läßt. Die eigenthümlichen Vorzüge des Verf. die Deutlichkeit und Klarheit seiner Beschreibungen sind schon aus den vorigen Theilen bekannt. Indeß erzählt der Verf. nicht bloß die Begebenheiten; er beurtheilt auch die Männer die sie leiteten. Können wir uns hierüber

gleich keine Stimme anmaßen, müssen wir auch voraussetzen, daß auch die Betadelten ihre Gegen Gründe anzuführen haben würden; so kann doch Niemand in diesen Critiken den unparteyischen Beurtheiler und den Officier mit dem geübten militärischen Blick verkennen; so wie man auch nirgends den Mann von Gefühl vermissen wird, den der Glanz so mancher Siege, und des Krieges überhaupt nicht über die Greuel verblenden konnte, deren Beschreibung man oft nicht ohne Schaudern liest.

Nach der Erzählung aber so gewaltiger Anstrengungen, und so großer Erfolge, unter der Leitung mehrerer der ersten Feldherren der französischen Heerschaaren, drängt sich doch, wenn man das endliche Mißlingen von Allem sieht, die Frage auf; wie war es möglich daß alle diese Siege, alle diese Eroberungen doch am Ende zu Nichts führten? Die Antwort freylich ergibt sich dann auch von selbst: daß alle diese Mittel vergeblich sind, wenn der feste Wille eines Volks ihnen gegen über steht. Welche Anwendung diese Bemerkung auch auf die Gegenwart leidet, mag erst die Erfahrung entscheiden. Gewiß aber konnte diese Kriegsgeschichte, und besonders dieser letzte Theil, in keinem günstigeren Zeitpunkt erscheinen. Man wird hier nicht bloß mit dem Lande und der Nation im Allgemeinen, sondern auch mit dem Local gerade derjenigen Punkte und Ortschaften bekannt, wo nach den unveränderlichen Gesetzen der Natur die Schicksale der Halbinsel sich werden entscheiden müssen. Die Leser werden dadurch in den Stand gesetzt werden, nicht bloß die vergangenen sondern auch die künftigen Begebenheiten auf derselben, welches auch ihr Ausgang seyn mag, richtiger zu beurtheilen; wenn sich auch manche Zweifel ihnen aufdrängen sollten, ob ein dort geführter Kampf so schnell zu beenden seyn möchte, wie Manche es zu glauben scheinen. Das Volk ist, so gut wie das Land, gewiß noch dasselbe.

Eine andere Frage bleibt zu beantworten übrig:

Wie kam es, daß die Portugiesen sich so viel leichter und besser zum regelmäßigen Dienst umbilden ließen als die Spanier? Lag die Ursache davon in der zweckmäßigen Behandlung von Seiten der Heerführer, denen dieses Geschäft übertragen war, oder in dem Nationalcharacter? Vermuthlich in beiden; hauptsächlich jedoch in dem letzten. Eine Verschiedenheit des Portugiesischen und Spanischen Nationalcharacters zeigt sich schon bey den Lusitanern und Iberern; und solche Züge sind tiefer, als daß die Jahrhunderte sie verwischen könnten.

Noch müssen wir bey diesem Bande bemerken, daß drey Pläne beygefügt sind; nemlich auf dem ersten Blatt die Ansicht zugleich, und der Belagerungsplan von Murviédro; auf dem zweyten der Festungs- und Belagerungsplan von Tortosa; auf dem dritten von Badajoz. — In der Vorrede macht der Verf. selbst Hoffnung auch seine übrigen Pläne bekannt zu machen, wozu es ihm hoffentlich nicht an Unterstützung fehlen wird.

Hn.

L o n d o n .

Bei Wood: Saxifragearum enumeratio. Auctore A. H. Haworth. Accedunt Revisiones plantarum succulentarum. 1821. XX. und 62 S. in 8. — Die Revisiones etc. mit besonderm Titel 1821. II. und 207 S. in 8.

Zwey verschiedene Bücher in einem Bande. Das erste enthält sehr viel Neues, namentlich: 1. eine neue Kunstsprache, z. B. radices rectim herbaceae, corollae praeirregulares, petala sessilia und pedunculata, auch petala lorata (Ref. hat sich vergebens Mühe gegeben, die Bedeutung dieses letzten Wortes auszumitteln); dies sind die auffallendern auf drey Seiten nur zur Probe. 2. Ein paar neue Grundsätze für die philosophia botanica, welche so merkwürdig sind, daß wir uns einer wörtlichen Mittheilung derselben nicht enthalten können. Pag. VI. der Vorrede heißt es, statt des berühmten

Linnéischen Kanon's: Genus dabit characterem, nec character genus, — we should rather say: Genus naturale naturaliter dabit nomen; nomen quoque genus. Und pag. XVI: For his the author's) continued experience seems at length to confirm him in the doctrine which he has ever in private proposed; but which now he ventures thus publicly to announce, viz. That there are, on the one hand, many native plants which afford no specific characters, in the Linnaean sense of those words, and which still are species: and that, on the other hand, there are some, which, although they present abundant specific characters of the Linnaean kind, are nevertheless varieties only. 3. Diesen Grundsätzen gemäß, hat der Verf. die Linnéische Gattung Saxifraga in siebzehn Gattungen getheilt, von denen etwa $\frac{3}{4}$ keinen eigenthümlichen Character haben, aber doch einen eigenthümlichen Namen; und das ist hinreichend. Auch an neuen Arten fehlt's nicht, an denen gleichfalls der Name das beste seyn mag; denn gewöhnlich nennt der Verf. dieselben intermediae, oder gar hybridae, und bezeichnet genau die muthmaßlichen Aeltern der neuen proles, so wie ihr Vaterland im Garten. Nur bey Saxifraga hypnoides, Robertsonia (Saxifr.) Geum und deren Verwandten, hat er viele Arten wieder verbunden, die er selbst in seiner frühern Synopsis plantarum succulentarum unterschieden hatte; doch nicht auf eignen Antrieb, sondern bewegt durch die Beobachtungen des Herrn Bree, von denen die Vorrede umständlicher handelt.

In dem zweiten Werke, Revisiones plantarum succulentarum, herrscht derselbe Geist, doch ist es wichtiger, da wohl nur wenige Botaniker, zumal in Deutschland, Gelegenheit haben möchten, so viele Saftpflanzen lebend zu sehen als der Verf. Von Mesembryanthemum werden, in 69 Abtheilungen (!), 310 Arten aufgeführt. E. M.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

63. Stück.

Den 19. April 1823.

Stockholm.

Anteckningar under en Resa i England åren 1797, 1798, och 1799. af Gustaf Broling. Första Delen 330 Seiten in Octav. 1811. Andra Delen. 384 Seiten. 1812. Tredje Delen. 448 Seiten. 1817. Nebst 37 Kupfertafeln in Querfolio.

Herr Broling hatte bey seiner Reise durch England den Hauptzweck, das dortige Fabrikenwesen kennen zu lernen und dadurch für Schweden neue und nützliche technische Erfahrungen zu sammeln. Sein Hauptaugenmerk war daher auf solche Dinge gerichtet, die in Beziehung auf das Schwedische Fabrikenwesen besonders wichtig erschienen, namentlich auf die Bereitung des Gußstahls; auf die Fabriken, welche Eisen und Stahl weiter verarbeiten und manche andere damit verwandte technische Gegenstände. Da der Reisende mit vielseitigen theoretischen und practischen Kenntnissen ausgerüstet und mit guten Empfehlungen versehen war, so erreichte er einen großen Theil seiner Zwecke im hohem Grade; ungleich vollkommener, als Mehrere seiner Landsleute, die früher in ähnlichen Absichten England bereisten. Es ist ihm

R (3)

nach seiner Rückkehr gelungen, nicht bloß die Gussstahlfabrication, sondern noch mehrere andere Englische Erfindungen nach Schweden zu verpflanzen. Die in dieser Reisebeschreibung darüber enthaltenen Berichte, verdienen daher um so mehr Glauben und auch in Deutschland um so mehr Beachtung, da genaue Nachrichten über die Englischen Fabriken so sehr mangeln, und viele in vorliegendem Werke enthaltene Mittheilungen, auch für Deutsche Fabriken nützlich seyn können. Der Verfasser berücksichtigte übrigens keines Weges bloß die vorhin bezeichneten Gegenstände, sondern richtete auch auf viele andere Dinge von allgemeinerem Interesse sein Augenmerk. In der Reisebeschreibung hat er die ein größeres Publicum anziehenden Bemerkungen, zweckmäßig von den genaueren technischen Nachweisungen getrennt. Diese sind allein in dem dritten, auf Kosten der, um die Verbreitung technischer Kenntnisse so hoch verdienten, Schwedischen Hütten-Societät herausgegebenen Bande enthalten.

Der erste Theil bietet dem deutschen Leser die wenigste Ausbeute dar; denn das darinn über London mitgetheilte ist aus deutschen Werken größten Theils längst vollständiger bekannt. Wir können uns daher hier auf eine kurze Inhaltsanzeige desselben beschränken. Die Reise ging über Gothenburg nach Kopenhagen und dann nach Hamburg, von wo Hr. Broling sich nach England einschiffte. Die Bemerkungen über die Reise bis London sind unbedeutend. Dem patriotischen Schweden, der doch auch zunächst nur für seine Landsleute schrieb, kann man es nicht verargen, daß er seine Beschreibungen der Merkwürdigkeiten von London, mit Nachrichten über das Leben der Schweden in dieser Stadt, über die Schwedische Gemeinde, über die sogenannte Nordische Gesellschaft, über die Schwedische Kirche, das Grabmal von Swedenborg u. s. w. eröffnet. Erst auf diese Mittheilungen folgt eine gedrängte Er-

zählung der Geschichte von London und dann eine kurze Beschreibung der Stadt und ihrer Verwaltung. Der Verfasser wendet sich darauf zu den öffentlichen Gebäuden; gibt Nachrichten von den Pallästen, von den Gebäuden für öffentliche Anstalten, über deren Einrichtungen er gelegentlich redet; von den Brücken und bey dieser Gelegenheit auch von dem Laufe der Themse und dem merkwürdigen Projecte, in der Gegend von Gravesend einen Fahrweg stollenartig unter der Themse nach Burgfort zu eröffnen. Von den Kirchen, besonders ausführlich von St. Paul und dabey über ihren großen Baumeister, Sir Christ. Wren. Eine interessante Vergleichung zwischen dem Bau der St. Pauls Kirche in London und der St. Peters Kirche in Rom. Jene wurde von einem Baumeister in 35 Jahren vollendet, wogegen bey letzterer zwölf Architecten nach einander thätig waren, die das colossale Gebäude in 135 Jahren ausführten. Der Verf. theilt folgende Zusammenstellung der Dimensionen jener beiden Kirchen mit:

St. Pauls - Kirche in London	St. Peters - Kirche in Rom
Länge — 255 Ellen	372 $\frac{1}{2}$ Ellen
Breite — 92 —	180 —
Höhe — 173 $\frac{1}{2}$ —	223 —

Beschreibung der Westminster - Abtey und der darin befindlichen Denkmäler. Ausführliche Bemerkungen über die Kirchenverfassung. Von den Hospitälern; den Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten; den gelehrten und gemeinnützigen Gesellschaften; den Bibliotheken und Museen.

Der zweite Band enthält vermischte Bemerkungen, die der Verfasser auf seiner Reise durch einen bedeutenden Theil von England sammelte. Ihn eröffnen Nachrichten über die Art in England zu reisen; über Posteinrichtungen, Wege, Wirthshäuser. Die Reise ging zuerst nach York, über Northamp-

ton, Leicester und Nottingham. Schöne Aussicht zu Highgate über London und einen großen Theil von Kent, Essex und Hertfordshire. In der Nähe von Woburn in Bedfordshire besuchte der Verf. die dort befindliche Walkthron-Gräbercy. Die Walkerde (Woburn-Earth) bildet eine etwa acht Fuß mächtige, von einer dünnen Sandsteinschicht und darüber von Sand bedeckte Lagermasse. — Ausführlich über die Merkwürdigkeiten von York und besonders über den dortigen berühmten Dom. Lehrreiche Beschreibung von der Construction der merkwürdigen eisernen Brücke über den Weare zu Sunderland. Sie bestehet aus einem einzigen Bogen, der das Segment von einem Kreise ist, dessen Halbmesser $1\frac{1}{4}$ Schwed. Ellen beträgt. Die Sehne des Bogens, oder der Abstand der beiden Widerlagen 121 und die Höhe des Bogens 17 Schw. Ellen. Die Höhe des Bogens über dem Wasser mißt 47 Ellen, so daß Schiffe von 100 bis 150 Last mit vollen Seegeln ungehindert passieren können. Das Gewicht der Brücke, welches nicht mehr als 7000 Schiffspfund beträgt, ist wenigstens funfzehnmal geringer, als wenn sie aus Stein bestände. Das saubere Titeltkupfer vor dem dritten Theile, stellt die Brücke dar und ein Holzschnitt erläutert die Form und sinnreiche Verbindung ihrer Haupttheile. — Leeds. Nachrichten über die dortigen Tuchmanufacturen, Eisengießereyen, Pressspan-Manufacturen; beyläufig auch eine Beschreibung des Verfahrens, Kupferstiche und Landcharten mit einem Lackfirniß zu überziehen. — Kanal des Herzogs von Bridgewater. — Steinkohlengruben zwischen Leeds und Barnsley. Bey einer derselben, Schachtförderung durch einen Wasserzug, ähnlich dem, welcher vormals bey einem Eisen-Hohofen zu Elend am Harz für die Aufförderung des Eisensteins auf den Möllerboden angewandt wurde. Zu Barnsley die Fabrication des Eisendrathes für die Woll-Kraß-

maschinen von Leeds, aus Eisen von Desterby in Schweden. — Sheffield. In der Stadt und Umgegend sind mehr denn 40,000 Menschen mit gröberer und feinerer Schmiedearbeiten, mit der Fabrication von Messern, Gabeln, Scheeren, Sensen, Sichelu. s. w. beschäftigt. Zu Attercliffe, ein Paar Englische Meilen von der Stadt, ist die berühmte Gußstahlfabrik des nun verstorbenen W. Huntsman, die den aller größten Einfluß auf die Sheffielder und überhaupt auf die Englischen Stahlfabricate gehabt hat. Von Sheffield machte der Verf. eine Excursion nach Rotherham, zu dem großen Eisenwerke von Joshua Walker und Comp. Hier u. A. die berühmteste Fabrication von verzinn-tem Eisenblech. — Reise durch Derbyshire. Zuerst nach Chesterfield. Steingutfabrication. In der Nähe der Stadt: Griffins-Foundery, ein großes Eisenwerk; und nicht weit davon eine Messingfabrik. Romantische Lage von Matlock. Chatsworth, der prächtige Landsitz des Herzogs von Devonshire. Castleton und die berühmte Höhle (Peaks-hole) in der Nähe. Buxton, ein besuchter Badeort. — Lancashire. Manchester. Kurze Nachrichten von den dortigen Baumwollenspinnereyen und Webereyen; von dem Verfahren, die baumwollenen Zeuge zu fengen; von der Anwendung von Walzen bey der Tattun-Druckerey. Mühlen zum Zerkleinern der Färbehölzer. Schwefelsäurefabrik in der Nähe der Stadt. Der Verf. wohnte einem Pferde-Wettrennen bey, welches er ausführlich beschreibt. — Liverpool. Schiffsdocken. Es gibt dort dreyerley Arten: 1) Wet-Docks, für die Belastung und das Löschen der Schiffe; 2) Graving-Docks, für die Ausbesserung der Fahrzeuge; 3) Dry-Docks, gleichsam Borgemächer der anderen, die zur Ebbezeit trocken sind und bey eintretenden Stürmen zum Schutze für jene dienen. Eine von den Wet-Docks (Queens-Dock) ist 406 Ellen lang und 195

Ellen breit. Die Stadt hat 13 Kirchen der Landesreligion, 1 Schottische, 3 Capellen für Dissenters, 4 für Methodisten, 2 für Anabaptisten, 3 Römischcatholische, 1 Versammlungsraum für Quäker und 1 Synagoge. Außer den mannigfaltigen Werkstätten die sich auf den Bau und die Ausrüstung der Schiffe beziehen, findet sich in Liverpool eine Steingutfabrik, eine mit neun Paar verticalen Mühlsteinen versehene Anstalt zum Mahlen von Chinarinde und anderen Apothekerwaaren, eine Eisengießerey, eine Bleiweißfabrik, eine Glashütte und viele Tobacksfabriken. — Cheshire. Der Verf. beschreibt die bey Northwich liegenden Steinsalzgruben. Außer dem 50 bis 60 Ellen mächtigen und an 15 Englischen Meilen weit fortstreichenden Steinsalzlager, besitzt jene Gegend, so wie die von Middlewich, Nantwich, Droitwich, eine Menge reicher Salzquellen. — Newcastle under Line ist der Mittelpunct für die Steinautfabriken, unter denen die von Wedgwood angelegte Etruria die berühmteste. Einige Meilen von Etruria zu Cobridge eine Fabrik von ächtem Porzellan, welches freylich dem besseren französischen und deutschen weit nachstehet. Die Fabrication ist aber so bedeutend, daß man dort von einer Anhöhe 40 Porzellan-Oefen übersehen kann. — Birmingham. Unter den Fabriken welche der Verf. hier fand, interessirte ihn besonders Clag's Fabrik für lackirte Blech- und Papier-machee-Arbeit (Japanned works) deren Besichtigung die Veranlassung wurde, daß er nach seiner Rückkehr eine ähnliche zu Stockholm einrichtete. Ein Paar Meilen von Birmingham die große, von Matthew Boulton Esq. angelegte, durch die Erfindungen von James Watt weltberühmte Fabrik Soho. Die dortige Dampfmaschinen-Fabrik wurde zuerst angelegt, woran sich dann später die große Münzwerkstatt und Fabriken von plattirten und getriebenen Arbeiten reihten. — Oxford. Ausführliche Nachrichten über die Anstalten

und Einrichtungen bey der dortigen Universität. — Slough. — Rückkehr nach London. Am Ende dieses Bandes kurze Nachrichten über die werkwürdigsten Fabriken und über die Schauspielhäuser und Schauspiele in London.

Wenn der zweyte, für ein gemischtes Publicum bestimmte Band der Broling'schen Reise nur einen allgemeinen Begriff von dem gibt, was man in einem Theile von England in Hinsicht auf Fabrikenwesen findet, wodurch die Sehnsucht des Technologen nach Aufschlüssen nur gespannt, aber nicht befriedigt wird, so erhält dieser dagegen in dem dritten, rein technologischen Theile, eine recht große Fülle der schätzbarsten Nachweisungen über Fabricationen, nach deren Erlangung früher viele vergebens trachteten. Zwar findet man sich getäuscht, wenn man Aufschlüsse über eine große Mannichfaltigkeit von Fabricationen erwartet. Dagegen aber erhält man über die abgehandelten Gegenstände die genauesten, die kleinsten technischen Details berücksichtigenden Nachweisungen, die der Techniker, der davon Gebrauch zu machen wünscht, ungleich höher schätzen wird, als eine große Masse oberflächlicher Notizen. Wer nun die Schwierigkeiten kennt, mit denen man zumal in England zu kämpfen hat, um das Einzelne der Fabricationen genau kennen zu lernen, der wird es gewiß bewundern, daß es dem Verfasser gelungen ist, so tief in viele Geheimnisse der Englischen Fabriken einzudringen. Um so mehr ist es aber auch zu beklagen, daß er, gerade wegen dieses Gelingens, seine Reise plötzlich abbrechen und sein Vorhaben, auch die südlichen Provinzen Englands zu besuchen, aufgeben mußte.

Die erste Abtheilung des dritten Theils handelt von der Bereitung des Gußstahls und verschiedenen anderen Metall-Fabricationen. Die zweite Abtheilung ist vermischten technologischen Gegenständen gewidmet. Die Abhandlung über den Gußstahl ist

unstreitig das Wichtigste im ganzen Werk. Zuerst die Geschichte seiner Erfindung, nebst Nachrichten über die Einführung der Gußstahlfabrication in Schweden. Allgemeine Anleitung zur Anlage eines Gußstahlwerks. Beschreibung der Oefen zum Schmelzen des Stahls. Man bedient sich dazu in England höchst stark ziehender Windöfen, mit einem prismatischen, zur Aufnahme eines Tiegels eingerichteten Feuerraume, dessen obere Oeffnung mit dem Fußboden des zum Gießen bestimmten Raumes in einer Ebne liegt und neben welchem eine sehr hohe Schlotte aufgeführt ist. Die Koststäbe sind beweglich und so gelegt, daß man sie vor unten durch den Aschenraum zur Seite ziehen kann, um, wenn die Schmelzung vollendet ist, zu bewirken, daß die Coaks, womit gefeuert wurde, in den Aschenraum fallen, und nach der Tiegel ohne Schwierigkeit zum Ausgusse heraus zu heben ist; eine Einrichtung, die bey Windöfen allgemeynere Nachahmung verdient. Die Dimensionen der Oefen, worauf viel ankommt, sind genau mitgetheilt und durch Risse erläutert. Es folgt darauf eine Beschreibung der Tiegel und aller übrigen zum Schmelzen und Gießen des Stahls nöthigen Vorrichtungen, Werkzeuge und Hülfsmittel. Die Zusammensetzung des Flusses, der die Decke des Gußstahls bildet, wird in England sehr geheim gehalten. Nach Broliug's Erfahrungen wird er am besten zusammengesetzt aus 2 Theilen zerschlagener Tiegel, 1 Theil gebranntem Kalk oder Kreide und 1 Theil Bouteillenglas. Guter Gußstahl erfordert aus dem besten Stabeisen verfertigten Cementstahl, der zweymal bey Flammenfeuer gebrannt wurde. Huntzman hat dazu stets das beste Schwedische Eisen genommen. Man schmelzt in einem Tiegel gemeinlich 10 bis 12 Pfund ein und wenn Alles gut vor Statten gehet, so ist der Stahl in $3\frac{1}{2}$ Stunden zum Gusse fertig. Die Tiegel werden vor dem Einsetzen in einem besondern Ofen wohl abgewärmt. Man gießt den

Stahl in zweytheilige, senkrecht aufgestellte, gußeiserne Formen. Zuletzt noch vom Schmieden, Härten und Anlassen des Gußstahls. — Von größter Wichtigkeit für die Gußstahlbereitung ist die Verfertigung der Tiegel, die der Verf. im zweyten Abschnitte ausführlich beschreibt. In England nimmt man dazu den berühmten Thon von Stourbridge in Worcestershire, dessen Ausfuhr streng verboten ist. 20 Theile gebrannten Thons werden mit 9 Theilen ungebrannten verbunden. Die Tiegel werden in Metallformen geschlagen, auf ähnliche Weise im Großen, wie man nach einem kleinen Maasstabe Kupellen formt. Die an der Luft sorgfältig getrockneten Tiegel, werden dann vor dem Gebrauch in einem besonderen Ofen geglühet. — 3. Von der Verkohlung der Steinkohlen oder der Vereitung der Coaks. — 4. Verfertigung von Walzen aus Gußstahl. — 5. Cementstahlbereitung mit Flammenfeuer von Steinkohlen. — 6. Messer- und Gabelschmiede; Pressen der Schäfte von Horn; Scheerenfabrication. — 7. Vereitung von Eisen- und Stahlrath. — 8. Verfertigung von Kraken für Tuchmanufacturen. — 9. Von dem Umschmelzen des Roheisens in Reverberiröfen, sogenannten Kupolöfen und in Tiegeln. — 10. Gießen eiserner Kanonen in Sand. — 11. Von der feineren Sandförmerey. — 12. Bohrmaschinen für größere Cylinder und Röhren. — 13. Maschinen zum Schneiden verschiedener Arten von Schrauben. — 14. Granulirung des Kupfers für die Messingfabrication. — 15. Destillation des Zinkes aus Galmey.

Zweyte Abtheilung. 1. Vereitung von Schwefelsäure in Bleykammern. — 2. Scheidewasser-Destillation. — 3. Salzsäure-Destillation. — 4. Salmiak-Fabrication. — 5. Bleyweißfabrication. — 6. Vereitung verschiedener Farben, namentlich von Berliner Blau, Sittgelb, Florentiner-Lack, Weinschwarz. Von den Farbmühlen (Levigators). — 7. Müh-

len zum Mahlen und Schlämmen der Kreide (Whiting). — 8. Destillation von Terpentinöl. — 9. Steingutfabrication. — 10. Bereitung von Zuckerformen. — 11. Chinamühlen. — 12. Maschinen zum Raspeln von Färbehölzern. — 13. Verfertigung von Kupferstichen in Aquatinta-Manier, nach Allen's und Zukes Methode.

Der Werth dieses mannichfaltigen Inhaltes, der bey dem beschränkten Raume dieser Blätter nur angedeutet werden konnte, wird sehr erhöheth durch die vielen, zur Erläuterung dienenden, genauen Zeichnungen von Vorrichtungen und Maschinen, die auf 37 großen Tafeln, sauber in Kupfer gestochen sind. Eine gute deutsche Uebersetzung dieses reichhaltigen Werkes und zumal seines dritten Theils, würde für das deutsche technologische Publicum sehr erwünscht seyn müssen.

S t u t t g a r d t.

Bey J. B. Neßler: Religion und Theologie nach ihrem Wesen und nach ihrem Fundamente. Ein Beytrag zu den neueren philosophisch-theologischen Untersuchungen von Christian Gottlieb Schmid, Doctor der Philosophie und Diakonus zu Ludwigsburg. Erster Band Die Religion nach ihrem Wesen und nach ihrer Erkenntnißquelle im Allgemeinen. 1822. 452 S. gr. 8.

Der Verfasser will, wie er sich selbst näher erklärt, einen Beytrag zur Philosophie der Religion und Offenbarung überhaupt geben, den Glauben an Religion und Offenbarung philosophisch begründen, daraus die obersten Grundsätze ableiten, welche die Reflexion zu befolgen hat, um eine Theologie als Wissenschaft der Religion überhaupt und namentlich der durch eine bestimmte Offenbarung gegebenen Religion zu Stande zu bringen; der erste Band enthält die Apologetik des Religionsglaubens überhaupt; der zweyte

und letzte soll die hierauf gegründete Apologetik der Offenbarung im Allgemeinen und die Entwicklung der ersten Principien einer Theologie begreifen. Man sieht hieraus, daß er das Wort Theologie in einem etwas ungewöhnlichen Sinne nimmt. In der That enthält schon dieser erste Band viel von dem, was man sonst philosophische Theologie nennt. Von positiver ist in diesem Werke noch nicht die Rede. Erst wenn es vollendet ist und den Beyfall kompetenter Richter erhalten hat, will der Verf. in zwey besonderen Werken eine philosophische Apologetik des Christenthums überhaupt und eine apologetische Darstellung seines Inhalts folgen lassen. Er bittet übrigens, daß Richter ihr Urtheil über das Einzelne noch aufschieben mögen, bis auch der zweyte Band des vorliegenden Werks erschienen sey, welches ein organisches Ganzes bilden soll und mehr darauf angelegt sey, Einwürfe abzuschneiden, als zu beantworten und diese vielleicht an einem anderen Orte abschneide, als da, wo der Leser sie gerade suche. Wir wollen uns daher vor der Hand darauf einschränken, nur im Allgemeinen einen Begriff von dem Inhalte, der Einrichtung und dem Werthe dieses ersten Bandes zu geben und gewisse Eigenthümlichkeiten desselben auszuzeichnen. Der Verf. schließt seine Gedanken und Untersuchungen vornehmlich an die neuen, so sehr von einander abweichenden Ansichten von Religion an, er zeigt eine genaue und umfassende Kenntniß derselben und prüft sie. Er befließiget sich der Bestimmtheit und Deutlichkeit der Begriffe und einer logischen Ordnung und vielfacher Unterabtheilung in ihrer Aneinanderreihung. Er untersucht zuerst das Wesen der Religion in subjectiver und objectiver Beziehung, und alsdann das Fundament derselben, worunter er ihre Erkenntnißquelle versteht. Nachdem er das Vorhandenseyn einer solchen Erkenntnißquelle überhaupt zum Voraus angenommen hat, so zeigt er zuerst ihre Möglichkeit d. i. die Denkbarkeit und Erkennbarkeit

der Objecte der Religion, und alsdann die Nothwendigkeit des Vorhandenseyns einer Erkenntnißquelle der Religion. Darauf mittelt er die wirkliche Erkenntnißquelle der Religion in den Kräften des menschlichen Geistes aus. Die verschiedenen Modificationen der Erkenntnißquelle der Religion, insbesondere natürliche Vernunft und höhere Offenbarung sind dem zweyten Bande vorbehalten. Wir wünschen gar sehr, daß der Verf. dieses Werk so wohl, als diejenigen, welche denselben noch folgen sollen, vollenden möge. Der Gegenstand ist es werth und wird in diesem ersten Bande, so weit er in denselben gehört, mit Unparteylichkeit und feiner Unterscheidung behandelt. Das Buch ist ungemein nützlich zur Prüfung der neuen philosophischen Systeme in Beziehung auf Religion. Es ist wirklich auf die Bertheidigung eigentlicher, mit der Freyheit und Sittlichkeit übereinstimmender Religion und des vollen Glaubens an den wahren Gott und das ewige persönliche Leben angesehen. Könnte der Verf. kürzer, gedrängter und weniger zerstückelt schreiben, so würde er sein Vorhaben eher ausführen können. Wir wollen nun noch einige Eigenthümlichkeiten auszeichnen S. 41. f. "zwar muß das Uebersinnliche immer als ein solches betrachtet werden, das nicht nur über das in der Erfahrung Wahrgenommene, sondern auch über das in der irdischen Erfahrung Wahrnehmbare, wenigstens von Einer Seite seines Wesens, erhaben ist und dies gilt nicht nur von dem übersinnlichen absoluten Urgrunde der übersinnlichen und sinnlichen Welt, sondern auch von der übersinnlichen Welt selbst, von allen bedingten übersinnlichen Wesen. Aber ob jedes Uebersinnliche, und ob es von allen seinen Seiten als ein über jede mögliche Überirdische und übermenschliche Erfahrung eines endlichen Wesens Erhabenes gedacht werden müsse, ist sehr zu bezweifeln. Namentlich können ja die endlichen Dinge der übersinnlichen Welt immer noch ein im Raum oder wenigstens in der Zeit Existirendes

seyn und selbst das absolute übersinnliche Urwesen könnte eine Erscheinungsseite haben, welche noch von seinen Wirkungen in der Welt der Erscheinung verschieden und von dem geheimen, rein über- und außer-sinnlichen, über- und außerzeitlichen, absoluten Urgrunde oder Abgrunde in der Tiefe seines Wesens unzertrennlich, dabei aber, wenn auch nicht selbst etwas Sinnliches, Räumliches und Zeitliches, doch ein solches wäre, das dem Räumlichen und Zeitlichen sich näherte und die Production desselben in der Welt möglich machte, eine gewisse Richtung der Totalität der übersinnlichen, unendlichen Kräfte auf das Endliche, Räumliche und Zeitliche". Die Behauptung, daß Raum und Zeit bloße subjective Formen unserer Vorstellung von den Dingen seyen, wird S. 47. f. glücklich bestritten. Die Vereinbarkeit des Wissens und absoluten Wirkens Gottes mit der Freiheit der vernünftigen Geschöpfe wird S. 62-67 gut dargethan. Die unsterbliche Fortdauer des menschlichen Geistes, als eines substantiell existirenden Wesens, wird aus gewissen Gründen behauptet, aber indem andere aus dem Wesen des menschlichen Geistes und aus dem Daseyn Gottes hergenommene Gründe als unzureichend dargestellt worden, kommt Folgendes vor S. 398. "Gibt man auch selbst die absolute Einfachheit des menschlichen Geistes, gibt man sie auch in eben dem Sinne zu, in welchem sie vorausgesetzt wird, so wird dadurch unmittelbar nur eine einzelne, und zwar eine unvollkommene Art der Zerstörung, nemlich durch Auflösung, nicht aber durch plötzliche Vernichtung ausgeschlossen. Denn als endliches und zwar sehr beschränktes Wesen besitzt unser Geist in jedem Falle einen gewissen und zwar sehr beschränkten Grad von Kraft, welche daher von der höheren Grad eines einzelnen höheren Wesens, oder einer Gesamtheit von Wesen, mit welchen sie in Conflict geräth, wenigstens von der absoluten Kraft des absoluten Urwesens erdrückt, zur Elanquescenz und Vernichtung gebracht werden kann. Wenigstens ist unser Geist

durch sein eigenthümliches, metaphysisches Wesen vor dieser Vernichtung nicht mehr geschützt, als jedes andere substantielle Weltwesen". S. 421-424. "Die Zerstörung eines vernünftigen, identisch persönlichen Wesens, als eines solchen, ist möglich. Die physische Möglichkeit ist nicht zu leugnen. Denn daß der menschliche Geist hienieden, nicht nur durch den Zustand seines aufs innigste mit ihm verbundenen körperlichen Agens (durch Störungen, welche dieses veranlaßt) sondern auch an und für sich selbst (z. B. durch übermäßigen, unerwartet gekränkten Stolz, durch übermäßige, ganz unerwartet getäuschte Liebe u.) auf eine Zeitlang oder für das ganze irdische Leben seine Vernunftthätigkeit überhaupt und namentlich die Identität seines Selbstbewußtseyns und seiner Persönlichkeit einbüßen kann, das lehrt die Erfahrung. Daß aber dieses in den neuen Verhältnissen, in welche er nach dem Tode eintritt, physisch unmöglich sey, kann nicht erwiesen werden. Aber auch die moralische Möglichkeit jener Zerstörung muß für einen gewissen Fall angenommen werden, wenn nemlich der menschliche Geist durch sich selbst seine vernünftige, moralische Natur beharrlich wegwirft und eben damit selbst der Zerstörung Preis gibt. Zwar ist eine solche Zerstörung, an und für sich selbst betrachtet, immer eine Unvollkommenheit und daher werden auch in einer vollkommen vernunftgemäß eingerichteten Welt alle mögliche Anstalten getroffen seyn, die freien Vernunftwesen, welche ihrer vernünftigen Natur zuwider handeln oder sie gar aufgeben könnten, davon abzuhalten oder wieder zurückzubringen und so vor jener Zerstörung zu bewahren. Strebt aber einmal ein freyer endlicher Geist beharrlich und unaufhaltsam seiner vernünftigen Natur und der göttlichen Weltordnung entgegen, so ist die endliche Zerstörung desselben als eines freien, vernünftigen oder wenigstens als eines identisch persönlichen Wesens vielleicht doch noch eine geringere Unvollkommenheit, als wenn er ungehindert ins Unendliche fortbestände und wirkte und die Welteinheit

störte und jene endliche Zerstörung muß wenigstens keine größere Unvollkommenheit seyn, als wenn er als vernünftiges, identisch-persönliches Wesen gar nie in der Welt existirt hätte. Denn auch sein bloß temporäres Daseyn (mit der bedingten Hoffnung auf eine unendliche Fortdauer) kann für ihn selbst wenigstens temporär und für das Ganze wesentliche Vortheile haben; und daß seine Entstehung nicht auch für ihn selbst fortdauernde und dadurch erst recht wesentliche Vortheile hätte, und daß er endlich aufhörte als Selbstzweck behandelt zu werden, wäre nur Folge der eigenen Anwendung seiner Freyheit, die ihm als die nothwendige Bedingung, Selbstzweck zu seyn, gegeben wurde, durch die er aber sich selbst wieder als Selbstzweck aufgab. In jedem Falle kann man von einer vernunftgemäßen Weltordnung und selbst von einem vollkommensten Urheber und Regenten derselben nicht mehr fordern und erwarten, als daß der größtmöglichen Anzahl endlicher Vernunftwesen die Möglichkeit verschafft wird, in der Realisirung des Vernunftzwecks ins Unendliche fortzuschreiten und eben darum ins Unendliche fortzudauern. Und daß diejenigen Vernunftwesen, die es dabey beharrlich an sich fehlen lassen, wenigstens als freye persönliche Wesen in das System einer vernunftgemäßen Weltordnung nicht hätten aufgenommen werden sollen, das kann ein endliches Vernunftwesen nicht behaupten, ohne die ganze natürliche Stellung und die heiligsten Verpflichtungen eines endlichen Vernunftwesens zu vergessen und gegen die in der Weltordnung waltende höchste Vernunft sich förmlich zu empören. So hängt also unsere Ueberzeugung von der unendlichen Fortdauer unsers Geistes als eines vernünftigen, identisch persönlichen Wesens zugleich von dem Bewußtseyn unsers pflichtmäßigen Wollens und Strebens ab, ist aber durch dies Bewußtseyn so fest gegründet, als irgend eine andere Ueberzeugung".

G i e ß e n.

Bey C. G. Müller: Jahrbücher der Entbindungsanstalt

zu Gießen, enthaltend eine kurze Beschreibung der Entbindungsanstalt, u. der damit in Verbindung stehenden Hebammenschule, — Darstellung der Organisation des Landeshebammenwesens, u. des theoretischen u. practischen Unterrichts der angehenden Hebärzte, nebst einem allgemeinen Berichte über die klinische Anstalt in den Jahren 1814 bis 18, mit 287 Entbindungsgeschichten u. der dabey stattgefundenen ärztlichen Behandlung, herausgegeben von Ferdinand August Ritgen der inn- u. äußern Heilk. u. Geburtsh. Dr. Großherz. Hess. Medicinalrathe u. ord. Mitgl. der für das Oberfürstenth. Hess. angeordneten Landesregierung; ord. öffentl. Lehrer der Bundarzneyk. u. Geburtshülfe, Direct. u. Arzt der Entbindungs-Anstalt u. s. w. Mit Kupfern u. Tabellen 1820. fol. 70. — Der weitläufige Titel dieser Jahrb. bezeichnet genügend, was in selben zu finden; der mit der Herausgabe verbundene Zweck ist aber, durch diese ausführliche Darstellung der Entbindungsanstalt zu Gießen, wobey sogar in einem Anhange Formulare für mehrere Gegenstände der Verwaltung gegeben werden, einen Plan zur Einrichtung ähnlicher Institute zu liefern, und überhaupt Rechenschaft über die bisherigen Einrichtungen und Verwaltung abzulegen. In ersterer Hinsicht können dann also auch diese Jahrbücher im Auslande nur alleinigen Nutzen haben, indem alles Nöthige für Deconomie, bis ins kleinste Detail sich angegeben findet.

W i e n.

In E. Armbruster's Verlagsbuchhandlung: Handbuch der Hebammenkunst von Thomas Lederer, ehemalig. Assistenten an der practischen Schule der Geburtshülfe in Wien. Erster Theil. Mit 8 Kupfern. 1822. in gr. 8. X. 144.

Dieses Handbuch der Hebammenkunst gehört mit zu den vorzüglichsten dieser Art, wie sich auch von einem Schüler des großen Boer mit Recht erwarten ließ, und Ref. kann es wegen seiner Deutlichkeit, wissenschaftlichen Bearbeitung und Umfaßlichkeit, besonders zum Vortrage über diesen Gegenstand empfehlen. Nach einer kurzen Einleitung über die Pflichten und die nöthigen Fähigkeiten einer Hebamme, handelt der Vf. im Ersten Abschnitte d. Th. die Anatomie der weiblichen Geschlechtertheile, die regelmäßige Schwangerschaft, die Fruchttheile, Geburt u. Wochenbett ab; im zweyten von der Behandlung der Schwangeren, Gebärenden, Wöchnerinnen und der neugeborenen Kinder durch die Hebamme. Die beygefügtten acht Kupfer zur Veranschaulichung der abgehandelten Gegenstände sind vom Hrn Vf. selbst entworfen und empfehlen sich durch Sauberheit u. Anschaulichkeit der Theile, wie man sie selten in Handbüchern findet. Möchte doch der zweyte Theil recht bald nachfolgen.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

64. Stück.

Den 21. April, 1823.

M a i l a n d.

Aus der K. K. Druckerey: Effemeridi Astronomiche di Milano per l'anno 1823 calcolate da Enrico Brambilla. Con Appendice. 1822. Die Ephemeriden selbst 112 S., der Anhang 88 S. Octav.

Man ist von den Mailändischen Ephemeriden längst gewohnt, daß sie mit einigen Aufsätzen ausgestattet sind, welche ihnen einen über das Jahr ihrer Erscheinung hinausreichenden Werth geben, und sie auch für solche Personen interessant machen, die nicht in dem Fall sind, von dem astronomischen Kalender Gebrauch zu machen. Von letzterm brauchen wir nichts zu sagen, als daß seine beyfallswürdige Einrichtung unverändert geblieben ist: der Anhang enthält folgende Aufsätze.

Geographische Lage einiger von Mailand aus sichtbarer Berge von Barnabas Oriani. Dieser hochverdiente Astronom theilt uns hier ein Verzeichniß von 49 Puncten in Oberitalien und der Schweiz mit, welches ihre Breite und Länge, ihre relative Lage gegen die Cathedrale von Mailand, und ihre Höhe

über der Meeresfläche enthält. Diese Bestimmungen sind größtentheils auf die Messungen gegründet, welche die Mailänder Astronomen in den Jahren 1788-1791 auf Befehl des Oestreichischen und in den Jahren 1803-1806 auf Befehl des Italienischen Gouvernements ausgeführt haben. Diese Messungen haben sich nicht bis zum Meere hin erstreckt, die Höhenbestimmungen sind daher nur relative gewesen, und ihrer Reduction auf die Meeresfläche ist die barometrische Höhenbestimmung von Mailand untergelegt. Bey einigen Bestimmungen des Verzeichnisses liegen Messungsoperationen aus der neuesten Zeit zum Grunde, welche hier etwas umständlicher mitgetheilt und von besonderm Interesse sind. Der Monte Viso im Piemontesischen wurde durch Messungen von Turin und Mailand aus niedergelegt, von welchem letztern Orte er 96380 Toisen (25 geographische Meilen, entfernt ist; die von beiden Orten aus gemachten Höhenmessungen vereinigen sich am besten, wenn man die terrestrische Refraction zu 0,08 der Krümmung des terrestrischen Bogens annimmt, und die Höhe über der Meeresfläche wird demzufolge von Oriani zu 1968 Toisen angesetzt. Die Höhenbestimmung des Monte Cimone in den Apenninen, unweit Lucca, zu 1112 Toisen, ist besonders merkwürdig, da sie sich auf unmittelbare Messung der Depression des Meereshorizonts gründet, und zwar sowohl des Mittelländischen als des Adriatischen Meeres: diese Messungen sind von Brioschi im Jahr 1817 ausgeführt. Die Höhe des Monte Rosa wird zu 2385, die des Finsterarhorn zu 2203, die des Simplon zu 1805 Toisen angesetzt. Nachricht von den im Jahre 1822 ausgeführten Operationen, um die Längenunterschiede mehrerer Oerter in Italien, durch Pulversignale auf dem Monte Cimone, zu bestimmen, von Francesco Carlini. Durch die Triangulirungen in Frankreich und den Oestreichischen Staaten, wird man, wenn sie vollendet und verknüpft seyn werden, in den Be-

sich der Messung eines überaus großen Bogens des mittlern Parallelkreises kommen, der vom Atlantischen Meere bis Orsova gegen 24 Grad betragen wird. Wie wichtig diese Messungen durch Verbindung mit zweckmäßigen astronomischen Operationen für die vollkommenere Kenntniß der Gestalt der Erde werden können, fällt in die Augen. Die Beschaffenheit der Landstriche selbst, durch welche dieser Bogen geht, ist den Operationen, durch welche der Längenunterschied der Endpunkte bestimmt werden muß, besonders günstig, da auf dieser Strecke so viele hohe Berge liegen, die eine ungeheuer weite Aussicht beherrschen, so daß man mit einer verhältnißmäßig sehr kleinen Anzahl von Zwischenpunkten wird ausreichen können. Ein erster Versuch dieser Art wurde schon im Sept. 1821 gemacht, indem der Längenunterschied zwischen der Mailänder Sternwarte und dem Hospiz auf dem Mont Genis durch Pulversignale auf der 1792 Toisen hohen und 86000 Toisen von Mailand entfernten Rocca Melone bestimmt wurde. Man wünschte, aufgemuntert durch den glücklichen Erfolg dieses Versuchs, zu einer umfassendern Verbindung fortzuschreiten. Die Französischen Geographen brachten dazu einen kühnen Plan in Vorschlag, nach welchem man vermittelst dreier Zwischenpunkte, nemlich des oben erwähnten Monte Viso, des Monte Cero bey Padua und des Monte Maggiore im Friaul in Einer Nacht die Verbindung zwischen der Ostküste des Adriatischen Meeres und des Mont d'Or bey Clermont mitten in Frankreich bewirken zu können meinte. Man stand jedoch wieder davon ab, weil man die Schwierigkeiten für zu groß hielt. Es ist noch ungewiß, ob der Monte Viso überhaupt zu ersteigen ist, noch mehr, ob man auf seiner höchsten steilen Spitze während der Nacht einen Aufenthalt machen kann. Und gesetzt auch, daß diese Schwierigkeiten sich überwinden ließen, fürchtete man, daß das Licht von Pulverblißen bey der ungeheueren Entfernung vom Monte Cero

(50 geogr. Meilen) selbst den stärksten Fernröhren unsichtbar bleiben würde (Nach diesen Aeußerungen scheint dieser rufenhafte Plan noch nicht unbedingt aufgegeben zu seyn: allein Ref. findet aus den Angaben für die Höhen dieser beiden Punkte und für ihre Entfernung, daß sie gar nicht einer über den physischen Horizont des andern erhoben seyn können; ohne diesen Umstand würde sich den beiden letzten Schwierigkeiten durch die Anwendung großer Heliotrope begegnen lassen). Man entschloß sich daher einswelten zu einer beschränkten Operation, indem man auf dem Monte Simone im Anfang May 1822 mehrere Nächte hindurch Pulversignale geben ließ, die auf dem Monte Cero, in Mailand und auf verschiedenen andern italienischen Sternwarten beobachtet werden sollten. Allein das ungünstige Wetter vereitelte den Erfolg dieser Operationen in der Hauptsache; weder in Mailand noch auf dem Monte Cero wurden die Pulversignale gesehen. In Parma, Modena, Bologna und Florenz wurden sie indessen beobachtet; allein die zum Theil beträchtlichen Unterschiede der Resultate von denjenigen Längendifferenzen, welche die geodätischen Operationen gegeben hatten, scheinen zu beweisen, daß die Zeitbestimmung nicht an allen diesen Orten die nöthige Genauigkeit hatte. Ganz besonders merkwürdig ist noch, daß Hr. Carlini aus seinen Beobachtungen mit einem 18 zölligen Reichenbachschen Repetitionskreise die Polhöhe von Parma um $22'6''$ größer gefunden hat, als sie sich aus der geodätischen Verbindung mit Mailand ergeben hat. Da sich ähnliche Anomalien bey mehreren andern Orten Oberitaliens schon früher gezeigt haben, so ist es schwer, deren Realität in Zweifel zu ziehen, und es ist sehr zu wünschen, daß alle Hauptdreiecke der Oestreichischen Triangulirungen bald vollständig bekannt gemacht werden mögen. — Die übrigen Artikel des Anhangs enthalten noch: die von Angelo Cesaris in den Jahren 1817 und 1818 beobach-

teten Oppositionen des Uranus; die von demselben Astronomen beobachteten Oppositionen des Jupiter und Saturn im Jahr 1821; beobachtete Sterbedeckungen und Jupiters-Trabanten-Verfinsterungen von Hallaschka in Prag; Beobachtungen des ersten Kometen von 1822 von demselben; endlich die meteorologischen Beobachtungen in Mailand vom Jahre 1820 von A. Cesaris.

Paris.

L'art du Distillateur des Eaux-de-Vie et des Esprits, dans lequel on a donné la description des nouveaux appareils de distillation Par L. Seb. Le Normand, Professeur de Technologie et des Sciences Physico-chimiques appliquées aux arts etc. Tome I. LXXII und 480 Seiten. Tome II. 558 Seiten in Octav. 1817.

Dieses Werk enthält nicht etwa, wie man nach dem Titel vermuthen könnte, eine vollständige Anleitung zur Kunst Branntwein zu brennen, sondern hauptsächlich nur eine Darstellung dessen, was in Frankreich in älterer und neuerer Zeit darinn geschehen. Es lehrt daher vorzugsweise die Kunst, den sogenannten Franzbranntwein darzustellen, oder die Destillation des Branntweins aus Wein und ist in dieser Hinsicht sehr vollständig und umfassend; ungleich vollständiger und lehrreicher, als das durch eine Uebersetzung des Herrn Geheimen Raths Hermbstädt in Deutschland verbreitete Werk von Duportal. Wenn nun gleich die Gewinnung des Branntweins aus Wein für Deutschland zunächst nicht von besonderem practischen Interesse ist, so muß es doch für den Deutschen Betrieb der Branntweinbrennerey, der in den lehteren Zeiten so bedeutende Fortschritte gemacht hat, wichtig seyn, die neuen Einrichtungen und Verfahrensarten genau zu kennen, wodurch jene

Kunst in Frankreich eine gänzliche Umformung erlitten und einen Schwung erhalten hat, von welchem man bey dem alten Betriebe derselben keinen Begriff hatte. Von manchen dieser Einrichtungen wird man auch bey der Gewinnung des Frucht- und Kartoffelbranntweins nützliche Anwendung machen können; so wie wirklich schon jetzt mehrere Ideen, die den neueren französischen Apparaten und Verfahrensarten zum Grunde liegen, auch für die Verbesserung der deutschen Branntweimbrennerey fruchtbar geworden sind.

Im ersten Theile des vorliegenden Werkes folgt auf die Vorrede das, was man etwa in einem Anhange, am Schlusse desselben suchen würde, auf 72 Seiten, ein Wörterbuch der Branntweimbrennerey: ein alphabetisches, mit Erklärungen versehenes Verzeichniß, der wichtigsten bey dieser Kunst vorkommenden Gegenstände und Ausdrücke. Darauf, eine Einleitung, worinn der Verf. die Ursachen entwickelt, wodurch die Fortschritte der Destillirkunst lange aufgehalten worden. Der ganze übrige Theil dieses Bandes, enthält die Geschichte jener Kunst, von den ältesten Zeiten an, bis auf die Revolution, welche darin die Erfindung von Edward Adam hervorgebracht. Der Verf. verfolgt die Fortschritte der Branntweimbrennerey mit großer, oft sehr ermüdender Ausführlichkeit. Er zeigt dabey Belesenheit und umfassende Kenntnisse; liefert aber dennoch jene Geschichte nur in Beziehung auf Frankreich vollständig. Zwar redet er daben nicht bloß von der Destillation des Branntweins aus Wein; sondern in einem eigenen Capitel auch von den Verfahrensarten, aus verschiedenen anderen Substanzen Branntwein zu brennen. Hier ist aber die ganze Geschichte der Fruchtbranntweimbrennerey auf drey Seiten abgehandelt, welches gegen die in anderen Abschnitten herrschende Weiterschweifigkeit auffallend absticht.

Der zweyte Theil ist der bey weitem interessantere und lehrreichere. Er erschöpft Alles, was seit

der Adam'schen Erfindung in Frankreich in der Kunst Branntwein zu brennen, geschehen. Das erste Capitel ist der Beschreibung des von Eduard Adam zuerst vorgerichteten Apparates gewidmet, den der Anblick der bekannten Woulfischen Veräthschafft in einer chemischen Vorlesung, die er im J. 1799 zu Montpelier besuchte, auf die Idee leitete, die seiner folgenreichen Erfindung zum Grunde liegt. Adam erfand einen Apparat, wodurch es gelang, bey einmaliger Destillation, Branntwein von verschiedener Stärke zu gewinnen und auf diese Weise, die bis dahin nothwendige Wiederholung des Processes, zur Erlangung stärkeren Branntweins, zu vermeiden, mithin bedeutend an Zeit, Arbeit und Brennmaterial zu sparen. Der von ihm zuerst angelegte, höchst complicirte und kostbare Apparat, für welchen er im J. 1801 ein Patent erhielt, so wie mehrere, von Andern damit vorgenommene, bedeutende Vereinfachung, sind zwar aus dem oben angeführten Werk von Duportal und verschiedenen andern Schriften, längst bekannt; demungeachtet wird man die genaueren Nachrichten, welche Herr Normand darüber mittheilt, nicht ohne Interesse lesen. — Im zweyten Capitel liefert der Verf. die Beschreibung des weniger allgemein bekannten Destillations-Apparates des Doctors Soliman, den derselbe zu Calviffon im Departement du Gard einrichtete, und worauf er wenige Tage nach der Ausfertigung des Patentes für Eduard Adam, patentirt wurde. Dieser Apparat verdient in dreyfacher Hinsicht Beachtung: wegen einer vortheilhaften Benützung von Wasserdämpfen zur Heizung der Blasen; wegen einer sehr einfachen Vorrichtung zur Kühlung der Dämpfe und Abscheidung des Phlegma, wodurch bey einmaliger Destillation Branntwein von einer Stärke erlangt wird, den man sonst erst bey einer zweyten erhielt: und wegen eines überaus zweckmäßigen Regulators, um die Temperatur des Kühlwassers in jener Vorrichtung gleichmäßig zu erhalten, bey welchem ein mit einem angemessenen Gewichte belastetes Aräometer, indem es durch Erhöhung der Temperatur des Wassers sinkt, ein Ventil hebt, wodurch kaltes Wasser Zugang erhält. — Im dritten Capitel ist das Verfahren von Isaac Béard beschrieben und mit dem von Eduard Adam verglichen. Die sinnreiche Erfindung des Ersteren, ist dem Wesentlichen nach auch bereits aus dem Duportal'schen Werke und andern Mittheilungen bekannt; aber die hier gelieferten Nachrichten und Abbildungen von demselben, sind ungleich genauer, als die in

jener Schrift enthaltenen. — Im vierten Capitel ist von den Mitteln die Rede, wodurch die verschiednen neueren Destillations-Apparate und zumal die Adam'sche Vorrichtung, verbessert werden können. Gelegentlich von den Destillations-Apparaten des Spaniers, Don Juan Jordana y Elias und des um mehrere Zweige der Technik verdienten Curaudau. — Im fünften Capitel gibt der Verf. Nachricht von einigen nicht patentirten Erfindungen. Unter diesen verdient der Apparat des Apothekers Ménard zu Lunel besondere Beachtung, dessen Condensator nach einem ähnlichen Principe wie der Bernard'sche construirt, aber ungleich einfacher wie dieser ist, indem er nur aus einem einzigen, großen, mit Zellen versehenen Cylinder besteht. Der Effect dieser Geräthschaft, soll den der Bernard'schen bedeutend übertreffen. — Das sechste Capitel enthalt Notizen über in Frankreich patentirte Destillations-Apparate, deren Privilegien abgelassen sind; im siebenten ist dagegen von einigen Erfindungen die Rede, für welche die Privilegien noch gelten; besonders von dem Apparate des Branntweinsbrenners Alègre zu Saint-Gilles im Departement du Gard, der zwey Blasen über einander gestellt und mit der oberen einen von ihm noch geheim gehaltenen Condensator verbunden hat, welche Vorrichtung daher in gewisser Hinsicht der Dorn'schen ähnlich ist. — Im achten Capitel von den Versuchen, den luftleeren Raum zur Destillation zu benutzen. — Das neunte Capitel enthält Untersuchungen über die Aërometrie. Die Geschichte ihrer Ausbildung in Frankreich ist hier sehr vollständig geliefert; aber ganz unbekannt scheint dem Verf. geblieben zu seyn, was dafür in Deutschland von Richter, Meißner, Tralles u. A. geschehen. — Das eilfte Capitel enthält eine practische Anleitung zu den Geschäften des Branntweinsbrennens, unter der Aufschrift: Manuel du bouilleur d'eau-de-vie. Der Verfasser gibt darin zuerst eine Anweisung von der vortheilhaftesten Einrichtung einer Branntweinsbrennerey; sodann eine Anleitung zur Auswahl der Weine für die Destillation und endlich eine Zusammenstellung der Regeln, die bey der Praxis der Branntwein-Destillation zu befolgen sind; größten Theils eine kurze Recapitulation von dem Hauptinhalte des Werks; gelegentlich doch aber auch von einigen si über noch nicht erwähnten Erfindungen: z. B. von dem mit Recht sehr zu empfehlenden, von dem Ritter von Edelcranz angegebenen Regulator, zur Stimmung des Ganges der Destillation. — Das zwölfte und letzte Capitel ist dem Handel mit Spirituosen gewidmet. — Bey jedem Bande dieses Werkes befinden sich sechs Kupfertafeln, auf denen die wichtigsten Destillations-Apparate genau und sauber abgebildet sind.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. Stück.

Den 24. April 1823.

Breslau.

Allii Species, quotquot in Horto botanico Wratislaviensi coluntur recensuit, rariores observationibus illustravit, novas quasdam descripsit L. C. Treviranus, M et Ph. Dr. Botan. P. P. O. Hort. Bot. Dir. Partic. I. Wratislaviae, 1822. 18 S. in 4.

Haller's Monographie der Gattung *Allium* behauptete bisher noch ihren classischen Werth, und man lehrte gern zu ihr zurück, wenn Linné Zweifel übrig ließ. Durch zahlreiche Entdeckungen bedeutend angewachsen verdiente diese Gattung gleichwohl vor allen eine abermalige Bearbeitung, die, wenn sie nur einigermaßen den Bedürfnissen unsrer Wissenschaft entsprechend ausfiel, mit allem Dank aufgenommen werden würde. Der Verf. vorliegender Abhandlung beschränkt sich nur auf diejenigen Arten, welche er selbst in der Cultur zu beobachten Gelegenheit hatte. Auch scheint eine vollständige Synonymie nicht in dem Plan seiner Schrift zu liegen, was wenigstens in Hinsicht einiger Hauptwerke, wie z. B. der Plant. Liliacées, des botan. Magaz. von Curtis, der

M (3)

Flor. Neapolit von Tenore u. e. a., zur Vergleichung und richtigen Beurtheilung mancher zweifelhafter Arten, rathsam gewesen seyn würde.

Ueber Classe, Ordnung und Familie, so wie über den äußern Bau der Laucharten handelt der Verf. nur im Allgemeinen; doch hätten einige Theile, besonders die Wurzel, mehrere Berücksichtigung verdient. Als wirkliche Zwiebel, die Körper ihrer Art zu erzeugen fähig ist, sehen wir die Wurzel vorzüglich bey den Sommerlaucharten in vielfacher Gestalt und Bekleidung. Fast eben so häufig erscheint sie aber als knolliger Wurzelstock, der bey manchen Arten (*All. senescens*, *rubens* etc.) dem Gliederstock (*Gonygonium* Hayn.) nicht unähnlich ist. Wurzeln dieser Art machen nur zwiebelartige Triebe, welche nach dem Absterben der entwickelten Stängel keine Zwiebel zurücklassen: Theilung des Wurzelstocks ersetzt ihre Stelle. Auch haben diese Laucharten, welche man die eigentlichen ausdauernden nennen kann, nie Zwiebeln in der Dolde. Ob überhaupt das Vorkommen der Zwiebeln in der Dolde bey manchen Laucharten eigenthümlich oder von Nebenumständen abhängig ist, verdient um so mehr eine genaue Prüfung, vorzüglich da wir Arten kennen gelernt haben, die mit und ohne Zwiebeln vorkommen (*Allium roseum*, *oleraceum* etc.), und daher die Selbstständigkeit anderer bezweifeln lassen. Wir rechnen zu letztern besonders auch *All. intermedium* Dec. Fl. Fr., das bloß durch die Zwiebeltragende Dolde von *paniculatum* verschieden scheint. Auch verdienen *pallens* und *carinatum* in dieser Rücksicht genauer mit einander verglichen zu werden. Man lasse sich aber durch solche scheinbare Ähnlichkeiten nicht mit Gawler (wie wir nachher sehen werden) verleiten, Arten zusammen zu werfen, welche in andern Theilen von einander abweichen. — In Hinsicht der Blumenkrone folgt der Verf. Jussieu, welcher sie als sechstheilig annimmt. Das ist sie auch bey *stria-*

tum, fragrans u. a. Linné nennt sie mit mehrerem Rechte sechsblättrig, weil diese Form am häufigsten vorkommt. Es möchte nicht unwichtig seyn, die Beschaffenheit der Blumenkrone bey allen Laucharten genau zu bezeichnen, da bisweilen sonst sehr verwandte Arten grade in der Blumenkrone Verschiedenheiten darbieten, wie bey *sibiricum* und *Schoenoprasum*, wovon letztere eine sechstheilige, jene eine sechsblättrige Blumenkrone besitzt. Bey den Blumen der Zwiebeltragenden Dolden, welche in der Regel kleiner sind, bleibt das ursprüngliche Verhältniß der Theilung der Blumenkrone unverändert, während die weiblichen Geschlechtstheile meistens verstümmelt sind, auch die Staubfäden, besonders die dreytheiligen, in mannichfaltiger Form erscheinen.

Bey den Unterabtheilungen folgt Herr Prof. Treviranus besonders Haller. Rec. möchte diese Vertheilung gleichfalls der Linnéischen vorziehen, weil derselben ein wesentlicheres Merkmal, als worauf Linné Rücksicht nimmt — das Verhalten der Staubfäden in Hinsicht ihrer Theilung — zum Grunde liegt, wenn gleich auch hier sich keine so scharfe Gränze ziehen läßt, wie *All. strictum*, *albidum*, *nutans* u. a. beweisen, und weshalb auch Kunth's (Humb. Nov. Gen. 1.) *Schoenoprasum* nicht fest genug begründet scheint.

Unter den 29 Arten, welche hier abgehandelt werden, ist *Allium prostratum* (*deflexum* H. Gor.) neu, die übrigen sind bekannt; doch hat der Verf. alle genauer zu characterisiren gesucht, auch viele Arten, selbst mehrere Linneische, mit den zunächst verwandten vereinigt. Wir theilen einige Beispiele mit, und erlauben uns, wo wir dem Verf. nicht beypflichten zu können glauben, erläuternde Bemerkungen hinzuzufügen. *Allium sativum* L., hier als erste Art der ersten Unterabtheilung "staminibus alterne trifidis, umbella bulbifera" aufgeführt, erhält zwey Varietäten: 1) *caulis parte superiori ante*

florescentiam contorta, mit den Synonymen: Scorodoprasum 2. Clus. Hist. 191., Alligenus Ophioscorodon dictum J. Bauh. 359., Hall. de Allio n. 2., Allium Scorodoprasum b. Linn., Allium Scorodoprasum Smith. Flor. Graec. Prodr.; und 2) genitali femineo abortiente, wozu Allium controversum Schr. in Willd. Enum. gerechnet wird. Was nun zuvörderst diese beiden Abarten anlangt, so beruhet der Character von controversum nicht auf den von dem Vf. bemerkten Merkmalen — die, wie schon zuvor erwähnt worden, fast allen Blumen der zwiebeltragenden Dol-den eigen sind, und deshalb hier als solche gar nicht in Betracht kommen können; — sondern vorzüglich auf dem der ersten Abart zugeschriebenen Character, dem vor der Blüthe gleichsam trompetenförmig gedrehten oberen Theil des Stängels, worauf auch der Name hindeutet (warum Willdenow dieß in seiner Differenz nicht angegeben hat, ist dem Rec. unbekannt.) Da nun die Synonyme von Clusius, Bauhin und Haller dieses controversum bezeichnen, und auch Linné unter seinem Scorodoprasum b. keine andere als diese Pflanze verstanden haben kann: so können diese beiden Abarten füglich mit einander vereinigt werden. Ob nun aber Allium controversum oder Scorodoprasum b. Linn. sich mit Recht zu A. sativum rechnen läßt, möchte Rec. sehr bezweifeln; da controversum (unter Knoblauchbollen oder Schlangenknolauch in allen Gärten bekannt), außer dem eigenthümlichen Verhalten des Stängels, sich noch besonders, wie Haller schon richtig bemerkte, durch Gestalt, Bekleidung und durch milderen Geruch und Geschmack der Zwiebel von dem gemeinen Knoblauch unterscheidet. Auch blühet controversum unter allen Umständen, sativum hingegen, wenigstens im nördlichen Deutschland, höchst selten. — Allium Scorodoprasum a. Linn. wird sehr zweckmäßig mit arenarium vereinigt; wenig-

stens stimmen alle Exemplare, die Rec. für *Scorodoprasum* aus Schweden geschickt wurden, zu *arenarium*. Auch gehört wie Herr Tr. bemerkt, *compactum* Thuill. gewiß zu *vineale*, von dem in der Flor. Batav. (Lv. XV.) die beste Abbildung vorhanden ist.

In der zweyten Unterabtheilung "staminibus alterne trifidis, umbella non bulbifera, foliis teretibus" wird *All. descendens* als Abart zu *sphaerocephalum* gezählt. Beide sind gewiß sehr nahe verwandt, aber, ohne auf Allioni's Merkmale Rücksicht zu nehmen, leicht zu unterscheiden und die Unterschiede standhaft. Marsch. Bieberstein, der *descendens* im südlichen Rußland zu beobachten Gelegenheit hatte, betrachtet dasselbe als besondere Art (Flor. Taurico-Causas. 3. 257). Noch weniger Beyfall möchte es finden, wenn Herr Tr. *Allium rotundum* nur als Abart *floribus saturate purpureis* von *Ampeloprasum* angesehen wissen will. Wahrscheinlich ist ihm das wahre *Ampeloprasum* nicht bekannt, da das, was von der Zwiebel und den Blättern gesagt wird, mehr auf *rotundum* als auf *Ampeloprasum* paßt, welches letztere in Hinsicht beider Theile, so wie des ganzen Aeußern, mehr mit *Porrum* übereinkommt. Der Verf. wird sich hiervon selbst durch die Vergleichen, der ihm vielleicht unbekannt gebliebenen Abbildungen von *Ampeloprasum* in der Engl. Botany t. 1657., in Curtis Magaz. t. 1385. und in den Plant. Liliac. t. 385. überzeugen. Von *Allium rotundum*, das schon Haller genau bezeichnete, und durch die fast körnige Zwiebel von den ihm zunächst verwandten *arenarium* und *sphaerocephalum* leicht erkannt wird, haben Waldstein und Kitaibel in ihrem bekannten Werke eine Abbildung unter *Ampeloprasum* gegeben. Daß dieses *Ampeloprasum* nicht, wie Gawler (Curtis Magaz. Tom. 38.) glaubt, ein *arenarium* mit zwies-

belnloser Dolde ist, bedarf hier keiner weiteren Erörterung. Auch irrt derselbe gleichfalls, daß er *Ampeloprasum* Thunb. als Abart des gleichnamigen Linneischen betrachtet, da dasselbe, wie Beschreibung und Abbildung (Curt. 38. t. 1560.) beweisen, zunächst mit *rotundum* übereinkommt, und wahrscheinlich — wenn anders die Zwiebel nicht abweicht — auch nur eine Abart dieses Lauchs ausmacht. Bis dahin möchte es indeß gerathener seyn, dieses Capische Lauch unter dem ihm von *Wasson* früher beygelegten Namen *rubicundum* beizubehalten. — Mit *All. strictum*, welches den Staubfäden nach, gleichsam in der Mitte der beiden Hauptabtheilungen steht, vereinigt Herr *Tr.* sehr zweckmäßig *vollhynicum* Bess., und als *b. caule tortuoso* *Willdenow's* *tortuosum*; *confertum* *Fisch. H. Gor.* gehört vielleicht auch hierher.

Es folgen nun die Laucharten mit ungetheilten Staubfäden, welche bey *Haller* die zweyte Abtheilung, hier die vierte Unterabtheilung, ausmachen. Von *All. angulosum* werden zwey Abarten unterschieden: *a. statura minori, floribus majoribus, staminibus corolla multo longioribus*, wohin *A. angulosum* *Jacq.* nebst den verwandten; *b. majus, floribus tamen minoribus, staminibus corollam subaequantibus, scapo basi minus, apice magis, foliis autem dorso magis et acutius angulatis quam in a.* Hierher gehören, außer mehreren bisher zu *senescens* gerechneten Synonymen, *A. danubiale* *Spreng. u. acutangulum* *Willd.*, ob auch *inodorum* *Willd. Sp. et Herb.* (nicht *Ait. Kew.*) bleibt noch zweifelhaft. Für *Allium senescens* *Linn.* nimmt der Verf. *glaucum* *Schr.*, von *Willdenow* unter *baicalense* und *spirale* beschrieben, denen *Allium* *Gmel. Sib. t. 11. f. 2.* und einige andere Synonyme beygefügt werden. Dem *Rec.* scheinen unter *senescens* zwey verschiedene Arten vorzukommen,

wovon es zweifelhaft bleiben möchte, welche als die eigentliche Linneische angesehen werden kann, da das Exemplar in Linne's Sammlung zu unvollkommen ist. *Allium narcissiflorum* zerfällt in zwey Abarten: in eine größere, wohin *nigrum* Allioni und *pedemontanum* Willd., und eine kleinere, wozu *narcissiflorum* Vill. gezogen werden. Zu *Allium svaveolens* Jacq. rechnet der Verf. *ambiguum* Dec. und *ericetorum* Thor.; *ochroleucum* Kit. ist er auch geneigt als Abart desselben anzusehen, doch hat Rec. bey mehrjähriger Cultur beider Arten keinen Uebergang bemerkt. — *Allium album* Sav. unterscheidet Herr Tr. so: *scapo trigono, foliis linearibus carinatis, umbella pauciflora expansa cernua, petalis ovatis obtusis*. Nach den Exemplaren, die Rec. aus verschiedenen Gegenden Italiens besitzt, und einer zufällig blühenden Pflanze aus dem hiesigen botanischen Garten, womit die treffliche Abbildung dieses Lauchs in den *Plant. Liliac. t. 300* ganz übereinkommt, würde die Differenz folgendermaßen zu bestimmen seyn: *caule trigono, foliis linearilanceolatis apice attenuatis basi leviter carinatis, umbella multiflora erecta, petalis ellipticis*. Diesen Merkmalen zufolge muß aber das hierher gerechnete *pendulinum* Tenor. ausgeschlossen bleiben, da dasselbe *folia linearia carinata, umbellam paucifloram pedunculis exterioribus nutantibus und petala oblongo-lanceolata* besitzt. Tenore nennt freylich die Blumenblätter in der Differenz *ovata obtusa*, doch sind sie (womit auch trockene Exemplare übereinkommen) in der *Flora Neapolit. t. 31*: richtiger länglich und etwas spitz vorgestellt: Widersprüche, auf die man nicht selten in diesem Werke stößt. — Bey *Allium fragrans* verdient Curt. Mag. t. 1524. verglichen zu werden. Mit *Allium subhirsutum* glaubte schon Sawler (Curt. Mag. Tom. 28.) *ciliatum*, ni-

veum, Clusianum und trifoliatum vereinigen zu müssen, und Hr. Tr. hat wohl gethan, seinem Beispiel zu folgen, da kein wesentlicher Unterschied zwischen diesen Arten statt findet. Auch würde Rec. keinen Anstand nehmen, noch *A. ciliare* Plant. Liliac. t. 311. hierher zu rechnen. Da indeß die Blätter dieses Lauchs schmal u. breit vorkommen, so darf in der Differenz dieser Umstand nicht ganz übergangen werden. — Die Laucharten *filam. simplicibus, foliis triquetris vel subulatis* machen die fünfte und letzte Unterabtheilung dieser Schrift aus *Ben Allium odorum*, der ersten hier erwähnten Art, muß noch Curt. Magaz. Tom. 28. nachgesehen werden. *Allium pallens u. paniculatum* unterscheidet der Verf. sehr gut; scheint aber doch geneigt, letzteres nur als Abart von *paniculatum* zu betrachten. Aus *Gawler's* noch umständlicherer Beschreibung und Abbildung beider Arten (Curt. Mag. Tom. 35 t. 1420 u. 1432.) geht eher das Gegentheil hervor; auch verdient die dort gegebene Synonymie verglichen zu werden, der zufolge *Allium longispathum* Plant. Liliac. t. 316., dessen hier nicht gedacht wird, zu *pallens* gehören soll (Ueber *pallens* und *paniculatum* der Plant. Liliac. äußert sich *Gawler* nur zweifelhaft). — *Allium prostratum*, dessen schon anfänglich Erwähnung geschah, und dem Vf. unter *deflexum* von Dr. Fischer mitgetheilt wurde, stammt vom Baikal. Hr. Tr. beschreibt diese Art genau, und gibt folgende Diagnose: *foliis semicylindricis radicalibus, scapo declinato umbellifero, staminibus simplicibus petalo crenato longioribus*. Zu *Allium pusillum* Cyr., der hier zuletzt erwähnten Art, gehört ohne Zweifel *obtusiflorum* Poir., nach der Abbildung in den Plant. Liliac. t. 118. Auch sind als Synonyme nachzutragen: *maritimum* Raf., *pusillum* Presl. Delic. Prag. u. *Moly alpinum minus capillaceo folio, floribus purpureo — rubris*. Cup. hort. cath., welchen zufolge Sicilien u. Neapel als das Vaterland dieses Lauchs zu betrachten ist. — Wir sehen der versprochenen Fortsetzung dieser Abhandlung, welche die Bemerkungen über die noch rückständigen Arten aus den übrigen Abtheilungen enthalten wird, mit Vergnügen entgegen. Sched.

— —

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

66. Stück.

Den 26. April 1823.

G ö t t i n g e n.

Historische Werke von A. H. L. Heeren, Ritter des Quelfen Ordens, Hofrath und Professor der Geschichte zu Göttingen. Th. I. 451 u. LXXX S. Th. II. 458 S. Th. III. 462 S. Th. IV. 376 und XVI S. Th. V. 370 S. Th. VI. 561 und XVI S. Th. VII. 572 und XVIII S. Th. VIII. 364 und XL S. Th. IX. 468 S. 8. 1821: 1823. — Wir glauben eine Anzeige der gegenwärtigen Unternehmung nicht länger dürfen anstehen zu lassen, da die erste Hälfte derselben in neun Theilen jetzt bereits vollendet ist. Zufolge der Vorrede des ersten Theils wird sie die sämtlichen historischen, oder, was damit gleichbedeutend ist, die sämtlichen deutschen Schriften des Verf. begreifen; die lateinischen bleiben davon ausgeschlossen. Die bisherigen neun Theile enthalten dieselben bereits; mit alleiniger Ausnahme des größern Werks, der Ideen über die Politik und den Handel der alten Völker, welches für die noch übrigen Theile bestimmt ist. Die Einrichtung ist so gemacht, daß außer dem allgemeinen Titel der Werke, auch jedes einzelne Werk

N (3)

seinen speciellen Titel hat; unter dem es auch, auf Verlangen, besonders verkauft wird. Wir begnügen uns hier den Inhalt der einzelnen Theile anzugeben; mit hinzugefügter Bemerkung was theils als Ergänzung, theils ganz neu, hinzugekommen ist. Die Theile I. II. III. auch unter dem speciellen Titel: Vermischte historische Schriften, umfassen nicht nur Alles, was sonst in den drey Bänden der kleinen historischen Schriften, sondern auch was in Zeitschriften und sonst zerstreut war mit mehreren neu hinzugekommenen; und zwar die beiden ersten Theile Alles was sich auf mittlere und neuere, der dritte, was sich auf alte Geschichte und Alterthumskunde bezieht. Nämlich: Th. I., 1. Entwicklung der politischen Folgen der Reformation, (mit einer Beylage). 2. Versuch einer historischen Entwicklung der Geschichte des Brittischen Continentalinteresses; (jetzt bis auf die neueste Zeit fortgesetzt; und gleichfalls mit einer Beylage: Erörterung der Forderungen der bewaffneten Neutralität). 3. Ueber die Entstehung, die Ausbildung und den practischen Einfluß der politischen Theorien und die Erhaltung des Monarchischen Princips in dem neuern Europa. (Die letzte Hälfte, über die Erhaltung des Monarchischen Princips — der Verf. nennt sie sein politisches Glaubensbekenntniß — neu). Th. II. 1. Ueber die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besiegter Völker. (Geschrieben 1810; unverändert). 2. Entwicklung der Folgen der Kreuzzüge für Europa; eine vom Nationalinstitut von Frankreich gekrönte Preisschrift. (In einzelnen Stellen verbessert). 3. Ueber den Einfluß der Normannen auf die französische Sprache und Litteratur (unverändert). 4. Ueber die Colonisation von Aegypten und ihre Folgen für das Europäische Staatensystem. (Verbessert, und mit einer Beylage). 5. Der Deutsche Bund in seinen Verhältnissen zu dem Europäischen Staatensystem, bey Eröffnung des Bundestages dargestellt. (Mit einer Nachschrift).

Th. III. 1. Ueber den historischen Werth der Biographien Plutarchs (neu). 2. Geschichte der Staatsunruhen der Gracchen (revidirt und verbessert). 3. Archäologische und Antiquarische Aufsätze. Es sind deren sieben; meist mit Nachschriften versehen. 4. Historische Miscellen; vier kleinere Aufsätze; und 5. Inhalt der in der K. Gesellschaft der Wissenschaften von dem Verf. gehaltenen Vorlesungen. Es sind deren sechzehn; die sich sämmtlich auf alte Geschichte und Geographie beziehen. Der Verf. glaubt dadurch vielen einen Gefallen zu erzeigen; da die Commentationen doch nur Wenigen zur Hand seyn dürften. Auf diese drey Theile der vermischten historischen Schriften folgen Th. IV. V. auch unter dem speciellen Titel: Geschichte der classischen Litteratur im Mittelalter, in zwey Theilen. (Zieht als völlig in sich abgeschlossenes Werk, bis auf die Einführung der Buchdruckerey fortgeführt, da der Verf. die spätere Geschichte einem anderen Gelehrten überlassen hat; worüber die Vorrede Auskunft gibt).

Th. VI. Auch mit dem speciellen Titel: Biographische und Litterarische Denkschriften. 1. Christian Gottlob Heyne, biographisch dargestellt. (Mit mehreren Zusätzen in der letzten Periode). 2. Andenken an deutsche Historiker aus den letzten fünfzig Jahren; mit einem Vorwort: Etwas über die Seltenheit Classischer Geschichtschreiber, besonders in Deutschland. Die Historiker, deren Andenken hier erneuert ist, sind folgende sechs: Johann Christoph Gatterer. Johann von Müller. August Ludwig von Schlözer. Ludwig Timotheus von Spittler. Georg Friedrich von Martens. Carl Ludwig von Woltman. (Bis auf den Aufsatz über Spittler sämmtlich neu). Der Verf. bemerkt, daß er nur von solchen reden wollte, die er persönlich gekannt hat. —

Th. VII. Auch unter dem Titel: Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums; (revidirt). Th. VIII. IX. Auch unter dem speciellen

len Titel: Handbuch der Geschichte des Europäischen Staatensystems und seiner Colonien, von seiner Bildung seit der Entdeckung beider Indien bis zu seiner Wiederherstellung nach dem Fall des Französischen Kaiserthrones, und der Freywerdung von America (jezt) in zwey Theilen. (Revidirt und fortgeführt bis auf das Ende des Jahres 1821; so daß es jezt mit dem Cyclus der Geschichte des Europäischen Staatensystems bis zu seiner Wiederherstellung auch den vollständigen Cyclus der Europäischen Colonialgeschichte bis zu ihrer (factischen) Freywerdung umfaßt). — Noch bemerken wir, daß dem Ersten Theil der Sammlung S. XI-LXXX ein ausführliches Schreiben an einen Freund, biographische Nachrichten über den Verfasser enthaltend, vorgefetzt ist; in welchem über den Gang seiner Studien und seiner litterarischen Bildung; so wie über die Ursachen welche ihn zum Schriftsteller machten, diejenigen Aufklärungen gegeben worden sind, welche die Leser seiner Schriften interessiren können; und welche er deshalb als eine Einleitung zu dieser Sammlung derselben anzusehen bittet.

Das Neuere des Werks entspricht durch Schönheit des Drucks und des Papiers jeder billigen Forderung. Für die Bequemlichkeit der Leser ist durch die zweckmäßigste Einrichtung, und die jedem Werke beygefügte Register, und in den beiden Handbüchern durch ausführliche Inhaltsanzeigen, Sorge getragen. Zu der ganzen Unternehmung haben sich die Köwersche und Kuprechtsche Buchhandlung in der Waase vereinigt, daß, indem jede ihren bisherigen Verlag behält, die jezt fertig gewordenen neun Theile in der Köwerschen, die folgenden in der Kuprechtschen erscheinen; Bestellungen aber auf die ganze Sammlung, oder auch auf einzelne Werke bey der Einen oder andern gemacht werden können. Der Druck der zweyten Hälfte Th. X-XVIII., welche die neue Aus-

gabe der Ideen über die Politik und den Handel der alten Völker, mit allen den Bereicherungen, welche die großen Entdeckungen der letzten Jahre darbieten, und mit der Fortsetzung, geben wird, wird sofort anfangen, und ohne Unterbrechung fortgesetzt werden. — Daß die, von den mehrsten der in dieser Sammlung enthaltenen Werke erschienenen Nachdrücke, nach dieser so sehr veredelten und vervollständigten Ausgabe keinen Werth mehr haben können, werden die Leser ohne unser Erinnern einsehen.

In.

P a r i s.

Observations critiques sur l'Ouvrage de Mr. de Maistre, intitulé "De l'Eglise Gallicane dans son Rapport avec le Souverain - Pontife. 1822. C. 24 in 8.

Die Anzeige dieser kleinen Schrift kann uns sehrfüglich die Anzeige des größeren Werkes ersparen, von welchem sie eine Critik enthält, und diesen Vortheil nimmt Rec., dem die Ankündigung von beiden obliegt, sehr gerne mit. Der Verfasser des größeren Werkes gehört nicht nur in die Classe der ultramontanistischen Historiker und Canonisten, wie man sie wohl auch sonst hatte, sondern in die Classe der absoluten Ultrar in der Geschichte und in dem kirchlichen Staatsrecht, welche erst seit der Restauration des französischen Staats und der französischen Kirche aufschossen. Der erste Anblick der neuen Gattung hatte wirklich auch des anziehenden genug, das zu ihrer näheren Beschauung reizen konnte. Es gewährte wenigstens eine momentane Unterhaltung neue Vertheidiger für Meinungen und Grundsätze aufzutreten zu sehen, über deren Verwerfung schon längst alles einig geworden zu seyn schien, ja selbst neue Vertheidiger für historische Unfacta aufzutreten zu sehen, an welche schon seit einem Jahrhundert kein Mensch mehr geglaubt

hatte. Manche zeigten auch dabey noch Geist genug, worüber man das insultirende der Vertheidigung nicht ungern vergaß; allein da ihrer immer mehrere nachwuchsen, da sie es zuletzt selbst darauf anlegten, einander mit ihren Paradoxieen, und mit der Freyheit ihrer Behauptungen zu überbieten, und dabey immer mehr Mangel an Geist und an Kenntnissen verriethen, so hat jetzt der Anblick so viel niedrigeres bekommen, daß man wenigstens nicht gern in die Länge dabey verweilt. Zum eigentlichen Widerlegen der Irrthümer, welche sie als die ausgemachtesten Wahrheiten ausgeben, wird und kann sich ohnehin der gelehrte Historiker eben so wenig als zu einer ernsthaften Vertheidigung der Wahrheiten herablassen, welche sie sich zu bestreiten erfrechen. Er kann sich höchstens entschließen, zum besten der nicht-kundigen, auf welche doch ihre Frechheit wirken könnte, zuweilen an einzelnen Beispielen zu zeigen, daß ihre Unwissenheit eben so weit als ihre Frechheit geht, und dies ist es auch, was der Verfasser der critischen Bemerkungen über das Werk des kürzlich verstorbenen de Mailstre gethan hat. In diesen Bemerkungen erkennt man sogleich den Hrn. Bischof Gregoire, so wie man auch sogleich gewahr wird, was ihn auf den Kampfplatz gegen die Hyper-Ultramontanisten um mächtigsten herauszog. Dieser hatte sich nemlich die widdesten Ausfälle gegen die jansenistische Partey überhaupt und gegen die Schule von Port-Royal im besondern nicht nur gelegentlich erlaubt, sondern er schien seine ganze Schrift zunächst gegen sie gerichtet zu haben. Die blinde Hestigkeit des giftigsten Hasses, welchen er darin ausströmen ließ, gibt zwar beynah ein komisches Schauspiel, denn bey einer Reihe der tollsten Beschuldigungen, welche er gegen sie zusammenhäuft, arbeitet er sich fast bis zu Convulsionen ab, um es nur den Lesern glaublich zu machen, daß er sie selbst glaubt. Er begnügt sich nicht bloß damit, den Jansenisten zu sagen, daß sie verruchte Ketzer, entschiedene Calvinisten und die gefährlichsten Feinde

der Kirche seyen, sondern er drückt das höchste Erstaunen darüber aus, wie man einst in ihren Schriften nur in Rücksicht auf Styl und Sprache etwas erträgliches habe finden können. Ihre Haupt-Anführer, besonders die Patriarchen von Portroyal, die Arnauld, Pascal, Nicole und Tillemont seyen ja die erbärmlichsten Schriftsteller. Die berühmtesten Provinzial-Briefe Pascals könne man jetzt gar nicht mehr lesen, ohne daß einem das Buch vor langer Weile aus der Hand falle. Auch gebe es nichts so frostiges, so gemeines und so trockenes, als ihre äscetische Schriften, und die Uebersetzungen der Bibel und der Liturgie, womit sie die Kirche verpestet hätten; ja es lasse sich nachweisen, daß der Verfall des Geschmacks und der schönen Wissenschaften in Frankreich zunächst durch die Schule von Portroyal herbeygeführt, indem vorzüglich durch sie der große Styl der französischen Nation verdorben worden sey. Auf Anklagen dieser Art, welche dem allgemeinen Urtheil von zwey Jahrhunderten Hohn sprechen, konnte wohl keine Antwort nöthig seyn, warum aber doch Hr. Gregoire nicht dazu schweigen konnte, wird man eben so wenig fragen, als wir erst sagen dürfen, wie er sie abwies. Dies letzte ist auch der Fall mit demjenigen, was er auf die Spöttereyen seines Gegners über die Freyheiten der Gallicanischen Kirche und auf seine Schmähungen über die berufenen vier Artikel vom Jahr 1682 erwiedert hat. Nach Hrn. de M. hat "die ganze Kirchengeschichte kein so elendes Nachwerk aufzuweisen, als diese vier Artikel. Sie schlagen schon die gemeinste Logik des gesunden Menschenverstandes ins Gesicht, und kündigen damit voraus an, daß sie nur jene traurige Ausgeburt des gekränkten Stolzes, der gereizten Rachsucht und eines blinden Partengeistes sind. Es gibt gar keine Freyheiten der gallicanischen Kirche, denn dasjenige, was man mit diesem Namen bezeichnet, sind nur Eingriffe der weltlichen Macht in die Rechte des h. Stuhls." — Nun war es gewiß in der Ordnung, daß Greg. diese Lästerungen und den Lästerey mit Bossuets Namen und mit

Bossuet's Reule niederschlug. Der französische Streiter durfte wider den französischen Ultramontanisten von keinen andern Waffen Gebrauch machen; allein wenn der Ultramontanist, wie es hier der Fall war, selbst den Franzosen verläugnete oder vergaß, so möchte wenigstens das Kriegsrecht immer auch den Gebrauch von andern gegen ihn gestattet haben, die sich ungleich leichter und doch zugleich mit ungleich mehr Nachdruck hätten führen lassen. Aber es hätte dabey zugegeben werden müssen, daß es allerdings keine besondere Freyheiten der gallicanischen Kirche gibt, und dies darf wohl von keinem französischen Canonisten erwartet werden.

Bamberg und Leipzig.

Mit wenigen Worten wollen wir doch noch nachhohlen: Die Geschichte, das Wesen und der Werth der Nationalrepräsentation. Ein Handbuch für wirkliche oder künftige Volksvertreter. Von Sebald Brendel, Dr. d. R. Erste Abtheilung. 1817. VIII. und 331 Seiten in Octav.

Das vorliegende Werk soll zuerst andeuten, in wiefern die Idee von der Theilnahme der Völker an den Regierungsangelegenheiten in der Geschichte und in der frühern Entwicklung der berühmtesten Staaten selbst liege, welche Veränderungen sie erlitten, wie sie bald ausgebildet, bald entstellt, bald unterdrückt worden ist, und welchen Einfluß sie auf das Schicksal der verschiedenen Staaten gehabt hat. Besonders soll erzählt, und durch Vergleichung erläutert werden, was seit der französischen Revolution und in unsern Tagen beförderndes und hinderndes hierin geschehen ist. Um dies Thema zu erschöpfen, handelt der Verf. folgende Gegenstände ab: "Benennung, Character und Begriff der an der Staatsgewalt theilnehmenden Personen und Versammlungen — die alten classischen Völker — Athen — Sparta — Creta — Carthago — Rom — das neue Repräsentativsystem und die öffentliche Theilnahme in den alten Staaten — Entwicklung der ständischen Verfassung bey den germanischen Nationen — das Kriegssystem und die Volksvertretung — das Lehnssystem — der geistliche Stand — der dritte Stand — die stehenden Heere, die Militärregierungen, die heilige Allianz und die Nationalversammlung — Großbritannien — die Anwendbarkeit der britischen Verfassung und der nordamericanische Freystaat — Frankreich — Spanien — Portugal — Sicilien — Genua — das lombardischvenetianische Königreich — das Niederland — die Vertretung der deutschen Nation am Reichstage — die ehemalige landständische Verfassung in Deutschland — Sachsen — Mecklenburg — Baiern — Oesterreich — die Wiedergeburt der ständischen Verfassung in Deutschland. Nassau — Württemberg — Weimar".

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

67. Stück.

Den 26. April 1823.

L e i p z i g.

Bei G. Fleischer: Der Krampf in pathologischer und therapeutischer Hinsicht systematisch erläutert von Dr. J. C. A. Clarus, Königlich Sächsischem Hofrath u. s. w. Erster Theil 1822. 421 S. in 8.

Nachdem seit einer Reihe von Jahren die Lehre von den Entzündungen einer der vorzüglichsten Gegenstände ärztlicher Forschungen gewesen ist und manche wahrhafte Bereicherung gewonnen hat, gewährt es ein hohes Interesse einen andern nicht minder wichtigen Gegenstand der Pathologie, die Lehre vom Krampf, von einem Arzt dessen Standpunct als Hospital-Arzt und Vorsteher einer Klinik in einem Zeitraume von 20 Jahren vielfache Gelegenheit, zur Erweiterung seiner Erfahrung darbieten mußte, näher beleuchtet und erörtert zu sehen. Referent, welcher daher mit großen Erwartungen den ersten Theil dieses Werks zur Hand nahm, erkannte allerdings bey einer näheren Durchsicht desselben zahlreiche Beweise der tiefen Gelehrsamkeit des Herrn Verf. und seiner genauen Kenntniß der diesen Gegenstand betreffenden Litteratur; mit Vergnügen erkannte er in ihm einige vortreffliche prac.

tische Ansichten und Winke, namentlich über krankhafte Expansion des Bluts und Turgescenz der Gefäße und deren Einfluß auf Erzeugung verschiedener Krankheiten u. s. w. und ist daher begierig in dem folgenden noch zu erwartenden Theile solche fruchtbringenden Ansichten auf die Behandlung krampfziger Beschwerden von dem Herrn Verf. angewandt zu sehen. Zu leugnen ist es dagegen nicht, daß der Verf. den Begriff des Krampfs, dessen Sitz er irrigerweise im Zellgewebe sucht, viel zu weit ausdehnt, und der krampfhaften Turgescenz der Venen, welche er die wichtigste Rolle bey den Zufällen der Hydrophobie, des Tetanus, einer Menge von Vergiftungen und bey fast allen krampfzigen Zufällen spielen läßt, einen viel zu allgemeinen und zu wichtigen Einfluß zuschreibt. — Auffallend ist es überhaupt, wie die großen Fortschritte und Bereicherungen, deren sich die neuere Physiologie zu erfreuen hat, im allgemeinen so wenig fruchtbringenden Einfluß auf die neuern pathologischen Producte deutscher Aerzte gehabt haben, wie sie, die so gern alles, auch das unerklärliche erklären wollen, oft da noch nach neuen Hypothesen haschen, oder auf alte verjährte Annahmen sich stützen, wo neuere und sichere Thatsachen längst das Gegentheil erwiesen.

Eine gedrängte Uebersicht des vorliegenden Werkes wird ergeben, wie auch der Verfasser desselben sich nicht vor diesem Fehler zu verwahren gewußt, wie er wiederholt aus unerwiesenen und irrigen Hypothesen seine Ansichten zu entwickeln gesucht und unrichtige Folgerungen gezogen hat und wie daher seine Erklärung mancher pathologischer Erscheinungen höchst gezwungen und nicht mit den Grundsätzen der neuern geläuterten Physiologie vereinbar erscheinen muß. — Einleitung S. 1. erstes Capitel. Litteratur. S. 10. sehr vollständig. Zweytes Capitel. Benennungen des Krampfes bey ältern und neuern Schriftstellern S. 27. Drittes Capitel. Ueber den Begriff des Krampfes im Allgemeinen S. 33. Der Krampf ist ein

Zustand, dem alle Theile des organischen Körpers unterworfen sind, — der sich durch Verminderung des Umfangs, durch Kälte und Blässe des leidenden Theils darstellt; — seinem Wesen nach in krankhafter Verkürzung, Spannung und Verdichtung des Zellgewebes desselben besteht, — und durch Einwirkung äußerer oder innerer krankhafter Reize, unmittelbar, und ohne eine der Einwirkung vorhergegangene sinnlich erkennbare Veränderung in der Ernährung und Organisation eines solchen Theils als wesentlich vorauszusetzen, erregt wird. Der Verf. geht im folgenden die einzelnen Sätze dieser Definition nochmals erläuternd durch; wir werden daher späterhin Gelegenheit finden, das Irrige derselben darzutun. Viertes Capitel. Ueber den Sitz des Krampfes S. 38. Dem Krampf sind alle Theile des Körpers unterworfen, in so fern sie ihrem organischen Gefüge nach das Vermögen besitzen, auf Einwirkung äußerer oder innerer Reize, unabhängig von einer vorausgegangenen mechanischen oder organischen Veränderung des Gefüges selbst, sich zusammen zu ziehen, zu verkürzen und zu verdichten. Diese Eigenschaft, welche der Verfasser mit dem Ausdruck *Tonus vitalis* belegt, gebört nun nach ihm dem Zellgewebe an, und daher ist das Zellgewebe der eigentliche Sitz des Krampfes. Von diesem Grundsatz geht der Verf. aus, und entwickelt aus ihm seine Ansichten über den Krampf. (Leider muß Referent aber gleich diesen ersten Grundsatz des Verf. anfechten. Das Zellgewebe an und für sich zieht sich niemals auf innere oder äußere Reize zusammen, es geht ihm alle bemerkbare Contractilität, die animalische sowohl als die bemerkbare organische Contractilität (Bichat's), und mithin die Eigenschaft, welche zu den Erscheinungen des Krampfes fähig macht, ab, und das Zellgewebe an und für sich kann daher niemals der Sitz des Krampfes seyn; oder sah der Verf. wirklich jemals das Zellgewebe, die serösen Häute, die Knochen, die Gelenkbänder sich auf an-

gebrachte Reize zusammenziehen? hat er wirklich die Erscheinungen des Krampfes in ihnen beobachtet? Dem Verf. selbst scheint es auffallend, seiner so eben mitgetheilten Ansicht gemäß auch Knochen-Krämpfe annehmen zu müssen; indessen glaubt er den hierbey etwa aufstößenden Einwürfen durch die Bemerkung zu begegnen, daß, so gut wie in einem krankhaft afficirten Knochen, der im gesunden Zustande unempfindlich sey, Schmerzen entstehen könnten, eben so wohl auch bey veränderter Organisation desselben eine Vermehrung jener unmerklichen Contractilität denkbar (!) sey, wogegen aber Referent wiederum bemerken muß, daß der Verf. in der von ihm gegebenen Definition des Krampfes jede der Einwirkung (von Reizen) vorhergegangene sinnliche erkennbare Veränderung in der Ernährung und Organisation des Theils als nicht wesentlich erklärt hat. Krampf setzt eine höhere Organisation als die dem Zellgewebe eigenthümliche voraus, und kann sich nicht in den niedrigen Formen derselben äußern; Krampf setzt bemerkbare Contractilität voraus, die dem Zellgewebe abgeht; die Capillargefäße, die allgemeinen Bedeckungen u. s. w. sind die niedrigsten Stufen der Organisation, auf welchen die Erscheinungen des Krampfes beobachtet werden können.

Fünftes Capitel. Von den Erscheinungen des Krampfes im Allgemeinen S. 43. Verminderung des Umfangs, Kälte und Bläse des leidenden Theils sind die vorzüglichsten Erscheinungen des Krampfes. Zur Erläuterung dieser Behauptung wählt der Verfasser das Beispiel des Hautkrampfes, weil es nicht erlaubt sey, innere krampfhaft ergriffene Theile einer unmittelbaren sinnlichen Untersuchung zu unterwerfen (auch nicht bey Versuchen an lebenden Thieren?) Daß der krampfhaft ergriffene Muskel erblasse, gehe aus galvanischen Versuchen hervor, bey welchem der Muskel am Zinkpol weiß werde, S. 55. (Dem Verf. selbst aber leuchtet die Schwäche dieses Beweises ein, indem er gleich hinterher anführt, wie hierbey die che-

mischen Einwirkungen der galvanischen Batterie in Anschlag zu bringen seyen. Der Verf. würde sich hievon noch mehr überzeugt haben, wenn er jemals die bloß gelegten Muskeln lebender Thiere mechanisch gereizt hätte, indem man bey ihren convulsivischen Zuckungen durchaus keine Abnahme ihrer Röthe bemerkt, und behält daher Wichat's Ausspruch, daß der Muskel bey seiner Zusammenziehung seine Farbe nicht verändert, gegen des Verfassers Meinung seine vollkommene Richtigkeit. In der That ist auch nicht einzusehen, wodurch der Muskel beym Krampf erblasen soll, da die Röthe des Muskels mit seiner Faser innigst verwebt ist und nicht etwa allein vom circulirenden Blute herrührt.) Bey Sectionen von Menschen, die am Trismus oder an der Hydrophobie gestorben sind, bemerkt man nach dem Verf. das Herz verhältnißmäßig kleiner als gewöhnlich, die Herzhöhlen leer, den Herzbeutel zusammengeschrumpft und trocken (?), den Durchmesser der Arterien, besonders in den krankhaft ergriffen gewesenen Theilen, merklich verengt (?), die secernirenden Drüsen dicht, fest und trocken, ja selbst die Substanz der Nerven (!) das Gehirn und Rückenmark in ihrem Volumen vermindert und verdichtet. (Ohne die Richtigkeit dieser Beobachtungen des Herrn Verf. in Zweifel ziehen zu wollen, muß Ref. doch bemerken, daß diese Erscheinungen auch oft vermist oder auch nach andern Krankheiten beobachtet werden, und daß es sehr schwierig ist, sichere Resultate dieser Art selbst aus einer größeren Anzahl von Leichenöffnungen durch Vergleichung zu erhalten. Verschrumpfungen u. s. w. können auch in der That in Organen, denen, wie dem Gehirn und den Nerven bemerkbare Contractilität abgeht, nur langsamer und vermittelt einer fehlerhaften Ernährung und Veränderung ihrer Organisation entstehen; daß der Ernährungsproceß des Gehirns aber verhältnißmäßig zu andern Organen sehr langsam vor sich geht, und das Gehirn, Rückenmark und Nervensy-

stem selbst bey allaeinerer Abmagerung nicht gleichmäßig an mangelhafter Ernährung leiden, geht aus Weyer's schönen Versuchen mit blausaurem Kali, S. Dietels Archiv B. III S. 4. und B. VI. S. 1., und aus Desmoulins Beobachtungen das. B. VI. S. 462. u. f. w. genügend hervor.) Der Krampf soll S. 63. der vermehrten Turgescenz, welche sich im höchsten Grade als Entzündung darstellt, und durch Geschwulst, Röthe und Hitze ausdrückt, als Gegensatz entgegen stehen. (Wie aber wenn Krampf und Entzündung, wie solches so häufig der Fall ist, vereinigt auftreten, was der Verf. selbst in zahlreichen Fällen zugibt?) Sechstes Capitel Von der nächsten Ursache oder dem Wesen des Krampfs S. 69. Zunächst sehr ausführlich, was ältere und neuere Ärzte hierüber dachten. Bey Erwähnung der Baglivi'schen Theorie über den Krampf äußert der Verfasser, daß er so gar nach den zahlreichen Versuchen Wichat's und anderer noch geneigt sey, an eine vitale Contractilität der dura mater und der Nervencheiden zu glauben; er behauptet S. 95. daß allgemeine festere Adhäsionen der dura mater mit dem Schädel (die bey jüngeren Subjecten und an den Näthen doch wohl normal sind), nicht ohne krankhafte Folgen seyen, (doch wohl nur, wenn sie durch Entzündung erzeugt sind, wo alsdann diese als Ursache jener Folgen anzusehen ist), und erzählt zur Unterstützung dieser Ansicht, daß er bey epileptisch gestorbenen Subjecten den vorderen Theil des Kalz nicht so breit und die beiden Hemisphären des Gehirns daselbst verwachsen, die Oberfläche der dura mater aber gespannt gefunden habe, und bringt dies in Beziehung mit einem krankhaften Ziehen und Spannen in der Richtung der Pfeilnath, welches Epileptische nicht selten vor dem Anfalle erleiden. Des Verfassers eigene Ansicht von dem Wesen des Krampfs ist in der von ihm gegebenen Definition enthalten. — Was von dieser Ansicht zu halten sey, haben wir bereits gesehen.

Siebentes Capitel. Von den vorbereitenden Ursachen des Krampfs S. 121. Erster Abschnitt. Ueber die krampfhaftige Anlage im Allgemeinen, der schwammige habitus bietet eine vorzügliche Anlage zum Krampfe dar. Zweyter Abschnitt. Ueber den Einfluß der Ueberfüllung auf die Erzeugung der Anlage zum Krampf. — Das Zellgewebe aller organischen Theile besitzt die Kraft, sich auf äußere und innere Reize zu erweitern, auszubreiten und anzufüllen, (doch wohl nur passiv?) oder die Kraft der organischen Ausdehnung, turgor vitalis. Diese Eigenschaft besitzen daher auch die Venen; ihre krankhafte Ausdehnung nennt man Venenturgor, der sich unter andern S. 135 durch einen gallig-bitterlichen zugleich weichlichen (?) Geruch (?) der Theile auszeichnen soll. Das Blut, welches dabey ohne absolute Vermehrung und ohne Verminderung in andern Theilen, eben sowohl die Gefäße ausfüllt als vorher, erleidet vermöge der in ihm enthaltenen elastischen Flüssigkeiten, deren Gegenwart im Blute durch Versuche und Beobachtungen an Leichen hinlänglich dargethan ist, eine gewisse krankhafte Ausdehnung seines Volumens. Die Veranlassung zu einer solchen krankhaften Turgescenz der Venen sind: eine gewisse oft erbliche Anlage, die sich durch erhöhte Reizbarkeit (?), Beweglichkeit und Ausdehnung der Venen auszeichnet, climatische Einflüsse, Diät, Lebensart, Gemüthsbewegungen, Wärme, geistige Getränke, narcotische Substanzen, irrespirable Gasarten, Viperngift, manche Contagien z. B. das der Pest, des gelben Fiebers, des Typhus u. s. w. Die Zufälle der letzteren lassen sich am genügendsten aus einer krankhaften Turgescenz der Venen und der daraus herzuleitenden indirecten materiellen Veränderung des Hirns, Rückenmarks und Nervensystems erklären (wohl von denen zu berücksichtigen, die allenthalben Entzündung sehen, ob gleich weder das gelassene Blut noch die Section solche nachweisen). Der krankhafte Venenturgor entwickelt sich bald ört-

lich, bald allgemein, acüt oder chronisch. Es können allgemeine oder örtliche entzündliche Erscheinungen hinzutreten. Durch hinzutretende Entzündung werden die turgescirenden Venen allmählig verdickt, erweitert, verlieren ihre Elasticität, ihre Kraft zu reagiren, gehen selbst in Vereiterung über; manche Mastdarmfistel hat einen solchen Ursprung S. 154. Die krankhafte Turgescenz der Venen hat Einfluß auf die Beschaffenheit der Absonderungen und der Ernährung; daher z. B. die Säure in den ersten Wegen beym Magenkrampf von Turgescenz der Vasa coronaria und brevia, daher vielleicht die ausgeschwitzte Lymphe zwischen der pia mater und arachnoidea im Typhus; daher ferner bey geringerem und chronischem Venenturgor, beym Blutbrechen und in der schwarzen Krankheit das schwammige, auch gelockerte, mürbe und weiche Parenchyma der Leber und Milz.

Allgemeine und örtliche Turgescenz der Venen ist eine häufige Veranlassung zu erhöhter Receptivität der Nerven und zu Schmerzen und Krämpfen. Daher die hypochondrischen und hysterischen Zufälle bey Hämorrhoiden und Menstruationsfehlern, der Magenkrampf bey Erweiterung der vasa brevia, die Nervenfälle im Typhus, manche Epilepsie. Auch die Arterien, die Lymphgefäße (bey wassersüchtigen, scrophulösen, rachitischen und abgezehrten Personen) und Absonderungscanäle (z. B. die der Speicheldrüsen bey der Salivation) sind der krankhaften Turgescenz unterworfen. Dritter Abschnitt. Ueber den Einfluß der Entleerung (collapsus) auf die Erzeugung der Anlage zum Krampf S. 169. — Entleerung erzeugt nur indirect, nur als vorbereitende Ursache Krämpfe, indem sie die Empfänglichkeit für Reize als gelegentliche Ursachen des Krampfs ungemeyn erhöht. So wie man bey der Turgescenz der Gefäße eine Vermehrung des Cruor bemerkt, so entsteht umgekehrt eine Verminderung desselben bey dem Collapsus. Blutungen, Ausschweifungen, Hunger

u. s. w. sind die vorzüglichsten Ursachen der Entleerung. Viertes Abschnitt. Von dem Einflusse zusammengesetzter Ursachen auf die Erzeugung der Anlage zum Krampf S. 189. — Zu diesem rechnet der Verfasser 1. die verschiedenen Entwicklungsstufen des Lebens. 2. Die Fieber, deren regelmäßige Anfälle in einer Succession von Krampf und vermehrter Turgescenz besteht. 3. Allgemeine Fehler des Absonderungs- Ernährungs- und Bildungsgeschäftes, Dyscrasie der Säfte, Cachexie. Achtes Capitel. Von den Gelegenheitsursachen des Krampfs S. 207. Erster Abschnitt, mechanische Einwirkungen S. 208. zu ihnen rechnet der Verfasser auch den Kitzel. Zweyter Abschnitt. Atmosphärische Einflüsse S. 224. Die Einflüsse der Wärme und Kälte auf den Körper handelt der Verf. sehr weitläufig ab. Der Schnee wirkt bey Erfrorenen als schlechter Wärmeleiter besonders wohlthätig. Sehr gut ist, was der Verf. über die Entstehung der Frostbeulen sagt S. 240. Wechsel von Wärme und Kälte ist vorzüglich geeignet Krämpfe zu erzeugen. Feuchtigkeit der Luft, nasse Jahre, feuchte tiefliegende Gegenden, erhöhte Electricität der Luft vermehren die Anlage zu Krämpfen. Dritter Abschnitt. Speisen und Getränke S. 254. Verschiedene Speisen (besonders bey gewissen Idiosyncrasieen, das Mutterkorn, der Genuß verdorbener Blut- und Leberwürste, dessen Zufälle hier weitläufig beschrieben werden, Uebermaß geistiger Getränke, u. s. w. geben Veranlassung zu Krämpfen. Viertes Abschnitt Gifte und Arzneymittel S. 274. Ueber die Wirkung der Gifte verbreitet sich der Verfasser sehr umständlich, besonders über die der Blausäure, des amerikanischen Pfeilgifts, des Vipern und Schlangengifts, der bittern Angustura, des Opiums und Arseniks, welche nach dem Verfasser sämmtlich durch die Circulation, durch Veränderung der Blutmischung ihre Kraft äußern. S. 281. ist der Abschnitt Nr. 7. dadurch undeutlich geworden, daß der Verfasser bey

den Worten — "vor der Anbringung des Gifts" — die Worte "in die hintern Extremitäten" — ausgelassen hat. Die auf solche Weise in die Blutmasse gebrachten Gifte wirken theils durch Entmischung des Bluts, theils durch Lähmung des Herzens und der Gefäße, theils durch ihre Einwirkung aufs Gehirn und Rückenmark mittelst des Kreislaufs. Je heftiger, concentrirter das Gift ist, je unmittelbarer seine Aufnahme in den Kreislauf, desto mehr wirkt es nur durch Entmischung des Bluts und Lähmung des Herzens und der Gefäße, weil in solchen Fällen der Tod schneller erfolgt, ehe es seinen Einfluß auf das Gehirn und das Rückenmark äußern kann (?) (wie ist solches möglich, da das vergiftete Blut eben so schnell aufs Gehirn als auf die Substanz des Herzens einwirkt, indem es, wie Bichat's schöne Versuche lehren, nicht von den Herzhöhlen aus, sondern erst durch die Arteriae coronariae cordis auf die Substanz des Herzens inslirkt. Aus demselben Grunde wird, was Ref. häufig beobachtete, das Herz der in Kohlenäure erstickten Frösche sogleich gelähmt, während ein ausgeschnittenes in Kohlenäure aufgehängtes Froschherz ungestört zu pulsiren fortfährt, indem nur in dem ersteren Falle die Kohlenäure mittelst der einige Zeit noch fortwährenden Circulation auf die Muskelfaser des Herzens einwirkt; auch fand Ref. in zahlreichen Versuchen mit Blausäure das Blut nicht besonders schwarz und flüßig und das Auftröpfeln von Blausäure auf das pulsirende Herz hatte keinen lähmenden Einfluß auf die Bewegung desselben, wie solches der Verf. mit anderen Schriftstellern behauptet). In kleinern Gaben sollen diese Gifte ihre feindlichen Wirkungen auf das Nervensystem besonders durch verminderte Oxydations-Fähigkeit des Bluts und Erzeugung einer krankhaften Turgescenz der Gefäße äußern. Daß die giftige Angustura vorzüglich auf das Rückenmark wirkt, soll daraus hervorgehen, daß der Körper Stunden lang der

Wirkung des Gifts widersteht, wenn man das verlängerte Mark durchschneidet und die Respiration künstlich unterhält (Diese wahrscheinlich aus Emmerts Versuchen S. Medels Archiv B. 1. S. 181. entlehnte Erfahrung spricht nach des Ref. Dafürhalten gerade gegen die von Emmert und dem Herrn Verf. aus ihr gezogene Folaerung. Denn daß der Körper die Wirkungen des Gifts nach der Durchschneidung der medulla oblongata nicht verspürt, beweiset nur, daß das Rückenmark die durch das Gift im Gehirn hervorgebrachte Reaction nicht zum übrigen Körper überführt; wirkte das Gift wirklich unmittelbar auf das Rückenmark, so müßten die Zufälle der Vergiftung auch nach der Trennung vom Gehirn im übrigen Körper fortwähren. Ganz dieselbe Erscheinung beobachtete übrigens Referent bey einem mit Blausäure vergifteten Pferde, dem das verlängerte Mark durchgeschnitten wurde.) Auch das Opium soll zunächst durch eine krankhafte Turgescenz der Venen und eine verminderte Oxidationsfähigkeit des Bluts wirken und dadurch eine erhöhte (?) Reizbarkeit der Nerven erzeugen (was wohl schwerlich so allgemein angenommen werden dürfte). Die der Arsenikvergiftung folgendem, tödtlichen Zufälle scheinen nicht in einer Entzündung und Zerfressung des Magens und der Gedärme, die oft bey der Section sehr gering erscheinen, sondern ebenfalls in einer Veränderung des Bluts zu beruhen, durch die es unfähig wird, in den Lungen die nöthigen Umwandlungen zu erleiden, daher die blauen Blutflecke der Schleimhaut des Magens, der äußern Bedeckungen, die Erscheinungen eines heftigen Leidens des Kreislaufs, des Athembolens und des Nervensystems. Der Sublimat endlich scheint durch unmittelbare Einwirkung auf die Nerven, der Brechweinstein hingegen auf die Lungen feindlich einzuwirken. Der Verf. geht hierauf zu den Erscheinungen, welche das Wuthgift erzeugt, über, und nimmt ebenfalls eine krankhafte Turgescenz der

Venen als vorzüglichste Quelle jener heftigen krampfhaften Zufälle der Hydrophobie an, ohne Entzündung, die nur zufällig hinzukäme, für wesentlich dabey zu halten. Jener krankhafte Zustand der Venen, wirkt auf die Nerven, das Gehirn: und Rückenmark theils durch Erhöhung ihrer Receptivität, theils durch Veränderung ihres Stoffs, (wie aber die Nerven in einer so acuten Krankheit wirklich materiell verändert werden können, ist nicht leicht einzusehen). Alles was der Verf. über die Hydrophobie, von welcher er sehr weitläufig handelt, sagt, schließt er vorzüglich aus einem einzigen Falle, dessen Krankengeschichte und Sections: Bericht zwar sehr großes Interesse gewähren und mit einer meisterhaften Genauigkeit mitgetheilt werden, dennoch aber zu einzeln stehen und nicht hinreichen, um über eine so räthselhafte Krankheit ein so bestimmtes allgemeines Urtheil zu fällen und so gewagte Schlüsse zu ziehen, als der Verfasser sich deren erlaubt. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, den Fall selbst, der auch schon von dem Verf. an einem anderen Orte mitgetheilt ist, hier zu erzählen. Fünfter Abschnitt. Krankhafte Erzeugnisse S. 349. a. Krankhafte Erzeugnisse der Schleimhäute, und der mit ihnen in Verbindung stehenden Absonderungsorgane. Dahin gehören die Säure, der Schleim, die Galle und Winde im Darmcanal. Der Verf. gibt die Zeichen und Zufälle dieser krankhaften Erzeugnisse genau an. Bey gallichten Krankheiten wird häufig die Mischung des Bluts verändert, eben so wie solches durch gewisse Gifte geschieht, woraus das nicht selten zugleich eintretende Leiden des Gehirns und Nervensystems zu erklären ist. b. Krankhafte Erzeugnisse der serösen Häute. Wassersuchten sind häufig mit krampfhaften Zufällen verbunden. Die Ausspritzungen der Gehirnhäute sind nicht immer entzündlicher Natur, sondern oft Folgen einer venösen Turgescenz. (In wie fern eine krankhafte Turgescenz der Venen Wassersucht befördern kann,

geht sehr schön aus Magendie's Versuchen mit Einspritzungen von Wasser in die Venen, wobey er verminderte Resorption der Lymphgefäße beobachtete, hervor. (S. Meckels Archiv B. VI. S. 479.) Vortrefflich ist was der Verf. bey dieser Gelegenheit über die Hirnhöhlen: Wassersucht sagt. Langsamere entstehende Ausströmungen im Hirn- und Rückenmark der Kinder und Erwachsenen bestehen oft viele Jahre, ohne beträchtliche Zufälle zu erregen. Der Vf. fand bey plötzlich verunglückten, die vorher ganz gesund schienen, bedeutende Wasseransammlungen in den Hirnhöhlen. Werden solche Individuen von einer andern Krankheit befallen, so nehmen dieselben häufig unerwartet einen tödtlichen Ausgang. c. Krankhafte Erzeugnisse der äußeren Haut. d. Krankhafte Erzeugnisse des Ernährungs- und Bildungsgeschäfts, Cachexie, krankhaftes Ernährungs- und Bildungsgeschäft und Racoehymie oder Dyscrasie, fehlerhafte Mischung der Säfte. Sechster Abschnitt. Bewegung und Ruhe S. 380. Auch bey Krämpfen, die durch übermäßige Bewegung erzeugt werden, spielen nach dem Vf. wieder die turgescirenden Venen eine vorzügliche Rolle. Siebenter Abschnitt. Anstrengungen der Geistes und Gemüthsbewegungen S. 387. In diesem Abschnitte findet man eine Menge von Definitionen verschiedener Gemüthszustände, und mehreres, was man in der That hier nicht suchen würde. Vermehrung der Gallenabsonderung durch Zorn deutet auf eine bereits krankhaft disponirte Leber. In der großen Nervezreizbarkeit, die in den Menschen nach den Schreckensscenen der Schlacht von Leipzig zurückblieb, erkannte der Verf. eine vorzügliche Ursache der schnellen Verbreitung jener verderblichen Typhus-Epidemie, indem durch sie die Empfänglichkeit für das Contagium vermehrt wurde. Bey einem jungen Mann, der nach einem heftigen Schrecken blauesüchtig geworden war, fand sich bey der Section ein Riß in der Herzkammerschleimhaut. Sehr wichtig ist der Einfluß

des Schreckens auf das Venensystem, in welchem er bald Krampf (?) bald Lähmung erzeugt. Nichts ist gewöhnlicher, als daß die Menstruation durch Schreck unterbrochen oder in Unordnung gebracht wird; dieser Krampf der Venen kann sie so gar für immer außer Stand setzen, eine regelmäßige periodische Anschwellung zu erleiden und dadurch gänzliche Unterdrückung der Menstruation nach sich ziehen. (Der Verfasser geht hier von der Voraussetzung aus, daß das Menstruations-Blut aus den Venen ergossen werde, was indessen noch großem Zweifel unterliegt. Denn ob gleich das Menstruationsblut nach Lavagna's und Anderer Untersuchungen dem Venen-Blute am nächsten steht, so unterscheidet es sich doch noch von ihm durch den Mangel an Faserstoff und an Gerinnbarkeit und geringere Neigung zur Fäulniß. Einen Krampf aber kann man wohl in den Capillargefäßen, nicht aber in den Venen des Uterus annehmen).

W.

Tübingen.

Die Schußflehenden von Aeschylus, nach der Versart der Urschrift verdeutscht, mit einer Abhandlung und Anmerkungen begleitet, von Carl Philipp Conz, der griechischen und römischen Litteratur und der Beredsamkeit ordentlichem Professor zu Tübingen. Tübingen bey Heinrich Laupp. 1820. XLII und 106 Seiten in Octav.

Die Abhandlung, welche dieser Uebersetzung vorangestellt ist, sucht es wahrscheinlich zu machen, daß die Schußflehenden das Mittelglied einer dramatischen Trilogie waren, (vergleichen wir noch eine in der Orestia übrig haben), die mit den Aegyptern angefangen, und mit den Danaiden, wovon sich noch einige Fragmente finden, vollendet war, eine Meinung, die bis auf den Umstand, daß der Ausgang in den Schußflehenden und in den Danaiden so verschieden-

artig seyn mußte, große Wahrscheinlichkeit hat. Der Chor ist in dem Stücke nicht nur mithandelnd, sondern selbst die Hauptperson; diese Unbequemlichkeit ist aber nicht so groß, daß man deshalb mit Schlegel und Blümmner diese Tragödie für die schwächste des Aeschylus halten müßte; denn die Handlung ist zwischen den Chor und den Vater Danaus vertheilt, alle Glieder des Chors sind von gleicher Empfindung, beseelt und von gleichem Interesse geleitet, und die Rangordnung der Tragödien des Aeschylus läßt sich überhaupt nicht so genau abwägen. Furchtbare Erhabenheit und großartiger Geist können hier weniger durchscheinen, weil es ein religiöses Stück ist, als dessen Grundidee sich offenbart: das Heilige eines frommen kindlichen, auf eine höhere Macht gerichteten lebendigen Vertrauens bey äußeren Bedrängnissen, und der Sieg dieses Vertrauens. Für diesen Zweck konnte die Thätigkeit nicht viel bewegt seyn, aber die Kunstansforderungen des Critikers werden durch Theilnahme zwischen Besorgniß und Hoffnung in mannichfaltigen Hemmungen der Handlung und durch den Heroismus des gefaßten Entschlusses befriedigt. Der Character des Darstelligen (sic) Danaus gefällt durch seine rüftig bedachte Vorsorge, der des Pelasgus durch königliche Würde neben menschlich theilnehmender Gesinnung und Achtung der Rechte des Volkes; der zauberische Mondenschimmer großer Vorwelt erhellt und belebt mit einem magischen Lichte die Gegenwart; die innere Handlung der Gefühle findet in jeder reinen Brust ihre Bürgen und sie sind in der rührendsten Ergießung durch die Gesänge ausgeströmt an Zeus, das vollendete Bild weiser Macht und Gerechtigkeit im Einverständniß mit dem Schicksal, als einer festen, ewigen Anordnung der Dinge, beide verbunden zu einer gerechten und weisen Vorsehung.

Die Uebersetzung selbst bietet in reichem Maaße alle die Vollkommenheiten dar, welche dem Verfasser als Uebersetzer eigenthümlich und der gelehrten Welt schon bekannt sind, und erfreulich wäre es, wenn der Verf. die Zu-

sage erfüllen wollte, die seit zwölf Jahren von ihm einzeln gelieferten sämtlichen Stücke des Hesychus in einer neuen und vollendeten Bearbeitung neu vereinigt erscheinen zu lassen. Wenn dessen ungeachtet die Uebersetzung an manchen Stellen ungenießbar ist, so liegt die Schuld nicht an dem Verf., sondern an der in diesem Stücke am sichtbarsten hervortretenden Verderbenheit des Original-Textes, welche selbst Lafontaine's critische Kühnheit rechtfertigen würde, wenn die Leistungen der Conjectural-Critik je eine sichere Garantie der Wahrheit und Gewißheit in sich enthielten, und wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß was von dem einen Critiker als das sicherste Resultat seiner Forschung und Divinationsgabe festgestellt ist, von dem andern als ein nichtiges Spiel des Witzes und lustiger Einbildung verworfen wird. Des Verfassers Anmerkungen, von denen die kleineren unter den Text, die 25 größeren hinter demselben, alle aber meist critischen Inhaltes, gedruckt sind, geben hiervon den Beweis; doch verdient es rühmende Auszeichnung, daß er so viel als möglich gestrebt, die herkömmliche Lesart beyzubehalten und zu rechtfertigen, wiewohl dieses Bestreben meist gegen Bothe's Conjecturen polemisirend gestimmt ist; der eignen Verbesserungen werden nur wenige in Vorschlag gebracht, im Uebrigen ist der Text der neuesten Ausgabe von Schüz zum Grunde gelegt. Der erklärenden Anmerkungen sind nur wenige; bey ἀέριος v. 75. kann man bemerken, daß es wohl ein allgemeines Beywort für Küstenländer ist, die aus der Ferne gesehen, in dichte Luft u. in Nebel gehüllt sind. Hinter v. 212 ist ein ganzer Vers ausgelassen, was den Zusammenhang stört, und der folgende Vers fälschlich dem Danaus zugetheilt. Die Verse 654 u. 655 sind in der Uebersetzung unverständlich; auch möchten folgende Ausdrücke anstößig seyn: v. 74 die Sippen, φίλοι; v. 107 die Reime spät und geht; welche von dem majestätischen Volkklange des ἄταν δ' ἀπάτα μεταγυρούς nichts enthalten; v. 191 Reime Flehworte, χρεῖ' ἔπη; v. 218 Schukaltargenossame, κοιροβομία; v. 300 den Hünen (Hermes), παιδα γῆς; 465 Knall und Fall, ὅπως τάχιστα; v. 530 des Schiffs schwarzrudriges Grausel, τὰν μελαροζυγάταν, u. s. w.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. Stück.

Den 28. April 1823.

R o m.

Ven Vinc. Poggioli: *Florae Romanae prodromus exhibens Centurias XII plantarum circa Romam et in cisapenninis pontificiae diuionis provinciis sponte nascentium sexuali systemate digestas auctoribus Antonio Sebastiani M. D. P. B. P. et Ernesto Mauri. MDCCCXVIII. XV und 351 S. in 8.*

Genf und Paris bey Pacheud: *Flora Veneta seu enumeratio plantarum circa Venetiam nascentium secundum methodum Linnaeanam disposita auctore Stephano Moricand, Genevensi Administr. adjunct. Mus. acad. etc. Vol. I. 1820. X und 439 S. in Octavo.*

Vercina mit Lettern und auf Kosten der topographischen Societät: *Flora Veronensis, quae in prodromum Florae Italiae septentrionalis exhibet Cyrus Pollinius. Tom. I MDCCCXXII. XXXV und 535 S. in Octavo nebst zwey Kupfer- tafeln. Die zahlreichen Hindernisse, welche in Italien einer engern Verbindung mit dem Auslande im Wege stehen, beschränken zwar die italienischen Bot-*

P (3)

taniker fast ganz auf das Studium ihrer vaterländischen Flora: diese aber eben so reich, als mangelhaft gekannt, lohnt ein emsiges Forschen noch immer mit so viel neuen und interessanten Entdeckungen, daß der große Eifer, welcher jetzt die italiänischen Naturforscher belebt, hinlängliche Beschäftigung finden und ihre Thätigkeit für die Wissenschaft erfolgreich seyn muß. Die vorliegenden drei Werke, die so schnell nach einander erschienen sind, liefern die sprechendsten Beweise des gesagten, sie erweitern nicht nur wesentlich die Kenntniß der italiänischen Vegetation, sondern sie enthalten auch überhaupt so viele gute Beobachtungen, daß sie von jedem Botaniker berücksichtigt zu werden verdienen.

Das Gebiet der Flora von Sebastiani und Mauri begreift den Theil des Kirchenstaats in sich, welcher zwischen dem höchsten Rücken der Apenninen und dem westlichen Meere liegt, von Terracina bis an die Gränzen von Toscana, ein Landstrich, dessen herrliche Vegetation bis auf die Verf. des vorliegenden Werkes kaum einen Bearbeiter gehabt hatte. Diese haben nun zwar auch, wie schon aus dem Titel erhellt, nicht alle innerhalb der angegebenen Gränzen wachsende Gewächse aufgezählt, sondern vorläufig nur 1200 in Linnéischer Ordnung angeführt, doch versprechen sie, Supplemente zu liefern, in denen auch die Kryptogamen berücksichtigt werden sollen, so daß nach und nach eine vollständige Flora Romana daraus erwachsen wird. — Was nun die Bearbeitung selbst anbelangt, so scheint besonders die ältere Synonymie mit vieler Vorsicht behandelt und die Standorte scheinen mit lobenswerther Genauigkeit angegeben zu seyn. Neuere Schriften standen den Verf.wenig zu Gebote, man kann es ihnen daher nicht zum Vorwurf machen, wenn aus solchen manche nothwendig scheinende Citate ganz fehlen oder noch zweifelhaft angezogen sind. Die Diagnosen sind meistens theils aus andern Schriftstellern entlehnt, unter de-

nen Bertolone und Cavi mit Recht am meisten benutzt sind: doch auch, wo es nöthig war, umgearbeitet. Kurze Beschreibungen finden wir nur bey den Cyperaceen, Gräsern, Orchideen und einigen andern, bey den leichter zu erkennenden Pflanzen sind sie als überflüssig weggelassen: nur die Blüthezeit und oft auch die Farbe der Blumen ist angegeben. Von den neuerlich durch Cavi, Bertolone, Tenore und Viviani bekannt gewordenen Arten haben die Verf. die meisten auch in ihrer Flora aufgefunden, neue Arten dagegen nur wenige aufgestellt, und als sorgfältige Beobachter der Natur durch die Verbindung mehrerer Formen die Grenzen der Species erweitert und berichtigt. So ist, um doch durch einige Beispiele das Gesagte zu belegen, *Olea Oleaster* wieder als var. *sylvestris* zu *O. europaea* gezogen (Ref. hat in Istrien beide Formen auf einer Wurzel gesehen), *Plantago altissima* Jacq. als *Pl. lanceolata* β aufgeführt, die *Ixia Bulbocodium* α *parviflora* Vahl. En. Redout. Lil. 88. f. A. aber als eigene Species unter dem Namen *Romulea Columnae* unterschieden. Ueberhaupt verdient das Werk gewiß einen ehrenvollen Platz unter den neuern Producten der italiänischen Botaniker und wird durch die vielen darin enthaltenen Berichtigungen jedem unentbehrlich, dem die Kenntniß der mittelländischen Flora am Herzen liegt.

Weniger wichtig als die Arbeit von Sebastiani und Mauri scheint dem Ref. Moricands Flora, obgleich sie gewiß für die, welche um Venedig Pflanzen sammeln wollen, eine willkommene Erscheinung ist. Die Umgegend von Venedig ohne Berge, ohne Steine, ohne Wälder, ohne Abwechslung des Bodens ist zu gleichförmig, als daß die Vegetation reich oder ausgezeichnet seyn könnte: sie ist arm an Arten und noch ärmer an seltenern Gewächsen. Ref. will hiedurch indessen keineswegs die Meinung von sich erwecken, als ob er die Darstellung einer artenarmen Vegeta-

tion nicht für ersprießlich hielte, er glaubt vielmehr, daß der Florist einer solchen Gegend am meisten Gelegenheit habe die gemeinen Pflanzen, und sey denen ist am meisten zu erinnern, mehr und genauer zu beobachten und dadurch für die Wissenschaft wesentlich zu wirken, da aber Moricand eine ausführliche Critik der Arten ganz von seinem Plane ausschloß, so vermindert die Pflanzenarmuth der venetianischen Flora noch das geringe Interesse, welches ein Werk wie das Moricandische erregen kann. Am meisten ist zu bedauern, daß der Verf. so sehr die Synonymie vernachlässigt hat; Linnés und Willdenows Species, Persoons Synopsis und De Candolles Flore Françoise sind fast die einzigen Bücher, aus welchen wir Citate finden, die De Candolleschen aber sind die sichersten, weil der Verf. dessen Herbarium verglichen hat. Von ältern Schriftstellern ist allein Zannichelli zu Rathe gezogen: Scopolis, Brignolis, Cuffrens, Wulfens Schriften sind ganz unbeachtet gelassen. Für Anfänger wird indessen dieser Mangel durch eine jeder Art angehängte adumbratio ersetzt. Die wenigen neuen Arten scheinen noch einer wiederholten Untersuchung bedürftig. — Der zweite Theil soll nach des Verf. Versprechen bald erscheinen und die Kryptogamen enthalten. Wir wünschen daß der Verf. darin einen andern Weg der Bearbeitung betreten und besonders die Alae, woran das adriatische Meer so reich ist, auf eine Art behandeln möge, wie sie die Schwierigkeit dieser Familie und das Interesse der Wissenschaft vorschreibt.

Pollinis Flora von Verona zeigt Ref. um so lieber in diesen Blättern an, je mehr er überzeugt ist, daß sie eins der besten und brauchbarsten botanischen Werke ist, womit die italiänische Litteratur in den neuern Zeiten bereichert wurde. Als Einleitung hat ihr Verf. eine Darstellung des Gebiets seiner Flora vorausschickt, welches nicht nur die nähern Umgebungen von Verona mit dem Lago di Garda, dem

Monte Baldo u. s. w., sondern das ganze südliche Tyrol und den Theil von Oberitalien, der zwischen Belluno, Feltre, dem Po, Brescia, dem Bellin und Gcaubänden liegt, in sich begreift. Diese Darstellung eines Landstriches, welcher Alpenketten, herrliche Täler, fruchtbare Ebenen, Flüsse und Seen in der mannichfaltigsten Abwechslung enthält, ist ein höchst belehrender Aufsatz, welcher die Aufmerksamkeit auch der Nichtbotaniker auf sich ziehen wird, da er ein sehr anschauliches Bild einer der schönsten Gegenden Europas gibt, dem Botaniker aber um so willkommener seyn muß, als diese Gegend zu denen gehört, die nicht allein durch eine sehr reiche Vegetation sich auszeichnen, sondern auch schon seit Jahrhunderten von trefflichen Beobachtern erforscht wurden. Eine Uebersicht der botanischen Schriften, welche über diese Gegend handeln und über deren Verfasser gibt Polini in der Einleitung ziemlich ausführlich. — Die Zahl der vom Verf. in seiner Flora beobachteten Arten mit Einschluß der gemein cultivirten beläuft sich auf 2500: außer diesen sind aber am Ende every jeden Gattung noch diejenigen angeführt, welche in andern Theilen von Oberitalien vorkommen, weil der Verf. sein Werk zugleich als Prodromus der oberitalianischen Flora angesehen wissen wollte. Die Reihenfolge der Pflanzen ist die Linnéische: der erscheinene Band enthält die neun ersten Classen. Sorgfältig ausgearbeitete Diagnosen, eine behutsame Auswahl der wichtigern Citate und die genaueste Angabe des Standortes und der Blüthezeit geben dem Werke einen nicht geringen Werth: Beschreibungen fehlen freylich bey fast allen Arten, sie würden aber auch größtentheils gewiß überflüssig gewesen seyn. Für diejenigen, welche des natürlichen Systems sich bedienen, ist dadurch gesorgt, daß die Familie, zu welcher eine Gattung gehört, allenthalben angeführt ist, auch vermehrt die kurze Angabe des habituellen Characters jeder Gattung noch um vieles die Brauchbarkeit des

Buchs. Was die Bestimmung der Arten selbst anbelangt, so hätte Ref. dabey noch wohl manches zu erinnern, denn obgleich er es für einen bedeutenden Vorzug der Pollinischen Arbeit vor vielen andern hält, daß die Artenzahl nicht nur nicht vermehrt, sondern durch die richtige Vereinigung mancher Pseudoarten vielmehr vermindert ist, so kann er es doch nicht billigen, daß Pollini nicht selten in dieser Hinsicht, oft freylich nur Bertolone folgend, die Mittelstücke überschritten und Pflanzen verbunden hat, die niemand für Formen derselben Art halten wird, wenn er nicht über die aufgefundenen Aehnlichkeiten alle Abweichungen vergessen will. So stimmt Ref. zwar vollkommen mit dem Verf. überein, wenn er *Circaea intermedia* mit *C. alpina*, die Brignolischen *Paederotae* mit den längst bekannten, *Scabiosa argentea* L. mit *Sc. alba* Scop. und *S. ucranica* All. (Wulfens *Sc. maritima* ist auch dieselbe) u. s. w. verbindet, kann sich aber unmöglich überzeugen, daß *Agrostis alba*, *vulgaris* und *verticillata* eine Art ausmachen, oder vollends *Sesleria coerulea* und *elongata* nicht verschiedene Species seyn sollen. Die auch hieher gezogene *S. tenuifolia* Schrad. könnte schon eher zu *S. coerulea* gehören. Ref. begnügt sich seinen Lesern diese wenigen Beispiele anzuführen, und äußert nur noch den Wunsch, daß man dem Pollinischen Werke, welches hoffentlich recht bald fortgesetzt und vollendet werden wird, die Aufmerksamkeit nicht entziehen möge, die es in hohem Grade verdient.

Bj.

U t r e c h t.

Specimen inaugurale in Protagorae apud Platonem fabulam de Prometheo et generis humani ad humanitatem progressionem, publico et solenni examini submittit Arnoldus Ekker, Vollenhovia-Transisalanus. Trajecti ad Rhe-

num, ex offic. Joh. Altheer. 1822. XVI. und 125 Seiten in Octav.

Der Verf. meint, die ursprüngliche Gestalt der Griechischen Fabeln sey durch dichterischen Schmuck verschönert und durch philosophische Deutung vergeistigt worden; seine Aufgabe ist, die Fabeln von Prometheus, Epimetheus und Pandora in jene Elemente aufzulösen, in der Ausführung aber hat er sich fast bloß auf eine Deutung der Fabel von Prometheus beschränkt. Sein mythologisches Raisonnement enthält zwar viel Richtiges aber dieses ist meist in einem Geiste, der die mythologischen Schriften vor einem halben Jahrhundert besaite, wo Vanier und bald nachher Heyne zum Apollodor den Ton angaben. Nachdem der Vf. die betreffende Fabel aus dem Hesiodus und aus Platon's Protagoras (aus letzterem ist der Griechische Text mit einer lateinischen Uebersetzung und einigen kritischen Bemerkungen abgedruckt) erzählt hat, gibt er den Unterschied zwischen beiden also an: Jene ergötzt durch Gewandtheit in List und Verschlagenheit, diese macht Eindruck durch Ernst und Fülle, jene reizt durch comisches Colorit der Diction und Handlung, diese fesselt durch Präcision des Vortrags und der Beschreibung, jene ist zur Unterhaltung, diese zugleich zur Belehrung bestimmt, jene ist mehr poetisch, diese mehr prosaisch. Es ist in dieser Fabel von Platon mythisch vorgetragen die Bildung des Menschen zur Humanität, aus Erde, weil diese Alles erzeugt, und aus Feuer, welches allen Künsten des menschlichen Lebens Ursprung und Daseyn gewährt. Der Mensch nemlich, unter allen Geschöpfen allein nackt und wehrlos, erhielt zum Ersatz von Prometheus zwey Dinge, vermittelst deren er alle seine Bedürfnisse befriedigen sollte, und welche die eigentlichen Unterscheidungsmerkmale zwischen Menschheit und Thierheit sind und also auch die Grundlagen aller Humanität bilden. Diese sind 1. die *εὐτεχνος σοφία*, das Kunstvermögen und der Kunstsinn, mit dessen Hülfe Alles erfunden wird, namentlich Sprache, Wohnung, Kleidung,

Ackerbau, schöne Künste und Wissenschaften, lauter Dinge, deren Ursprung man oft fälschlich von der Nothwendigkeit ableitet, endlich selbst Religion und Gottesverehrung. Doch alle diese Dinge befriedigen nur die Bedürfnisse eines Jeden einzeln, die Humanität der gesellschaftlichen Verbindung in größeren Massen wird vermittelt 2. durch die πολιτική, oder den Trieb und die Sorge für gesellschaftliche Verbindung, deren Grundpfeiler sind αἰδώς u. δίκη. Freundschaft und Gemeinschaft (selbst bis zur Weibergemeinschaft im Platon gesteigert) waren die Grundlage der alten Republiken, das Recht Band und Fieder jener Freundschaft, das Gesetz die einzige Norm derselben, Eifer für das Schöne und Anständige ihre Frucht. Aber in dieser Gemeinschaft herrschte eine heilige Achtung und Scheu, welche der Ausdruck αἰδώς bezeichnet, deren Bedeutung durch Beyspiele aus Homer, Hesiodus, Theognis, Pindar, Sophocles, Euripides, Pylagoras, Xenophon u. Platon erwiesen wird, wie denn auch ihr zu Ehren Altäre und Tempel erbaut waren. Denn sie allein gemährt Platonische Freundschaft und Liebe und ist die schönste Fieder und sicherste Stütze des Staates. — Die große Besessenheit des Vf. im Platon ist in der Ausführung dieser Ideen das Lobenswertheste an der Schrift; die Lässigkeit ist gut; jedoch durch einige starke Verstöße entstellt. R. D.

L e i p z i g.

Bev Gerhard Kleischer: Vertraute Briefe über Bücher u. Welt. Von Friedrich Köppen. 1821 u. 1823. Zwey Bände in 8. Dem Rec. wird es zwar selten so gut, daß er sich dem Bob. b. dagen bey seinem Lesen neuer Schriften überlassen kann, häufig auch dann nicht; wenn er zu seiner Erholung liest. Und wie oft verarrestet er sich und hat er sich vergriffen, wenn er von dem Vorath der letzten Pöcherwelle, sich etwas, das der Name des Verf. oder die Ankündigung des Inhalte durch den Titel zu empfehlen schien, zu welchem Zweck ausgewählt hat. Dem Vf. der vertrauten Briefe ist er aber das Zeugniß schuldig, daß er die volle Probe bey ihm bestanden. Es fehlt zwar viel, daß er mit ihm über Bücher u. Welt, über genannte u. nur von ferne angedeutete Männer, in anthropologischen, physiologischen, philosophischen Hypothesen überall übereinstimmte; der Vf. hält ihm vielmehr oft die Opposition; aber einen Mann von Geist und Wissenschaft über Gegenwärt u. Vergangenes, über alte, neue und die neueste Literatur, über die wichtigsten Angelegenheiten des Ema. Inen und Ganzen mit Einsicht sprechen zu hören, das gewährt nicht bloß Unterhaltung und Erholung, sondern auch Anfertigung. Es ließ sich daher der kleine leere Raum dieses Blattes nicht besser als mit diesem Bekantniß für unsre Leser ausfüllen.